
Geschichte der Deutschen von ihrem beginn bis auf unsere tage
Theodor Griesinger



 Verlag von VOGLER & BEINHAVER in STUTTGART



Kaiser Heinrich IV. in Canossa im J. 1077 n. Chr.

# Theodor Griesinger's

# Geschichte der Deutschen

von

ihrem Beginn bis auf unsere Tage

in

vier Bänden.

Zweiter Band.

Stuttgart.

Vogler und Beinhauer.

1872.

Druck von Carl Baur in Stuttgart.

# Zweiter Band:

Vom

# deutschen Kaiserthum

bis zum

# Ausgang des Mittelalters.

(911 — 1493 nach Christus.)

# Erstes Buch.

# Die sächsischen Kaiser.

(911 bis 1024 nach Christus.)

---

## Erstes Kapitel.

## Conrad I.

(911 bis 918 nach Christus).

Das, was wir bisher dem Leser erzählten, war nicht sowohl eine Geschichte Deutschlands, das heißt derjenigen Völker, welche in Deutschland wohnten, sondern vielmehr aller germanischen Stämme, welche sich über die verschiedenen Theile der Erde ausbreiteten, um bald da bald dort auf längere oder kürzere Zeit festen Fuß zu fassen. Nunmehr aber beginnt die Geschichte der Deutschen im engeren Sinn des Wortes, denn nachdem der Versuch Karls des Großen, ein großes Weltreich zu schaffen, schon kaum ein Jahrhundert später sich als einen mit den Interessen der Menschheit im vollsten Widerspruch stehenden Traum erwiesen hatte, constituirte sich Deutschland durch die Wahl Conrads I. definitiv als ein für sich bestehender Staat, der in Sprache, Sitte und Gesetz mit seinen Nachbarstaaten nichts mehr gemein haben wollte. Zwar allerdings hatte schon der Vertrag von Verdun die Trennung

der von Karl dem Großen durch eiserne Gewalt zusammengeschmiedeten Völker ausgesprochen, allein trotz diesem Vertrag trat doch in allen Karolingern das Gelüste, das Reich Karls des Großen unter Einem Haupte wieder zu erneuern, mehr oder minder heftig zu Tag und selbst König Arnulph gab nur gezwungen jenen Plan auf. Erst nach dem Tode des letzten deutschen Karolingers war die Trennung zwischen Deutschland und Frankreich eine vollendete geworden, und nicht minder hatte auch das Kaiserthum aufgehört. Jedes von der Natur abgegränzte Land Europas sollte fortan für sich bestehen, weil sonst seine nationale Entwicklung gar nicht möglich war, und kein Volk durfte mehr das andere unterjochen, weil es sich vielleicht stärker fühlte, als jenes. Solches war der Grundgedanke, der sich endlich nach so langen bitteren Erfahrungen in unseren Vorvätern Bahn brach, und in der That wandten sich auch unmittelbar von dem Zeitpunkte an, wo Deutschland seine abgeschlossene Nationalität geltend machte, die Zustände unseres Vaterlandes sowohl im Innern als gegen Außen entschieden zum Bessern.

Die vorherige Periode schloß damit ab, daß der Frankenherzog Conrad zum Oberhaupt der Deutschen — als solches hieß er **König Conrad I.** — gewählt wurde, und man könnte nun leicht versucht werden, sich der Täuschung hinzugeben, die Deutschen seien auf ihr uraltes Recht, sich ihre Fürsten selbst zu ernennen, zurückgekommen. So verhielt sich jedoch die Sache nicht, denn nicht die sämmtlichen Freien traten in einer Versammlung zur Wahl zusammen, sondern nur die Hochadeligen und zugleich Mächtigsten, sie mochten nun dem geistlichen oder weltlichen Stande angehören. Die freien Bauern waren ja, wie ich früher schon auseinandergesetzt habe, fast gänzlich verschwunden und selbst die geringeren Adeligen hatten sich meist, ihres Vortheils wegen, in den Vasallendienst irgend eines Höheren begeben! Bei diesen Höheren also ganz allein stand noch das Wahlrecht und sie übten es auch aus, aber nicht freiwillig. Nein, sondern nur, weil sie die Noth, die Magyarennoth nemlich, dazu zwang, und selbstverständlich dachte also keiner daran, von seinen bisherigen Rechten zu Gunsten des neu gewählten Königs irgend etwas Beträchtliches aufzuopfern. Im Gegentheil, selbst ihre bisherige Unabhängigkeit ge-

dachten sie so viel möglich beizubehalten und dem mächtigen Sachsenherzoge Otto mußte König Konrad sogar förmlich versprechen, nichts von ihm zu verlangen, denn nur allein die Heeresfolge. Schon hieraus also ließ sich der Schluß ziehen, daß es um die Königsmacht Konrads I. nicht gar glorios stehen werde; welche schwere Bedenken aber mußten nicht erst dann aufsteigen, wenn man sich fragte, warum wohl die Herzoge von Lothringen und Baiern so wie die Kammerboten von Schwaben je mit ihrem Hauptanhange zur Wahl gar nicht erschienen seien. Mein Gott, sie hatten sich offenbar alle von einem und demselben Grunde bestimmen lassen, nemlich von dem, keinen Herrscher über sich anzuerkennen, sondern ihre volle Unabhängigkeit zu behaupten.

Der Blick in die Zukunft war also bei Vielen ein sehr getrübter, doch tröstete man sich wieder damit, daß König Konrad ganz das Zeug dazu hatte, alle Schwierigkeiten zu lösen. Nicht nur nemlich mußte man ihm Tapferkeit und Unternehmungsgeist zusprechen, sondern er besaß auch viel Verstand und Klugheit, so wie nicht minder ein wohlwollend Gemüth und eine stets offene und freigebige Hand. Ja, was noch weit mehr Werth hatte, es beseelte ihn ein patriotischer Gemeinsinn, so daß er jederzeit bereit war, dem Wohle des Vaterlands sein eigenes unterzuordnen! Man durfte also Großes von dem neuen Könige hoffen, allein umgekehrt hatte er auch eine schwache Seite, die man ziemlich hoch anschlagen mußte, die nemlich, daß er den Einflüsterungen der hohen Geistlichkeit, absonderlich des Erzbischofs Heriger von Mainz, des gleichgesinnten Nachfolgers des herrschsüchtigen Hatto, und des Bischofs Salomon III. von Constanz, eines zwar sehr schönen, sehr klugen und sehr gelehrten, aber auch sehr geizigen und gewaltthätigen Mannes, ein mehr als bereitwilliges Ohr lieh. Ihnen konnte er nichts abschlagen, wenn sie ihn dringend um etwas baten, und noch weniger besaß er die Energie und Selbstständigkeit, einen Rath, den sie ihm gaben — und bei allen Hauptsachen fragte er sie um Rath — nicht zu befolgen. Welchen Rath nun aber gaben ihm diese geistlichen Herren in Beziehung auf die renitenten oder doch wenigstens schwierigen Beherrscher von Schwaben, Lothringen und Baiern? Nun dem König Konrad I. hätte es, wenn er nur seinen eigenen Verstand

zu Rathe zog, im Momente klar sein müssen, daß er der Magyaren-Einfälle wegen vor allem dem Reiche den inneren Frieden zu erhalten habe, denn nur ein einiges Deutschland konnte den Ungarn kräftig entgegentreten. Er hätte also die Pflicht gehabt, durch alle Mittel des Entgegenkommens, der Nachgiebigkeit und der Milde die renitenten Herzoge für sich zu gewinnen, und wenn er so zu Werke gieng, so durfte er sich auch sagen, daß ihm dieß möglich werden würde. Allein wies vielleicht der Rath der obgenannten hohen geistlichen Herren nach diesem friedlichen Wege? Wahrhaftig, nein, denn die hohe Geistlichkeit Deutschlands war vom furchtbarsten Haß gegen die Stammherzoge erfüllt, weil diese ihrer Selbstständigkeit fast immer gewaltthätig zu nahe traten — ich habe dieß am Schluß des ersten Bandes des Näheren auseinandergesetzt — und ihr ganzes Dichten und Trachten gieng daher dahin, dem Stammherzogthum überhaupt ein Ende zu machen. Ja wohl vernichtet sollte das Institut der Stammherzoge werden und darum sagten jene Bischöfe zum Könige, daß die Macht des Königthums so lange eine illusorische sei, als der Starrsinn der Großen ungebeugt dastehe. „Nieder mit ihnen und wenn selbst ein lang andauernder Bürgerkrieg daraus entstände!“ Das war ihre Devise und leider gelang es ihnen, den König zu derselben zu überreden.

Als den Renitentesten unter den schwierigen Herzogen sah Konrad I. den Herzog R e g i n a r v o n L o t h r i n g e n an und als dieser der Aufforderung sich ihm sofort und bedingungslos zu unterwerfen nicht nur nicht gehorchte, sondern sich vielmehr mit dem Könige von Frankreich, dessen Oberlehensherrlichkeit scheinbar anerkennend, verband, um einem etwaigen Angriff desto eher gewachsen zu sein, zog der deutsche König im Frühjahr 912 gegen ihn zu Felde. Der Bürgerkrieg war also da, allein wozu führte er? Der Herzog Reginar gebot über eine große Macht, denn Lothringen umfaßte damals alles deutsche Land links vom Rhein, vom Elsaß an bis nach Westfriesland hinab, und überdem sandte ihm Karl der Einfältige, der König von Frankreich, ein starkes Hülfscorps. König Konrad I., dem fast nur seine Franken in den Kampf gefolgt waren, konnte also nichts oder doch so viel wie nichts ausrichten, weder im Jahr 912, noch das

Jahr darauf im Feldzug von 913, und mußte am Ende froh sein, daß ihm wenigstens das Elsaß nebst dem Westrichgau zufiel. Diese übergab er seinem Bruder Eberhard, den er zu seinem Nachfolger im Herzogthum Franken ernannt hatte, und von da an ward Reginar von Lothringen in seinem Regiment über Lothringen nicht weiter beunruhigt.

In Schwaben hatte sich, wie wir aus dem letzten Kapitel des ersten Bandes wissen, der Missus oder Kammerbote Erchanger, unterstützt von seinem Bruder Berthold, im Jahr 911 der herzoglichen Gewalt bemächtigt, und das Jahr darauf, nachdem er sich gegen die Ungarn — diese fielen damals in Baiern ein und drangen bis in das Herz Schwabens vor, wurden aber bei Oeting von den vereinigten Baiern und Schwaben fast vernichtet — besonders hervorgethan, nahm er sogar den Titel eines Herzogs von Alemannien an, ohne daß König Konrad I. etwas dagegen einzuwenden gewagt hätte. Im Gegentheil suchte dieser nach einem Mittel, wie er den Erchanger nebst seinem Bruder Berthold bleibend für sich gewinnen könne, und entschloß sich in Folge dessen dazu, Erchangers und Bertholds Schwester Kunigunde, die Wittwe des verstorbenen Herzogs Luitpold von Baiern und Stiefmutter des jetzigen bairischen Herzogs, Arnulphs des Bösen, zum Weibe zu nehmen, obwohl dieselbe viel älter war, als er. Ja wohl zu diesem für ihn gewiß sehr schweren Entschluß kam er, denn er glaubte, es müßte damit nicht blos das Brüderpaar Erchanger und Berthold, sondern auch der Baiernherzog Arnulph aus einem Gegner in einen Freund und Anhänger verwandelt werden, und ohne Zweifel wäre auch die Speculation gelungen, wenn nur eine Kleinigkeit dem nicht entgegengestanden hätte. Unter dieser Kleinigkeit aber verstehe ich die Schwachheit des Königs gegenüber der hohen Geistlichkeit. Bisher, bis zum Jahr 912, war Erchanger mit dem Bischof Salomo von Constanz, wie der Leser aus dem Früheren weiß, sehr gut gestanden. Besser gesagt, die Beiden hatten sich verbündet gehabt, um in Alemannien so viel Gewalt und Territorium, als möglich, an sich zu reißen. So wie nun aber Erchanger Herzog von Alemannien geworden war, suchte er den räuberischen Anmaßungen des Bischofs zu steuern und sofort entstand ein

heftiger Zwiespalt zwischen den bisherigen Verbündeten. Hauptzankapfel war die Burg Stammheim mit ihren Gütern und wie nun der Bischof Salomo den König Konrad I. als Schiedsrichter anrief, befahl dieser augenblicklich dem Herzog Erchanger, die Burg an den Bischof abzutreten. Hiezu fühlte sich jedoch der Herzog ganz und gar nicht geneigt und so entstand aus dem Zwiespalt eine blutige Fehde, die das Resultat hatte, daß der Bischof Salomo von Erchanger gefangen genommen wurde. Nun schien der Krieg zu Ende zu sein, denn der Herzog verwahrte den Bischof auf seiner Feste Diepoldsburg bei Wiesensteig so sorgfältig, daß derselbe unmöglich entkommen konnte; allein siehe da, jetzt im Frühjahr 915 rückte König Konrad mit großer Heeresmacht heran, den Gefangenen zu befreien. Letzteres gelang nicht, dagegen aber zog Erchanger den Kürzeren und mußte dem Schwabenland flüchtig den Rücken bieten. Draufhin machte sich der König an die Belagerung der Bergfeste Hohentwiel, des Hauptbollwerks in Alemannien, welche der Graf Berthold, Erchangers Bruder, aufs tapferste vertheidigte; doch ehe noch Konrad I. einen Vortheil erreichen konnte, sah er sich gezwungen, dem schwer beleidigten Herzog von Sachsen — wir werden gleich nachher davon reden — entgegenzutreten, und das kleine Truppencorps, das er zurückließ, konnte die Belagerung nicht fortsetzen. Im Gegentheil hatten die Anhänger des Königs in Verbindung mit den Anhängern des gefangenen Bischofs von Constanz alle Mühe, sich überhaupt nur im Schwabenland zu halten, denn ihre Gegner wurden jetzt wieder gewaltiger denn je. Einmal nemlich kam der junge Graf Burchard, ein Sohn des ermordeten Herzogs gleiches Namens (nach der Ermordung des Herzogs Burchard, welche wir früher schon gemeldet haben, ruhte der Bischof Salomo nicht, als bis dessen ganze Familie aus dem Lande gejagt und aller ihrer Besitzungen beraubt war) aus seiner Verbannung wieder ins Land, um sich an die Spitze der Feinde Salomos — von diesem nahm er an, daß er seinen Vater habe tödten lassen — zu stellen, und sodann kehrte auch der flüchtige Herzog Erchanger zurück, um sich mit seinem Bruder Berthold zu vereinigen. Kurz der Kampf gegen des Königs Macht tobte im Jahr 915 immer heftiger und endete schließlich damit, daß die verbündeten Königlichen und

Bischöflichen bei Wahlwies unfern von Stockach aufs Haupt geschlagen wurden. Nunmehr ergriff Herzog Erchanger die Zügel der Gewalt von neuem und der König sah sich nicht im Stande, ihm irgend etwas mehr anzuhaben. Dies wurmte dem hohen Herrn nicht wenig und da er mit offener Gewalt nichts ausrichten konnte, so sann er wie man sagt auf den Rath des Erzbischofs von Mainz auf eine List. Diese bestand aber darin, daß er alsbald seinen beiden Schwägern, dem Herzog Erchanger und dessen Bruder dem Grafen Berthold eine aufrichtige Versöhnung antrug. Solches geschah im Anfang des Jahres 916 und die beiden Brüder giengen arglos darauf ein. Ja sie waren so vertrauensvoll, daß sie des Königs Einladung, ihn zu besuchen, um da vollends mündlich Alles auszugleichen, Folge leisteten, allein sie sollten es bald tief bereuen, denn sie wurden auf dem Wege in einer Herberge, wo sie übernachteten, von einem Vetter des Bischofs Salomo im Schlafe überrascht und mit ihrem Neffen Luitfried, einem jüngeren Bruder des Herzogs Arnulph von Baiern, gefangen genommen. Dann überlieferte man sie dem Könige und dieser berief sofort eine Reichsversammlung nach Altheim im Rieß, um über die Gefangenen zu richten. Die Reichsversammlung kam auch richtig am 20. Sept. 916 zusammen, aber wohlgemerkt, es erschienen darauf fast einzig und allein süddeutsche Bischöfe, keine weltlichen Große, und diese Bischöfe, ihrem Hasse zu genügen, verurtheilten den Herzog Erchanger, seinen Bruder Berthold und den jungen Luitfried als Hochverräther zum Tode. Das war ein reiner Rachespruch, aber König Konrad setzte ihn doch in Vollzug und ließ die Dreie am 21. Januar 917 zu Aldingen zwischen Tuttlingen und Rottweil hinrichten. Nunmehr gelang es ihm mit Leichtigkeit, seinem geliebten Salomo, dem Bischof von Constanz, die Freiheit zu geben, und eben so leicht vermeinte er, sich des Herzogthums Schwaben bemächtigen zu können. Darin jedoch irrte er sich, denn voll Entrüstung über die Schandthat erhob sich das Schwabenvolk unter Anführung des Grafen B u r c h a r d, dessen ich weiter oben gedachte, wie Ein Mann und rief diesen zu seinem Herzoge aus. Nicht blos aber dieß, sondern auch der Herzog Arnulph von Baiern erhob die Fahne des Aufruhrs und den geeinigten Schwaben und

Baiern fühlte sich der König nicht gewachsen. Darum blieb ihm nichts übrig, als den jungen Burchard in der angenommenen Würde zu bestätigen, und so endete dieser lange Kampf, ohne daß der König Konrad — ganz wie bei Lothringen — seinen Zweck „Beugung der Großen durch Gewalt" in irgend einem Theile erreicht hätte.

Nicht anders ergieng es ihm auch in seinem Kampfe mit dem Herzoge von Sachsen. Als solchen haben wir zu Anfang dieser Periode den Herzog Otto den Erlauchten kennen gelernt, denselben, auf dessen Vorschlag Konrad I. zum Könige der Deutschen erwählt worden war. Nun starb Otto am 30. November 912 und ihm folgte sein Sohn Heinrich, ein damals noch junger (er war anno 876 geboren) Fürst, voll Kraft, Geist und Energie, der sich in den vielen Kämpfen mit den Nachbarslaven, welche die Sachsen damals zu bestehen genöthigt waren, längst hohen Feldherrnruhm erstritten hatte. Darum liebten ihn auch die Sachsen wie ihren Augapfel und diese Liebe steigerte sich wo möglich noch, als er um diese Zeit die Gräfin Mathilde, eine in seltener Schönheit prangende Jungfrau, welche sich rühmen durfte, dem Heldengeschlecht Widukinds entsprossen zu sein, als zweite Gemahlin (von der ersten, Hatheburg, einer Tochter des merseburgischen Grafen Erwin mußte er sich auf Andrängen des Bischofs Sigmund von Halberstadt scheiden lassen, weil dieselbe in ihrer Jugend das Gelübde gethan hatte, Nonne zu werden, und nach der Scheidung gebar sie einen Sohn Thankmar, der nachher, wie wir sehen werden, viel Wirren verursachte) heimführte. Im Anfang nun schien König Konrad dem Herzog Heinrich sehr gewogen zu sein, allein einen um so tieferen Groll gegen diesen hatte der Erzbischof von Mainz, weil sich der sächsische Herzog, dem wie wir wissen auch noch Friesland und Thüringen gehorchte, schon manchmal an den zum Mainzer Sprengel gehörenden thüringenschen Kirchengütern vergriffen hatte. Somit flüsterte der Erzbischof dem Könige Konrad beständig ins Ohr, der Herzog von Sachsen sei viel zu mächtig für einen Unterthan und die Klugheit gebiete daher, ihm wenigstens Thüringen zu nehmen. Konrad I. aber ließ sich durch diese schlimmen Einflüsterungen bethören und ernannte den Grafen Burkhard zum Herzog von Thüringen. Das war eine That der höchsten Undankbarkeit, denn

dem Vater des Herzogs Heinrich verdankte ja Konrad I. seine Königskrone, und ein schwerer Grimm erfaßte das ganze Sachsenvolk. Der Herzog Heinrich aber, schnell zu den Waffen greifend, jagte den eingedrungenen Grafen Burkhard aus Thüringen hinaus und zog die sämmtlichen Kirchengüter ein, welche zum Mainzer Sprengel gehörten. Er wußte nemlich wohl, wer den König so gut berathen habe, und für diesen seinen Rath sollte der Erzbischof büßen. Solches gieng im Verlauf des Jahres 914, so wie im Anfang von 915 vor sich und was blieb nun dem König Konrad übrig, als ebenfalls zu den Waffen zu greifen? Weil er aber damals im Schwabenland zu kämpfen hatte, beauftragte er seinen Bruder Eberhard, den Herzog von Franken und von Elsaß, den Herzog Heinrich zu züchtigen und dieser brach auch richtig mit dem Aufgebot aller seiner Mannen ins Sächsische ein. Bei der alten Feste Eresburg erwartete ihn Herzog Heinrich mit seinen Sachsen und da sollte sich nun entscheiden, welcher Stamm der stärkere sei. Es entschied sich auch, aber nicht zu Gunsten der Franken, sondern diese wurden so sehr aufs Haupt geschlagen, daß sie sich von der schweren Niederlage in hundert Jahren nicht mehr erholen konnten. Freilich eilte jetzt der König Konrad, die Belagerung der Feste Hohentwiel aufgebend, mit allen Truppen, die er aufbringen konnte, herbei, um den Schaden wo möglich wieder gut zu machen, und stieß bei Grone unweit von Göttingen auf den Herzog Heinrich, der sich allda verschanzt hatte. Allein statt sich in eine neue Schlacht einzulassen, fand er für gut, dem Herzog Friedensbedingungen anzubieten, welche der Art waren, daß dieser darauf eingehen konnte. Worin bestanden nun übrigens diese Bedingungen? Die alten Chroniken melden uns darüber nichts Näheres, doch lassen sie sich leicht errathen. Einmal nemlich bestätigte, wie sich eigentlich von selbst versteht, der König dem Herzog den Besitz seines ganzes Erbes, also neben Sachsen den von Thüringen und Friesland, weil es ja unmöglich war, ihm denselben zu entreißen, und damit gab der König zu, daß er thöricht gehandelt habe, den Kampf nur überhaupt zu beginnen. Sodann traf Konrad I. mit Heinrich das Uebereinkommen, daß letzterer ihm dereinst auf dem deutschen Königsthron nachfolgen solle, denn Konrad selbst war ohne

männliche Nachkommenschaft und sah wohl ein, daß Niemand besser dazu passe, an der Spitze des deutschen Reichs zu stehen, als der gewaltige Herzog von Sachsen-Thüringen-Friesland, der so eben den bisher herrschenden Stamm der Franken total besiegt hatte. Freilich blieb dieses Uebereinkommen vor der Hand geheim, allein daß es deßwegen doch getroffen wurde, das geht aus dem hervor, was Konrad I. nicht lange hernach auf seinem Todenbette — wir werden dieß gleich nachher erfahren — anordnete.

Also mit allen Herzogen der deutschen Stämme hatte König Konrad bis jetzt Krieg geführt, nur nicht mit dem Herzoge von Bayern, und doch war dieser derjenige, welcher sich am allerwenigsten um den deutschen König kümmerte. Noch unter der völlig unmächtigen Regierung Ludwigs des Kindes nehmlich hatte der älteste Sohn des gegen die Ungarn gefallenen Herzogs Luitpold, Arnulph mit Namen, die Regierungszügel ergriffen und das erste, was er that, war, sich mit seinen schlimmen Nachbarn, den Ungarn, nachdem er ihnen 911 oder 912 in Verbindung mit seinem Oheim Erchanger von Schwaben bei Oeting eine schwere Niederlage beigebracht, durch eine Heirath mit der Tochter des ungarischen Königs Geisa auf guten Fuß zu setzen. Dann traf er Anordnungen, um sein Land, das durch die Magyareneinfälle so arge Noth gelitten, wieder zu heben und dabei nahm er gar keine Rücksicht auf die hohe Geistlichkeit. Im Gegentheil besetzte er die Bisthümer ganz nach eigenem Belieben und vertheilte auch von deren großen Gütern ein gut Theil unter seine verdientesten Vasallen. Das gefiel nun der hohen Geistlichkeit ganz und gar nicht und die Herren Chronisten, welche damals sämmtlich dem geistlichen Stande angehörten, schöpften ihm daher den Namen „des Bösen." So wenig nun übrigens Herzog Arnulph sich um die Kirche, ich will sagen die Bischöfe — diese haben sich aber von jeher mit der Kirche identificirt — kümmerte, so wenig auch um das deutsche Reich, und er setzte, um nur Eines anzuführen, in den damals zu Baiern gehörigen Grenzmarken, also in Oesterreich, in Steiermark, in Kärthen, in Krain, in Tyrol und noch weiter südlich eigene Markgrafen ein, die nur von ihm, nicht aber vom deutschen König, Befehle annehmen durften. Er regierte also förmlich wie ein unumschränkter Monarch, und gegen ihn einzuschreiten, nun dazu hätte König

Konrad von Anfang an das größte Recht gehabt. Aber wegen seiner Händel mit den Lothringern, den Schwaben und den Sachsen zögerte er von einem Jahr zum andern und erst anno 917 überzog er den bösen Arnulph mit Krieg. Damals hatte er mit allen übrigen deutschen Herzogen seinen Frieden geschlossen und man durfte somit annehmen, daß der Feldzug für ihn keinen ungünstigen Verlauf nehmen werde. So kams jedoch nicht, sondern der König richtete für erste nichts aus. Er erneuerte somit den Feldzug im nachfolgenden Jahre 918 und da glückte es ihm in der That den bairischen Herzog so ins Gedränge zu bringen, daß derselbe bei dem ungarischen König Geisa, seinem Schwiegervater, Hülfe suchen mußte. Sofort überschwemmten die Magyaren von neuem Baiern und Schwaben und da ihnen der König Konrad, der seine besten Kräfte thörichterweise in inneren Kämpfen vergeudet hatte, keinen kräftigen Widerstand entgegensetzen konnte, drangen sie sogar sengend und brennend bis nach dem Elsaß und Lothringen vor. Das war wieder eine gräßliche Noth und nunmehr endlich sah der König, der in einem der letzten Kämpfe eine schwere Wunde davongetragen, ein, daß er mit seiner Politik bis jetzt eine ganz falsche Bahn verfolgt hatte.

Viele Zeit übrigens, um das Uebel wieder gut zu machen, blieb ihm nicht, denn die empfangene Wunde erwies sich als eine tödtliche, für die kein Arzt ein Kräutlein besaß. Da raffte er sich zur größten That seines Lebens auf und beschwor seinen Bruder Eberhard wie auch die Edelsten der Franken, die er um sein Bett versammelte, die deutsche Königskrone keinem Andern zu übertragen, als dem gewaltigen Herzog Heinrich von Sachsen. „Drei Hauptfeinde hat Deutschland," sagte er zu seinen Getreuen, „einen innern und zwei äußere. Der innere ist seine Uneinigkeit, daher rührend, daß jeder einzelne deutsche Volksstamm mit seinem Herzog an der Spitze den Hochmuth hat, sich dem andern nicht unterwerfen, überhaupt keinem obersten Herrscher gehorchen zu wollen. Die äusseren sind einmal die Magyaren, von denen wir eben jetzt wieder so viel zu leiden haben, und sodann Frankreich, mit dessen Hülfe sich der Herzog von Lothringen von Deutschland losgerissen hat. Wer ist nun im Stande, diesen drei Feinden zumal zu begegnen? Mein Bruder, du bist es nicht, denn

du würdest alle deutschen Stämme, die Franken allein ausgenommen, gegen dich haben; wenn ihr aber den tapferen Heinrich zum Könige wählt und wenn dann die Sachsen und die Franken fest zusammenhalten, dann werden nicht nur die Schwaben und Baiern mit im Bunde sein, sondern ihr seid auch stark genug, Lothringen wieder zu gewinnen und zu gleicher Zeit die Ungarn zu Paaren zu treiben." Also sprach der König Konrad I. und es gereicht ihm zu nicht geringer Ehre, daß er hochherzig genug dachte, dem Wohle Deutschlands des eigenen Hauses Glanz und Größe unterzuordnen. Noch größere Ehre aber gebührt dem Herzog Eberhard, dem Bruder des Königs, denn er hatte, weil Konrad I. kinderlos war, nach dem Tode desselben den meisten Anspruch auf den erledigten Thron und war doch so uneigennützig, alsbald seinem Bruder zuzuschwören, daß er nach seinem Willen handeln werde. Ebenso thaten auch die Edelinge der Franken und mit einem Lächeln der Befriedigung entschlief nun Konrad I. am 23. Dezember 918, worauf man ihn im Kloster von Fulda feierlichst beisetzte.

---

## Zweites Kapitel.

### Heinrich I., genannt der Vogler, der erste deutsche König aus dem Stamme der Sachsen.

(919 — 936)

Alsbald nach dem Tode Konrads I. ritt Eberhard, Herzog von Franken und Elsaß, mit seinem besten Grafen gen Sachsen, um dem Herzog Heinrich die Grüsse des eben Verstorbenen nebst den Reichs-

kleinodien, das ist der Krone, dem Mantel, dem Schwert und den Armringen zu überbringen. Tiefgerührt hörte ihn Herzog Heinrich an, und schwur ihm von nun an ewige Freundschaft. Zugleich aber erklärte er, daß er die Krone so lange nicht annehmen könne, als bis er von den Großen des Reichs zum Könige Deutschlands ernannt worden sei. Daraufhin kehrte Herzog Eberhard nach Franken zurück und berief sofort als Truchseß oder Seneschall des Reichs, zu welcher Würde er von seinem verstorbenen Bruder erhoben worden war, auf den April 919 eine Reichsversammlung nach Fritzlar, damit man allda die Königswahl vornehme. Die sächsischen und fränkischen Großen mit allem vornehmen Adel erschienen fast vollständig, die Herzoge von Schwaben und Baiern aber blieben weg und selbstverständlich auch der Herzog von Lothringen, der ja bekanntlich gar nichts mehr von Deutschland wissen wollte. Dessenungeachtet nahmen die Anwesenden die Wahl vor und dieselbe fiel einstimmig auf den Herzog von Sachsen, der von nun an König H e i n r i c h I. hieß. Daraufhin wählte man eine große Deputation, um den hohen Herrn von seiner Erwählung zu benachrichtigen, und wie nun diese Deputation in Sachsen einritt, traf sie ihn nicht auf der Burg, auf welcher er gewöhnlich residirte. Vielmehr mußte sie ihn, wie wenigstens die Sage berichtet, im Harzgebirge aufsuchen, denn er war eben, wie ein schlichter Jägersmann gekleidet, mit dem Vogelfang beschäftigt, und daher erhielt er auch den Beinamen des „Voglers" oder „Finklers." Sei nun übrigens das, was die Sage berichtet, wahr oder falsch gewesen, genug der edle Heinrich nahm die auf ihn gefallene Wahl an und ritt alsbald mit der Deputation nach Fritzlar zurück, um sich dem Reichstage vorzustellen.

Die Wahl hätte keine glücklichere sein können, da Heinrich I. alle Eigenschaften besaß, welche man von einem ächten Könige fordert. Schon sein Aeußeres zeigte dieß, denn schlank von Gestalt, aber hoch und majestätisch gewachsen, mit breiter Brust und feurigem Auge machte er einen imponirenden Eindruck. Damit verband er einen überaus klaren schöpferischen Geist und ein wohlwollend heiteres Gemüth, das Jedermann für sich einzunehmen wußte. Wie es aber um seinen Muth, seine Kraft und seine Tapferkeit stand, davon hatte er schon

hinlänglich Proben abgelegt und wir brauchen also darüber nichts mehr hinzuzusetzen. Noch in Fritzlar selbst kam etwas Eigenthümliches vor, das alsobald seine Geistesrichtung beurkundete. Nachdem er nemlich dem Reichstag vorgestellt und ihm seine Wahl bestätigt war, näherte sich ihm der Erzbischof Heriger von Mainz und forderte ihn auf, niederzuknieen, damit er ihn im Namen der Kirche kröne und salbe. Der neue König aber lehnte dies ab, erklärend, daß es ihm genug sei durch Gottes Gnade und der Fürsten Wahl auf den Thron berufen zu sein. Freilich setzte er noch bescheiden hinzu, er fühle sich solch' hoher Ehre nicht würdig, aber es merkte doch jeder Anwesende, daß ein anderer Sinn darin liege, nemlich der, daß er der hohen Geistlichkeit nichts zu verdanken haben wollte. Die Herren Bischöfe und Erzbischöfe hätten gerne das Volk glauben gemacht, daß eine Königswahl so lange nicht gültig sei, als bis die Kirche durch die Salbung den Segen dazu gegeben; Heinrich I. jedoch bestand darauf, daß die Wahl selbst hinlänglich genüge und wies damit den dominirenden Einfluß der hohen Geistlichkeit, dem sich sein Vorfahr so sehr zu seinem Schaden ergeben, gleich von vornherein entschieden ab.

Bei der Königswahl Heinrichs I. waren die Herzoge von Schwaben und Baiern nicht erschienen und die erste Regierungsaufgabe Heinrichs konnte daher keine andere sein, als auch diese beiden Herzoge zur Anerkennung seiner Königsgewalt zu bringen. Es gab zwei Wege hiezu, den der Gewalt und den der Güte. Sein Vorgänger hatte, überredet von den Bischöfen, den ersteren eingeschlagen, aber, wie wir gesehen, ohne Erfolg. Sollte er nun denselben Mißgriff begehen? Sollte er ebenfalls den Versuch machen, die Macht der Herzoge zu brechen, nur damit die Bischöfe und Erzbischöfe eine um so unabhängigere Stellung als reichsunmittelbare Kirchenfürsten einnehmen könnten? Nein wahrhaftig, sondern er wollte statt des Bürgerkriegs die Eintracht und Einheit und darum beschloß er sich mit den renitenten Herzogen dahin zu verständigen, daß er ihnen das Recht einräumte, die Bischöfe, deren Sprengel in ihrem Herzogthum lag, in gebührender Unterwürfigkeit zu erhalten. Die geistliche Macht der hohen Geistlichkeit ließ er gänzlich ungekränkt; soweit die Herren Bischöfe aber durch die ihnen gewordenen großartigen Besitzthümer

weltliche hohe Herren geworden waren, sollten sie wie die andern Hochadeligen den Herzogen gehorchen und keine exceptionelle Stellung einzunehmen versuchen. Auf diese Art gedachte König Heinrich I. seinen Frieden mit den Herzogen von Schwaben und Baiern zu machen und siehe da, es gelang ihm vollständig. Zuerst unterwarf sich ihm der Herzog Burchard von Schwaben, hoch zufrieden damit, daß er nun freie Hand gegen die Bischöfe in seinem Herzogthum bekam, denn diese, wie der Bischof Salomo von Constanz und Andere, hatten sich bis jetzt auf des Königs Macht gestützt, um ihm offenen Widerstand zu leisten und so zu sagen zu thun, was sie wollten. Wie aber nicht lange hernach Burchard starb, gab König Heinrich das Herzogthum Schwaben, ohne daß irgend ein Widerstand stattgefunden hätte, dem Grafen Herrmann, einem seiner Anverwandten, indem er ihn zugleich mit der Wittwe Burchards vermählte. So ward Schwaben wieder dauernd an das Reich gekettet und, so lange König Heinrich lebte, war von keiner Renitenz dieses Herzogthums mehr die Rede. Ganz auf gleiche Weise brachte letzterer auch den Herzog Arnulph von Baiern zum Gehorsam, obgleich es im Anfang schien, daß nur die Waffen einen Entscheid geben könnten. Unmittelbar nach dem Tod Konrads I. nemlich war der Herzog Arnulph wieder in sein Herzogthum zurückgekehrt und der Adel wie das Volk empfiengen ihn mit stürmischer Freude. Drauf sammelte er während des Interregnums — das heißt in der Zeit vom Tode Konrads I. bis zur Wahl Heinrichs I. — ein starkes Heer und gedachte damit dem neuen König Widerstand zu leisten, falls dieser in die Fußstapfen seines Vorgängers treten sollte. Nun rückte im Sommer 920, nach dem hergestellten Frieden mit Schwaben, König Heinrich I. mit einem starken Heere heran, und sofort stellte sich ihm Herzog Arnulph mit seinen Schaaren bei Regensburg entgegen. Dem Könige aber war es nicht um Krieg und Blutvergießen zu thun, sondern um den Frieden, und deßhalb sandte er alsbald Unterhändler ins herzogliche Lager, um sich mit Arnulph zu verständigen. Dieser verlangte in seinem Lande freie Hand über die Kirche und zwar so, daß er die Bischöfe zu ernennen und zugleich das Recht habe, die Klöster nicht allzureich werden zu lassen. Solches gestand ihm König Heinrich au-

genblicklich zu, verlangte aber dafür, daß Arnulph das Bündniß mit den Ungarn auflöse und wieder treu zum Reiche stehe. Damit erklärte sich der Baiernherzog seinerseits einverstanden und nun ward der Freundschaftsbund zwischen den beiden bisherigen Gegnern noch extra damit besiegelt, daß der König für seinen Sohn Heinrich die Hand Judiths, der Tochter Arnulphs, erhielt. Ueber solchen Ausgang des gefürchteten Kriegs freute sich ganz Deutschland, mit Ausnahme allein der hohen Geistlichkeit, denn der Herzog Arnulph sprang fortan mit den Kirchengütern so ungefähr in derselben Weise um, wie einstens Karl Martell im Frankenreiche, und alle Klagen der Bischöfe und Aebte über derlei Eingriffe in das Kircheneigenthum wurden vom Könige nicht berücksichtigt. Sieht man nun, warum die geistlichen Chronikenschreiber jener Zeiten den bairischen Herzog so furchtbar schwarz malten und ihn nie anders als „den Bösen“ nannten?

Jetzt, nachdem die Eintracht in Deutschland jenseits des Rheins hergestellt war, richtete König Heinrich I. sein Augenmerk auf Lothringen, denn längst stand sein Entschluß fest, auch dieses urdeutsche Land wieder mit dem Reiche zu vereinigen. Dort herrschte seit 916 nach dem Tode Reginars dessen einziger Sohn Giselbert, ein Jüngling noch fast an Jahren, voll Kraft und Aufgewecktheit, aber auch voll Uebermuth und Unbeständigkeit, der keinen Andern neben oder gar vollends über sich dulden wollte. Man kann sich also denken, daß er sich in seinem Lande viel Ungebührlichkeiten erlaubte, und namentlich machte er sich selbst zum Abte der reichsten Klöster, um über deren Güter Herr zu werden, während er zugleich über die Bischofssitze eben so willkührlich verfügte. Darob verklagte ihn die hohe Geistlichkeit bei seinem Oberlehensherrn, dem Könige Karl III., dem Einfältigen — diesen hatte sein Vater Reginar, wie wir wissen, als solchen anerkannt — und der französische König schritt sofort mit Gewalt ein. Giselbert aber wandte sich an Heinrich I. um Hülfe und alsobald rüstete letzterer ein Heer aus, um was man sagt zu interveniren. Dieß geschah anno 921 im Sommer und der Krieg mit Frankreich schien jetzt unvermeidlich. Durch zweierlei aber wurde er für dießmal noch vermieden. Einmal nemlich dadurch, daß sich Giselbert, wankelmü-

thig und wetterwendisch wie er war, plötzlich wieder von dem französischen Könige gewinnen ließ, und sodann dadurch, daß Karl der Einfältige mit dem Versprechen eines wichtigen Zugeständnisses um Frieden nachsuchte. Und worin bestand dieses Zugeständniß? Nun bis jetzt hatte Karl III. noch immer die Ansprüche, die er „als letzter Karolinger" auf die Krone Deutschlands zu haben behauptete, nicht aufgegeben, sondern vielmehr stets frischweg erklärt, die deutschen Könige von Arnulph an bis auf Heinrich I. herab seien rechtlich als nichts anderes, denn als Usurpatoren zu betrachten; jetzt aber erklärte er, sich aller seiner Erbansprüche feierlichst begeben zu wollen, wenn ihm Heinrich I. um diesen Preis Frieden gewähre, und hierauf gieng letzterer ein. Die beiden Könige kamen also am 7. November 921 in der Mitte des Rheins bei Bonn auf einem Schiffe zusammen und schlossen da die verabredete Uebereinkunft; der wetterwendische Giselbert aber erntete daraus den Vortheil, seine bisherige unabhängige Stellung unter nomineller französischer Oberhohheit zu behalten. Nicht aber für lange. Nur wenige Jahre später nemlich kams in Frankreich wegen der erbärmlichen Regierung des Einfältigen zu gewaltigen Wirren und Graf Rudolph von Burgund suchte sich des französischen Thrones zu bemächtigen. Zu diesem Behufe eroberte er eine französische Provinz nach der andern und drang auch, weil Giselbert zu dem Einfältigen hielt, anno 924 in das Herzogthum Lothringen ein. Im Anfang zählte nun Giselbert darauf, daß ihm der Einfältige Hülfe bringen werde, allein als dieser sofort von dem Grafen Heribert von Vermandois, einem Anhänger Rudolphs, gefangen genommen wurde, wandte sich Giselbert an Heinrich I., damit derselbe ihn aus seiner argen Noth errette. Der deutsche König that es und vertrieb die Schaaren Rudolphs aus Lothringen. Natürlich aber verlangte er jetzt, daß ihm Giselbert als seinem Oberlehensherrn huldige, denn Lothringen sollte von nun an wieder zum deutschen Reiche gehören. Deß weigerte sich Giselbert und, seine Anhänger sammelnd, setzte er dem Könige gewaffneten Widerstand entgegen. Allein dieser wurde bald mit dem raschen Jüngling fertig und nahm ihn anno 928 in Zülpich gefangen. Draufhin schlug Heinrich I. Lothringen definitiv wieder zum deutschen Reiche, bei dem es

auch von nun an ohne Unterbrechung bis ins 18. Jahrhundert verblieb; den gefangenen jungen Giselbert aber gewann er so lieb, daß er ihn einige Jahre später, anno 928, mit seiner eigenen Tochter Gerberga vermählte und ihm dann wieder das lothringensche Herzogthum übertrug. Keineswegs übrigens mehr in derselben Machtvollkommenheit, die Giselbert sich früher angemaßt, sondern um diesen zu überwachen setzte er den Frankenherzog Eberhard zum Pfalzgrafen in Lothringen ein. Mit andern Worten, er beauftragte — solches verstand man unter der Pfalzgrafenwürde, wie später noch näher auseinandergesetzt werden wird — den Herzog Eberhard mit der Verwaltung der königlichen „Pfalzen" oder Krongüter in Lothringen und gab ihm damit die Befugniß, dafür zu sorgen, daß der Herzog Giselbert nichts wider den Vortheil des Königs that. Zuletzt fand sich Heinrich I. auch noch mit dem Grafen Rudolph von Burgund, der inzwischen König von Frankreich geworden war, dahin ab, daß er ihm für die förmliche Verzichtleistung auf Lothringen ein Stück der südlichen Schweiz, das bisher zu Alemannien gehört hatte, überließ, wogegen ihm dann Rudolph die sogenannte „heilige Lanze", das heißt die Lanze, mit der Christus am Kreuz in die Seite gestochen worden sein sollte — diese Lanze wurde von da an Reichskleinod — zum Präsente machte.

Durch Heinrichs I. Klugheit und Tapferkeit waren also jetzt alle deutschen Stämme dem Reiche wieder gewonnen und nunmehr konnte der König sein Augenmerk auf die Sicherung Deutschlands gegen Außen zu richten. Vom Westen und Süden her, das ist von Frankreich und Italien, gab es allerdings nichts zu befürchten, weil diese Länder, in sich zerrissen, tief darnieder lagen, um so mehr aber von den Dänen (Normannen) im Norden, den Slaven im Nordosten und besonders den Ungarn im Südosten. Diese drei Völkerschaften mußten gründlich besiegt werden, wenn Deutschland für die Zukunft Ruhe haben wollte; allein konnte Heinrich I., wenn er Alles wohl überlegte, unter den gegebenen Umständen mit Sicherheit auf einen Sieg rechnen? Man bedenke nur Dreierlei. Durch die langjährigen Bürgerkriege war der Wohlstand des Reichs tief zerrüttet und um einen großen Krieg zu führen, brauchte man Geld, viel Geld. Weiter hat-

ten die Bürgerkriege einen großen Theil der streitbaren Männer hinweggerafft und es stand noch verschiedene Jahre an, bis die Jugend wieder heranwuchs. Endlich war auch die Wehrkraft der Deutschen nicht mehr dieselbe wie früher, denn die Freien, das ist die kleinen Grundbesitzer von ehedem, hatten sich längst aus Gründen, die wir früher auseinandergesetzt, in Angehörige oder Hörige der Inhaber von adeligen Burgen oder auch der Klöster und Bischofssitze verwandelt, um daselbst Schutz zu finden, und verstanden jetzt nichts mehr vom Waffenhandwerk. Im Gegentheil, alle Kriege oder Fehden wurden schon seit geraumer Zeit blos noch von den Großen und ihren Dienstleuten ausgefochten und der König war also in Bezug auf die Wehrkraft des Landes rein von diesen Großen abhängig. All' dies mußte also anders werden, wenn Heinrich I. Hoffnung haben wollte, so tapfere Nachbarn, wie die Normannen, Slaven und Magyaren, zu besiegen; um aber all' dieß anders zu machen, dazu bedurfte es nicht blos umfassender Verbesserungsmaßregeln, sondern auch und zwar vor allem einer Reihe von Jahren. Nun war es ein großes Glück, daß der Hauptfeind, das Volk der Ungarn, Deutschland in den ersten Jahren der Regierung Heinrichs I. in Ruhe ließ, ohne Zweifel, weil seine Raubzüge damals sich mehr gegen das byzantinische Reich richteten; allein im Jahr 924, unmittelbar vor dem lothringenschen Kriege, flogen die Magyaren auf ihren flinken Rossen wieder in großen Schaaren herbei und hatten es dießmal hauptsächlich auf Sachsen und Thüringen abgesehen. Die Noth stieg abermalen aufs höchste und das Traurigste dabei war, daß der König, weil er sich ihnen nicht gewachsen wußte, sich gezwungen sah, jede offene Feldschlacht zu vermeiden. Er schloß sich also in seine Feste Werla am Fuße des Harzes ein und überließ, weil eine verlorne Schlacht das Unglück nur noch gesteigert hätte, den Würgengeln das ebene Land. Da wollte es das Geschick, daß Zoltan, einer der hervorragendsten Ungarnführer — einige Chronisten nennen ihn ihren König — von den Mannen Heinrichs bei einem Ausfall gefangen wurde, und sofort boten die Magyaren ein sehr bedeutendes Lösegeld für denselben. Hierauf gieng der deutsche König nicht ein; dagegen machte er, nachdem er Alles wohl überlegt, den Feinden einen andern Vorschlag. „Er

wolle ihnen," sprach er sie an, „ihren König unentgeldlich freigeben und noch dazu einen jährlichen Tribut — die Größe desselben ist nicht bekannt geworden — zahlen, so bald sie sich dazu eidlich verständen, sein Land neun Jahre lang in Ruhe zu lassen." Es mußte dem tapferen Heinrich furchtbar schwer fallen, sich zu einem solch' schimpflichen Abkommen zu erniedrigen, aber es gab für ihn keinen andern Ausweg und die Schande gedachte er später blutig genug auszuwetzen. Doch sei dem, wie ihm wolle, der Vorschlag wurde gemacht und die Magyaren ergriffen ihn mit beiden Händen. Der neunjährige Friede wurde also beschworen und im großen Ganzen auch richtig gehalten, denn wenn auch zwei Jahre später, anno 926, einige der ungarischen Grenz-Horden in Baiern, Schwaben und Lothringen von neuem Verwüstungen anrichteten, so nahm doch das Magyarenvolk als solches an diesen Streifzügen keinen Theil und deßwegen gelang es auch den Schwaben und Baiern für sich allein, über jene Horden Herr zu werden.

Heinrich I. hatte also, wie wir so eben gesehen, Zeit gewonnen, um seine längst beschlossenen Verbesserungsmaßregeln ins Leben zu rufen, und nun wollen wir sehen, worin diese hauptsächlich bestanden. Das erste, was er that, war, daß er allüberall befestigte größere Plätze, daß ist Städte mit Mauern, Gräben, Thürmen und Thoren anlegen ließ, damit die umliegende Bevölkerung bei einem Einfall der Feinde in ihnen Schutz finde, nnd viele Geschichtsschreiber stellten daher die Behauptung auf, daß der König Heinrich ganz allein der Begründer des deutschen Städtewesens gewesen sei. Dem war aber nicht so, denn es gab deutsche Städte schon von den Römerzeiten her und viele andere entstanden unter Karl dem Großen oder auch schon früher. Als solche nenne ich Straßburg, Köln, Worms, Mainz, Wien, Salzburg, Regensburg, Bamberg, Frankfurt, Würzburg, Augsburg, Aachen, Trier, Speier, Friedberg, Passau, Linz, Bautzen, Merseburg und Halle und vielleicht könnte ich noch zwanzig andere hinzufügen. Doch was will es heißen, wenn in einem so großen Reich wie Deutschland vielleicht vierzig, höchstens fünfzig Städte existirten? Konnte sich denn in ihnen auch nur der hundertste Theil der übrigen Bevölkerung vor dem Feinde bergen? Nein sicherlich nicht und ebensowenig in den andern Befestigungswerken, das ist in den Burgen des Adels sowie

in den ummauerten Bischofssitzen und Klöstern. Freilich hatten sich, wie ich schon früher gezeigt, sehr viele freie Bauern ihrer Sicherheit wegen unter den Schutz der Burgherren, Bischöfe und Aebte begeben, und dadurch ihre alte Unabhängigkeit eingebüßt, allein gewährten denn jene Burgen, Klöster und Bischofssitze wirkliche Sicherheit? Mein Gott, ihre Befestigungswerke waren meist sehr primitiver Art, besonders die des Kleinadels, und der letztere kam daher bei jedem Feindeseinfall stets in die größte Noth. Ueberdem wie stands mit jenen freien Bauern, die sich — und ihrer zählte man immerhin noch verschiedene Hunderttausende — noch nicht dazu herabgewürdigt hatten, sich den Bischöfen, Aebten und Adeligen zu eigen zu geben? Sie standen alle vollkommen wehrlos da, wenn die Feinde ins Land fielen und für sie mußte aso gesorgt werden. Sieht man nun, warum Heinrich I. allüberall in seinen Stammlanden, besonders in den Grenzdistrikten an der Elbe und Saale befestigte größere Plätze, das ist neue Städte anlegen ließ und zugleich auch die Herzoge von Baiern, Franken, Schwaben und Lothringen dazu brachte, sein Beispiel eiligst nachzuahmen? Damit aber, daß er nun wohl befestigte Städte, wie z. B. Merseburg, Goßlar, Quedlinburg, Meissen, Saalfeld, Orlamünde, Rudolstadt, Dornburg, Naumburg, Weimar (Wendenmark) oder wie so sonst hießen, erbaute und Tag und Nacht arbeiten ließ, bis die Mauern u. Thürme standen, war natürlich noch lange nicht Alles geschehen, sondern diese Städte mußten auch je eine stabile Besetzung bekommen und die Existenz solcher Besatzungen mußte gesichert werden. Deßwegen verordnete er, daß von den Umwohnern je der neunte Mann in die neue Stadt zu ziehen und daselbst für sich, sowie für acht Andere Wohnungen und Vorrathskammern für den Fall eines Krieges einzurichten habe, daß es dagegen diesen Achten obliege, des Neunten Felder zu besorgen und seine Erndten einzuheimsen. Weiter befahl er, daß von der Gesammterndte einer solchen Neuner-Gesellschaft jedes Jahr der dritte Theil in die Vorrathskammern geschafft werden müsse, damit für den Fall einer Belagerung, wenn die acht Andern auch nach der Stadt zögen, keine Hungersnoth entstehe. Ferner bestellte er für jedes dieser neuen Anwesen, die er fast alle nur auf den königlichen Domainen errichtete, als oberste Magistratsperson

einen Reichsvogt, der in seinem, des Königs, Namen Recht zu sprechen hatte, und durch solche Maßregel machte er die von ihm gegründeten Städte von dem Adel und der hohen Geistlichkeit total unabhängig. Endlich decretirte er noch, daß fortan alle Gerichtstage, alle öffentliche Versammlungen, alle Hochzeiten, alle Kirchweihen, alle Märkte, überhaupt alle Festlichkeiten hinter den Mauern der befestigten Ortschaften abgehalten werden müßten, denn er wollte Leben und Industrie in dieselben bringen und recht viele freie Männer oder auch Mitglieder des niederen Adels veranlassen, freiwillige Städtebürger zu werden. In sofern war er also doch der Begründer des deutschen Städtewesens, weil er den Grund legte zu den nachherigen freien Reichsstädten, auf die sich die deutschen Könige der hohen Geistlichkeit und Aristokratie gegenüber stets verlassen konnten.

Die vielen neugegründeten Städte dienten also den Deutschen zu ihrer nicht geringen Sicherheit und selbstverständlich nicht blos den Freien, sondern auch den Unfreien, denn wenn ein Feindeseinfall drohte, nahmen die ersteren die letzteren in das Rayon der Städtemauern mit. Noch mehr, sie behielten sie auch sehr oft noch nachher bei sich, um sie als Handwerker zu verwenden, und so vermehrten sich die Einwohner der Städte immer mehr. Je mehr sie aber Einwohner bekamen, um so größer war ihre Wehrkraft und über diese konnte natürlich der König im Falle eines Kriegs — in so ferne ein Stadt dem Kriegsschauplatz so ferne lag, daß keine Gefahr der Belagerung vorhanden war — frei verfügen. Ja diese freien Städter bildeten fortan den Kern des deutschen Fußvolkes und König Heinrich schickte in jede Stadt eigene Exerciermeister, um dieses Fußvolk ordentlich einzuüben. Es sollte lernen in geschlossenen Linien zu fechten und überdem sich schnell und in Ordnung zu schwenken, denn daß damit bei weitem mehr erreicht werde, als mit unbehülflichen großen Haufen, das wußte der tapfere hohe Herr längst aus eigener Erfahrung. Wenn er nun übrigens in solcher Weise den alten Heerbann zu ersetzen wußte so führte er umgekehrt auch eine ganz neue Organisation der Reiterei ein. An solcher war bislang großer Mangel gewesen und doch bedurfte man ihrer so sehr, da die Geschwader der Magyaren ja aus nichts als Reiterei bestanden. Darum verpflichtete Heinrich I. von

jetzt an alle seine Vasallen zum Reiterdienste und selbst von den höchsten Lehensträgern durfte keiner ausbleiben. Nicht einmal die Bischöfe und Erzbischöfe waren ausgenommen, sondern sie alle mußten mit sammt ihren Dienstleuten zu Pferde erscheinen und das gab ein recht bedeutendes Corps ab. Damit aber war allein noch nicht geholfen, denn in der Kampfweise, wie die Ritter bisher gefochten hatten, konnten sie gegen die leicht einherstürmenden Magyaren nicht aufkommen. Nein dieß war nicht möglich und somit mußte nicht blos eine leichtere Bewaffnung — statt den bisherigen wuchtigen Streitkolben und sechs Fuß langen Schwertern — eingeführt, sondern auch eine neue Fechtübung gelehrt werden. Aus diesem Grunde, zugleich um die ritterlichen Uebungen recht in Schwung zu bringen, veranstaltete König Heinrich von Zeit zu Zeit feierliche Kampfspiele, zu welchen er den Adel von Nah und Fern einlud, und wer bei diesen Spielen den Sieg errang, der hatte hohe Ehre davon. Kein Wunder also, wenn unter den Herren von höherem Stand ein brennender Eifer sich geltend machte, es einander gegenseitig zuvorzuthun, und wenn in Folge dessen die deutsche Reiterei eine der ersten, wenn nicht die allererste in der ganzen Welt wurde! Die Einführung der Kampfspiele, von denen übrigens schon Spuren unter den Karolingern (unter Ludwig dem Deutschen sollen solche zu Worms abgehalten worden sein) vorhanden sind, war also ein ungemein guter Griff Heinrichs I. und ganz naturgemäß sind dann aus denselben später die Tourniere entstanden, welche durch ihre Regeln und Pflichten auf die höhere Sittlichkeit des Adels einen so bedeutenden Einfluß ausübten.

So verstand es Heinrich I. die Wehrkraft des deutschen Volkes wieder bedeutend zu heben und natürlich stieg nun auch in den langen Friedensjahren dessen Wohlstand, während zugleich die minderjährige Jugend zur Manneskraft heranwuchs. Allein auch alle sonstigen Kräfte wußte er zu nützen, wie insbesondere die der vielen unsteten Gesellen, welche aus den letzten Bürgerkriegen unter Konrad I. hervorgegangen waren. Diese, meistens besitzlose Abentheurer, die während jener Kriege gegen Sold bald unter dieser, bald unter jener Fahne dienten, hatten sich jetzt unter selbst gewählten Anführern in Banden zusammengethan und lebten von Raub und Diebstahl. Statt

nun aber seine Zeit damit zu verschwenden, sie zu Paaren zu treiben, verkündete ihnen Heinrich I. Verzeihung, wenn sie sich ihm freiwillig stellten, damit er aus ihnen ein eigenes Corps bilde. Auch wies er ihnen bei Merseburg und Keuschberg einen eigenen Gränzbezirk an, damit sie sich da bleibend niederließen, und von da an hieß man sie gewöhnlich nur die Keuschberger oder Merseburger. Die Hauptsache aber war, daß sie als leichte Reiterei späterhin vortreffliche Dienste thaten und zum Beispiel schon anno 927 im Böhmenkrieg ein Contingent von mehreren tausend Mann stellten.

Gegen wen nun übrigens erprobte Heinrich I. zu allererst die neu geschaffene Wehrkraft der Deutschen? Es war nothwendig, vor allem die Slaven im Nordosten zur früheren Unterwürfigkeit zurückzubringen, denn so bald die Ungarn ins Land fielen machten sie immer gemeinschaftliche Sache mit denselben und griffen dann die Deutschen von der Seite oder im Rücken an. Dieß wollte ihnen Heinrich I. für die Zukunft unmöglich machen und zugleich das Selbstvertrauen seiner Krieger stählen. Besonders schwer deuchte ihm aber dieser Kampf nicht, weil die Slaven, obgleich alle einem und demselben Stamm angehörig, doch in viele Völkerschaften getheilt lebten und nur in Ausnahmsfällen sich unter Einem Oberhaupte einigten. Zuerst nun wandte sich der deutsche König gegen die Haveller, welche zu beiden Seiten der Havel und an der untern Spree ihre Wohnsitze hatten, und eroberte mitten im Winter 926 auf 927 ihren Hauptort Brannibor oder Brennaburg, woraus dann „Brandenburg" wurde. Dann setzte er einen Markgrafen über das Land, führte deutsche Colonisten mit dem Christenthum ein und sorgte dafür, daß die Unterworfenen so schnell als möglich germanisirt wurden. Gleich darauf, im Sommer 927, griff er die Böhmen an, welche sich während der inneren Kriege in Deutschland unter Konrad I. wieder vom Reiche losgerissen und alles Land an dem rechtem Ufer der Elbe bis gegen das jetzige Torgau hin erobert hatten. Ihr Herzog hieß Wratislaw und dieser, aufgestachelt von seiner Gemahlin Drahomira, einer fanatischen Heidin, wüthete mit Ingrimm gegen Alles, was Christ war. Darum überzog ihn jetzt König Heinrich mit gewaltiger Heeresmacht, eroberte nach einander alle seine festen Plätze, selbst Prag, und setzte schließlich sei-

nen Sohn — Wratislaw wurde im Kampfe getödtet — den nachher heilig gesprochenen Wenzel, zum Herzog ein. Dieser aber gelobte dem Könige unverbrüchliche Treue und ward dann, nachdem er sich zu einem Tribut von 500 Mark Silber und 120 Ochsen verpflichtet hatte, durch diesen in den Stand gesetzt, das ganze Land zu christianisiren. Das Jahr darauf, anno 928, eröffnete Heinrich I. den Feldzug gegen die Daleminzier an der mittleren Elbe, erstürmte ihre Hauptstadt Grona, wobei eine Menge von Slaven das Leben lassen mußte, und erbaute sofort das feste Meissen, um nie mehr eine Revolte aufkommen zu lassen. Abermals ein Jahr später schaarten sich die Rhedarier, Obotriten, Lusizen und Wilzen zwischen der Elbe und Oder im jetzigen Schlesien und in der Lausitz zusammen, um gemeinsamen Widerstand zu leisten; allein es half sie nichts, denn im Jahr 930 erlitten sie, wahrscheinlich bei Lentzen an der Prignitz, eine so furchtbare Niederlage, daß sie an einen fernern Kampf nicht mehr denken konnten. Es sollen nemlich nach der Versicherung der Chronisten an die 120,000 Slaven in der Schlacht geblieben sein, und wenn diese Zahl vielleicht auch übertrieben ist, so war's doch sicherlich christlicherseits ein Sieg, der entschiedener nicht hätte sein können Auch trugen zu diesem Siege die Baiern und Schwaben nicht wenig bei, welche hier seit langen Jahren zum ersten Mal wieder im Verein mit Sachsen, Thüringen und Franken fochten. So wurde die Macht der Slaven gebrochen und das uralt deutsche Land zwischen Saale, Elbe und Oder war der deutschen Nationalität wieder gewonnen, denn allüberall erhoben sich jetzt deutsche Städte als Gränzwehren und allüberall zogen deutsche Colonisten ein.

Nunmehr nach gründlicher Besiegung der Slaven war der mit den Ungarn abgeschlossene neunjährige Waffenstillstand seinem Ende nahe und sofort versammelte König Heinrich die angesehensten Männer Sachsens und Thüringens um sich, um ihnen die Frage vorzulegen, ob man die Schmach der Tributzahlung an die Magyaren noch länger tragen wolle? „Nein," riefen sie zur Antwort einstimmig, „sondern wir wollen auf Leben und Tod mit ihnen kämpfen." Dann sandte der König Boten an die Herzoge von Franken, von Schwaben, von Baiern und von Lothringen und lud sie ein, zu dem schweren Kampfe

ihm ihre Contingente zu stellen; diese aber boten augenblicklich ihre Mannen auf und erklärten den Boten, daß der König vollständig auf sie rechnen könne. Mit Ruhe erwartete nun Heinrich I. die Abgesandten der Magyaren, die alle Jahre im Spätherbst kamen, den Tribut einzufordern; aber wie sie nun im Herbst 932 sich einstellten, ließ ihnen der König statt der Baarsummen einen räudigen Hund vorwerfen — so berichtet wenigstens die Sage — und verwies sie auf die Entscheidung des Schwertes. Draufhin stand es keine vier Wochen an, so brachen unendliche Schaaren von ungarischen Reitern über die Lande zwischen Oder und Elbe herein und vermeinten nun nicht anders, als daß die Daleminzier, Rhedarier, Wilzen und wie die slavischen Völkerschaften sonst hießen, sich augenblicklich mit ihnen vereinigen würden. Statt dessen trafen sie feste Städte, welche sich tapfer vertheidigten, und was noch schlimmer, alles Vieh, alle Frucht, überhaupt alle Lebensmittel hatten die Einwohner in diese Städte geflüchtet. In der Wuth zerstörten jetzt die Ungarn, was sie nur irgend zerstören konnten, aber bald trat die Noth gräßlich an sie heran und in Folge dessen sahen sie sich genöthigt, bei ihrem Weiterzug gegen Sachsen und Thüringen ihre große Massen zu theilen. So kam der Frühling 933 heran und bis dahin hatte König Heinrich seine Rüstungen vollendet. Dem kleineren Haufen des Feindes in der Stärke von 50,000 Mann sandte er sofort einen Theil seines Heeres unter den Grafen Bernhard und Ditmar, seinen bewährten Feldherrn, entgegen und diese stießen bei Sondershausen auf denselben. Alsbald entbrannte die Schlacht und sie war mörderisch genug. Aber sie endigte mit dem vollsten Sieg der Deutschen und die Ungarn flohen über Hals und Kopf davon. Noch blieb übrigens die Hauptmacht der letzteren zu besiegen und diese zog sich langsam bei Merseburg zusammen. Ja, um die Flüchtigen von Sonderhausen an sich zu ziehen, zündeten die Ungarn längs der Saale allnächtlich große Feuer an und versäumten also gar nichts, was ihnen den Sieg bringen konnte. Allein umgekehrt verstand es auch der deutsche König seine Truppenzahl täglich anschwellen zu machen, und nachdem nun die Baiern, Schwaben und Franken zu ihm gestoßen waren, schlug er Merseburg gegenüber, auf dem Keuschberge sein Lager auf. Das Reichsheer nemlich führte er selbst, denn unter keinen Umständen hätte

er sichs nehmen lassen, in Person den Hauptschlag zu thun. Nachdem er aber nun seine Mannen acht Tage lang an den Anblick des Feindes gewöhnt hatte, stellte er sein Heer am 8. September (Andere wollen von einem andern Tage wissen, allein dieß ist am Ende gleichgültig) in Schlachtordnung auf, und ritt die ganze Schlachtreihe ab. Draufhin ließ er das Reichsbänner mit dem Bildniß des Erzengels Michael, wie er den Drachen schlug, entfalten und rief mit lauter Stimme: „Wohlauf, mein Volk, mit Gott wirds gelingen!" Alsbald begann jetzt die Schlacht und eine heißere ist wohl noch nie geschlagen worden. „Kyrieeleison" war die Losung der Deutschen; „Hui, hui" brüllten die Magyaren. Eine Zeit lang wogte der Kampf unentschieden hin und her und einmal sogar wurde der linke Flügel der Deutschen zurückgedrängt, da die Ungarn, um ihre bisher angemaßte Oberherrlichkeit zu behaupten, fast Uebermenschliches leisteten. Aber der Feldherrnblick des deutschen Königs gewahrte alsobald, was vorging und sofort ließ er seine Reserve vormarschiren. Endlich fingen die Magyaren an zu weichen und ha, wie nun die Deutschen nachdrückten! Da machte nun die neu formirte deutsche Reiterei ihr Meisterstück und bald war die Flucht des Feindes eine allgemeine. Mehr als 30,000 Ungarn deckten den Wahlplatz, denn die Deutschen gaben keinen Pardon, in der Erinnerung an die früher erlittenen furchtbaren Drangsale. Doch fieng man Sieben ihrer vornehmsten Führer und König Heinrich schickte sie mit abgeschnittenen Nasen und Ohren nach Pannonien hinein, damit sie dort erzählten, wie die Deutschen mit ihnen aufgeräumt hätten. Unermeßlich war die Beute, da das ganze feindliche Lager erobert wurde; der Hauptgewinn aber bestand darin, daß eine zahllose Menge von christlichen Gefangenen der Freiheit wieder gegeben werden konnte. So wurde die Schmach des Tributzahlens blutig abgewaschen und nicht ein einziges Mal mehr, so lange der König Heinrich lebte, fiel es den Magyaren ein, sich über die Gränzen gegen Deutschland hin zu wagen.

Alle Feinde des deutschen Reichs waren also glücklich besiegt, nur allein die Normannen im Norden, das ist die Dänen, noch nicht. Diese hatte seiner Zeit Karl der Große gedemüthigt und dort zwischen der Eider und Schley eine Mark errichtet, deren Graf den Feind für

immer im Zaume halten sollte. Allein unter den ärmlichen letzten Karolingern waren die Normannen nach der blutigen Schlacht vom 2. Februar 880, worin der Sachsenherzog Bruno, der ältere Bruder Ottos des Erlauchten (also der Oheim Heinrichs I.), mit vielen andern edlen Sachsen fiel, nicht blos über diese Mark hereingebrochen, sondern hatten auch ganz Holstein, überhaupt alles Land nördlich der Elbe erobert. Das durfte nun nicht länger geduldet werden, denn der deutsche Boden war für die Deutschen und nicht für die Fremdlinge da, und somit zog König Heinrich gleich das Jahr nach seinem großen Ungarsieg gegen die Dänen zu Felde. Ueber diese herrschte damals König Gorm der Alte, welcher alle die vielen kleineren Normannenfürstenthümer in Seeland, Jütland und Laaland zu dem Einen Königreiche Dänemark zusammengeschweißt hatte, und man durfte von diesem so lange siegreichen Krieger erwarten, daß er sich dem Vordringen des deutschen Königs mit Macht entgegenstemmen werde. Allein derselbe hatte doch allzugroßen Respect vor dem Ungarnbesieger und wich somit Schritt vor Schritt bis nach Jütland zurück. Da endlich stellte er sich; zu seinem Unglück aber, da er gründlich geschlagen wurde. Es blieb ihm also nichts übrig, als alle Forderungen Heinrichs I. zu bewilligen, und so kams, daß auch hier die alten Reichsgränzen wieder hergestellt wurden. Noch mehr, der deutsche König erbaute sofort die feste Burg Schleswig, nach welcher die hier von ihm errichtete Markgrafschaft ihren Namen erhielt, und aus dieser Burg wurde bald ein bedeutender Handelsplatz, dessen Ruhm bis in das ferne Arabien drang.

Zwei Jahre später, am 2. Juli 936, starb Heinrich I. in der güldenen Aue zu Memleben an der Unstrut, seiner bevorzugten Pfalz, und ward in seiner liebgewonnenen Stadt Quedlinburg — eigentlich in dem dortigen Kloster, seiner einzigen bedeutenderen geistlichen Stiftung — beigesetzt. Wenn Einer, so hätte er, dieser „Stern des reinsten Lichtes an dem weiten Firmamente unserer Vergangenheit“, wie ihn ein neuerer Schriftsteller nennt, den Beinamen „des Großen“ verdient, denn er war es, der nicht blos alle die mächtigen äußeren Feinde Deutschlands demüthigte, sondern auch die Einigung und Einheit des Reichs dauernd wieder herstellte; aber die hohe Geistlichkeit,

welche damals allein die Geschichte niederschrieb, war ihm nicht hold, weil er weder etwas zur Vermehrung ihres Reichthums beitrug, noch ihr auch einen Einfluß auf die Regierung gestattete. Den Namen erhielt er also nicht, allein groß war er deßwegen doch, vielleicht der größte aller deutschen Könige und ganz Deutschland trauerte um ihn, wie um Einen, der nicht ersetzt werden könne.

---

## Drittes Kapitel.

### Otto I., genannt der Große, der erste deutsche Kaiser.

(936 bis 973)

Vier Söhne und zwei Töchter hinterließ Heinrich I. Aus erster Ehe den Thankmar, der aber, weil diese Ehe als eine unrechtmäßige aufgelöst worden war, als nicht legitim angesehen wurde; aus zweiter Ehe mit der obgenannten Mathilde die Söhne Otto, Heinrich und Bruno, sowie die Töchter Gerberge und Hatwig. Von diesen letzteren beiden vermählte der Vater die älteste Gerberge an den Herzog Giselbert von Lothringen und nach dessen Tode heirathete sie der König Ludwig IV. von Frankreich. Die zweite Hatwig wurde die Gattin des Grafen Hugo von Paris und somit ist sie als die Stammmutter des Capetingischen Königshauses, welches so lange Jahre Frankreich beherrschte, anzusehen. Von den drei rechtmäßigen Söhnen bestimmte der Vater den jüngsten Bruno dem geistlichen Stande und er konnte also bei der Wahl eines Nachfolgers Heinrichs I. nicht in Betracht kommen. Was aber die beiden andern anbelangt, so hätte deren Mutter Mathilde gerne dem zweitgeborenen Heinrich die Königskrone verschafft, da er, der durch eine wunderbare Schönheit glänzte, ihr besonders ans Herz gewachsen war; der Vater dagegen entschied sich für den erstgeborenen Otto und deßhalb versammelte er

kurz vor seinem Hintritt die Großen des Reichs in Erfurt, um ihnen diesen zum Nachfolger zu empfehlen. Darauf giengen auch die sämmtlichen Anwesenden mit Freuden ein und so war die Königswahl bereits gesichert, noch ehe der edle Heinrich in Wirklichkeit aus dem Leben schied.

Aus Ehrfurcht gegen den Vater hatten die Großen des Reichs dessen Erstgeborenen zu seinem Nachfolger bestimmt, und dieser, nachher Otto I. genannt, zählte damals — er erblickte am 22. November 912 das Licht der Welt — vierundzwanzig Jahre. Er war ein hochstrebender Jüngling, kalt von Gemüth und voll Stolz, mit großer Vorliebe für Pracht und Glanz, auf nichts anders bedacht, als auf die Erneuerung der Majestät Karls des Großen. Nur wenige Wochen nach dem Hintritt des Vaters führten ihn die Sachsen von Quedlinburg nach Aachen, denn dort in der alten Kaiserburg Karls des Großen sollte die Wahl und Krönung des neuen Königs in höchst feierlicher Weise stattfinden. Und in Aachen sammelten sie sich Alle, welche hiebei ein Wort mitzusprechen hatten, also die Herzoge, Fürsten, Grafen und sonstige Hochadelige, so wie die Erzbischöfe, Bischöfe und Aebte, und am 8. August 936 ward in der großen Halle neben dem Dom die Wahl vorgenommen. Sie fiel einstimmig auf Otto und gleich darauf reichten ihm Alle die Hände mit dem Versprechen ihrer unverbrüchlichen Treue gegen die Reichsfeinde. Hernach schritten sie mit ihm in den Dom, wo bereits eine unabsehbare Menge ihrer harrte, und der Erzbischof Heribert von Mainz stellte ihn sofort dem Volke als den neugewählten König vor. Das Volk aber schrie wie aus Einer Kehle: „Heil dem Könige, Heil!“ Jetzt führte der Erzbischof den König zum Altar, auf dem die Reichskleinodien lagen, und reichte ihm zuerst das Schwert mit dem Wehrgehänge. Hernach den Königsmantel und die Armbänder; endlich den Stab und das Scepter. Zuletzt salbte er ihn mit dem geweihten Oele, wobei ihm die Erzbischöfe von Trier und Köln assistirten, und setzte ihm die königliche Krone auf. Endlich führten ihn alle drei Erzbischöfe zwischen zwei Marmorsäulen hindurch auf den prachtvoll errichteten Thron und da paradirte er nun vor allem Volk in vollem Glanz der Majestät. So ging es bei der Krönung Otto's I. zu; damit war aber

noch keineswegs Alles zu Ende. Im Gegentheil wie das Hochamt vorüber war, zog der König begleitet von allen Großen des Reichs in den Kaiserpalast Karls des Großen und setzte sich im großen Saale an eine Marmortafel, wo ihm das Königsmahl aufgetragen wurde; dabei aber versahen die Herzoge den Dienst. Nemlich der Herzog Giselbert von Lothringen als „Kämmerer“, das ist als der Ordner der ganzen Festlichkeit, der Frankenherzog Eberhard als „Truchseß“, das ist als Besorger der Tafel, der Schwabenherzog Herrmann als „Mundschenk“, und endlich der Baiernherzog Arnulph als „Marschall“, das ist als derjenige, welcher das Unterkommen der verschiedenen Großen und ihres Gefolges vermittelte, zu welchem Behufe, weil bei weitem nicht Alle in der Stadt Aachen selbst Quartier gefunden hatten, große Zeltreihen außerhalb der Mauern aufgeschlagen worden waren. Das war eine überaus glanzvolle Königsfeier und von ihr datiren sich die sogenannten Erzämter des deutschen Reichs.

So groß nun aber auch der Pomp gewesen war und so sehr darob dem jungen stolzen Könige das Herz anschwoll, so sollte er doch bald einsehen lernen, daß mit äußerem Glanz allein die Herzen der Unterthanen nicht gewonnen werden, um so weniger, wenn man sie noch durch ein kaltes strenges gebieterisches Wesen abstößt. Es begab sich nemlich zu Anfang des Jahres 937, daß ein geborner sächsischer Edeling, mit Namen Bruning, der aber zugleich Lehensträger des Frankenherzogs Eberhard war, diesem offen die Dienste verweigerte, die er ihm wegen seiner im Fränkischen gelegenen Güter schuldete. Da machte nun der Frankenherzog kurzen Proceß, eroberte des Bruning feste Burg Helmershausen an der Diemel, und ließ alle Insassen, die mit den Waffen gefangen wurden, über die Klinge springen. Es war dies ein strenges Gericht, aber Herzog Eberhard hatte mit vollstem Recht so gehandelt. Nicht so deuchte es dem Könige Otto, sondern er strafte vielmehr den Herzog um 100 Pfund Silber und legte den Adeligen, welche dem Herzog bei der Eroberung der Burg beigestanden, eine tiefherabwürdigende Pön — sie mußten vor Aller Augen Hunde nach der königlichen Pfalz Magdeburg tragen — auf. Der Herzog und seine Getreuen ließen sich dieß dem Anschein

nach ohne Murren gefallen, aber die Wuth kochte in ihnen und sie schwuren bei der nächsten Gelegenheit sich zu rächen.

Nicht lange hernach, am 14. Juli 937, starb Herzog Arnulph von Baiern, genannt der Böse, und sein ältester Sohn Eberhard trat sofort die Nachfolge an. Dagegen ließ sich nun nichts einwenden, wohl aber dagegen, daß Eberhard, ohne Zweifel weil ihn der fränkische Eberhard insgeheim dazu aufstachelte, dem Könige Otto die Huldigung verweigerte. Dies durfte letzterer natürlich nicht zugeben und, nachdem nun alle Unterhandlungen sich als vergeblich erwiesen hatten, überzog er den Rebellen im Frühjahr 938 mit Krieg. Er glaubte schnell mit ihm fertig zu werden, allein siehe da, jetzt brachen hinter ihm in Franken und in Sachsen selbst Unruhen aus, welche ihn nöthigten, schnellstens umzukehren und den bairischen Eberhard einstweilen in Ruhe zu lassen. Im Sachsenlande nemlich besaß Thankmar, der erstgeborne aber für illegitim erklärte Sohn Heinrichs I. durch die Gnade seines Vaters große Güter und weil er sich in den letzten Kriegen gegen die Slaven und Magyaren durch Tapferkeit sehr hervorgethan hatte, hiengen ihm viele Sachsen mit großer Ergebenheit an. In diesem Thankmar nun aber kochte ein mächtiger Zorn, weil er glaubte, die deutsche Krone gebühre eigentlich ihm, dem Erstgeborenen Heinrichs I., und nicht dem Otto, und noch viel wüthender wurde er, als ihm Otto seine Bitte, mit dem vacanten Herzogshut von Sachsen bekleidet zu werden, rundweg abschlug. Ihn, den Wüthenden, für seinen Pläne zu gewinnen, wurde somit dem rachedürstenden fränkischen Eberhard nicht schwer, und beide erhoben sofort die Fahne des Aufruhrs, so wie Otto der I. ins Baierische einfiel. Zum Schauplatz des Kriegs wählte der fränkische Eberhard die sächsische Provinz Westphalen und überzog diese mit Mord und Verwüstung. Thankmar aber begann seine Empörung damit, daß er die Burg Beleke unweit Lippstadt überfiel und seinen Stiefbruder Heinrich, der Königin Mathilde Zweitgeborenen und Liebling, daselbst gefangen nahm. Nachdem er dann diesen, wie einen gemeinen Knecht gebunden, dem fränkischen Eberhard, seinem Mitverschworenen, gleichsam als Pfand der Treue übersandt hatte, machte er sich an die Eroberung der alten Feste Eresburg und richtig gelang es ihm auch ihrer sich

zu bemächtigen. Kurz der Bürgerkrieg wüthete in Sachsen, Franken und Bayern mit allen seinen Schrecken und daran war es noch nicht einmal genug, sondern auch die Slaven an der untern Elbe, so wie insbesondere die Böhmen erhoben sich, um das Joch der Deutschen abzuschütteln.

Die Lage war also für den jungen König Otto eine äußerst gefährliche, allein schließlich wollte ihm doch das Glück so wohl, daß er über alle seine Feinde Herr wurde. Am allerleichtesten gelang ihm dieß mit den Slaven an der untern Elbe, denn als die Friesen gegen sie zogen, unterwarfen sie sich fast ohne Schwertstreich. Etwas hartnäckiger gestaltete sich der Kampf in Böhmen, wo der wilde Heide Boleslaw seinen frommen Bruder Wenzel an der Pforte der Veitskirche zu Prag erschlagen hatte, allein der tapfere Graf Herrmann Billung, welchen Otto mit einem wackern Corps Sachsen gegen Boleslaw sandte, wußte diesen in der Frist von zwei Jahren so in die Enge zu treiben, daß er sich zu demselben Verhältniß der Unterwürfigkeit und Tributzahlung bequemte, in welchem sein ermordeter Brudes Wenzel zum deutschen Reiche gestanden war. Am allerschwersten fiel es, die inneren Feinde, den Frankenherzog Eberhard und den aufrührerischen Thankmar, zu besiegen, allein es gelang dennoch. Kaum nemlich erfuhr König Otto I., daß sein älterer Stiefbruder gegen ihn aufgestanden sei, so zog er, Baiern schnellstens verlassend, persönlich gegen ihn und siehe da, alsbald wie er in Sachsen erschien, fielen Viele von den bisherigen Anhängern Thankmars, in ihrem Gewissen beunruhigt, von diesem ab. Ja selbst die Besatzung der Eresburg, in welcher doch Thankmar selbst den Oberbefehl führte, wagte es nicht, sich gegen den anrückenden König, den rechtmäßigen Gebieter über alle sächsischen Lande, ernsthaft zu wehren und Einige giengen sogar so weit, dem Könige freiwillig die Thore zu öffnen. Thankmar, in solcher Weise verlassen, flüchtete in die Burgkirche und stellte sich da, umgeben von den Wenigen, die ihm noch treu geblieben waren, vor dem Hochaltare auf. Doch die Krieger Ottos stürmten ihm in die Kirche nach und es kam da vor dem Altare, ohne Rücksicht auf dessen Heiligkeit, zu einem blutigen Gefecht, in welchem Thankmar in Mitten der Seinigen den Tod fand. Solches geschah am 28. Juli 938 und

selbstverständlich hörte nun aller Widerstand der bisherigen Parthei Thankmars auf. Ja fast ohne Schwertstreich ergaben sich alle die Burgen und Herrschaften, welche der Getödtete im Sächsischen besessen hatte, und König Otto war nach einem Feldzug von wenigen Wochen wieder vollkommen Herr in seinem Stammlande. Jetzt konnte sich derselbe mit seiner ganzen Gewalt gegen den Frankenherzog Eberhard wenden, und dieser erschrack darob aufs heftigste, denn nach menschlichem Ermessen mußte er unterliegen. Doch durch einen schlimmen Trug, den ihm wahrscheinlich sein Freund, der Erzbischof Friederich von Mainz (der Nachfolger des verstorbenen Heribert) eingab, wußte er sich zu retten. Er besaß, wie wir wissen, den Bruder Otto's I., Heinrich, als Gefangenen und diesem war von seiner Mutter Mathilde der Gedanke in den Kopf gesetzt worden, daß er weit mehr zum König passe, als der erstgeborene Otto. Ehrgeiz'g, wie Einer, ließ sich also Heinrich von dem Frankenherzog bereden, sich mit ihm gegen den König Otto zu verbinden, wogegen sich der Herzog anheischig machte, dem Heinrich die Krone zu erwerben. Zum Inswerksetzen des Plans war aber jetzt keine Zeit, wo Otto I. soeben in Sachsen obgesiegt hatte, und so beschlossen die zwei Verschworenen vor der Hand nicht nur nicht gewaltsam vorzugehen, sondern sogar den König durch scheinbare Demüthigung ganz sicher zu machen. Herzog Eberhard ließ also sofort seinen Gefangenen, Heinrich, Otto's I. Bruder, unter großer Ostentation frei, indem er sich ihm zugleich in Gegenwart seines ganzen Hofes zu Füßen warf, seine Verzeihung wegen der unrechtmäßigen Gefangenhaltung zu erflehen. Nicht minder bat er ihn auf das Demüthigste, die Vermittelung beim Könige zu übernehmen, denn er bereue es tief, sich zu dem Verbrechen der Revolte haben hinreißen zu lassen, woran aber eigentlich der getödtete Thankmar die Schuld trage. Das war der erste Theatercoup; der zweite bestand darin, daß Heirrich, ein Meister in der Heuchelei, sofort zu seinem Bruder Otto eilte, um diesen zu beschwören, dem Herzog Eberhard zu verzeihen. Ja daß er nicht nachließ mit seinem Bitten, bis der König, sehend, daß nun Herzog Eberhard allen Widerstand aufgab, sich in der That gegen seine sonstige Gewohnheit dazu herbeiließ, Gnade für Recht ergehen zu lassen. Deutlicher gesagt, der König

schickte den anscheinend reumüthigen Herzog auf kurze Zeit in die Verbannung nach Hildesheim und wie diese Zeit verlaufen war, setzte er ihn gegen den erneuerten Schwur der Treue in alle seine Ehren und Rechte wieder ein. Draufhin, im Spätherbst desselben Jahres noch, wandte sich Otto I. gegen Baiern zurück, um den widerspenstigen baierischen Eberhard zu bezwingen; dieser aber weniger klug, als der fränkische Eberhard, unterwarf sich nicht, sondern ließ es auf einen Kampf ankommen. Er vermeinte nemlich dem Könige gewachsen zu sein und hatte sichs einmal in den Kopf gesetzt, sein Baiern in ein unabhängiges Reich zu verwandeln. Zu seinem großen Unglück jedoch, denn er wurde in der ersten Schlacht vollständig besiegt und sofort seines Herzogthums für verlustig erklärt. Ja selbst ins Exil mußte er wandern und von dieser Zeit an hat man nie mehr etwas von ihm gehört. Zum Herzog in Baiern setzte dagegen der König einen treuen Mann, den Bruder des verstorbenen Herzogs Arnulphs, mit Namen Berthold, jedoch nicht mit denselben weitgehenden Befugnissen, welche seinerzeit König Heinrich I. dem Arnulph eingeräumt hatte. Er bekam nemlich nicht mehr das Recht, die Bischöfe in Baiern zu ernennen und mit den Kirchengütern nach Belieben umzuspringen, sondern die Bischöfe wurden unter die Gewalt des Königs gestellt und auf diese Art wieder, was sie schon lange angestrebt hatten, zu reichsunmittelbaren Fürsten gemacht. Noch mehr, auch einen Pfalzgrafen setzte der König dem neuen Herzog an die Seite, gerade wie einstens Heinrich I. dem Herzog Giselbert von Lothringen, und diese Pfalzgrafenwürde, welche Arnulph, der jüngere Bruder des ins Exil gejagten Eberhard, also ein Neffe des neuen Herzogs Berthold erhielt, wurde noch extra mit erweiterten Rechten bedacht. Nicht blos nemlich erhielt Pfalzgraf Arnulph die Aufsicht über alle königlichen Pfalzen, Burgen, Lehen und Güter, die in Baiern vorhanden waren, sondern der König ernannte ihn auch zu seinem Stellvertreter im höchsten Gericht, so daß er, der Pfalzgraf, die letzte Instanz in Criminalfällen bildete. Gewiß also lag hierin eine große Schmälerung der Herzogsgewalt, so wie sie die Stammherzoge bisher auszuüben gewohnt waren, und man konnte daraus ersehen, daß König Otto I. keineswegs gewillt sei, in der Weise seines Vaters fortzuregieren.

Die Ruhe schien jetzt im deutschen Reiche wieder hergestellt zu sein, allein es schien nur so, denn die beiden Verschworenen, der Herzog Eberhard von Franken und des Königs Bruder Heinrich, zu denen sich schon sehr frühe auch der Erzbischof Friedrich von Mainz gesellte, hatten ihre Pläne weder vergessen noch aufgegeben, sondern suchten unter der Hand noch mehr Verbündete zu gewinnen, um dann den König Otto desto sicherer verderben zu können. Auch fanden sich wirklich solche Verbündete, nemlich einmal verschiedene hochgestellte Geistliche, wie namentlich der Bischof Rothard von Straßburg; sodann der Herzog Giselbert von Lothringen, dem Heinrich versprach, er dürfe Lothringen als unabhängiges Königreich behalten, sobald er, Heinrich, König von Deutschland geworden sei; endlich Ludwig IV., der König von Frankreich, welcher mit Recht darüber erbost war, daß Otto I. seinen Rivalen und Thronstreitigmacher, den Grafen Hugo von Paris, Herzog von Francien, offenbar begünstigte. Diese alle zusammen gaben sich das Wort, sie wollten nicht eher ruhen, als bis Otto I. entthront und Heinrich an seine Stelle gesetzt sei; als Zeitpunkt des Losschlagens aber setzten sie das Frühjahr 939 fest. So begann denn der Bürgerkrieg in Deutschland von neuem und das eine Mal schien es, daß der König, das andere Mal, daß die Verschworenen unterliegen würden. Insbesondere erfocht Otto I. bei Birthen in der Nähe von Wesel mit nur wenigen Truppen einen glänzenden Sieg über seinen Bruder Heinrich, der hier vereint mit seinem Schwager Giselbert unterlag; allein der Sieg nützte den König nichts, weil nun Ludwig IV. mit einem mächtigen Heer anrückte. Endlich im Spätherbst 939 wollten die Verschwornen alle ihre Streitkräfte in Metz concentriren, wo dann Heinrich gekrönt werden sollte, allein eben dieser Zug nach Metz sollte ihr Unglück sein. So bald nemlich die Grafen Udo, ein Bruder des Schwabenherzogs Herrmann und Conrad genannt Kurzbold, der kühnste Geselle damaliger Zeit, welche beide dem Könige Otto auf dem rechten Rheinufer ein Hülfsheer zuführten, erfuhren, daß der Frankenherzog Eberhard in Compagnie mit dem lotharingischen Giselbert auf dem linken Rheinufer bei Andernach lagere, um von da nach Metz weiter zu ziehen, so beschlossen die zwei Grafen sogleich, die beiden Herzoge mit ihren Schaa-

ren zu überfallen. In tiefdunkler Nacht setzten sie also bei Koblenz über den Rhein und urplötzlich am Mittag des andern Tages standen sie vor dem Lager der beiden Herzoge, die sich, nichts Arges ahnend, allda mit Schmausen und Trinken ergötzten. Im Moment geschah der Angriff und zwar so hitzig, daß die Ueberfallenen nach kurzem die Flucht ergriffen. Auch Herzog Giselbert that nicht anders und warf sich mit einigen Andern in einen Nachen, um sich über den Rhein hinüber zu retten; aber Conrad Kurzbold bohrte den Nachen mit einem einzigen Speerstoß in den Grund und der lotharingische Herzog ertrank elendlich mit seinen Begleitern. Nur der fränkische Eberhard wehrte sich wie ein angeschossener Eber, allein auch ihm rückte jetzt Conrad Kurzbold auf den Leib und seinen Streichen erlag endlich der tapfere Herzog. So wurde Otto I. mit einem Male seiner zwei eingefleischtesten Gegner los, und von nun an wandte ihm das Glück nicht mehr den Rücken. Gleich darauf nemlich fielen ihm die beiden obgenannten hohen Geistlichen, der Erzbischof Friedrich von Mainz und der Bischof Rothard von Straßburg, in die Hände uud er hätte sie, wenn er wollte, an Leib und Leben strafen können. Er begnügte sich jedoch mit einer geringen Buße und ließ ihnen sogar, weil sie demüthig um Verzeihung flehten, ihre Kirchenämter. Nun blieb als wirklicher Gegenkämpe eigentlich nur noch der französiche König Ludwig IV. übrig, zu welchem Heinrich, Otto's Bruder, inzwischen entflohen war, allein dieser schien um so weniger gefährlich zu sein, als er auch mit inneren Feinden, besonders mit dem Grafen Hugo von Paris, zu kämpfen hatte. Umgekehrt dagegen that derselbe damit einen glücklichen Griff, daß er nach dem jähen Tode des Herzogs Giselbert schnellstens dessen Wittwe entführte und heirathete, denn damit setzte er sich fast ohne Schwertstreich in den Besitz Lothringens. König Otto beschloß also den neuen französischen Schwager — die genannte Wittwe Gerberge war ja, wie wir wissen, eine Schwester Ottos I. — durch das Schwert zur Raison zu bringen und drang im Jahr 940 mit einem gewaltigen Heere in Frankreich selbst ein. Sogleich stellte sich nun der Graf Hugo von Paris, dem dann Otto I. seine jüngste Schwester Hatwig (oder Hedwig) vermählte, auf die Seite der Deutschen und eben so thaten auch meh-

rere andere französischen Große; allein trotzdem fand Otto I., daß es für ihn doch eine allzuschwere Aufgabe sein würde, den König Ludwig IV., wie er ursprünglich beabsichtigte, zu entthronen, und hielt es also für gerathener, sich durch die Vermittlung der Schwester Gerberge mit ihm ins Reine zu setzen. Bei Vouziers an der Aisne kamen dann die beiden Monarchen zusammen und nach kurzem war der Frieden fertig. Ludwig IV. verzichtete völlig auf Lothringen und verzieh dem Grafen Hugo von Paris, seinem neuen Schwager. Otto I. dagegen entsagte allen Verbindungen mit Ludwigs IV. Feinden in Frankreich und nahm seinen Bruder Heinrich wieder zu Gnaden an. Nachdem solches alles festgesetzt, trennten sich die beiden Monarchen als die besten Freunde und Heinrich ward sofort von seinem Bruder Otto, um die Gnadensonne vollständig leuchten zu lassen, zum Herzoge von Lothringen ernannt. Jetzt hätte man glauben sollen, werde es endlich mit den inneren Wirren in Deutschland ein Ende genommen und insbesondere werde sich Heinrich, der Bruder Ottos I., wohl gehütet haben, abermals zu intriguiren und Verschwörungen anzuzetteln. Allein dem war doch nicht so. Kaum nemlich sah sich Heinrich als Herzog von Lothringen eingesetzt, so mußte er dieses Land auch schon wieder verlassen, denn er verfuhr so hart und willkürlich daselbst, daß eine allgemeine Empörung ausbrach, vor welcher er alsbald Fersengeld gab. Nun verlangte er von dem Bruder, daß ihn dieser mit Gewalt wieder einsetze; König Otto aber that dieß nicht nur nicht, sondern tadelte vielmehr den Entflohenen mit strengen Worten und gab das Herzogthum dem unmündigen Söhnlein des ertrunkenen Giselbert, mit Namen Heinrich, indem er einen lothringenschen Großen, den Grafen Otto von Verdün, zu dessen Vormund — also zum factischen Herzog — ernannte. Darüber wurde Heinrich von neuem wüthend und beschloß nun in anderer Weise, als bisher, vorzugehen. Bisher nemlich hatte er es versucht, durch offene Empörung und Gewalt sich auf den Thron zu schwingen; jetzt aber faßte er den niederträchtigen Entschluß, seinen Bruder Otto durch Meuchelmord aus dem Wege zu räumen. An diesem abscheulichen Plane nahm auch der Erzbischof Friedrich von Mainz, welchen Otto I. so eben erst so großmüthig behandelt hatte, Theil

und diesem Erzbischof gelang es, in dem nördlichen Theile von Sachsen einige Grafen als Werkzeuge zu gewinnen. In der Sorbenmark nemlich hütete der Markgraf Gero gegen die Slaven die Grenze und von ihm fühlten sich einige hochadelige Herren, wie besonders der Graf Erich, schwer beleidigt, weil er ihnen nicht gestattete, ihren Geiz auf Kosten der unglücklichen Slaven in ungerecht gewaltthätiger Weise zu befriedigen. Klagend wandten sie sich also an König Otto, aber dieser gab dem Markgrafen Recht und entließ die Kläger mit einem herben Verweise. Darob entstand ein unsäglicher Zorn in ihnen und dieser Zorn verleitete sie, auf die schuftigen Vorschläge des Erzbischofs Friedrich zu hören. Abgemacht wurde also, König Otto solle, wenn er zu Ostern 941 in Quedlinburg eintreffe, um dieses Fest daselbst zu begehen, in der Kirche meuchlings ermordet und sein Bruder Heinrich dann zum Könige ausgerufen werden. Durch einen verrätherischen Mitverschwornen aber kam der nichtswürdige Anschlag zur Kenntniß des Königs und sofort befahl er alle Betheiligten ohne Ausnahme zu verhaften. Dieß gelang vollständig mit der alleinigen Ausnahme des Grafen Erich, der sich der Verhaftung mit den Waffen in der Hand so lange widersetzte, bis er niedergehauen wurde. Nun begann die Untersuchung und siehe da, die Angaben des Verräthers bestätigten sich vollkommen. Somit blieb nichts übrig, als wenigstens über die Hauptschuldigen die Todesstrafe zu verhängen und solche wurde am 18. April 941 an den Grafen Bacco, Herrmann, Reinward, Wirin und Eserik vollzogen. Mehrere Andere mußten in die Verbannung wandern und wieder Andere traf die Confiscation ihres Vermögens. Am besten kamen die Urheber des Attentats weg, welche doch den Tod dreifach verdient gehabt hätten, nemlich der Prinz Heinrich und der Erzbischof Friederich von Mainz, denn beide verwirkten blos ihre Freiheit. Letzterer, ich meine den Erzbischof, wurde dem Abte von Fulda zum strengsten Gewahrsam übergeben, nachdem er es vorher vergeblich versucht hatte, sich dadurch, daß er vor allem Volk das Abendmahl für seine Unschuld nahm, rein zu waschen. Ersterer aber, das ist der Prinz Heinrich, rettete sich anfangs durch die Flucht und kam dann später, als er sich, von der schrecklichsten Noth getrieben, dem Gerichte stellte, in eine

nicht minder streng sein sollende Haft nach der Pfalz zu Ingelheim. So gar streng scheint diese übrigens nicht gewesen zu sein, denn wenige Wochen nach seiner Inhaftnahme entwich er nächtlicher Weile, obwohl allerdings nicht um durchzugehen, sondern um sich seinem Bruder Otto, der auf das Weihnachtsfest 941 nach Frankfurt gekommen war, im dortigen Dome zu Füßen zu werfen. Auch hatte dieser Fußfall einen guten Erfolg, denn der König, von der Mutter Mathilde schon vorher bearbeitet, hob den Heinrich gerührt auf und ließ ihm seine volle Verzeihung angedeihen. Von da an gabs nun Frieden unter den Brüdern und nie mehr versuchte es Heinrich, dem älteren Otto entgegenzutreten. Seine Ränke ließ er aber deßwegen doch nicht, denn solche lagen einmal in seiner Natur.

Nachdem also endlich mit dem Jahr 942 Deutschland beruhigt war, konnte Otto I. daran gehen, auch die übrigen Reichsangelegenheiten in Ordnung zu bringen, und vor allem beabsichtigte er, ähnliche Unruhen und Empörungen für die Zukunft unmöglich zu machen. Woher aber kamen diese Unruhen und Empörungen? Nun sie giengen von Baiern, Franken und Lothringen aus und nie und nimmer hätten sie diese gefährliche Gestaltung annehmen können, wenn nicht die Stammherzoge der genannten Länder eine so intensive Gewalt besessen haben würden. Diese Gewalt mußte also gebrochen werden, aber wie? Das war die große Frage. Der König Conrad I. hatte es mit dem Schwert versucht, war aber nicht zum Ziele gekommen. Der Vater Ottos, Heinrich I., schlug dann den umgekehrten Weg ein, den der Liebe und Mäßigung, allein dafür war auch Deutschland unter seinem Regimente nicht sowohl eine Monarchie als vielmehr ein Staatenbund gewesen und darunter litt die Königsgewalt Noth. Otto I. ersann daher ein drittes Mittel und dieses brachte ihn seinem Ziele, aus Deutschland einen strammen Einheitsstaat zu machen, um ein Bedeutendes näher. Durch den jähen Tod des Herzogs Eberhard war das Herzogthum Franken erledigt, und es fragte sich also, wem es der König anvertrauen wolle. Er ernannte aber keinen neuen Herzog von Franken, sondern legte sich selbst diese Würde und Gewalt bei. Dagegen mußte er diejenigen, welche etwa auf die Nachfolge im Herzogthum Ansprüche zu ma-

chen Grund gehabt hätten, anderweitig zu entschädigen und vergabte namentlich die Lehengüter des verstorbenen Eberhard an mehrere verdiente fränkische Große. So erhielt der tapfere Graf Konrad, genannt der Rothe, die schönen Grafschaften an der Nahe, sowie um Worms und Speyer auf dem linken Rheinufer, und diese Grafschaften zusammen machten ein so herrliches Fürstenthum aus, daß der Graf Konrad gar wohl damit zufrieden sein konnte. Andere Güter verlieh der König dem Schwabenherzog Herrmann I., einem nahen Anverwandten des gefallenen Herzogs Eberhard, und wieder andere dem Baiernherzog Berthold, nemlich die Gaue bis zum Main und Spessart. Die übrige Hinterlassenschaft Eberhards endlich schlug er entweder zum königlichen Kammergute oder schenkte er sie geistlichen Anstalten, also Klöstern und Bischöfen. So geschweigte er alle die, welche etwa berechtigt gewesen wären, ihm wegen der Nichtbesetzung der Herzogswürde in Franken Verlegenheiten zu bereiten, und das war schon ein bedeutender Schritt zur Stärkung der Königsgewalt. Nicht lange hernach anno 944 schieden Heinrich, das Söhnlein des ertrunkenen Herzogs Giselbert, und dessen Vormund, der Graf Otto von Verdün, schnell nach einander aus dem Leben und es handelte sich also darum, das Herzogthum Lothringen neu zu besetzen. Wem aber verlieh Otto I. dasselbe? Ei, keinem andern, als einem seiner Getreuesten, dem so eben genannten Grafen Konrad dem Rothen, denn dieser war ganz der Mann dazu, die unruhigen Köpfe in jenem Lande zur Ordnung zu bringen. Solches that denn auch der neue Herzog in kürzester Frist und der König war so glücklich darüber, daß er sofort anno 948 dem jungen tapferen Konrad seine Tochter Luitgarde vermählte. Wiederum nicht lange nach dem Hingange des Grafen Otto von Verdün und seines Mündels Heinrich, im Jahr 945 am 23. Dezember, starb der Herzog Berthold von Baiern, und wiederum handelte es sich um die Neubesetzung eines mächtigen Herzogthums. Auch fehlte es keineswegs an solchen, die Ansprüche darauf machen konnten, denn einmal hinterließ der verstorbene Berthold ein unmündiges Söhnlein und sodann waren auch Söhne des Herzogs Arnulphs da, jenes Gewaltmannes, den man den Bösen genannt hatte. Allein reflectirte Otto I. auf den einen oder

den andern von diesen Candidaten? Nein, sondern er gab das Herzogthum seinem Bruder Heinrich und führte hiefür als „Scheingrund" den Umstand an, daß Heinrich, wie wir längst wissen, der Gemahl Judiths, der Tochter Arnulphs des Bösen, war. Der „wirkliche Grund" aber lag natürlich darin, daß über Baiern künftighin ein Mann gebieten solle, der ihm, dem Könige, durch und durch ergeben sei. Abermals um ein paar Jahre später, im Frühjahr 948, gelang es dem Könige Otto seinen ältesten, damals sechszehn Jahre zählenden Sohn Liudolph mit der Prinzessin Ida, der Tochter des Schwabenherzoges Hermann I., zu vermählen, und da nun diese Ida das einzige Kind des Herzogs Herrmann, also seine Erbin war, so kann man sich schon denken, warum diese Heirath zu Stande gebracht wurde. Natürlich aus keinem andern Grunde, als damit Liudolph dereinstens das Herzogthum Schwaben erbe und so geschah auch schon zu Ende des Jahres 948, um welche Zeit Herrmann I. das Zeitliche segnete. Wie endigte also das Jahr 948? Nun so, daß alle deutschen Herzogthümer sich in der Gewalt Otto's I. befanden. Ueber Franken und Sachsen nemlich dominirte er selbst, über Lothringen sein Tochtermann Konrad, über Baiern sein Bruder Heinrich und über Schwaben endlich sein Sohn Liudolph. War also die monarchische Gewalt jetzt nicht factisch in Deutschland hergestellt?

Es läßt sich wohl denken, daß die Hauptfeinde des deutschen Reichs in damaliger Zeit, ich meine die Slaven, die Dänen und die Ungarn, von denen ich schon früher so viel erzählt habe, die Zeit der inneren Unruhen, die ich so eben schilderte, nicht unbenützt werden haben vorübergehen lassen, sondern daß sie im Gegentheil der Versuchung nicht wiederstehen konnten, sich aus der demüthigenden Stellung, zu welcher sie der Vater Ottos I. gezwungen, wieder emporzuraffen. Den Slaven zwischen Elbe und Oder gegenüber stand der Markgraf Gero, ein tapferer Degen wie Einer, zugleich aber auch ein Mann, der den Grenzkrieg mit der wildesten Grausamkeit führte und mit dieser Wildheit und Grausamkeit noch Schlauheit und Hinterlist verband. Ebendeßhalb hatte ihn König Otto I. zum Markgrafen in diesem weiten Gränzdistrikte, und zwar mit den ausgedehntesten Vollmachten, ernannt, denn die Slavenstämme fast ohne Aus-

nahme kämpften mit denselben Waffen, und waren also auf andere Art nicht im Zaume zu halten. Zu Bekräftigung dessen mag das folgende Beispiel dienen. Die Dalemenzier hatten einen Anschlag ersonnen, den Markgrafen, während eben beschworener Waffenstillstand herrschte, bei einem Gastmahl, das sie ihm geben wollten, hinterrücks zu fangen und zu ermorden; allein er bekam Wind von dem Anschlag und beschloß sofort den Feinden zuvorzukommen. Deßwegen lud er seinerseits die Häuptlinge dieses Slavenstamms nebst denen der benachbarten Stämme, ihrer dreißig an der Zahl, zu einem Schmause ein und trank ihnen da mit seinen Oberoffizieren so lange zu, bis sie sämmtlich schwer betrunken waren. Dann wie sie sich nicht mehr wehren konnten, fiel er über sie her, und ließ sie sämmtlich, einen Einzigen, der fliehend entkam, ausgenommen, niedermachen. Jetzt nach dieser gräßlichen That — sie fällt ins Jahr 939 — glaubte er Ruhe zu erhalten, da er den Frieden durch den Schrecken gebändigt wähnte, allein es kam gerade umgekehrt. Die verschiedenen slavischen Stämme nemlich, die bisher nach alter Gewohnheit meist vereinzelt gefochten hatten, wurden über das begangene Verbrechen so wüthend, daß sie sich schnell einigten und nun gemeinsam auf den Markgrafen losgiengen. Einer solchen Uebermacht war letzterer nicht gewachsen und der König Otto mußte ihm daher aus Lothringen, wo er damals stand, mit einem Corps zu Hülfe kommen. Zu einer nachhaltigen Unterjochung der Slaven aber kams doch nicht, einmal weil sie immer noch fest zusammenhielten und zum andern weil der König wegen des damals noch wüthenden innern Krieges wieder schnell nach Deutschland zurückkehren mußte. Da kam der Markgraf Gero auf eine neue List und diese führte zum Ziele. Unter dem Vater Ottos I. war ein Häuptling oder Fürst der Haveller mit Namen Tugumir gefangen genommen worden und lebte von dort an, nachdem er zum Christenthum übergetre en war, in leichter Haft in einer Stadt an der Saale. Diesen ließ der Markgraf vor sich kommen und brachte ihn theils durch Bestechung, theils durch Ueberredung — er apellirte an sein Christenthum, das ihm die Pflicht auferlege, alle Heiden zu bekehren — so weit, daß er sich dazu hergab, an seinem Land nnd Volk zum Verräther zu werden. Draufhin eilte Tugumir nach Brannibor,

das die Haveller längst wieder erobert hatten, und wurde da, weil er vorgab, er sei aus seiner Haft entsprungen, von seinen Stammesgenossen mit Jubel empfangen. Noch mehr, sie ernannten ihn zu ihrem Oberanführer und Fürsten, denn von ihrem ganzen angestammten Fürstengeschlecht lebte seit jener von Gero veranstalteten Mordnacht nur noch Einer, ein noch knabenhafter Jüngling, und dieser — er war zweifelsohne ein Brudersohn Tugumirs — konnte ihre Kämpfe mit den Deutschen nicht leiten. Was that nun aber der also Gefeierte? Ei, er bemächtigte sich sofort jenes Jünglings und ermordete ihn mit eigener Hand. Dann übergab er dem schnellstens heranrückenden Markgrafen das feste Brannibor oder Brandenburg und in Folge dessen mußten sich die Haveller wohl oder übel unterwerfen. Jetzt nachdem dieser Verrath begangen worden war, trauten die verschiedenen Slavenstämme einander selbst nicht mehr und so wie aus diesem Grunde ihr Bund gelöst war, gelang es dem Markgrafen Gero sie alle nach und nach zu bezwingen. Mit andern Worten, er stellte dieselbe Reichsgrenze wieder her, wie sie schon der Vater Ottos I., der König Heinrich I. gewonnen gehabt hatte.

Ein nicht minder schlimmer Feind, als die Slaven zwischen Elbe und Oder, waren die Dänen und sie wurden gerade in den ersten Regierungsjahren Otto's I. um so gefährlicher, als sie sich mit den Wenden, einem andern Slavenstamm, der die Gestade der Ostsee vom jetzigen Wismar an bis nach Danzig bewohnte, verbündet hatten. Ueber die Dänen herrschte damals König Harald, genannt Blaatand (zu deutsch Blauzahn), ein Sohn Gorm's des Alten, und dieser hatte nicht blos die von Heinrich I. gestiftete Mark Schleswig wieder erobert und das Danewirk — jene mächtige Verschanzung, von der ich früher schon gesprochen — abermalen hergestellt, sondern auch überall das Christenthum mit Feuer und Schwert vernichtet, um dem Heidenthum von Neuem Platz zu machen. Vergeblich kämpfte gegen ihn der Markgraf Herrmann Billung, welchem Otto I. als seinem Verwandten die Vertheidigung der Nordgränze des deutschen Reichs anvertraut hatte, denn obwohl derselbe alle Eigenschaften des Markgrafen Gero, besonders auch dessen Tapferkeit und kriegerische Talente, im vollsten Maaße besaß, so machte ihm doch der Bund der Dänen mit den

Wenden schwere Noth und einmal wollte es sogar das Unglück, daß er gefangen in die Hände Haralds fiel. Kurz also Herrmann Billung konnte gegen die Dänen nichts ausrichten; da zog nach Beendigung der langen Bürgerkriege der König Otto I. im Jahr 944 mit einem gewaltigen Heere herbei, demüthigte zuerst die Wenden bis zur Oder hin und zog dann gegen die Dänen. Vergeblich stellte sich ihm der tapfere Blauzahn entgegen; er wurde in einer mörderischen Schlacht aufs Haupt geschlagen. Draufhin durchzog Otto I. ganz Jütland bis zu dem großen Meerbusen Leinfiord und dort warf er seine Lanze in den See. Damit wollte er besagen, daß nur das Meer seinen Siegen Einhalt zu thun im Stande sei, und es heißt daher auch von selbiger Zeit an jener Meerbusen der Ottensund. Im Uebrigen mußte nun König Harald demüthig um Frieden bitten und alle seine früher gemachten Eroberungen herausgeben. Otto I. aber erneuerte die Mark Schleswig und vergabte das ganze Land an deutsche Einwanderer, um so dem Dänenthum hier für immer ein Ende zu machen.

Die Gränzländer gegen Norden und Osten hin waren also bis zum Jahr 945 dem deutschen Reiche durch siegreichen Kampf wieder gegeben; allein damit begnügte sich der König Otto I. nicht, sondern er wollte die Einwohnerschaft jener Länder für immer gewinnen und da erinnerte er sich unwillkürlich daran, wie es sein großes Vorbild, der Kaiser Karl I., mit den Sachsen gemacht hatte. Immer und immer revoltirten diese, bis sie endlich dem Christenthum gewonnen wurden; von da an aber waren sie ganz vortreffliche Reichsangehörige und nahmen an einer Empörung kein einziges Mal mehr Theil. Sollte nun Otto I. nicht dasselbe Mittel gegen die Dänen und Slaven in Anwendung bringen? Gewiß das Mittel mußte auch gegen sie fruchten und somit gründete er schon anno 946 die beiden Bisthümer Aldenburg (im östlichen Holstein der Insel Femern gegenüber gegen die Wenden) und Havelberg (gegen die Rhedanier nördlich der Havel im jetzigen Regierungsbezirk Potsdam). Drei Jahre später rief er vier weitere Bisthümer ins Leben, nemlich einmal das von Brandenburg zur Bekehrung der Haveller und dann die von Schleswig, Ripen und Aarhaus, um die Dänen zu christianisiren. Noch später gieng er an die Stiftung des Erzbisthums Magdeburg, so wie an die der

Bisthümer Meissen, Zeitz und Merseburg, welche er, wie auch Havelberg und Brandenburg, dem genannten Erzstuhl unterordnete; allein dieß brachte er erst gegen den Schluß seines Lebens nach schweren Streitigkeiten mit dem Erzbischof von Mainz und dem Bischof von Halberstadt zu Stande, weil diese glaubten, ihre Macht werde durch das neue Erzbisthum geschmälert. Dafür erlebte er aber auch die Freude, daß der Pabst durch eine eigene Bulle vom 18. Oct. 968 das Erzbisthum Magdeburg nicht blos bestätigte, sondern es den drei alten Erzbisthümern Mainz, Trier und Köln völlig gleichstellte.

Nach der Besiegung der Dänen und Slaven blieben nur noch die Ungarn übrig, allein dafür waren sie auch weit schlimmer als die Slaven und die Dänen. Nach dem glänzenden Sieg, den Ottos I. Vater, Heinrich der Vogler über sie erfochten, hätte man glauben sollen, sie würden für immer die Lust verloren haben, sich mit den Deutschen zu messen, und jahrelang hielten sie auch in der That Ruhe. Mit der Zeit jedoch vernarbten die schmerzhaften Wunden, welche der Vogler ihnen geschlagen und die nachwachsende Jugend glaubte wieder ungestraft die früheren Raubzüge wiederholen zu können. Schon gleich mit Beginn der inneren Unruhen im deutschen Reich nach Ottos I. Regierungsantritt erschienen größere Magyarenheere in den sächsischen Landen und man hatte dort Mühe, sie wieder auszutreiben. Das Jahr darauf (im Sommer 938) wiederholten sie ihre Raubzüge und drangen bis nach dem Harz vor. Weil aber wegen eines wochenlang anhaltenden Regenwetters ihre Pferde im Koth fast stecken blieben, erhielten sie bei der Stetternburg und im Drömling, einem sumpfigen Walde, starke Verluste und eilten so schnell als möglich in ihre Heimath zurück. Im Jahre 944 hatten sie von Neuem Absicht in Deutschland einzufallen, und zwar war es Baiern, dem sie ihren schrecklichen Besuch zudachten; allein der Baiernherzog Berthold, der damals noch die Grenzen hütete (er starb, wie wir wissen, das Jahr darauf), zog ihnen bis Kärnthen entgegen und räumte in einer Weise in ihren Reihen auf, daß sie gern Frieden gaben. Nun kam eine zehnjährige Zeit der Ruhe; so wie jedoch mit dem Jahr 953 neue Bürgerkriege in Deutschland ausbrachen (wir werden gleich nachher auf sie zu sprechen kommen), rüsteten sie sich zu einem neuem gewal-

tigen Einbruch und setzten diesen im Jahr 954 ins Werk. In den ersten Frühlingsmonaten fielen sie in Baiern ein, drangen durch Schwaben über den Rhein ins Elsaß bis nach Lothringen, wandten sich dann ins Innere von Frankreich und kehrten endlich über Italien nach Hause. Ein furchtbarer Raubzug, in welchem Hunderte von Städten und Dörfern eingeäschert, Zehnttausende von Menschen elendiglich hingeschlachtet oder in die Gefangenschaft abgeführt wurden! Ein solcher Gräuel schrie gen Himmel, allein daran war es noch nicht einmal genug, sondern man erfuhr bald, daß die Magyaren mit dem Sommer des Jahres 955 von Neuem in noch größerer Masse erscheinen würden, um ganz Deutschland in eine Einöde zu verwandeln. Und sie kamen in der That mehr als 100,000 Mann stark und pochend auf diese ihre ungeheure Anzahl prahlten sie, ihre Rosse sollten alle deutsche Flüsse und Seeen austrinken! Zuerst wurde Steiermark und Kärnthen von ihnen überschwemmt und dann rückten sie über das Salzburgische in Baiern ein. Gräßlich wütheten sie da und es schien unmöglich, ihnen zu widerstehen. Doch siehe, wie sie nun zu Ende des Juni oder Anfang Juli vor der Stadt Augsburg erschienen, da fanden sie die Thore geschlossen und die Bürger in Wehr und Waffen auf den Mauern. Es war dieß das Verdienst des Bischofs Ulrich von Augsburg, der dem Geschlecht der Grafen von Dillingen entstammte, denn dieser, der inzwischen erfahren hatte, daß der König Otto I. ein großes Reichsheer sammle und in Eilmärschen nach dem Lech heranziehe, ermahnte die Bürgerschaft zur muthigsten Ansdauer und stellte sich selbst an die Spitze der Kämpfenden. So wurden die Ungarn vor Augsburg — ihr König lagerte im nahen Günzburg — einen ganzen Monat lang aufgehalten und während solcher langen Belagerung fand Otto I., der den neuesten Bürgerkrieg indessen mit Kraft niedergeschlagen hatte, Zeit aus allen Theilen des Reiches ein mächtiges Heer zusammenzubringen, mit welchem er, obwohl es die Zahl der ungarischen Streiter bei weitem nicht erreichte, hoffen durfte, den Sieg zu erringen. Im Anfang des August erschien er im Lechthal und am 8. August schlug er auf dem Lechfeld, das sich zwischen dem Lech und der Wertach zehn Stunden lang ausdehnt, sein Lager. Wie nun aber dieß die Ungarn

erfuhren, hoben sie eiligst die Belagerung von Augsburg auf, zogen ihre Streifcorps an sich und ritten dem deutschen Heere entgegen. Am 9. August ordnete dann der König Otto I. sein Heer, das er in acht Haufen theilte, und gab jedem Haufen seine besonderen Verhaltungsbefehle. Den rechten Flügel bildeten die Baiern, drei Haufen stark, den linken die Schwaben mit zwei Haufen. Den Mittelpunkt hatten der sechste und siebente Haufen inne, der eine — fast lauter Franken — geführt von Konrad dem Rothen, des Königs Eidam, den wir schon kennen, und der andere — meist Lothringer und nur etliche tausend Mann Sachsen, da diese mit den Slaven beschäftigt waren — vom Könige selbst, dem man die Reichsfahne mit dem Erzengel Michael vortrug. Die Böhmen endlich, aus welchen der achte Haufen bestand, hatten die Nachhut und standen also hinter der Schlachtlinie. Am 10. August, einem fast überheißen Sommertage, in der Früh begann die Schlacht, nachdem der deutsche König vorher sein Heer in einer feurigen Rede angesprochen hatte, und alsobald umritt ein großer Theil der Ungarn die deutsche Schlachtordnung. Diese Schaar fiel dann mit Uebermacht über die Böhmen her und nach einem geringen Widerstand stiebten dieselben auseinander. So gieng gleich im Anfang alles Gepäck verloren, was einen äußerst schlimmen Eindruck auf die Deutschen machte; allein nicht genug an dem, die siegreichen Ungarn warfen sich jetzt von hinten auf die Schwaben, welche zugleich von vornen hart bedrängt wurden. Dieselben wehrten sich mannhaft, aber zuletzt gieng es nicht anders, sondern sie mußten vor der furchtbaren Uebermacht weichen. Zur rechten Zeit noch ersah dies der deutsche König und alsbald beorderte er den Anführer der Franken, Konrad den Rothen, den bewährten Krieger und Feldherrn, den Schwaben zu Hülfe zu eilen. Wie nun aber dieser mit seinen Schaaren den Ungarn zusetzte! Nein solchem Ungestüm konnten sie nicht widerstehen und überdem wußte sie der Held Konrad von zwei Seiten zu fassen, während die Schwaben, als sie die Hülfe gewahrten, von neuem schwäbische Hiebe austheilten. So wurden die Ungarn auf dieser Schlachtlinie vollständig geschlagen und stürzten sich verworren in die Flucht. Augenblicklich gewahrte dies der König Otto und brach sofort mit dem Centrum in den Feind

ein, während er zugleich den Baiern befahl, eine Schwenkung nach links zu machen. Von allen Seiten wurde also das ungarische Heer gefaßt und nachdem die zwölfte Stunde vorüber, war von einem weiteren Halt desselben nicht mehr die Rede. Vereinzelt und Schaarweise stiebten die Geschlagenen dahin und die weite Ebene wimmelte förmlich von Flüchtlingen. Aber ihrer viele Tausende fanden von den Schwertern und Lanzen der ihnen nachsetzenden deutschen Reiterei ihren Tod und noch viel mehr Tausende ertranken elendiglich im Lech, der von Blut und Leichen bis zum Ueberfließen anschwoll. Freilich auch die Deutschen hatten in der Schlacht nicht geringe Verluste erlitten und namentlich war der tapfere Konrad, genannt der Rothe, der Eidam Otto's I., eben als er der Glühhitze wegen die Bänder des Helmes etwas löste, von einem Pfeile so in die Kehle getroffen worden, daß er alsbald todt vom Rosse sank. Allein was wollten diese Verluste gegen diejenigen der Ungarn besagen? An die Hunderttausend fielen in der Schlacht oder auf der Flucht und man will behaupten, daß nur sieben von all' den streitbaren Mannen ihr Vaterland wieder erreicht hätten, um die gräßliche Niederlage zu berichten. Gefangene wurden nur wenige gemacht, aber selbst diese Wenigen ließ nachher Herzog Heinrich, des Königs Bruder, wie Verbrecher hinrichten, worunter auch drei Fürsten und Oberanführer. Wahrhaft unermeßlich war die Beute, die sich im Lager des Feindes vorfand, und nur allein die Zahl der eingefangenen Pferde repräsentirte einen sehr bedeutenden Werth. Was aber die Hauptsache, durch diesen großen Sieg auf dem Lechfeld wurden die Deutschen für ewige Zeiten von der Ungarnplage befreit, denn nie, gar nie mehr von nun an erfrechten sich die Magyaren, von neuem über die deutsche Grenze zu brechen. Vielmehr gaben sie jetzt ihr bisheriges Nomadenleben auf, gewöhnten sich an feste Wohnsitze und lebten fortan der Cultur ihre schönen Donauländer, indem sie zugleich anfingen, sich dem Christenthume zuzuwenden.

Daß man seit dem 10. August 955 den tapfern König Otto als den Befreier des Vaterlandes prieß, solches versteht sich eigentlich von selbst und Heil Deutschland, wenn er sich mit diesem hohen Ruhme begnügt hätte; allein Tag und Nacht schwebte ihm das Beispiel

Karls des Großen vor Augen und nachdem er Deutschland von Innen wie gegen Außen beruhigt, trieb ihn sein Ehrgeiz fort und fort, jenem schimmernden Kleinod nachzujagen, welches den Namen der Kaiserkrone führte. Ja wohl der Name eines Königs der Deutschen genügte ihm nicht, obwohl damit eine Macht verbunden war, mit der kein anderer Herrscher sich messen konnte, sondern seine Prachtliebe und sein Stolz gaukelten ihm fortwährend das Kaiserdiadem wie mit einem geheimnißvollen Glanze umgeben vor und schon seit langem zogen ihn daher seine Gedanken nach Italien. Natürlich denn die Kaiserwürde war ja, als eine Erneuerung des ehemaligen römischen Kaiserthums, an den Besitz von Rom und Italien geknüpft und konnte, so lehrte die ganze lange Karolingerzeit, nur durch den Pabst im Namen Gottes verliehen werden. Es war ein unglückseliges Gelüste, dieses Kaiserkronegelüste — ein Gelüste, welches Deutschland durch das lange Mittelalter hindurch seine besten Söhne gekostet hat und den Aufschwung unseres Vaterlandes während jenes ganzen Zeitraumes hemmte; allein damals glaubte der deutsche König etwas merkwürdig Großartiges zu erreichen, wenn er den Papst dazu bringe, ihm die Kaiserkrone aufzusetzen, denn er meinte nicht anders, als er werde durch diese Krone das oberste Haupt der abendländischen Christenheit und alle Fürsten und Könige Europas müßten ihn dann als ihren Oberlehensherrn anerkennen.

Also nach Italien richtete sich sein Auge unabänderlich hin und an Gelegenheit sich in die Angelegenheiten jenes Landes einzumischen, konnte es unmöglich fehlen. Dort nämlich herrschten in der ersten Hälfte des zehnten Jahrhunderts die traurigsten Zustände. Unteritalien wurde von den Saracenen, die sich der Inseln Sicilien, Sardinien und Corsika bemächtigt hatten, aufs grausamste heimgesucht. Weiter bekämpften sich dort die noch in Neapel und Calabrien herrschenden Byzantiner und die in Benevent, Salerno und Capua seßhaften longobardischen Fürsten mit einer Grausamkeit, die ganze Sröme von Blut kosteten. Mittel- und Oberitalien dagegen ward alle paar Jahre von den Magyaren heimgesucht und wie diese zu wüthen gewöhnt waren, dieß haben wir längst kennen gelernt. Das Allerschlimmste übrigens für diese herrlichen Provinzen bestand darin

daß unaufhörlich verschiedene Gewalthaber um den Besitz der longobardischen oder italienischen — so drückte man sich gewöhnlich aus — Königskrone kämpften und die Einwohner gar nie zum ruhigen Genuß des Lebens kommen ließen. Am Ende des 9. Jahrhunderts hatte sich der Markgraf Berengar von Friaul zum Beherrscher des ehemaligen Longobardenreichs — also des ganzen weiland karolingischen Welschlands — aufgeworfen, aber er hatte mit seinen Großen, theils weltlichen theils geistlichen Standes, welche sich kein strammes Regiment gefallen lassen wollten, immerwährende Streitigkeiten und diese Großen setzten ihm bald diesen, bald jenen Gegenkönig entgegen. So zuerst den Ludwig von Provence und, nachdem dieser besiegt war, anno 922 den König Rudolph II. von Burgund. Als nun anno 924 König Berengar starb, behauptete sich Rudolph II. auf dem italienischen Thron, allein nicht lange, denn seine Feinde unter den longobardischen Großen — dabei spielte ein herrschsüchtiges Weib, die verwittwete Markgräfin Irmengard von Ivrea, welche haben wollte, Rudolph solle seine rechtmäßige Gemahlin verstoßen und dagegen ihr die Hand reichen, eine Hauptrolle — riefen nun den Gra- Hugo von Vienne zum Gegenkönig aus und dieser bedrängte den Rudolph so sehr, daß derselbe sich schon im April 926, auf alle Ansprüche an die Longobardenkrone verzichtend, nach seinem Königreich Burgund zurückzog. Jetzt war Hugo von Vienne dominirender Herr und zwar ein solch' gewaltsam dominirender, daß die italienischen Großen verschiedene Jahre lang nicht mehr zu revoltiren wagten. Ja sie willigten sogar anno 931 ein, seinen jungen Sohn Lothar als seinen Mitregenten und Nachfolger anzuerkennen, und um nun die Parthei unter ihnen, welche im Stillen noch dem vertriebenen Rudolph II. anhing, ebenfalls endgültig für sich zu gewinnen, verlobte er anno 937 seinen Erben Lothar mit der damals sechzehnjährigen Prinzessin Adelheid, der einzigen Tochter des genannten Rudolphs II. Durch diese That glaubte er die italienische Krone seinem Sohne Lothar vollständig gesichert zu haben, allein im Stillen steigerte sich der Haß der Großen gegen ihn immer mehr, weil er ihnen mit furchtbarer Strenge begegnete und alle bessere Stellen mit ausländischen (südfranzösischen) Getreuen besetzte. In aller Heimlichkeit kam

es also zu einer Verschwörung und die Verschworenen machten unter sich ab, den jetzigen Markgrafen von Ivrea, mit Namen Berengar, einen Stiefsohn der oben erwähnten Markgräfin Irmengard, auf den Thron zu erheben. Dies geschah anno 941; so heimlich aber Alles betrieben wurde, so durchdrang König Hugo das Geheimniß dennoch, und traf eiligst Anstalten sich des Markgrafen Berengar zu bemächtigen. Es gelang ihm nicht, denn der Markgraf hatte auch seine Späher; dagegen bewerkstelligte letzterer seine Flucht über die Alpen zum Herzog Herrmann I. von Schwaben, bei dem er mit Genehmigung Otto's I. Schutz fand. Daraufhin gingen vier Jahre vorüber, ohne daß sich dem Anscheine nach etwas Besonderes zugetragen hätte; aber diese vier Jahre waren im Stillen von dem geflohenen Markgrafen benützt worden, um durch verkleidete Sendlinge — dieselben reisten in Pilger- oder in Bettlerkleidung beständig zwischen Oberitalien und Schwaben hin und her — seine Parthei in der Lombardei zu vergrößern und die Verschwörung immer weiter auszudehnen. Nachdem so der Boden gehörig unterwühlt war, brach Markgraf Berengar, nachher als König Berengar II. geheißen, mit einem im Schwabenlande angeworbenen Heere über die Alpen auf, und siehe da, sobald er sich auf italienischem Boden zeigte, fielen ihm die Großen des Landes in Masse zu. Ja nach Kurzem sah sich der verhaßte Hugo fast von aller Welt verlassen und konnte es also nicht wagen, sich mit Berengar in einen Kampf einzulassen. Klug aber, wie er war, gab er deßwegen doch noch nicht Alles für verloren, sondern vermählte jetzt schnell seinen Sohn Lothar mit der oben erwähnten Princessin Adelheid, um demselben wenigstens eine gewisse Anzahl von Anhängern zu retten, und trat dann mit dem Markgrafen in Unterhandlungen. Man kam überein, Hugo solle auf die Krone von Italien zu Gunsten seines Sohnes Lothar verzichten und habe sofort nach Frankreich überzusiedeln; Lothar aber sei gebunden, den Berengar zum Mitregenten anzunehmen und ihn, falls er kinderlos bleibe, zu seinem Erben einzusetzen. Nachdem dies so abgemacht, eilte Hugo mit seinen Schätzen über die Alpen nach der Provence, wo er gleich nachher starb, und das Regiment führten von nun an Lothar und Berengar gemeinsam. Nicht allzulange übrigens, denn schon im Jahr 950 starb Lothar schnell weg, ohne Zweifel an

Gift, das ihm Berengar hatte beibringen lassen, und die Folge davon war, daß letzterer alleiniger Regent von Oberitalien wurde. Doch nein, nicht alleiniger Regent, sondern er nahm vielmehr seinen Sohn Adalbert alsobald zum Mitregenten an und ließ die Großen demselben zu Pavia huldigen. Sie thaten es ohne Wiederrede, hoffend, er werde ein sehr milder leutseliger Herrscher sein, da er sich bisher als solcher bewiesen; allein siehe da, kaum saß er fest auf dem Thron, so kehrte er seine wahren inneren Seiten heraus und zeigte sich noch härter und grausamer, als der weiland so verhaßte König Hugo. Darob ergrimmten natürlich die Großen des Reichs, welche nichts weniger liebten, als einen Gewaltskönig über sich zu haben, und sahen sich nach Einem um, den sie ihm als Gegenkönig setzen könnten. Da fielen ihre Augen auf die Wittwe Lothars, die obengenannte Adelheid, eine wunderschöne Dame, welche jetzt neunzehn Jahre zählte und sicherlich die meisten Ansprüche auf den Thron hatte; sowie aber Berengar II. dies merkte, machte er ihr den Antrag einer Vermählung mit seinem jungen Sohn Adalbert und setzte sie, als sie sich dessen weigerte, im Anfang des Jahres 951 auf seiner festen Burg Garda am Gardasee gefangen. Ja nicht genug an dem, sondern er gestattete auch noch seiner Gattin Willa, eine Dame vom schlimmsten Rufe, wie es deren damals so viele in Italien gab, die arme Gefangene in jeder Weite zu mißhandeln, damit dieselbe sich endlich zu der angesonnenen Heirath bequeme, und die Mähr von diesen Mißhandlungen drang alsbald — vielleicht noch vergrößert — unter das Volk. Was Wunder also, wenn in Folge dessen die Zahl der Anhänger der schönen Adelheid sich mehrte, und wenn besonders alle geistlichen Großen Oberitaliens — die Herren Bischöfe hatten von der Habsucht Berengars II. viel zu leiden — im Stillen auf ihre Seite traten? Man suchte also vor allem die schöne Gefangene, welche sich ihrerseits nach nichts mehr sehnte, als nach Freiheit — die Priester der damaligen Zeit haben sie als eine sanfte Dulderin und Heilige geschildert, allein sie liebte das Vergnügen, den Putz und das Herrschen weit mehr, als sich mit dem Character einer Dulderin und Heiligen verträgt, — aus ihren Banden zu erlösen, und dies gelang mit Hülfe eines im Geruche der höchsten Frömmigkeit stehen-

den Mönchs, des Bruders Martin, den man in die Burg Garda einschmuggelte. Als Jüngling verkleidet entkam sie mit dem Mönch zu dem Bischhof Adelard von Reggio, der sie alsbald zu dem Markgrafen Azzo, ebenfalls einem Gegner Berengars II., auf dessen fast unbezwingliche Felsenburg Canossa bei Reggio in Sicherheit brachte. Vergebens eilte jetzt Berengar II. herbei, um Canossa zu belagern; die festen Mauern trotzten allen seinen Anstrengungen und die einzige Möglichkeit, das Felsennest zu bezwingen, bestand darin, dasselbe auszuhungern. Es jedoch so weit kommen zu lassen, hatten die Anhänger der schönen Wittwe König Lothars ganz und gar nicht im Sinn, sondern sie beschlossen vielmehr den deutschen König Otto I. zur Hülfe herbeizurufen, da dieser allein die Macht hatte, es mit dem Könige Berengar II. aufzunehmen. In aller Heimlichkeit ordneten sie also im August 951 eine Gesandschaft nach Deutschland ab und boten dem genannten König mit der Hand der schönen Adelheid die longobardische Krone an, die er aber natürlich erst von Berengar II. zu erobern hätte.

Man kann sich denken, wie Otto I. die italienische Gesandtschaft aufnahm! In kirchlicher Beziehung stand seiner Heirath mit der schönen Adelheid nichts entgegen, denn seine erste Gemahlin, eine angelsächsische Königstochter mit Namen Editha — die Mutter des früher schon genannten Liudolph, welcher Herzog von Schwaben geworden war — hatte schon vor einigen Jahren, am 26. Januar 946 das Zeitliche gesegnet; in politischer Beziehung aber — mein Gott wie schlug sein Herz, wenn er daran dachte, daß er jetzt den Anfang machen könne zur Verwirklichung seines Hauptherzenswunsches das ist zur Gewinnung der römischen Kaiserkrone! Alsobald ging er also auf die Vorschläge der Gesandtschaft ein und mit nicht minder großer Schnelligkeit sammelte er ein bedeutendes Heer, um mit demselben über die Alpen zu ziehen. Alle deutschen Stämme mußten ihr Contingent stellen, die Sachsen und Franken unter dem Könige selbst, die Baiern unter ihrem Herzog Heinrich, des Königs Bruder, die Schwaben unter Liudolph, des Königs Erstgeborenem, und die Lothringer unter ihrem Herzog Konrad, den man den Rothen nannte, des Königs Eidam. Ueberdem zogen auch viele Bischhöfe und Erzbischöfe

mit ihren Mannen mit, denn diese geistlichen Herren wußten damals mit dem Schwerte meist besser umzugehen, als mit der heiligen Schrift, die sie nicht einmal zu lesen im Stande waren. Kurz also, das Heer mit welchem Otto I. im Anfang des Septembers 951 über die Alpen rückte, war ein sehr bedeutendes und Berengar II. bekam deßhalb auch solchen Respect vor demselben, daß er sofort die Belagerung von Canossa aufgab, um seine Hauptstadt Pavia zu schützen. Noch mehr, auch diese Stadt gab er Preis, weil er sich, bei dem Abfall so vieler Großen, viel zu schwach fühlte, um dem deutschen König entgegenzutreten, und zog sich in seine festen Städte am adriatischen Meere zurück. Schon am 23. September 951 hielt Otto I. seinen feierlichen Einzug in Pavia, woselbst er sich sofort zum König der Lombardei krönen ließ, und eine Woche später hielt er sein Beilager mit der königlichen Wittwe Adelheid, welche ihn durch ihre Schönheit alsbald, was man sagt, zum Sclaven machte.

Den Anfang zur Verwirklichung seines Hauptherzenswunsches hatte also Otto I. gemacht und er durfte jetzt nur die Bezwingung Berengars II. vollenden, um dann nach Rom zur Gewinnung der Kaiserkrone weiter zu ziehen. Allein das war doch eher gesagt, als gethan. Einmal nemlich konnten die Festungen, welche Berengar II. inne hatte, nicht nur so ums Handumdrehen genommen werden, und sodann bereiteten sich durch die Heirath Ottos I. mit Adelheid große Zerwürfnisse im deutschen Reiche selbst vor. Unter den Deutschen nemlich, den Hochgestellten sowohl als den Mindervornehmen, gab es sehr Viele, welche den Gedanken Ottos I., sich die Kaiserkrone aufs Haupt zu setzen, nicht im mindesten billigten. Ja die sogar dagegen waren, daß er sich die Longobardenkrone bleibend erwerbe. „Wenn dieß der deutsche König thut“, sagten sie, „so müssen oft und viel Heerfahrten über die Alpen angestellt werden, weil die Italiener nicht dazu angethan sind, einen auswärtigen Regenten zu dulden; diese Heerfahrten aber kosten viel Geld und noch mehr Blut. Ueberdem wenn stets große deutsche Streitkräfte in Italien unterhalten werden müssen, was wird die Folge sein? Einfach die, daß dann die Slaven, die Dänen und die Normannen von neuem in Deutschland einfallen, weil sie wissen, daß man ihnen nicht genug Truppen entgegen-

stellen kann. Fort also mit der Kaiserkrone und dem Besitz der Lombardei, damit Deutschland innerlich erstarke und sich entwickle!" So sagten Viele im Hinblick auf die vergangene Karolingerzeit und daß sie recht hatten, das steht in der späteren deutschen Geschichte mit Flammenschrift geschrieben. Dazu kam aber noch ein Weiteres, das nemlich, daß Otto I. seit seiner Heirath mit der schönen Adelheid plötzlich ein Anderer wurde, denn nicht blos beherrschte ihn diese Dame durch ihre Reitze vom ersten Tage an vollständig, sondern sie benützte auch ihre Herrschaft dazu, nur alles das durchzusetzen, was der Herzog Heinrich, Ottos I. Bruder, haben wollte. Ja wohl, mit dem genannten Heinrich, einem der schönsten Männer damaliger Zeit, verband sich die Gattin Ottos I. gleich von Anfang an aufs intimste, sogar so intim, daß das Verhältniß der Beiden wohl schwerlich ein reines geblieben sein kann, und dadurch bekam derselbe eine solche Gewalt, daß er seine Ränke von neuem spielen lassen konnte. Was aber heckte er gleich in der Minute aus? Nun das, daß er dem Bruder dessen Erstgebornen, den Herzog Liudolph von Schwaben, sofort zu entfremden und dadurch ein eisig kaltes Verhältniß zwischen Vater und Sohn zu erzielen wußte. Solches gefiel wiederum Vielen nicht und am allerwenigsten Liudolph selbst, der jetzt unwillkürlich an den armen Thankmar denken mußte. Freilich hatte ihm sein Vater schon im Jahr 946 in einer Versammlung der Großen feierlichst die Nachfolge im Reiche zusichern lassen, aber wenn nun die Stiefmutter Adelheid einen Knaben gebar, wie dann? Ei dann verstand es sich von selbst, daß die Mutter diesen Knaben ihm, dem Erstgeborenen, vorzog und er also der deutschen Königskrone verlustig gieng. Bekam aber die Stiefmutter keinen Knaben, war dann nicht der ränkevolle Oheim Heinrich da, um durch Adelheid den König so umzustimmen, daß er ihn, den Heinrich, zum Nachfolger designirte? Kurz also der Herzog Liudolph fühlte sich durch die Folgen der Heirath seines Vaters so tief gekränkt, daß er nur wenige Wochen später, im November 951 Knall und Fall nach Deutschland zurückkehrte, wohin ihn verschiedene Große, besonders der Erzbischhof von Mainz begleiteten. Kaum aber war er in der Heimath angekommen, so versammelte er in Saalfeld seine Getreuen um sich

und diese sagten ihm ohne Zweifel — die Saalfelder Acten sind nicht aufbewahrt worden — zu, daß sie mit Gut und Blut bereit seien, seine Rechte zu vertheidigen. Ja nicht wenige von andern Hochadeligen, selbst von Solchen — besonders in Sachsen — welche bisher treu zu Otto I. gestanden, traten nunmehr zu ihm über, weil sie, wie ich soeben auseinandergesetzt, von der italienischen Politik Otto's I. nichts wissen wollten, weßhalb sie sich auch dem Heerzug nach Italien nicht angeschlossen hatten.

Das waren die Zerwürfnisse, von denen ich oben sagte, daß sie sich in Folge der Heirath Otto's I. mit der schönen Wittwe Adelheid vorbereitet hätten, und wie nun der König hievon Nachricht erhielt, verzichtete er augenblicklich auf den Zug nach Rom, um dafür schnellstens — Anfang Januar 952 — mit seiner Hauptmacht nach Deutschland zurückzukehren. Sein Zweck war, einen Bürgerkrieg unmöglich zu machen, allein eigenthümlich, in dem Weg, den er einschlug, lag eben die Hauptursache, warum der Krieg dennach entstand. Gegen den noch lange nicht bezwungenen Berengar II. nemlich ließ er den Herzog von Lothringen, das ist jenen Konrad, den man den Rothen nannte, seinen Eidam zurück, in der Hoffnung, daß dieser bewährte Feldherr mit dem Feinde leicht fertig werden würde; allein die Streitkräfte, die er dem tapferen Konrad zurückließ, reichten nicht hin, um mit ihnen große Thaten auszurichten, und somit ließ sich Konrad mit Berengar II. in Unterhandlungen über einen definitiven Frieden ein. Bald einigten sie sich dahin, daß der Erstere dem Andern den Fortbesitz seines oberitalienischen Reichs verbürgte, unter der Bedingung jedoch, daß der Andere den deutschen König als seinen Oberlehensherrn anerkenne und zu diesem Behufe sich unverzüglich mit seinem Sohne Adalbert persönlich an das Hoflager Ottos I. begebe. Damit glaubte der Herzog Konrad ganz zum Vortheile des deutschen Reichs gehandelt zu haben, denn auch er gehörte unter diejenigen, welche es für ein großes Uebel erachteten, wenn der deutsche König sich die Longobardenkrone aufs eigne Haupt setze. Als nun aber der Herzog mit Berengar II. und dessen Sohn Adalbert in Magdeburg anlangte, welch' eigenthümlicher Empfang wurde ihnen da! König Otto I. war zornig, daß sein Eidam einen solchen Vertrag in eigenmächti-

ger Weise abgeschlossen habe. Noch zorniger war des Königs Bruder, der Herzog Heinrich, weil er sich bereits Hoffnung gemacht hatte, sein Herzogthum Baiern, zu dem, wie wir wissen, auch Krain, Kärnthen und Steiermark gehörten, mit einem Theile der Lombardei vergrößern zu können. Am allerzornigsten aber war die Königin Adelheid, denn sie haßte ihren früheren Bedränger, Berengar II. von Grund der Seele, und trotzdem sollte dieser nun so ziemlich ungestraft davon kommen? Man kann sich also wohl denken, wie sehr Herzog Heinrich und seine Freundin, die Königin Adelheid, in den König Otto I. drangen, in den von Konrad abgeschlossenen Vertrag nicht zu willigen, und so ließ der aufgebrachte König den Berengar drei Tage lang warten, bis er ihm nur eine Audienz gewährte. Endlich beschied er ihn auf den August 952 nach Augsburg, auf den dort abzuhaltenden Reichstag, und da wurde nun nachfolgender Vergleich abgeschlossen. Erstens sollte vom italienischen Reiche das ehemalige Herzogthum Friaul, bestehend aus den jetzigen Markgrafschaften Istrien, Aquileja, Verona und Trient, abgerissen und zu Baiern geschlagen werden. Zum zweiten mußte sich Berengar II. dazu verstehen, einen jährlichen Tribut von 1200 Pfund Gold an Otto I. zu zahlen. Zum dritten hatte er und sein Sohn Adalbert dem deutschen König den Lehenseid zu leisten. Dafür endlich willigte Otto I. ein, auf den Titel eines Königs von Italien zu verzichten und dem Berengar den Rest dieses Königreichs zurückzugeben. In solcher Weise vertrug sich der deutsche König mit Berengar II., allein wurden nun die Zerwürfnisse, welche sich bereits vorbereitet hatten, dadurch geschlichtet? Nein sicherlich nicht, denn jetzt fühlte sich, wie schon früher Liudolph, nun auch Herzog Konrad aufs tiefste beleidigt. Mein Gott, den Vertrag, den er mit Berengar II. abgeschlossen und für dessen strikte Einhaltung er sein Wort verpfändet, war ja von seinem Schwiegervater, dem Könige, wenn nicht ganz zerrissen, so doch wenigstens zerstückelt worden, und er stand also als wortbrüchiger Mann da. Ueberdem mußte er es jetzt nicht auch erleben, daß seine Gemahlin Liutgardt, die Tochter Ottos I. und Schwester Liudolphs, von der Stiefmntter Adelheid ganz verächtlich auf die Seite geschoben wurde, so ungefähr in derselben

Weise, in welcher Adelheid gegen ihren Stiefsohn Liudolph verfuhr?

Um diese Zeit, zu Ende des Jahres 952 gebar die Königin Adelheid ihrem Gatten einen Sohn, der nach seinem Taufpathen, dem Herzog Heinrich, den Namen Heinrich erhielt, und kaum war dieser Sohn geboren, so verlautete, sein Vater Otto I. habe der Mutter desselben auf das Andrängen des Herzogs Heinrichs feierlich versprochen, ihm mit Beiseitsetzung des erstgeborenen Liudolph die deutsche Krone zuzuwenden. Weil nun aber diese Verlautbarung tagtäglich mehr an Grund und Boden gewann und weil man zugleich in Erfahrung brachte, daß der König, von seiner Gemahlin überredet an einen neuen Zug nach Italien denke, schlossen Liudolph und Konrad eine enge Allianz zu dem Zweck, den Vater und Schwiegervater, seis auf dem Wege der Güte, seis auf dem der Gewalt in ein anderes Fahrwasser zu lenken, und dieser Allianz schloß sich der Erzbischof Friedrich von Mainz in aller Heimlichkeit an. Auch noch verschiedene andere Große wurden von ihnen gewonnen, wie besonders jener Arnulph, den Otto I. schon vor Jahren zum Pfalzgrafen in Baiern ernannt hatte, und daß die Masse des Volks auf ihre Seite treten würde, darauf durften sie schon deßwegen rechnen, weil das Volk an den Zügen nach Italien eben so wenig ein Freude hatte, als an dem ränkesüchtigen Heinrich und der fremdländischen Königin Adelheid. So bereiteten also die beiden Schwäger Liudolph und Konrad den Aufstand vor; ehe sie aber zu diesem letzten Mittel schritten, wollten sie es doch vorher versuchen, ob sie nicht auf friedlichem Wege zu ihrem Ziele gelangen könnten. Demgemäß lud der Erzbischof Friedrich von Mainz den König Otto I. im Frühjahr 953, wo derselbe eben aus dem Elsaß zurückkehrte, um dann später über Ostern mit seinem Bruder Heinrich in Ingelheim zusammenzukommen, ganz treuherzig nach Mainz ein und nichts Arges denkend folgte Otto I. der Einladung. Kaum aber war er in die Stadt eingeritten, so erschienen auch, laut früherer Verabredung, dessen Sohn und Tochtermann und schenkten demselben klaren Wein ein. „Gegen ihn, den König persönlich, hätten sie nichts“ sagten sie ihm; „wohl aber seien sie fest entschlossen, der herrschenden Mißregierung ein

Ende zu machen und darum stehe ihr Verlangen nach Dreierlei. Einmal dahin, daß der Herzog Heinrich für die Zukunft das Hoflager zu meiden habe, weil sein Rath der schlimmste sei, welchen der König erhalten könnte. Sodann dahin, daß Otto I. sich verpflichte, von nun an keinen Zug nach Italien mehr vorzunehmen, denn es sei vom Uebel, wenn der deutsche König auch noch eine fremde Krone trage. Endlich dahin, daß Liudolph, als der erstgeborne Sohn Ottos I. von diesem zum Nachfolger creirt und der zweitgeborne Heinrich für alle Zeiten vom Thron ausgeschlossen sein sollte." Von diesen drei Hauptpunkten gingen Liudolph und Konrad nicht ab und da nun auch der Erzbischof Friedrich sich durchaus auf deren Seite stellte, was blieb dem König Otto I. anders übrig, als nachzugeben? Mein Gott, er war ja mit sammt seinem geringen Gefolge, das er bei sich hatte, ganz in den Händen seiner Widersacher und diese konnten ihn, wenn sie wollten, auf eines ihrer festen Schlösser abführen. Wohl oder übel also bequemte er sich dazu, das von ihnen Verlangte nicht blos zu gewähren, sondern auch das Gewährte zu beschwören, und daraufhin erhielt er seine volle Actionsfreiheit zurück. Waren doch Liudolph und Konrad der festen Ueberzeugung Otto I. werde seinen Eid halten, denn sonst würden sie sicherlich noch weitere Bürgschaft verlangt haben; allein diese ihre Ueberzeugung sollte bitterlich zu Schanden werden. Kaum nemlich war Otto I. aus seiner halben Gefangenschaft nach Sachsen zurückgekehrt, so erklärte er den Mainzer Vertrag, als einen erzwungenen, für null und nichtig, und schrieb einen Reichstag nach Fritzlar aus, um über die Majestätsbeleidiger, wie er jetzt seinen Sohn und Eidam nannte, zu richten. Auf diesem Reichstag erschienen fast nur Sachsen, und so konnte der König Alles durchsetzen, was er wollte. Natürlich wurden also Konrad als Herzog von Lothringen und Liudolph als Herzog von Schwaben abgesetzt und ersterem gab der König seinen eigenen jüngsten uder Bruno, der von Jugend auf zum geistlichen Stande bestimmt gewesen war und eben jetzt (nach dem Ableben des Erzbischofs Wikfried) die hohe Würde eines Erzbischofs von Köln erhalten hatte, zum Nachfolger, während er zum Herzog von Schwaben den Grafen Burkhard aus dem altalemannischen Her-

zogsgeschlecht Burkharde oder Burcharde ernannte. Damit er aber diesen Beschlüssen Nachdruck zu verleihen im Stande sei, sammelte er sofort in Sachsen, zum Theil auch in Franken, ein starkes Heer und zog damit, nachdem auch noch sein Bruder Heinrich mit einem Hülfscorps zu ihm gestoßen war, gegen Mainz, in welcher Stadt Liudolph und Konrad ihre Hauptstreitkräfte zusammengezogen hatten.

Abermals kam also das schwere Unglück eines Bürgerkriegs über Deutschland und diesen verdankte man rein blos jenem unseligen Zug Otto's I. über die Alpen. Auch litten alle Provinzen Deutschlands entsetzlich unter demselben, insbesondere aber Schwaben, Franken und Lothringen, sowie zuletzt noch Baiern, denn in allen diesen Ländern wurde gekämpft, gesengt und gemordet, wie es eben Bürgerkriege mit sich bringen. Dagegen erlaube man mir, über die Einzelnheiten dieses brudermörderischen Kampfes mit Stillschweigen hinweg zu gehen, da dieselben allzuwenig Interesse bieten, und somit führe ich blos an, daß Otto I. am Schlusse des Jahres 953 nahe daran war, vollständig zu unterliegen. Er suchte deßhalb mehrmals in Unterhandlungen mit seinen Wiedersachern zu treten und diese zeigten sich sofort unter billigen Bedingungen zur Versöhnung geneigt; allein immer trat der ränkesichtige Herzog Heinrich mit seiner bösen Zunge dazwischen und so griff man beiderseits allemal wieder zu den Waffen. Da hörten mit dem Anfang des Jahres 954 die Ungarn von dem in Deutschland herrschenden Wirren und sofort brachen sie, wie ich dem Leser weiter oben erzählt habe, bereits im März in Süddeutschland ein. Was thaten aber daraufhin die beiden Schwäger Liudolph und Konrad? Man sagte ihnen nach, daß sie die Ungarn ins Land hineingerufen hätten, allein dieß war eine böswillige Lüge; die Thatsache dagegen steht fest, daß sie jenen Würgengeln bedeutende Summen zahlten, um sie zu bewegen, aus Süddeutschland fortzuziehen und sich dagegen auf die Lande zu werfen, welche es mit dem König Otto hielten, also hauptsächlich auf den Niederrhein und Lothringen. Das war schlimm, sogar sehr schlimm gehandelt und rächte sich alsbald bitter. Allgemein in Deutschland nehmlich betrachtete man von jetzt an die beiden Herzoge als Verbündete der Ungarn, der Todtfeinde Deutschlands und dies brach ihnen, denen man bisher gegen den Kö-

nig Otto Recht gegeben hatte, den Stab. Einer um den Anderen ihrer Anhänger fiel von ihnen ab, um zu dem Könige zu stoßen, und jetzt endlich giengen dem tapferen Konrad, dem Eidam des Königs, die Augen über die von ihm begangene frevelhafte Verirrung auf. Von tiefer Reue ergriffen bot er also seinem Schwiegervater zu Ende Mai 954 seine unbedingte Unterwerfung an und dieser natürlich wies ihn nicht ab. Ebenso suchte der Erzbischof Friedrich von Mainz, sowie noch verschiedene andere Große, die Gnade des Königs nach und auch ihnen wurde dieselbe zu Theil. Ja selbst mit Liudolph, dem Sohne Otto's I., wäre am 15. Juni selbigen Jahres bei einer Zusammenkunft zu Langenzenn bei Nürnberg der Friede zu Stande gekommen, wenn nicht die giftigen Stachelreden des Herzogs Heinrich solches zu verhindern gewußt hätten. So aber entbrannte der fluchwürdige Kampf zwischen Vater und Sohn von neuem und selbst die mörderische Schlacht bei der Feste Horsadal in Mittelfranken, die sie einander gleich nachher lieferten, entschied ihn nicht. Zwei Monate später jedoch, als der letzte wichtige Verbündete Liudolphs, der Pfalzgraf Arnulph von Baiern, bei einem Ausfalle aus Regensburg getödet worden war, gelang es den beiden Bischöfen Ulrich von Augsburg und Hartbert von Chur, einen Waffenstillstand zwischen Vater und Sohn zu vermitteln, und nunmehr wurde festgesetzt, daß ein nach Arnstadt in Thüringen einzuberufender Reichstag die Differenzen vollends endgültig ausgleichen solle. Noch mehr, der Sohn, jetzt ebenfalls von Reue ergriffen, eilte dem Vater baarfuß entgegen und warf sich ihm, seine Verzeihung anflehend, zu Füßen. So hob ihn denn Otto I. auf und erkannte ihn wieder als Sohn an. Der Reichstag trat aber doch im November 954 zusammen und auf ihm erneuerten Liudolph und Konrad der Rothe in feierlicher Weise ihre Unterwerfung. Dafür gestattete ihnen Otto I., daß sie alle ihre Privatgüter, welche sie in Franken und Schwaben besassen, behalten durften; auf ihre beiden Herzogthümer aber, sowie auf die Reichslehen, die darin lagen, mußten sie verzichten. Auch gingen ihre bisherigen Anhänger nicht ohne Strafe aus, wie denn namentlich — der Erzbischof Friedrich von Mainz war inzwischen im Oktober gestorben, und konnte also nicht belangt werden — der junge Graf Berthold, der Sohn des bei Regensburg gefallenen

Pfalzgrafen Arnulph, in die Verbannung wandern mußte. Nicht minder wurden auf dem Reichstag die andern Reichsangelegenheiten geordnet und vor allem behielt der obengenannte Burkhard II. das Herzogthum Schwaben, indem ihn der König zugleich mit der schönen geistvollen Hedwig, der Tochter seines Bruders Heinrich, vermählte. Lothringen blieb in den Händen Brunos, des Erzbischofs von Cöln; doch so, daß es der König seiner Größe wegen in zwei Theile zerriß, n Oberlothringen und Niederlothringen. Oberlothringen, das Land zu beiden Seiten der Mosel mit der Hauptstadt Metz (also das Land, welches jetzt noch Lothringen heißt) bekam der Graf Friedrich von Bar, Gemahl der klugen Beatrix, einer Nichte des Königs, und Unterlothringen, das nachherige Brabant (das Land zwischen Waal, Maas und Schelde) der Graf Gottfried, einer der treuesten Anhänger Otto I., so daß also Bruno nur die Oberaufsicht über diese beiden getrennten Theile gleichsam als Erzherzog zu führen hatte. Sachsen trat der König an den bewährten Grafen Herrmann Billung, dessen ich schon weiter oben erwähnte, ab und verzichtete damit darauf, dieses sein väterliches Erbtheil noch ferner unter eigner Obhuth zu behalten. Das Herzogthum Franken dagegen behielt er bei. Weiter wurde Baiern dem Bruder Otto's dem schon so oft genannten Heinrich zurückgegeben, und dieser rächte sich nun grausam genug an denen, welche im letzten Bürgerkriege gegen ihn gestanden, wie er denn namentlich den Erzbischof Herold von Salzburg blenden und den Patriarchen Lupus von Aquileja entmannen ließ. Endlich und schließlich führe ich noch an, daß der König das durch den Tod Friedrichs erledigte Erzbisthum Mainz seinem unehelichen Sohn Wilhelm verlieh, während zugleich sein Vetter, Graf Heinrich, den Erzstuhl Trier erhielt. Ein Verfahren, das beweist, daß er über die geistlichen Fürstenthümer in derselben gewaltsherrlichen Weise verfügte, wie über die weltlichen.

Der erste Zug König Ottio's I. über die Alpen hatte also, um dies zu wiederholen (und es kann nicht oft genug wiederholt werden), die allerschlimmsten Folgen nach sich gezogen und man sollte nun meinen, der hohe Herr werde sich solches zur Warnung haben dienen lassen; allein der blendende Schimmer der Kaiserkrone zog

den prunkhaften Mann allzusehr an, als daß er sie je aus den Augen verlieren konnte, und überdem lag ihm seine schöne Gemahlin, deren Durst nach Rache an Berengar II. noch lange nicht gesättigt war, stets in den Ohren. Sobald er sich also wieder in den Stand gesetzt sah, die Arme frei zu bewegen, warf er den Blick abermals nach Italien und abermals, schon nach wenigen Jahren, bot sich ihm eine erwünschte Gelegenheit dort einzugreifen. Berengar II. hatte, wie wir wissen, (mit seinem Sohne Adalbert) das Königreich der Longobarden zurückerhalten, jedoch nur gegen einen jährlichen Tribut und Anerkennung der Oberherrlichkeit des deutschen Königs. Diese beiden Bedingungen vergaß er bald und nicht blos dies, sondern sein Zorn kehrte sich auch sofort gegen diejenigen, deren Abfall ihn damals genöthigt hatte, sich dem deutschen Könige zu unterwerfen. Er verfolgte sie also in höchst grausamer Weise, besonders auch den Markgrafen Azzo, dessen wir bereits erwähnt haben, und natürlich wandten sich sofort die Verfolgten an Otto I. mit der Aufforderung ihnen beizustehen. Solches geschah schon im Jahr 955 und wiederholte sich dann im Jahr 956. Allein anno 955 hatte Otto I. mit den Ungarn zu thun und das Jahr darauf beschäftigten ihn die Slaven, deren sich — nach des Markgrafen Gero Tod — Herrmann Billung, der neue Sachsenherzog, kaum erwehren konnte. Er konnte also damals unmöglich einen Zug nach Italien vornehmen und wie ihm nun sein Bruder, der Erzbischof Bruno, rieth, den Liudolph mit einem Heere dorthin zu senden, ging er mit Freude darauf ein. Er hoffte den ehrgeizigen Sohn damit wieder fest an sich zu ketten, daß er ihn beauftragte, den eidbrüchigen Berengar zu züchtigen, und deßwegen fügte er auch noch das Versprechen hinzu, Liudolph solle, wenn er die Züchtigung vollbracht habe, zum Ersatz für das Herzogthum Schwaben die Verwaltung der Lombardei als Vicekönig erhalten. Voll Hoffnungen zog also Liudolph über die Alpen und richtig gelang es ihm, obwohl sein Heer nur klein war, den Berengar in zwei Schlachten zu besiegen. Ja bis zum Sommer 957 wurde er fast der ganzen Lombardei Herr und schon glaubte er sich am Ziele seiner Wünsche, als ihn 957 am 6. Sept. ein böses Fieber (andere wollen behaupten, Berengar habe ihm Gift beibringen lassen) in der Blüthe seiner

Jahre hinwegraffte. Jetzt gingen alsobald alle errungenen Vortheile wieder verloren, denn das Heer Liudolphs ließ sich von dessen Unterfeldhauptleuten durchaus nicht mehr halten, sondern kehrte ungesäumt über die Alpen in die Heimath zurück. Beweis genug, wie schrecklich unpopulär die Bekriegung Italiens bei dem deutschen Volke war! Nun hätte Otto I. nichts lieber gethan, als sofort die Alpen überschritten, allein weil die Slaven noch immer nicht gänzlich besiegt und überdem die Zustände in Deutschland derart waren, daß die persönliche Gegenwart des Königs fast nothwendig erschien (die Wunden des gräßlichen Bürgerkriegs mußten geheilt werden), rieth ihm sein Bruder Bruno, auf dessen Rath er seit Heinrichs (anno 955 erfolgten) Tod unendlich viel gab, dringend davon ab und eben so thaten auch verschiedene andere Große des Reichs. Für diesesmal also verzichtete Otto I. noch auf den Römerzug, allein um so eifriger ergriff er die nächste sich im darbietende Gelegenheit, denn diese ging vom Pabst, das ist von dem, der die Macht hatte, die Kaiserkrone zu verleihen, selbst aus.

Das Pabstthum befand sich damals in seiner erbärmlichsten und gesunkensten Periode und Jahrzehnte vergingen, in denen nicht ein einziger auch nur halbwegs anständiger Priester den sogenannten apostolischen Stuhl inne hatte. Italien selbst war in Partheiungen zerrissen und um seine Provinzen stritten sich verschiedene Herrscher, wie wir bereits weiter oben gesehen haben. Auf Rom konnten also weder die Byzantiner im Süden, noch die wechselnden Potentaten in der Lombardei im Norden einen Einfluß ausüben. Im Gegentheil sah sich die ewige Stadt auf sich selbst angewiesen und in Folge dessen stritten sich dort die mächtigsten Adelsgeschlechter um die Herrschaft. Am Ende wurde der Sieg den Grafen von Tusculum und von 904 an wo Sergius III., ein Sohn des Grafen Benedict von Tusculum, nebenbeigesagt ein Ausbund von Lasterhaftigkeit, den Stuhl Petri sich aneignete, konnte keine andere Gewalt mehr neben ihnen aufkommen. Natürlich, denn Sergius III. überlieferte ihnen alle festen Puncte der Stadt und namentlich auch die Engelsburg, von der aus sie Rom dominirten. Doch nicht blos auf ihr Schwert gründeten sie ihre Herrschaft sondern eben so sehr auch auf den Einfluß ihrer Weiber und Töchter und

es ist bekannt genug, welche Rolle damals, wo die Liederlichkeit und Verdorbenheit in Rom alle Gränzen überstieg, die sogenannte Damenwelt spielte. Ich erinnere dabei nur an die schöne Theodora, so wie an ihre eben so schöne Töchter Marozia und Theodora, welche, die ausgelerntesten Buhlerinen, die es je gab, über fünfzig Jahre lang einen überwiegenden Einfluß ausübten, weil sie alle einflußreichere Männer an ihren Siegeswagen ketteten. Im Jahr 931 bestieg durch den Einfluß seiner Mutter Marozia Jahann XI — sein Vater war Pabst Sergius III., wie selbst von sonst strengen Pabstanhängern zugegeben wird — den päbstlichen Thron, aber nicht er herrschte über Rom und das römische Gebiet, sondern sein Bruder Alberich, der nun über zwanzig Jahre lang den Kirchenstaat wie ein Dictator dominirte. Er, Alberich, war es auch, der nach dem Tode Johanns XI. vier Päbste nacheinander creirte und dieselben zwang, ihm in allen Dingen so zu dienen, als ob sie keinen eigenen Willen hätten. Im Jahr 954 starb Alberich und willig erkannten nun die Römer die Herrschaft seines damals nicht viel über sechzehn Jahre zählenden Sohnes Octavian an. Dieser aber, ungleich seinem Vater, der sich mit dem Titel eines „Fürsten und Senators aller Römer“ begnügte, setzte sich ein Jahr später, nach dem Tode Agapets II., anno 955 auch noch die päbstliche Krone auf und nannte sich als Nachfolger Petri Johann XII. Was das nun für ein Pabst war! Der Liederlichen und Sittenlosen hatte es in jenem Jahrhundert schon viele gegeben, aber in solcher Gemeinheit, in solcher Niedertracht und in solch' wiederlichen Lüsten hatte sich doch noch kein Nachfolger Petri gewälzt, als dieser Johann XII., so daß selbst die Italiener, denen man doch damals bei ihrer eigenen Verdorbenheit viel bieten durfte, vor seinen verbrecherischen Ausschweifungen einen Abscheu bekamen. Was Wunder also, wenn Berengar II., der nach Liudolphs Tode die Herrschaft in Oberitalien wieder vollständig an sich gerissen hatte und nach nichts Geringerem strebte, als ganz Italien nach und nach unter seinen Scepter zu einigen, sofort im Jahr 960 auch in den Kirchenstaat einfiel, um mit dessen Unterjochung den Anfang zur Verwirklichung seiner großartigen Pläne zu machen? Er durfte ja gewiß sein, daß der ganz im Schlamme der Lüste versunkene Johann

XII. nicht im Stande sei, ihm einen mannhaften Widerstand entgegenzusetzen, und überdem sehnten sich verschiedene Städte und Districte des römischen Gebietes darnach, die schamlose Herrschaft des dermaligen Statthalters Christi, wie sich Johann XII. trotz seiner Verworfenheit zu nennen beliebte, abzuschütteln. So calculirte Berengar II. und in gewisser Beziehung war seine Calculation eine richtige. Allein daran hatte er nicht gedacht, daß der Pabst auswärtige Hülfe in Anspruch nehmen könnte, und dieser Fall trat jetzt ein. Die Bischöfe der Lombardei nemlich, welche sich von Berengar II. ebenfalls schwer geschädigt sahen, drangen in den Statthalter Christi, sich mit der Lockspeise des Kaiserdiadems an den deutschen König zu wenden, und hierauf eingehend, beorderte Johann XII. im Herbste 960 eine glänzende Gesandtschaft an Otto I., welche diesem des Pabstes Wünsche und Versprechungen ans Herz legte.

Einer solchen Lockung konnte der deutsche König nicht widerstehen, denn der Schimmer der Kaiserkrone verblendete seinen sonst so klaren Blick. Somit berief er im Winter von 960 auf 961 einen Reichstag nach Worms, um von den Herzogen und Großen der deutschen Lande die Heeresfolge zu fordern; zugleich auch um seinem Hause die Nachfolge im Königthum zu sichern, wenn ihm etwa in Italien etwas Menschliches begegnen würde. Otto I. stand damals auf der Höhe seines Ruhmes und seiner Macht und demgemäß konnten ihm weder die geistlichen noch die weltlichen Großen Widerstand entgegensetzen. Im Gegentheil versprach ein Jeder sein Contingent zu stellen und überdem wurde des Königs damals noch einziger Sohn aus seiner zweiten Ehe, Otto, wie sein Vater geheißen (zwei weitere Knaben, die die Königin Adelheid geboren, Heinrich und Bruno, waren schon in frühester Jugend gestorben), ein Junge von damals sechs Jahren, unter dem Namen Otto II. zum König nach seinem Vater gewählt, womit dann im Frühjahr 961 die feierliche Krönung in Aachen verbunden wurde. Nachdem nun solches geschehen und Otto I. seinem Bruder Bruno, dem Erzbischof von Köln, so wie seinem unehelichen Sohn Wilhelm, dem Erzbischof von Mainz, die Reichsverwaltung übertragen hatte, trat er mit einem sehr zahlreichen Heere seinen zweiten Zug über die Alpen an und kam fast ohne

Schwertstreich bis nach Pavia. So viele Streitkräfte nemlich auch Berengar II. und sein Sohn Adalbert angesammelt hatten, um damit dem deutschen Könige die Spitze zu bieten, so bestanden diese Streitkräfte doch aus lauter Italienern und das italienische Blut war damals schon von lange her so entartet, daß Tapferkeit nicht mehr zu seinen Eigenschaften gehörte. Vom Schrecken übermannt liefen also bei der Annäherung der Deutschen die Truppen Berengars auseinander und Berengar II. und sein Sohn sahen sich somit gezwungen, sich zu ihrer Sicherheit in ihre festen Burgen zu werfen. Kaum war übrigens nun Otto I. in Pavia eingezogen, so beriefen ihn die italienischen Großen nach Mailand und setzten ihm da im Dezember 961 die longobardische Krone unter großen Feierlichkeiten auf. Von da zog dann Otto I., ohne daß ihm auch nur das geringste Hinderniß in den Weg gelegt worden wäre, nach Rom und ward vom Pabst Johann XII., so wie von der ganzen Bevölkerung mit einem unendlichen Jubel empfangen. Auch zeigte sich der Pabst sogleich bereit, die Kaiser-Krönung an ihm und seiner Gemahlin Adelheid vorzunehmen, und diese Ceremonie gieng sofort unter dem solennsten Pompe am 2. Februar 962 in der Peterskirche vor sich.

So war denn nach langer Unterbrechung das abendländische Kaiserthum wieder hergestellt und Otto I., der beharrliche Nachahmer Karls des Großen, sah sich am Ziel seiner Wünsche. Allein er sollte bald merken, welche schwere Bürde er sich mit dieser unseligen Kaiserkrone aufgeladen habe, und noch tiefer und nachhaltiger sollten dieß die Deutschen selbst inne werden. Johann XII. und seine Parthei hatten den deutschen König nur herbeigerufen, weil ihnen der König Berengar zu mächtig geworden war. Gegen ihn wollten sie Hülfe von Otto I. und dafür gewährte der Pabst dem deutschen Könige die Spielerei der Kaiserkrönung. Weiteres aber durfte, nach Johanns XII. Ansicht, der neugekrönte Kaiser nicht verlangen und namentlich hatte er auf keine kaiserlichen Machtbefugnisse Ansprüche zu machen. Umgekehrt dagegen nahm Otto I. mit seinen Nachfolgern die Kaiserkrönung ernst und glaubte damit das Recht erworben zu haben, über Rom und Italien ganz in der Weise zu herrschen, wie Karl der Große darüber geherrscht hatte. Er wollte wirklicher, dominirender

Kaiser sein, und nicht blos Beschützer und Schirmherr des heiligen Stuhles; der Pabst aber wollte ihn nur als Mittel gebrauchen, um sich seiner einheimischen Gegner erwehren zu können, und ganz eben so dachten auch die übrigen Italiener. Wie hätte dieß auch anders sein können? Einen Fremdling ruft man nur herbei, wenn man in der schwersten Noth ist; damit aber verbindet man nie die Absicht, die Herrschaft dieses Fremdlings zu einer wirklichen und dauernden zu machen. Daraus erklärt sich die ganze nun folgende Geschichte des deutsch-römischen Kaiserthums und ich werde den Leser daher noch oft auf diese erste Kaiserkrönung zurückverweisen müssen.

Unmittelbar nach seiner Krönung ließ sich Kaiser Otto I. — denn so müssen wir ihn von nun an nennen — von den Römern den Eid der Treue schwören und setzte Beamte ein, welche die Stadt nebst deren großem Gebiet in seinem Namen regieren sollten. Daraufhin zog er mit dem größten Theile seines Heeres ab, um die festen Plätze und Burgen, welche Berengar II. noch inne hatte, zu erobern, denn das Longobardenreich, überhaupt Italien, sollten bleibend mit Deutschland vereinigt werden, um mit ihm das römisch-deutsche Kaiserreich zu bilden. Kaum aber war der Kaiser abgezogen, so suchte Johann XII., der jetzt mit Schrecken inne ward, welch' gewaltigen Gebieter er über die Alpen gerufen habe, das deutsche Joch abzuschütteln und verband sich mit der Parthei Berengars. Ja selbst an die Byzantiner in Unteritalien wandte er sich um Beistand und nicht minder an die Magyaren, welche er aufforderte, einen neuen Einfall in Deutschland zu machen, damit hiedurch der Kaiser genöthigt werde, Italien den Rücken zu bieten. All' dieß erfuhr Otto I., während er eben San-Leo bei Montefeltro, die Hauptfeste Berengars II., belagerte, und sogleich kehrte er nach Rom um. In der Todesangst entfloh sofort Johann XII. mit Adelbert, den ihm Berengar II. zugesandt hatte, und am 2. November 963 hielt Otto I. zum zweiten Male seinen Einzug in Rom. Die Römer aber mußten jetzt nicht nur Geisseln für ihre künftige Treue stellen, sondern auch einen feierlichen Eid leisten, daß sie für die Zukunft nie mehr ohne des Kaisers Zustimmung und Bestätigung einen Pabst wählen und weihen wollten. Daraufhin versammelte Otto I. am 6. November eine Sy-

node in der Peterskirche, um den meineidigen Pabst zu richten, und auf dieser ward letzterer der schändlichsten Laster überwiesen. Der Kaiser setzte ihn also ab und übertrug seine Würde auf Leo VIII., einen ehrwürdigen Priester. Noch mehr, er glaubte damit für immer Ordnung gestiftet zu haben und entließ einen großen Theil seines Heeres nach Hause, um den Römern die Last der Einquartirung zu erleichtern. Doch siehe da, jetzt wußte der entflohene Johann XII. unter den Römern eine Verschwörung anzuzetteln, mit keinem andern Zwecke, als alle Deutschen mit sammt dem neuen Pabste und dem Kaiser zu ermorden, und mit dem Beginn des Jahrs 964 brach ein furchtbarer Aufstand auf. Der Kaiser kam dabei in große persönliche Gefahr und das kleine Häuflein der Deutschen schien verloren; allein ihre Tapferkeit rettete sie und am dritten Januar 964 hatten sie einen vollständigen Sieg errungen. Otto I. wollte nun ein strenges Strafgericht ergehen zu lassen, doch die Untersuchung zeigte sogleich, daß die Rädelsführer der Rebellion entflohen seien, und somit begnügte man sich damit, die Römer von neuem Treue schwören zu lassen. Gleich darauf gieng der Kaiser abermals von Rom ab, um die Belagerung von San-Leo mit äußerster Energie wieder aufzunehmen; allein kaum war er fort, so brach ein neuer Aufstand aus und Leo VIII. sah sich gezwungen, zu entfliehen. Dafür kehrte Johann XII. zurück und nahm sofort an seinen offenkundigen Gegnern eine barbarische Rache. Sein Regiment dauerte übrigens nur wenige Wochen, denn ein gewöhnlicher Bürger, der ihn bei seiner Frau erwischte, machte kurzen Proceß mit ihm und schlug ihn mit einer Axt todt. Nun waren die Römer — die Geistlichkeit, der Adel und die Bürgerschaft — so frech, alsobald zu einer neuen Pabstwahl zu schreiten, ohne an ihren vor kurzem geschwornen Eid zu denken, und aus der Wahl gieng Benedikt V., ein sonst sehr würdiger und gelehrter Priester hervor. Allein eben jetzt, Ende Mai 964, hatte Otto I. San-Leo eingenommen, wobei ihm Berengar II. mit seiner bösen Gemahlin Willa in die Hände fiel — er ließ beide auf das Schloß Babenberg (Bamberg) bringen, wo sie nicht lange hernach starben — und nun lag ganz Oberitalien bezwungen zu seinen Füßen. Demgemäß wandte er sich sofort mit seinen Gesammtstreitkräften gegen Rom

zurück und zog daselbst, nachdem der versuchte Widerstand der Bürger mit Leichtigkeit überwunden war, am 23. Juni zum dritten Male ein. Nun ergieng ein strenges Strafgericht über die Rebellen und zugleich versammelte sich auf Befehl des Kaisers eine Synode, im Lateran, welche den Römerpabst Benedikt V. seiner angemaßten Würde entsetzte. Nichts half es diesen, daß er sich unter Thränen dem Kaiser zu Füßen warf und um Gnade und Erbarmen flehte; ins Exil mußte er nach Hamburg wandern, wo er schon im nächsten Jahre starb, und dafür kehrte Leo VIII. auf den Stuhl Petri zurück. Nunmehr endlich glaubte Otto I. werde seine Herrschaft in Rom und Oberitalien auf die Dauer befestigt sein und nachdem er also allüberall die nöthigen Beamten — in Rom einen Stadtpräfecten, Names Petrus — eingesetzt, kehrte er nach fast vierjähriger Abwesenheit, im Jahr 965 nach Deutschland zurück.

Otto I. hatte also die Kaiserwürde errungen und mit ihr die Oberherrschaft über Rom und die Lombardei; aber mit wie vielen Opfern war diese Errungenschaft nicht erkauft worden! Man durfte nur die Zahl der Krieger zählen, welche von Deutschland ausgezogen waren und jetzt nicht mehr zurückkehrten, weil sie in fremder Erde moderten, so hatte man die beste Antwort hierauf. Ueberdem war denn die Errungenschaft eine nutzbringende und bleibende? Die Italiener mußten die deutsche Fremdenherrschaft stets mit dem Auge des Hasses ansehen und es war also klar, daß sie, weil kein Volk, wenn es irgend kann, eine Fremdherrschaft duldet, jede Gelegenheit ergreifen würden, dieselbe abzuschütteln; wie durfte also der deutsche Kaiser je hoffen, daß er Italien dauernd an Deutschland zu ketten vermögen werde, außer wenn er diese Ketten zu „eisernen“ mache? Ein ganz klein wenig Nachdenken schon mußte zu diesem Schlusse führen und die vergangenen Ereignisse, wie die der allernächsten Zeit, wiesen mit Flammenschrift darauf hin. Kaum nemlich war Otto I. nach Deutschland zurückgekehrt, so erschien Berengars II. Sohn Adalbert, der sich das Jahr zuvor nach Konstantinopel geflüchtet hatte, von seinen Anhängern herbeigerufen, wieder in Oberitalien und sofort erklärten sich verschiedene Große — darunter auch mehrere Bischöfe — für ihn. Das Heer, das er zusammenbrachte, war aber doch zu

klein, überdem zu untüchtig, als daß es einem auch an Anzahl geringeren Corps deutscher Mannen hätte widerstehen können, und so wurde es dem Schwabenherzog Burchard oder Burkhard II., welchen Otto I. mit der Bewachung der Lombardei beauftragt hatte, leicht, ihn im Juni 965 total zu schlagen. Daraufhin entfloh Adalbert von neuem und die Ordnung in der Lombardei war wiederhergestellt. Ganz anders aber gestalteten sich die Verhältnisse in Rom. Hier starb der Pabst Leo VIII. im Sommer 965 und die Römer — Geistlichkeit, Adel und Bürgerschaft —, eingedenk ihres dem Kaiser geleisteten Eides, kamen bei diesem um die Erlaubniß ein, einen hervorragenden Priester, der sich dann Johann XIII. hieß, auf den Stuhl Petri zu setzen. So weit war Alles recht, aber wie nun dieser neue Pabst die vornehmen Barone jener Stadt, welche seit vielen Jahrzehnten die Herrschaft an sich gerissen hatten und jetzt ebenfalls wieder vollste Unabhängigkeit beanspruchten, in ihre Unterthanen-Schranken zu verweisen sich erlaubte, revoltirten dieselben, warfen den Pabst unter schweren Mißhandlungen in die Engelsburg und sperrten ihn schließlich in ein festes Schloß der römischen Campagna, das einem von ihnen gehörte. Letzteres geschah am 16. Dezember 965 und die Barone waren jetzt wieder gerade so die Herren der ewigen Stadt, wie unter Sergius III. und seinen unmittelbaren Nachfolgern. Natürlich erhielt Otto I. sehr bald von diesen Vorgängen Kunde und darob erfaßte ihn ein schrecklicher Grimm. Er überlegte nicht, daß es in der Natur der Unterdrückten liegt, eine aufgedrungene Herrschaft seis auf diese, seis auf jene Manier abzuschütteln sondern er erinnerte sich blos daran, daß die Römer ihm den Eid der Treue und Unterthanenschaft gebrochen hatten, und beschloß sofort, sie für den gebrochenen Eid exemplarisch zu züchtigen. Mit andern Worten, er verfiel in den Fehler aller despotischen Eroberer, welche glauben, sie könnten durch eine eiserne Zucht die gemachten Eroberungen in treuergebene Provinzen verwandeln, und auf einem Reichstage zu Worms, im Frühjahr 966 ward sofort eine dritte Römerfahrt beschlossen. In der Lombardei wurde der Kaiser von den erschreckten Einwohnern mit demüthiger Unterwürfigkeit empfangen und er hielt sich da eine Zeitlang auf, theils um die ihm Treuge-

sinnten — in den Augen der Italiener Verräther — zu belohnen, theils um die Anhänger Adalberts durch Abführung ihrer Häupter ins Exil nach Deutschland zu strafen. Erst im November brach er von Pavia gegen Rom auf, nicht anders denkend, als er werde die Stadt erstürmen müssen. Allein hier hatten sich inzwischen die Verhältnisse total geändert Ein großer Theil der Einwohner nemlich wurde von einem nicht geringen Schrecken erfaßt, als die Kunde anlangte, der Kaiser ziehe mit einem mächtigen Heere herbei, und wie also die dominirenden Barone Anstalten treffen wollten, die Stadt zu vertheidigen, wurden sie von der Bürgerschaft im Stiche gelassen. Was blieb nun zu thun übrig? Man eilte, was man konnte, den gefangenen Pabst aus seinem Gefängniß hervorzuholen und ihn feierlichst — es geschah dieß am 12. November 966 — von neuem auf den Stuhl Petri zu setzen. Durch solche freiwillige Annullirung des Geschehenen meinte man nemlich Alles wieder gut gemacht und den Kaiser vollständig versöhnt zu haben. Allein darin irrten sich die Römer, denn Otto I. hatte sich fest vorgenommen, von der bisher betretenen Bahn der Milde abzuweichen und zur Warnung für die Zukunft ein blutiges Exempel zu statuiren. So geschah denn auch und auf Weihnachten — dieses Weihnachtsfest vergaßen die Römer in langen Jahren nicht — wurden nicht blos einige zwanzig Vornehme nach Deutschland in ewige Gefangenschaft abgeführt, sondern auch ihrer dreizehn an den Galgen geknüpft und von dem niedereren Volk eine nicht geringe Anzahl geblendet, geköpft oder auf sonstige Weise dem Tode überliefert. Am schlimmsten fuhren noch diejenigen, welche der Kaiser dem Pabst Johann XIII. deßwegen zur Bestrafung übermittelte, weil sie sich persönlich gegen ihn vergangen hatten, denn dieser grausame Kirchenfürst verstümmelte sie — darunter den Stadtpräfecten Petrus — körperlich in einer Weise, daß die Feder sich sträubt, nähere Mittheilungen zu machen. Auf diese Art ward Rom zur Unterwürfigkeit zurückgebracht und man kann sich denken, welche Liebe zu dem deutschen Herrscher dadurch in den Herzen der Römer erwuchs.

Jetzt hätte Otto I., wenn er irgend deutsch gedacht hätte, keinen Grund gehabt, noch länger in Italien zu weilen, aber er blieb doch

fast volle sechs Jahre lang und zwar einzig und allein, um seine Idee vom abendländischen Kaiserthum zu verwirklichen. Er wollte der weltliche Oberherr der ganzen europäischen Christenheit werden — ich habe dieß bereits weiter oben näher auseindergesetzt — und alle Fürsten und Könige jenes Welttheils sollten ihm als ihrem von Gott eingesetzten obersten Gebieter huldigen. Vor allem aber war nöthig, daß das ganze Italien zur Unterwürfigkeit gebracht werde, denn bis jetzt gehorchte ihm nur die Lombardei und Rom, während in Unteritalien theils einige unabhängige Herzoge — in Benevent, Capua, Salerno, Spoleto und Camerino —, theils die byzantinischen Kaiser — in Apulien und Calabrien —, theils endlich die Saracenen — in Sicilien, Corsika und Sardinien — dominirten. Doch berührt nun dieses Bestreben des Kaisers, sich ganz Italien unterthänig zu machen, die eigentliche deutsche Geschichte? Nein sicherlich nicht, sondern all' dieß hieng blos mit der unseligen Kaiseridee zusammen und ich könnte also füglich ganz darüber hinweggehen. Allein ich will mich doch für dießmal damit beschäftigen, damit es Jedermänniglich klar wird, in welchem Widerspruch die Kaiser-Interessen mit den deutschen Interessen standen. Zugleich auch, weil ich gewillt bin, später, wenn wieder von Romfahrten und italienischen Kämpfen die Rede sein wird, kurzweg auf dieses Kapitel zu verweisen.

Also Unteritalien sollte bezwungen werden und mit dem Beginn des Jahres 967 setzte sich Otto I. gegen dasselbe in Bewegung, zuerst galt es den unabhängigen Herzogen, welche sich da von den Longobardenzeiten her in Benevent, Capua, Salerno, Spoleto und Camerino festgesetzt hatten, und der bei weitem mächtigste derselben, der Beherrscher von Benevent und Capua, Pandolf, zubenannt der Eisenkopf, überlegte sichs nun, ob er dem Kaiser mit den Waffen in der Hand entgegentreten solle. Einsehend jedoch, daß er seiner Macht nicht gewachsen sei, zog er es vor, demselben den Frieden unter der Bedingung anzubieten, daß er den Kaiser als seinen Oberlehensherrn anerkenne, während umgekehrt der Kaiser ihm seine bisherigen Herrschaften ungeschmälert lasse, und darauf gieng natürlich Otto I. mit Freuden ein. Bald ahmte der kleine Herzog Gisulf von Salerno

das Beispiel des Eisenkopfes nach und ward ebenfalls zu Gnaden angenommen; die Herzogthümer Spoleto und Camerino aber, deren schwache Potentaten sich zu widersetzen wagten, verwandelte Otto I., nachdem er sie schnell nach einander erobert, in Markgrafschaften und vertraute dieselben ebenfalls dem Eisenkopfe an. Nun wandte sich der Kaiser gegen den byzantinischen Theil Unteritaliens, das ist gegen jene Städte, Festungen und Districte, welche noch von der Narses'schen Eroberung her dem Scepter der Kaiser in Byzanz oder Constantinopel gehorchten; allein er überzeugte sich gleich von Anfang an, daß diese Eroberungsarbeit keine leichte sein würde und zwar aus drei Gründen. Einmal deßwegen, weil die Byzantiner in dem Patricius Eugen einen sehr erfahrenen Feldherrn besaßen; sodann deßwegen, weil die Städte in jenen Landen auf eine Art befestigt waren, daß man ihnen nur schwer beikommen konnte; endlich deßwegen, weil die Deutschen keine Flotte besaßen, während die Griechen oder Byzantiner mit ihren zahlreichen Schiffen in alle Buchten einliefen und die bedrängten Festungen mit allem Nöthigen versahen. Demgemäß dachte nun der Kaiser daran, ob er nicht vielleicht das ersehnte Unteritalien auf friedlichem Wege an sich bringen könnte, nemlich durch eine Heirath seines Sohnes Otto, seines designirten Nachfolgers, mit einer byzantinischen Prinzessin, und zu diesem Behufe ließ er sofort, noch im Herbst 967, den Sohn nach Italien kommen. Gleich darauf bestimmte er den Pabst Johann XIII., daß derselbe dem jetzt zwölfjährigen Jüngling am Weihnachtsfeste 967 die Mit-Kaiserkrone aufsetzte, und nun, wie der junge Otto diese hohe Würde erlangt hatte, ordnete sein Vater eine solenne Gesandtschaft nach Constantinopel an den dortigen Kaiser Nicephorus Phokas ab, um von ihm die Hand seiner Stieftochter Theophanie — der verstorbene Kaiser Romanus, dessen Wittwe Nicephorus geheirathet hatte, war ihr wirklicher Vater gewesen — für seinen Sohn Otto zu verlangen. Er glaubte nicht anders, als daß der Antrag dem griechischen Kaiser höchst willkommen sein würde, und eben so wenig zweifelte er, daß die Mitgift Theophaniens in nichts Geringerem bestehen könne, als in der Schenkung von Apulien und Calabrien. Allein der hochmüthige Nicephorus lachte der deutschen Gesandtschaft ins Gesicht und

meinte, seine Tochter stehe viel zu hoch, als daß sie einem deutschen Barbaren die Hand reichen könnte. Ueberdem erklärte er, daß Italien in seiner vollen Ausdehnung rechtlich ihm gehöre, denn er sei der Erbe der früheren römischen Kaiser und die Annahme des Kaisertitels von Seiten Otto's I. gehöre unter die Kategorie der frechen Anmaßungen. Nach solcher Zurückweisung blieb für den deutschen Kaiser nichts übrig, als den Krieg fortzusetzen, und er drang somit im Sommer des Jahrs 968 bis tief nach Unteritalien hinab, indem er erst vor der Seestadt Bari Halt machte. Diese konnte er nun zwar, da ihm eine Flotte mangelte, nicht erobern, aber seine Waffen verbreiteten doch einen solch' heilsamen Schrecken unter den Byzantinern, daß er der Ansicht wurde, eine erneuerte Gesandtschaft an den Kaiser Nicephorus werde einen besseren Erfolg erzielen. Er beorderte also den berühmten Geschäftsschreiber Liutprand, Bischof von Cremona, nach Constantinopel und stellte durch diesen das oben genannte Verlangen zum zweiten Male. Was wurde ihm aber für eine Antwort? Wo möglich eine noch höhnischere, als die erste, und mit dieser konnte Liutprand im Herbste 968 nach Italien zurückkehren. Damals residirte Otto I. in Ravenna, wo er sich einen herrlichen Palast erbaut hatte, und seine Zeit wurde damit in Anspruch genommen, daß er dem lombardischen Reich eine neue Ordnung (statt der früheren großen Herzogthümer theilte er es in kleinere Grafschaften ein, über welche er natürlich meist Deutsche setzte, und eben so begünstigte er auch die Niederlassung von deutschen Geschlechtern in den großen Städten, in welchen er ihnen viele Vorrechte verlieh, damit sie daselbst eine kaiserliche Parthei gründeten) gab. Weil er nun aber aus diesem Grunde nicht selbst abkommen konnte und doch fest entschlossen war, den Krieg zu erneuern, ernannte er den Herzog Pandolf zum Oberbefehlshaber der Truppen in Unteritalien, und sandte ihm die Grafen Günther und Siegfried mit einigen weiteren Corps zu Hülfe. Auch gieng im Anfang — in den ersten Monaten des Jahrs 969 — Alles nach Wunsch und die Byzantiner wurden stark in die Enge getrieben. Allein im Späthfrühjahr widerfuhr dem Eisenkopf das Unglück, vor Bovino von den Byzantinern gefangen genommen zu werden — man schleppte ihn nach Constantinopel und

war dort nahe daran, ihn hinzurichten —, und von nun an schwankte das Kriegsglück hin und her. Dabei verfuhr man gegenseitig mit der größten Grausamkeit und wer Gefangene machte, ließ ihnen gewöhnlich die Nase, die Ohren und die rechte Hand abschneiden. Endlich zu Ende des Jahres 969 kams in Constantinopel, wie schon oftmals früher, zu einer Palastrevolution, in welcher Nicephorus Phokas Thron und Leben verlor, und auf den byzantinischen Thron setzte sich nun sein Mörder Johann Tzimisces. Da glaubte Otto I., eine dritte Gesandtschaft könnte wohl jetzt eher zum Ziele führen und sofort, zu Anfang des Jahrs 970, gieng dieselbe nach Constantinopel ab. Auch wurde sie von dem neuen byzantinischen Kaiser mit großen Ehren aufgenommen und derselbe erklärte sich sogleich bereit, mit Otto I. Frieden zu schließen. Ja um den Preis des Friedens verstand sich Johann Tzimisces sogar zu vier Punkten, einmal zur Herausgabe des gefangenen Eisenkopfes, sodann dazu, daß die Herzogthümer Benevent, Capua, Salerno, Spoleto und Camerino zum Longobardenreich geschlagen würden, weiter zur Anerkennung Otto's I. als des Kaisers über das Abendland, endlich zur Bewilligung der Hand Theophaniens an den Sohn des deutschen Kaisers; von einer Abtretung Unteritaliens dagegen wollte er eben so wenig wissen, als sein Vorgänger. Was sollte nun Otto I. thun? Daß er ohne eine starke Flotte Unteritalien nicht eroben könne — eben so wenig als die Inseln Sicilien, Corsica und Sardinien — hatte er längst eingesehen und eine solche konnte er nicht schaffen, weil in Deutschland das Zeug dazu fehlte. Demgemäß blieb ihm nichts übrig, als auf den vom griechischen Kaiser proponirten Vertrag einzugehen und auf Unteritalien zu verzichten. All' das viele deutsche Blut, das der lange Kampf gekostet, war also umsonst — für ein leeres Phantom, Kaiserthum genannt — vergossen worden, und nicht einmal die deutsche Ehre hatte dabei gewonnen. Dagegen ordnete Otto I. zu Anfang des Jahres 971 eine äußerst glänzende Gesandtschaft unter Führung des Erzbischofs Gero von Köln, des Nachfolgers Bruno's, der inzwischen gestorben war, nach Constantinopel ab, um die Prinzessin — Braut abzuholen, und letztere traf im Anfang des Jahres 972 in Rom ein, wo sie am 14. April mit Otto II. vermählt und zu-

gleich im St. Peters Dom zur Kaiserin gekrönt wurde. Das war der ganze Gewinn; doch nein nicht der ganze, sondern die wunderschöne Theophanie gewann bald über ihren Gemahl und Schwiegervater einen großen Einfluß und die Folge war, daß sofort am Kaiserhofe, statt der bisherigen deutschen Einfachheit, griechische Pracht und griechisches Cerimoniell eingeführt wurde. Auch mußte man den Kaiser von nun an Sacra Majestas, Heilige Majestät, tituliren, denn er konnte doch nicht hinter dem griechischen oder byzantinischen Collegen zurückstehen.

Im August 972 kehrte Otto I. mit seinem ganzen Hofe nach Deutschland zurück und die Haupterrungenschaft ,die er mitbrachte, bestand in einer ungeheuren Menge von Reliquien, womit er die deutschen Bischofskirchen, besonders auch die von Magdeburg, ausstattete. Daraufhin residirte er theils in Ingelheim, theils in Quedlinburg, theils in Magdeburg, theils endlich in Memleben, und hier wo auch sein Vater den Tod gefunden, verschied er am 7. Mai 973 plötzlich am Schlagfluß. Er hatte vorher schon angeordnet, daß man ihn in der Moritzkirche zu Magdeburg begraben solle, und in der dortigen Gruft, hart neben seiner ersten Gemahlin Editha, fand er seine letzte Ruhestätte. Nach seinem Tode gaben ihm die vornehmen geistlichen Chronisten den Beinahmen „des Großen", denn die Herren Bischöfe und Erzbischöfe, für deren Macht, Reichthum und Herrschaft er — schon durch die Stiftung so vieler Bisthümer — fast Außerordentliches gethan, liebten ihn sehr; allein ob er den Namen verdiente, überlasse ich dem Leser zu beurtheilen. Es ist richtig, an Glanz und Pracht überagte er alle seine Vorgänger, überhaupt alle Regenten des damaligen Europa's, und sein Ruhm erscholl in die fernsten Lande, so daß selbst von außereuropäischen Gegenden her Gesandtschaften an ihn abgefertigt wurden; aber für das Volk Deutschlands und für das Aufblühen und Gedeihen desselben hatte er kein Herz, sondern nur für die Schwindel-Krone des abendländischen Kaiserthums. Hätte er fortgefahren auf dem Wege zu wandeln, den er anfangs einschlug, auf dem Wege nemlich, Deutschlands Einheit dadurch fester und immer fester zu begründen, daß er die Macht der Großen, besonders der Herzoge in ihre richtigen Gränzen einschränkte,

dann würden wir Ursache gehabt haben, ihm unendlich dankbar zu sein. Dagegen verweilte er jener Schwindelkrone zu lieb im ganzen über zehn Jahre in Welschland und diese Zeit seiner Abwesenheit benützten natürlich die Großen, um wieder die frühere Unabhängigkeit anzustreben. Ja selbst die Bischöfe, die er reich und mächtig machte, damit sie seine chimärischen Bestrebungen, der Oberherr der ganzen abendländischen Christenheit zu werden, unterstützen sollten, fiengen bereits an, sich über das Königthum zu erheben, allein wir verschieben es auf ein späteres Kapitel, uns darüber weitläufiger auszulassen.

---

## Viertes Kapitel.

### Die letzten sächsischen Kaiser, Otto II., Otto III. und Heinrich II.

(973 — 1024)

Zum Nachfolger Otto's I. war schon bei dessen Lebzeiten sein einziger Sohn erkoren worden und dieser, Otto II., trat sofort in einem Alter von achtzehn Jahren die Regierung an. Er war klein von Gestalt, aber stark gebaut, von hitzigem Temperament und voll Selbstgefühl, wie sein Vater, doch ohne dessen Kraft und Tüchtigkeit. Sein rothes Gesicht trug ihm den Beinamen „des Rothen" ein, aber weit eher hätte man ihn „den Italiener" nennen sollen, denn es rollte von seiner Mutter Adelheid her italienisch Blut in seinen Adern und alle seine Neigungen waren von dieser seiner Erzieherin „Welsch" gestimmt worden. Im Uebrigen ist noch zu bemerken, daß er, der von welschen Lehrern eine feinere Bildung erlangt hatte, sich von der derben Rohheit der Deutschen ungemein abgestoßen fühlte und daß es daher seiner Gemahlin, der Griechin

Theophanie, höchst leicht wurde, den Hang nach dem „Süden“ ewig wach in ihm zu erhalten. Was Wunder also, wenn er am liebsten sofort nach dem Tode seines Vaters in diesen ersehnten Süden hingezogen wäre und seine Residenz in Ravenna oder einer sonstigen italienischen Stadt aufgeschlagen hätte! Allein wie fast regelmäßig brachen bei seinem Regierungsantritt innere Wirren aus, welche ihn fast sieben Jahre lang in Deutschland festhielten.

Das Herzogthum Baiern hatte Otto I. seiner Zeit, wie wir längst wissen, seinem Bruder Heinrich verliehen und als dieser am 1. November 955 starb, erbte das Herzogthum sein einziger männlicher Sprosse gleichen Namens. Weil jedoch dieser damals erst vier Jahre zählte, regierte für ihn seine Mutter Judith, eine Tochter des verstorbenen Herzogs Arnulphs des Bösen, welche sich ihrerseits wieder von ihrem intimen Freund, dem Bischof Abraham von Freisingen, leiten ließ. Diese Beiden nun, der Bischof Abraham und die Herzogin Judith, erzogen den jungen Heinrich in dem Glauben, daß die deutsche Königskrone von Rechtswegen eigentlich seinem Vater gehört hätte, von dem er, Heinrich II., sie dann geerbt haben würde, und diesen Glauben konnte Heinrich II. für sein Lebenlang nicht mehr loswerden. Das war das eine Moment zur Entstehung der innern Wirren, auf die ich soeben hingedeutet habe, und das andere bestand in Folgendem. Schwabens Herzog Burchard, oder Burkhard II., hatte sich (wie wir ebenfalls schon wissen), obwohl schon ein Mann in Jahren, mit der eben so schönen als geistvollen und hochgebildeten Prinzessin Hedwig, einer Tochter Herzogs Heinrich von Baiern und der oben erwähnten Judith (Hedwig war also eine Schwester Heinrichs II. von Baiern) vermählt und diese junge Dame beherrschte ihren alternden Gemahl vollständig. Wie derselbe also am 12. November 973, ohne Söhne zu hinterlassen, starb, war sie das Herrschen schon so sehr gewöhnt, daß sie nicht daran zweifelte, der Kaiser Otto II. werde sie als die Erbin des Herzogthums Schwaben ansehen und ihr erlauben, dasselbe auf einen zweiten Gemahl, den sie sich antrauen zu lassen habe, überzutragen. Solches geschah aber nicht, sondern Otto II. begabte mit dem Herzogthum seinen unzertrennlichen Jugendgefährten Otto, den Sohn seines längst verstorbenen Stiefbruders Liudolph

(des Erstgeboernen Otto's I.) und ließ der Hedwig nur ihre reichen Familiengüter. Daraufhin zog sie sich auf ihre schöne Residenz, die Festung Hohentwiel am Bodensee, zurück, dem Anschein nach nichts Weiteres im Sinn hegend, als fortan mit dem St. Galler Mönche Eckehard, ihrem schönen Lehrer und Freund, den Musen sowie besonders dem Studium der alten Dichter zu leben. Allein dieses Studium ließ ihr doch so viel Zeit, um auch an ihre Rache (sie glaubte Otto II. habe ihr ein schweres Unrecht angethan, daß er ihr das Herzogthum Schwaben nicht überließ) zu denken, und so ergriff sie jede Gelegenheit, um ihren Bruder, den Herzog Heinrich II. von Baiern, der inzwischen großjährig geworden war, gegen den jungen Kaiser Otto II. aufzureizen. Auch fiel ihr dies keineswegs schwer, denn Heinrich II. war so händelsüchtiger Natur, daß ihm der Beinamen „des Zänkers“, welchen man ihm gab, mit Recht gebührte, und überdem strebte er ja, wie schon oben gesagt, nach der Königswürde, auf welche er Ansprüche zu haben glaubte. Kurz also Heinrich II. setzte sich mit den Böhmen unter ihrem Herzog Boleslaw II., mit den Polen unter Mieczislaw I. und mit den Dänen unter ihrem König Harald in Verbindung und eröffnete sofort den Bürgerkrieg, der mit der Enthronung Ottos II. endigen sollte. Doch kann es nun Interesse für den Leser haben, die Einzelnheiten dieses Krieges kennen zu lernen? Mein Gott, er verlief wie alle Kriege ähnlicher Art und Niemand hatte darunter mehr zu leiden, als die Einwohner der Gegenden, in denen er hauptsächlich tobte. Im Uebrigen nahm er einen Zeitraum von fast vier Jahren in Anspruch, endigte aber anno 978 mit einer vollständigen Niederlage Heinrichs II. und aller seiner Freunde und Verbündeten. Zuerst baten die Dänen um Frieden und gegen sie wurde dann eine neue Gränzfestung, die nachherige Stadt Rendsburg, angelegt. Darauf mußten sich Polen und Böhmen fügen und zur Ueberwachung derselben vertraute der Kaiser den sogenannten Nordgau — auch die Markgrafschaft am Böhmerwald genannt — dem tapferen Grafen Berthold, aus dem Geschlecht der Babenberger. Endlich wurde Heinrich II. nach der Eroberung von Regensburg und Passau mit seinen Hauptanhängern gefangen genommen und nicht blos seines Herzogthums entsetzt, sondern auch dem Bischof Volkmar von Utrecht zur gefänglichen

Verwahrung auf Lebenszeit übergeben; das Herzogthum Baiern aber verlieh Otto II. seinem Freunde dem Schwabenherzog Otto, so daß dieser nun zwei Herzothümer zugleich besaß. Wohlgemerkt übrigens, jene Marken, welche bislang mit Baiern verbunden gewesen waren, nemlich gegen Osten die Ostmark (das nachherige Oesterreich) und gegen Südosten Kärnthen (darunter verstand man um diese Zeit alles Land von Gratz bis Verona, also nicht blos das jetzige Kärnthen, sondern auch das ganze Friaulsche und einen Theil von Steiermark) wurden von Baiern losgemacht und eigene Markgrafen über sie gesetzt, nemlich über die Ostmark der Graf Liutpold oder Leopold ein Babenberger und Bruder des so eben genannten Grafen Berthold, und über Kärnthen der Graf Otto, ein Sohn Konrads des Rothen, dessen sich der Leser gewiß noch erinnern wird.

Jetzt glaubte Otto II. seiner Sehnsucht nach Italien Genüge leisten zu können, aber es kam ganz unvorhergesehen ein neues Hinderniß dazwischen, ein Krieg nemlich mit Frankreich. Otto I. hatte das allzugroße Lothringen, wie wir gesehen haben, in zwei Theile zerrissen, in Oberlothringen und Niederlothringen, welche beide Theile unter der Oberaufsicht des Erzbischofs Bruno abgesondert, der eine von Graf Friedrich von Bar, der andere von Graf Gottfried verwaltet wurden. Nun starb Bruno anno 965 und sofort bestätigte Otto I. den Grafen Friedrich als Herzog von Oberlothringen, den Grafen Gottfried aber als Herzog von Niederlothringen, wodurch die Zweitheilung eine definitive wurde. So weit war nun Alles recht, allein schon in den ersten Regierungsjahren Otto's starb auch der Herzog Gottfried und nun erhob der Prinz Karl von Frankreich ein Bruder des regierenden Königs, Ansprüche auf Niederlothringen. Regierender König von Frankreich war nemlich damals Lothar, der Sohn Ludwigs IV. und der Gerberge, der Schwester Otto's I., der früheren Gemahlin des Herzogs Gieselbert; seine Ansprüche auf Niederlothringen aber gründete Lothars jüngerer Bruder Karl eben darauf, daß diese Gerberge seine Mutter gewesen war. Otto II. gab ihm Recht und belehnte ihn anno 977 mit Niederlothringen, natürlich jedoch in der Weise, daß Karl dadurch sein Unterthan wurde. Also hierin hatte sich Otto II. äußerst nachgiebig erwiesen, allein eben diese Nachgiebigkeit

erregten in König Lothar die Begierde, ganz Lothringen an sich zu reißen, denn er hielt dieselbe für Schwäche und vermeinte durch einen verwegenenen Handstreich seinen Plan leicht ins Werk setzen zu können. Ueberdem durfte er gewiß sein, daß sein Bruder Karl, trotzdem derselbe dem deutschen Monarchen den Lehenseid geschworen hatte, zu ihm halten würde, und auch in Oberlothringen standen verschiedene hohe Herren, Verwandte des früheren Herzogs Reginar (auch seiner wird sich der Leser erinnern,) zu ihm. Somit sammelte er in aller Heimlichkeit ein Heer von 20,000 Reitern, brach mit diesen, ohne irgend eine Kriegserklärung vorauszusenden, wie ein Räuber — sein Beispiel wurde später von verschiedenen Königen Frankreichs, besonders von Ludwig XIV., nachgeahmt — in Lothringen ein und wie der Blitz stand er vor Aachen, wo damals eben Otto II. mit seiner Gemahlin Hof hielt. Ueber Hals und Kopf mußte das Kaiserpaar entfliehen, sogar mit Zurücklassung alles Gepäcks, und Lothar zog nun siegreich in Aachen ein. Noch mehr, er gab die Stadt der Plünderung preis und ließ den großen Adler, der von Karls des Großen Zeiten her auf den Zinnen der alten Kaiserburg, den Kopf nach Sachsen zugekehrt, stand, von Osten nach Westen drehen, zum Zeichen, daß Aachen nunmehr wieder eine französische Gränzstadt geworden sei. Solches geschah im Juni 978 und nach verübter Räuber- und Heldenthat kehrte Lothar wieder nach dem schnell eroberten Oberlothringen zurück. Die Vergeltung aber folgte ihm auf dem Fuße nach. Die Entrüstung nemlich über den eben erzählten schuftigen Friedensbruch war in Deutschland eine allgemeine und demgemäß wurde es dem jungen Kaiser leicht, in wenigen Wochen schon ein mächtiges Heer von 60,000 Mann zu sammeln, welches fast zur Hälfte aus freiwilligen Edelleuten bestand. Mit dieser für die damaligen Zeiten gewaltigen Armee drang er am 1. Okt. 978 in Lothringen ein, jagte die Franzosen dort hinaus und zog dann weiter und weiter, allen Widerstand siegreich niederschlagend. Endlich im November stand er vor Paris selbst und schlug, nachdem er die Vorstädte verbrannt — bei dieser Beleuchtung konnten sich die Herren Franzosen überzeugen, wer der Mächtigere sei, — auf dem Montmartre sein Lager auf. Weil aber die innere Stadt von Graf Hu-

go, genannt Capet, einem Sohn jenes Grafen Hugo, welchem die deutsche Princessin Hatwig, die jüngste Tochter Otto's I., vermählt gewesen war, tapfer vertheidigt wurde; noch mehr deßwegen, weil während des strengen Winters im deutschen Lager bösartige Krankheiten ausbrachen, begnügte sich Otto II. mit der Züchtigung, die er den Franzosen bereits angethan, und hob die Belagerung wieder auf. Auch fand nun König Lothar es für gerathen, bei dem deutschen Kaiser um Frieden nachzusuchen, und nach einigen Unterhandlungen kamen die beiden Monarchen im Sommer 980 in Margoil zwischen der Maas und dem Chier an der Gränze Lothringens zusammen, um vollends Alles zuordnen. Das Resultat war, daß Lothar, der König von Frankreich, eidlich für sich und seine Nachfolger auf den Besitz von Lothringen für ewige Zeiten verzichtete, und von nun an blieb es auch 700 Jahre lang unangefochten bei Deutschland. Dagegen behielt des französischen Königs Bruder Karl das Herzogthum Niederlothringen, aber nur als Lehensträger des deutschen Reichs; also ganz in derselben Weise, wie der obengenannte Graf Friedrich von Bar das Herzogthum Oberlothringen innebehielt.

Nach hergestelltem Frieden mit Frankreich konnte den jungen Kaiser Otto II. nichts mehr halten, nach Italien aufzubrechen, denn bei seinem unbegrenzten Ehrgeiz, den seine Gemahlin Teophanie noch mehr aufstachelte, hatte er es sich in den Kopf gesetzt, er müsse, was seinem Vater nicht gelungen war, Unteritalien erwerben. Solches ins Werk zu setzen, hätte er — abgesehen von der Flotte, die er nicht besaß — eines großen Reichsheeres bedurft, aber die meisten Großen wollten von einem neuen Zug über die Alpen aus längst bekannten Gründen nichts wissen und versagten ihm daher ihre Beihülfe. Nur sein Freund Otto, der Doppelherzog von Schwaben und Baiern, führte ihm ein erlesenes Corps zu und auch aus Sachsen stießen viele Grafen und Edelinge zu ihm. Mit ihnen also und mit seiner Gemahlin, die ihm soeben ein Söhnlein, ebenfalls Otto geheißen, geboren hatte, überstieg er im November 980 die Alpen und ordnete zuerst in Pavia und Rom die ober- und mittelitalienischen Angelegenheiten. Auch gab es da in der That viel zu ordnen, besonders in Rom, wo das Haupt eines hochedlen Geschlechts, Crescentius

de Theodora, unterstützt von allen deneu, welche das Deutschthum haßten — und diese waren natürlich in der großen Mehrzahl — alle Gewalt an sich gerissen hatte. Nachdem nun übrigens Otto II., weniger durch Strenge als durch Milde, damit fertig geworden war, schritt er mit seinem Heere im Sommer 981 zur Eroberung von Apulien und Calabrien, welche beide Provinzen er als die Mitgift seiner Gemahlin betrachtete, und zuallererst lächelte ihm das Glück. Eine Stadt nach der andern, darunter selbst Neapel und Tarent fiel in seine Hände und die Byzantiner wußten sich bereits nicht mehr anders zu helfen, als dadurch, daß sie die Saracenen, ihre bisherigen Todfeinde, von Sicilien herüber zu Hülfe riefen. Im Anfang half sie aber auch dies nichts, denn Otto II. schlug die Verbündeten im Spätherbst 981 bei Cotrone aufs Haupt und von Seiten der Saracenen fiel in dieser Schlacht Aben al Casem, ein viel gefürchteter Heerführer. Voll Siegeshoffnung erneuerte daher Otto II. den Feldzug im Jahr 982 und bei Basantello an der Meeresküste Calabriens kam es am 13. oder 15. Juli zur Hauptschlacht. Schon glaubten die Deutschen auch hier wieder Sieger zu sein, als die Saracenen, in der Kriegskunst erfahrener, als sie, ihnen in den Rücken kamen und ihnen eine ganz entsetzliche Niederlage beibrachten. Die Blüthe des Adels — auch des oberitalienischen, der sich an dem Feldzug betheiligt — wurde niedergesäbelt und selbst von dem übrigen Heere entkamen sehr Wenige. Otto II, selbst entrann nur mit genauer Noth, indem er sich, von einigen Getreuen begleitet, durch Schwimmen auf ein griechisches Schiff rettete, dessen Patron, durch Geldversprechungen geködert — um's Geld thun Griechen viel — ihn in Rossano ans Land setzte, von wo aus er Rom in Sicherheit erreichte.

Entsetzlich, ich wiederhole es, war die Niederlage bei Basantello gewesen und noch entsetzlicher wurde sie durch die Folgen, welche sie nach sich zog. Nicht blos nemlich wurde es den Byzantinern jetzt überaus leicht, alle die Eroberungen, welche Otto II. in Unteritalien gemacht, wieder an sich zu reißen, und sie wären wohl bis Rom selbst vorgedrungen, wenn sie sich nicht jetzt von neuem mit den Saracenen entzweit hätten — nein, nicht blos dieß, sondern als die Dänen und Slaven von dem gräßlichen Ereignisse Kunde erhielten, glaubten sie, jetzt

sei die Zeit für sie gekommen, das verhaßte deutsche Joch abzuschütteln, und erhoben sich in Masse. Die Dänen fielen also in der Mark Schleswig ein und zerstörten die gegen sie errichteten Festungen; Weiteres aber erlangten sie nicht, weil sich ihnen Bernhard Billung, der Sohn des verstorbenen Herzogs Hermann Billung, mit Macht entgegensetzte. Die Slaven dagegen — mein Gott in ihnen kochte eine fürchterliche Wuth, weil sie theils von den über sie gesetzten Markgrafen, theils und noch mehr von den Oberhirten der bei ihnen von Otto I. neu errichteten Bisthümer wahr und wahrhaftig wie Hunde behandelt wurden. „Wenn der Slave gehorchen soll, muß man ihn prügeln, wie einen Esel, und Heu fressen lassen, wie einen Ochsen," hatte der Bischof Thankmar vor Merseburg gesagt und diesem bösen Wort wurde buchstäblich von den Bischöfen wie von den Markgrafen nachgelebt. Was Wunder also, wenn die Slaven, weil die Bischöfe in ihren Sprengeln ihr Bekehrungswerk mit der Peitsche in der Hand betrieben, mit dem Deutschen-Haß auch noch den Christen-Haß verbanden und nun, wo die Sachsen durch die Niederlage bei Basantello so viele ihrer besten Männer — unter andern auch die Markgrafen Dietmar oder Thietmar in der Lausitz und Wigbert in Meißen — eingebüßt hatten, mit dem gleichen Zorn über das Christenthum wie über das Deutschthum herfielen? Zuerst erhoben sich die Liutizen, dann die Rhedanier, weiter die Obodriten, endlich alle Stämme zwischen Elbe und Oder, sie mochten nun heißen wie sie wollten, und zum Oberanführer erwählten sie den tapfern Mistievoi, den Fürsten der Obodriten. Alle aber schwuren bei dem Bilde ihres Götzen Radgast, nicht eher das Schwert wieder aus der Hand zu legen, als bis der letzte christliche Priester erschlagen und der letzte Deutsche über die Elbe hinübergetrieben sei. So entstand in jenen Gegenden ein furchtbares Sengen, Brennen, Wüthen und Morden und vergebens widersetzte sich der Markgraf Dietrich von der Nordmark (später Altmark geheißen) dem Aufruhr. Das Reich konnte ihm keine, oder wenigstens keine genügende Hülfe gewähren, und so wurden nicht blos einige hundert christliche Priester lebendig geschunden, sondern die Slaven zerstörten auch die Städte und Bisthümer Brandenburg, Havellberg, Oldenburg und Hamburg gründlich. Ja

man darf wohl sagen, Alles was Otto I. und sein tapferer Markgraf Gero in den Ländern zwischen Elbe, Havel, und Oder für das Deutschthum und Christenthum aufgebaut und eingerichtet hatten, ging in den Jahren 983 bis 985 wieder verloren, und es mußte von nun an mehr als ein Säculum lang ein blutiger Gränzkrieg geführt werden, bis endlich unter Heinrich dem Löwen die frühern Zustände wider hergestellt werden konnten. Sieht nun der Leser die Errungenschaften, welche die Flitterkrone des abendländischen Kaiserthums den deutschen Landen brachte?

Man kann sich denken, daß Otto II., durch die erlittene Niederlade tief gedemüthigt, nunmehr keinen sehnlicheren Wunsch kannte, als die Verluste wieder auszuwetzen; allein wie sollte er dieß möglich machen? Es gab nur ein einziges Mittel, das daß er die deutschen Großen dafür gewann, ihm ein neues Reichsheer zu stellen, und deßwegen lud er dieselben auf den Sommer 983 zu einem Reichstag in die Stadt Verona ein. Es war der einzige deusche Reichstag, der je jenseits der Alpen zusammenkam, denn die deutschen Fürsten, Grafen, Bischöfe und Aebte hatten einen Widerwillen dagegen, sich dort zu stellen. Dießmal jedoch kamen sie, weil es sich um gar Hochwichtiges handelte, ziemlich vollzählig und zuerst ordnete man die inneren Reichsangelegenheiten. Es war nemlich kurz zuvor der Doppelherzog Otto von Schwaben und Baiern in Lucca gestorben und diese beiden Herzogthümer mußten also neu besetzt werden, dieweil Otto keinen Erben hinterlassen hatte. Da gab nun der Kaiser das Herzogthum Schwaben dem Grafen Konrad, dem Sohn des Grafen Udo, eines Bruders des verstorbenen Schwabenherzogs Herrman; das Herzogthum Baiern aber erhielt — mit Uebergehung Heinrichs II. des Zänkers, der in Utrecht gefangen saß — Graf Heinrich, ein Sohn des früheren bairischen Herzogs Berthold, welcher, um ihn vom „Zänker" zu unterscheiden, den Beinamen „des Jüngern" (Henricus minor) erhielt. Weiter kam dann die Frage wegen der Nachfolge im Reiche zur Sprache und die deutschen Großen gingen gerne darauf ein, das jetzt dreijährige Söhnlein Ottos II., den nachherigen Kaiser Otto III., als Erben Ottos II. anzuerkennen. Doch machten sie die Bedingung, daß der Knabe in Deutschland müßte erzogen werden, und wie sie

über die Alpen zurückkehrten, nahmen sie denselben auch richtig mit. Endlich beschäftigte sich der Reichstag mit dem Verlangen Otto's II., daß ihm zur Eroberung Süditaliens ein starkes Heer gestellt werden solle; aber merkwürdig, hievon wollte kein einziger Großer, weder ein geistlicher noch ein weltlicher, etwas wissen. Im Gegentheil machten sie den Kaiser darauf aufmerksam, daß selbst die Höhergestellten unter den Italienern die Verkehrtheit seiner Politik verspotteten (die Italiener nannten den Kaiser, wie aus den Briefen des nachmaligen Pabstes Sylvester II. hervorgeht, geradezu einen Einfaltspinsel, weil er Dinge anstrebe, die vollkomen sinnlos seien), und der ehrwürdige Abt Majolus von Clugny mußte ihn in ihrem Namen in öffentlicher Versammlung auffordern, unverweilt nach Deutschland zurückzukehren. Wie er aber dennoch auf seinem Verlangen beharrte, schlugen sie ihm dasselbe rund ab und reisten allesammt zu Anfang Juli 983 mit allen ihren Leuten über die Alpen nach Hause, ohne daß auch nur ein Einziger bei ihm geblieben wäre. Sie also sahen ein, daß es für Deutschland nur Unsegen bringe, den welschen Boden erobern zu wollen, und wahrhaftig nur ein schwer Verblendeter konnte nach den jüngsten Erfahrungen sein Auge dieser Wahrheit verschließen. Otto II. aber gehörte unter diese Verblendeten und blieb nicht nur in Italien zurück, sondern beschäftigte sich nun sogar rastlos damit, in Oberitalien ein Heer zusammenzubringen. Als ob er mit einem solchen, selbst wenn er eines auf die Beine brachte, hätte etwas ausrichten können! Wie nun übrigens die Hiobsposten aus Deutschland wegen der Einfälle der Slaven sich mehrten, und wie man ihm von dort aus die größten Vorwürfe machte, daß er an all' diesem Unglück die Schuld trage, da brach ihm fast das Herz, und um Trost zu suchen ging er nach Rom. Hier warf ihn ein Fieber auf das Krankenbett und diesem Fieber, das sich in Folge seiner Seelenleiden von Tag zu Tag steigerte, erlag er am 7. Dzbr. 983, noch nicht neunundzwanzig Jahre alt. Darauf begrub man ihn in der St. Peterskirche unter großen Feierlichkeiten; aber ob ihm die welsche Erde leicht wurde, möchte ich doch fast bezweifeln.

Auf Otto's II. für Deutschland sehr verderbliche Regierung folgte eine noch verderblichere, die seines Sohnes Otto's III.,

den man am bezeichnendsten „den Römling" nennen könnte. Diesen Otto III., damals ein Kind von drei Jahren, nahmen, wie wir so eben gesehen haben, die deutschen Großen von Verona mit, als sie nach Hause zurückkehrten, und stellten ihn unter die Obhut des Erzbischofs Warin von Köln. Wie nun aber diese Großen eben damit fertig geworden waren, den Knaben, dem seinem Vater gegebenen Versprechen gewiß, in Aachen zum König zu salben, kam die traurige Botschaft an, daß sein Vater in Rom verstorben sei. Es war also eine voraussichtlich sehr lang andauernde vormundschaftliche Regierung nöthig, sofort fragte man sich, wer diese Regierung zu führen habe. Die Einen meinten, berechtigt hiezu sei allein die Mutter des Knaben, die Kaiserin Theophanie; dagegen aber wurde geltend gemacht, daß ein Weiberregiment nichts tauge, und überdem darf ich nicht vergessen, anzuführen, daß die meisten Deutschen einen großen Widerwillen gegen sie hatten, weil sie als Griechin mit souveräner Verachtung auf alles Deutsche, als etwas Barbarisches, herabsah. So kam es denn, daß eine zweite Partei sich bildete, welche das Recht der Vormundschaft dem gefangenen Heinrich II., den man den Zänker nannte, zusprach und dafür den Umstand anführte, daß dieser der nächste männliche Verwandte des Knaben sei. Mit Recht auch, denn des Zänkers Vater, Herzog Heinrich I. von Baiern war ein Bruder des Kaisers Otto I. gewesen, des Großvaters Otto III. Merkwürdigerweise nun traten fast alle Bischöfe und Erzbischöfe des deutschen Reichs, von denen jedoch der Erzbischof Willigis von Mainz, wie wir gleich nachher sehen werden, eine rühmliche Ausnahme machte, zu der letztern Partei, ohne Zweifel, weil sie die Ueberzeugung hegten, daß sie unter seinem Regimente gut fahren, das heißt mit recht viel Gütern und Gerechtsamkeiten ausgestattet werden würden; zu der Partei der Kaiserin Theophanie aber schlugen sich die meisten weltlichen Großen und zwar ebenfalls nicht aus Patriotismus oder aus Rechlichskeitsgefühl, sondern aus rein persönlichen Gründen, denn sie hofften unter einem schwachen Weiberregimente sich so unabhängig als möglich machen zu können. Doch sei dem wie ihm wolle, sowie die Nachricht von Otto's II. Tod nach Utrecht kam, entließ der Bischof dieser Stadt, Volkmar mit Namen, den ihm anvertrauten Heinrich II. sei-



ner Gefangenschaft und gleich darauf, am 25 Dzbr. 983, brachte der Zänker den Erzbischof Warin von Köln so weit, ihm den Knaben Otto zu überliefern. Jetzt schien der Zänker gewonnenes Spiel zu haben, allein wie er nun schon im April 984 seine wahren Absichten enthüllte und nicht blos in Magdeburg den Versuch machte, sich selbst die deutsche Krone aufzusetzen, sondern sich auch mit den Herzogen von Polen und Böhmen, ja sogar mit dem Könige Lothar von Frankreich verbündete, damit sie ihm (dem König von Frankreich versprach er dafür Lothringen und den Herzogen von Böhmen und Polen volle Unabhängigkeit) in seinem Versuche beistünden, da gestalteten sich die Verhältnisse urplötzlich anders und zwar hauptsächlich durch die Bemühungen des Erzbischofs Willigis von Mainz. Dieser hervorragende Kopf nemlich, der Sohn eines Radmachers aus dem Braunschweigischen (er machte deßhalb auch ein Rad zu seinem Wappen und um das Rad herum waren die Worte geschrieben: „Willigis, Willigis, deines Ursprungs nicht vergiß,) hatte sich unter Kaiser Otto I. schon in der Reichkanzlei völlig unentbehrlich gemacht, und Otto II. beförderte ihn anno 974 auf den Erzstuhl Mainz, weil er überzeugt war, daß derselbe als solcher Erzbischof — Mainz war ja der wichtigste Erzstuhl in Deutschland und sein Inhaber hatte eine größere Macht, als irgend ein Herzog haben konnte — ihm vom größten Nutzen sein würde. Darin täuschte er sich aber auch nicht im Geringsten, denn treu wie Gold hielt der mächtige Erzbischof zu ihm und diese Treue bewahrte er auch nach Otto's Tode dessen Söhnlein so wie überhaupt dessen ganzer Familie. Gut also, der Erzbischof Willigis mußte durch seinen eminenten Verstand fast alle Großen des Reichs, auch die geistlichen, auf die Seite der Wittwe Theophanie hinüberzuziehen, und wie nun der Zänker Heinrich II. sah, daß ihn seine bisherigen Anhänger verließen, willigte er auf einer Reichsversammlung zu Rohrheim bei Worms im Juni 984 ein, den Knaben Otto seiner Mutter auszuliefern. Noch mehr, er verzichtete feierlich auf alle seine Ansprüche an die Königskrone und entließ alle diejenigen ihrer Pflichten, die ihm bereits gehuldigt hatten. Für Nichts und wieder Nichts aber that er dieß natürlich nicht, sondern die Kaiserin Theophanie mußte ihm dagegen verspre-

chen, ihn in das Herzogthum Baiern wieder einzusetzen, sobald Heinrich der Jüngere, der gegenwärtige Inhaber desselben, mit dem Tode abgehen würde, und da nun dieser Tod schon im Frühjahr 985 erfolgte, so wurde er sofort wieder Herzog von Baiern. So verstand es der weise Willigis einen neuen Bürgerkrieg von Deutschland abzuwenden und die Kaiserin Theophanie war von dem Tage von Rohrheim an die allgemein anerkannte Vormünderin und Reichsverweserin.

Ja wohl, die Kaiserin Theophanie, die so sehr verhaßte Griechin, regierte jetzt und wie regierte sie! Nun die Befürchtungen wegen der Erbärmlichkeit eines Weiberregimentes trafen so ziemlich ein und das Hauptübel war das, daß die Kaiserin einen in Italien gebornen Griechen, mit Namen Johannes, ihren Hauscaplan, zum Buhlen hatte, dem sie nichts abschlagen konnte. Weiter gereichte es dem Regimente nicht zum Vortheil, daß auch noch zwei andere Damen in fast allen Regierungsfragen ein gewichtiges Wort mitsprachen, nemlich einmal Otto's III. Großmutter Adelheid, die Wittwe Otto's I., und sodann dessen Tante Mathilde, Abtissin von Quedlinburg, Otto's II. Schwester. Endlich verbesserte sich das Regiment dadurch keineswegs, daß die Hanptgeschäfte, wenn man so will, als Premierminister, ein Geistlicher besorgte, nemlich der obgenannte Erzbischof Willigis, denn so merkwürdig klug er auch war und so viele sonstige hervorragende Eigenschaften er besaß, so lag es doch in der Natur der Sache, daß er die Kirche übermäßig begünstigte und daher den jungen unmündigen König einen Schenkungsbrief an Bisthümer und Stiften um den andern unterzeichnen ließ. Auch wurde das Regiment kein besseres, als am 15. Juni 991 die Kaiserin Theophanie, erst dreißig Jahre alt, schnell wegstarb, denn nun wurde die Großmutter Adelheid Vormünderin und im Uebrigen blieben die Verhältnisse ganz dieselben. Ganz sicherlich, sie blieben dieselben, denn dieß erhellt schon mehr als genug aus der Erziehung, welche das Weiberregiment dem jungen Könige angedeihen ließ. Zwar ist richtig, in den Sprachen, besonders der griechischen und der welschen, wurde Otto III. theils durch seinen ersten Lehrer Johannes (den Buhlen Theophaniens, den diese später zum Bischof in Piacenza machte), theils durch seinen zweiten, mit Namen Bernward, nachherigen Bi-

schof von Hildesheim, theils endlich durch seinen dritten, den Abt Gerbert, nachmaligen Pabst Sylvester II., hinlänglich unterrichtet, und auch die ritterlichen Uebungen versäumte man nicht ganz. Dagegen aber erlaubte man ihm von der frühsten Jugend an allen seinen Gelüsten zu fröhnen, so daß er, noch ehe er das Jünglingsalter erreichte, schon vollkommen verderbt war, und überdem, was noch viel schlimmer, entfremdete man ihn systematisch dem Deutschthum. Ja er wurde durch förmliche Verbildung, was man sagt, von Character verhunzt und blieb daher, wie sich ein Historiker ausdrückt, „sein Lebenlang unruhig wie ein Knabe, phantastisch wie ein Jüngling, ein Büßer und Beter wie ein Greis.“ So wuchs der Knabe heran, verhätschelt von den Weibern, verliederlicht von seiner Umgebung, zu einem Hochmuthsnarren hinaufgeschraubt von seinen Schmeichlern, und durch seine Erzieher in Allem und Jedem, was einem Manne und Herrscher geziemt, gröblich vernachlässigt.

Wenn nun aber die vormundschaftliche Regierung sich schon in der Erziehung des jungen Königs so schlimm bewährte, so noch viel schlimmer in der Führung des eigentlichen Regiments, ich meine des Reichsregiments. Zwar allerdings nach einer Seite hin, nach der östlichen nemlich, geschah Rühmliches, indem jener Graf der Ostmark, dessen ich weiter oben erwähnte, Liutpold oder Leopold I. — man würde ihn besser Markgraf von Oestreich nennen — ein Enkel des Babenberger Adalbert, die Ungarn nicht nur nach und nach von der Enns vertrieb, sondern auch ihre stolze Burg Mölk eroberte und dieselbe in das später so berühmt gewordene Benedictinerkloster Mölk verwandelte; allein war dieß die Schuld der vormundschaftlichen Regierung? Nein, sondern einzig und allein das Verdienst des tapferen Leopold und seiner kühnen Ritter, worunter besonders der im Nibelungenlied verewigte Held Rüdiger von Pechlarn hervorragte. Wie sah es dagegen mit der Abwehr der andern Reichsfeinde aus? Nun Frankreich verhielt sich glücklicherweise Deutschland gegenüber ruhig, weil es sich dorten um einen Dynastiewechsel handelte, indem nach dem im Jahr 986 erfolgten Tode des Königs Lothar der tapfere Hugo Capet anstatt des legitimen Erben Karls, Herzogs von Niederlothringen und Bruders des verstorbenen Lothars, sich auf den

Thron schwang. Mit den Dänen dagegen und mit den Slaven gabs fortwährenden Kampf und so schwach war die vormundschaftliche Weiberregierung, daß gegen keinen der beiden Feinde ein entscheidender Sieg erfochten wurde. Ja die Dänen blieben während dieser ganzen Periode im Besitz des Schleswig'schen und selbst im jetzigen Pommern bei Wollin (dort erbauten sie das Seeräubernest, die Jomsburg, von wo aus sie auf ihren großen Booten, Aschen genannt, woher sie selbst den Namen Ascomannen erhielten, in die Fluß-Mündungen der Elbe, der Weser und der Ems einfuhren und alle dort befindlichen Städte, wie z. B. Stade an der Elbe anno 994, plünderten und einäscherten) setzten sie sich fest. Mit den Slaven aber wurde zu Ende des Jahrs 996, nachdem endlich Brandenburg wieder erobert war, ein sogenannter Frieden, besser gesagt ein Waffenstillstand abgeschlossen, der ohne Zweifel darin seinen Grund hatte, daß beide Theile allzugeschwächt waren, um nicht eine zeitweise Unterbrechung der Feindseligkeiten wünschen zu müssen, der jedoch natürlich sofort wieder gebrochen wurde, so wie der eine oder der andere Theil sich soweit erholt hatte, um von neuem kämpfen zu können.

Also macht- und kraftlos gegen Außen erwies sich das deutsche Reich unter dieser vormundschaftlichen Regierung, nachdem es eben noch unter Otto I. und noch mehr unter Heinrich I. so glorreich da gestanden hatte; wie erbärmlich aber bewährte sich erst jene Regierung gegen Innen! Hatte sie ja doch nicht einmal die Kraft, zu verhindern, daß das alte Unwesen der Stamm- und Erbherzoge, neben welchem keine kräftige Monarchie bestehen konnte, wieder aufkam oder daß sich gar Einzeln-Theile vom deutschen Reiche losrissen! Als nemlich am 28. August 995 der Herzog von Baiern, Heinrich II., genannt der Zänker, starb, wäre es an der deutschen Regierung gewesen, das erledigte Herzogthum neu zu besetzen, allein sie sah geduldig zu, wie die bairischen Großen — die Bischöfe und die Grafen — sofort zusammentraten und den Sohn des Zänkers, der ebenfalls Heinrich — jetzt Heinrich III. — hieß, zum Herzog erwählten. Ja nicht einmal um die Bestätigung seiner Wahl kam der neue Herzog ein, sondern die vormundschaftliche Regierung mußte noch froh sein,

daß er sich überhaupt nicht total von Deutschland trennte. Ganz eben so eigenmächtig verfuhren auch die Großen Thüringens, denn, nachdem im Jahre 987 der tapfere Graf Ekkehard zum Markgrafen in Meissen gegen die Slaven ernannt worden war, meinten sie, es sei an der Zeit, daß sie sich von Sachsen, welchem Lande sie nun schon so lange zugetheilt gewesen waren, losrissen, und ernannten nun kraft eigener Machtvollkommenheit den Ekkehard zu ihrem Herzoge. Dieses aber ließen sich sowohl die Sachsen, als auch die Reichsregierung ganz ruhig gefallen, denn erstere waren der Slaven wegen in arger Noth, und diese hatte die Kraft nicht, es zu verhindern, besonders auch da sie des Schwertes Ekkehards gar nothwendig bedurfte. Noch Schlimmeres geschah von Seiten der Friesen. Diese theilten sich in drei Bezirke, in den zwischen der Maasmündung und Fly oder Zuydersee, sodann in den zwischen Fly und Louwers oder Loubach und endlich in den zwischen Lauwers und Weser; alle drei Bezirke aber gehörten nominell zum Sachsenlande, dessen jeweiliger Herzog ihnen Grafen als oberste Verwalter vorsetzte. Nun zeigte es sich schon unter der Regierung Otto's II., so wie noch mehr unter der vormundschaftlichen Otto's III., daß weder Sachsen noch Deutschland im Stande sei, sie gegen die Einfälle der Normannen zu schützen, und somit traten die zwei Bezirke zwischen Fly und Lauwers und zwischen Lauwers und Weser zusammen, um sich selbst durch eigene Kraft gegen ihre Feinde zu wehren. Was sollte ihnen fernerhin eine Regierung, die nicht einmal so viel Macht hatte um den Raubzügen der Ascomannen ein Ziel zu setzen? Sie verjagten daher ihre Grafen und gaben sich in freier Volksversammlung, auf der jeder Grundbesitzer (gleichgültig ob von Adel oder nicht) wie im Altgermanien vergangener Jahrhunderte eine Stimme hatte, eine republikanische Verfassung, die in einem von der Landgemeinde gewählten Ausschuß (dieser hatte seinen Sitz in Upstalsboom bei Aurich) gipfelte. Auf diese Art entstand der Freistaat der sieben Seelande, so genannt, weil sie sämmtlich an die Nordsee gränzten, und diese Republik erhielt sich verschiedene Jahrhunderte lang ganz unabhängig vom deutschen Reich, bis ihr endlich Kaiser Karl V. zu Anfang des 16. Jahrhunderts definitiv ein Ende machte. Zu bemerken ist übrigens, daß der dritte

friesische Bezirk, der ganz westlich zwischen Maasmündung (Sinkfala genannt) und Fly oder Zuydersee gelegene, dem Freistaat der sieben Seelande sich nicht anschloß, und dieß hatte darin seinen Grund, daß dort ein mächtiges Grafengeschlecht die Oberhand hatte, welches die Kaiserin Theophanie mit besonderer Huld überschüttete. Seine Abstammung leitete dieses Geschlecht her von einem Tapfern, Namens Gerulph, welchem Kaiser Ludwig der Fromme nicht unbedeutende Güter zwischen Fly und Lauwers verlieh, und ein Abkömmling dieses Gerulph, Dietrich I., wurde zu Anfang des zehnten Jahrhunderts von Karl III. von Frankreich, dem Einfältigen, welchem damals ganz Lothringen und alles Land am Unterrhein gehorchte, zum erblichen Grafen von Westfriesland ernannt. Noch weiter ging die Kaiserin Theophanie, denn sie schenkte dem Grafen Dietrich II., einem Enkel Dietrichs I. anno 985 alle Lande, die er bisher an dem langen Küstenstrich von der Mündung der Maas bis zur Mündung der Fly als Reichslehen besessen, zum Privateigenthum (zum allodialen Besitz, wie man damals sagte) und kettete ihn damit an sich und ihren Sohn Otto III. Dieses Gebiet nun aber, welches dem Grafen Dietrich II. durch besagte Schenkung zu eigen wurde, nannte man von da an „Erb-Friesland“ und noch später „Holland“, und es lag in der Natur der Sache, daß die neuen „Erbgrafen von Holland“ auch den Theil von Westfriesland, der ihnen noch nicht gehörte, sich unterthänig zu machen suchten, was langjährige blutige Fehden (in einer dieser Fehden anno 993 wurde Graf Arnulph, Dietrichs II. Sohn und Nachfolger, von den westfriesischen freien Bauern todtgeschlagen) nach sich zog.

Es war also gewiß eine schmähliche Regierung, dieses Weiberregiment, mit welchem Deutschland seit 983 beglückt wurde; mit der Volljährigkeit Otto's III. aber, die man ihm in seinem 15. Jahre — man ist stets so thöricht gewesen, die Königs- und Fürstensöhne schon in einem Alter für volljährig zu erklären, wo andere gewöhnliche Sterbliche sich erst auf den Schulbänken eine höhere Bildung zu erwerben haben — zuerkannte, wurde die Schmach eine noch viel größere. Dem jungen Regenten nemlich hatten seine Erzieher und Erzieherinnen eine gründliche Verachtung der deutschen Barbarei beigebracht

und er sehnte sich also nach nichts mehr als nach Italien, dem Heimathlande seiner Großmutter. Ueberdem waren ihm — und daran trug wohl der verschmitzte Abt Gerbert die Hauptschuld — ganz überschwengliche Ideen von sich selbst eingetrichtert worden und er mußte daher nothwendigerweise nach nichts eifriger trachten, als nach der Erwerbung der Kaiserkrone, weil er durch sie eine Art von irdischem Herrgott zu werden sich versprach. Volljährig, das ist fünfzehn Jahre alt geworden, richtete er somit sein Auge nach Rom und wie er dahin schaute, siehe da, so kam anno 995 eine dringende Aufforderung des Pabstes Johann XV. an ihn, sich seiner in der ärmlichen Lage, in der sich der Kirchenfürst befand, anzunehmen. Seit zwölf Jahren, das ist seit Otto's II. Tod, war der Besitz Oberitaliens für Deutschland ein fast nur nomineller geworden und Rom mit seinem Gebiet hatte man ohnehin sich selbst überlassen müssen. Die Folge hievon war, daß in der Siebenhügelstadt die national — italienische Parthei mit Leichtichkeit die Oberhand bekam, und ihr Oberhaupt, Johann Crescentius, ein Sohn jenes Crescentius de Theodora, dessen ich bereits gedachte, herrschte also daselbst unter dem Titel eines Patricius mit fast unbeschränkter Gewalt. Nach Belieben setzte er die Behörden ein und ab und eben so mußten sich ihm auch die Päbste unterordnen. Weil nun aber Johann XV., der im Jahr 986 nach der Ermordung Bonifaz's VII. den Papstthron bestigen hattee, ihm nicht in Allem gehorchen wollte, ließ er ihn frischweg einkerkern und war sogar nahe daran, ihn von der Erde verschwinden zu lassen. Da gelang es diesem eine Botschaft von seiner kläglichen Lage an Otto III. nach Deutschland gelangen zu lassen und sogleich beschloß nun der deutsche König, die Heerfarth nach Rom anzutreten. Er hielt also zu Köln eine Reichsversammlung und erhielt dort, weil die Bischöfe und Erzbischöfe — der apostolische Stuhl mußte doch aus seiner schmachvollen Lage befreit werden! — ganz auf seiner Seite waren, die Zusage eines großen Reichsheers. Mit diesem Heere zog Otto III. im Frühjahr 996 über die Alpen, allein mit Freuden empfing man ihn in der Lombardei nicht, sondern schon in der Stadt Verona kam es zu einem Straßenkampf, in welchem viele Deutsche das Leben lassen mußten. Doch gelang es ihm, sich in Pavia zum König der Lombardei krönen zulassen,

und nachdem er da das Osterfest gefeiert, zog er weiter gegen Rom, um auch hier die Ordnung in deutschem Sinne wiederherzustellen. Nun war aber nicht nur Johann XV. inzwischen gestorben und damit der eigentliche Stein des Anstoßes entfernt worden, sondern es verbreitete das Gerücht auch einen solchen Schrecken von den deutschen Waffen, daß die Häupter der italienischen Parthei, den Crescentius an der Spitze, sofort aus Rom entflohen und die Stadt dem herannahenden Könige ihre Schlüssel demüthigst entgegensandte. Wie ein Sieger zog also der König in Rom ein und sofort wußte er nichts Eiligeres zu thun, als einen Vetter von ihm, den Hofcaplan Bruno, einen Sohn des obenerwähnten Herzogs Otto von Kärnthen, einen jungen Mann von noch nicht vierundzwanzig Jahren unter dem Namen Gregors V. zum Pabste zu machen. Ja wohl, was bis jetzt noch nie da war, einen Deutschen ernannte er zum Nachfolger Petri, und zwar nicht aus Vorliebe für das Deutschthum, sondern nur aus Eigensinn, um seine Machtvollkommenheit zu zeigen. Noch mehr, nachdem er sich von diesem Gregor V. zum Kaiser hatte krönen lassen, gab er dessen Bitten nach, den Crescentius nebst dessen ganzem Anhang zu begnadigen, und ihm zu erlauben, von neuem seinen Wohnsitz in Rom zu nehmen. So geschah im Sommer 996 und daraufhin kehrte Otto III. nach Deutschland zurück, weil der damals noch nicht beendigte Krieg gegen die Slaven oder Wenden, wie sie sich auch nannten, seine Gegenwart daselbst unumgänglich nöthig machte.

Das war der erste Zug Otto's III. über die Alpen und dieser fiel noch nicht so ganz unrühmlich aus. Allein wie wurde es gleich nachher? Kaum nemlich überzeugte man sich in Rom, daß der Kaiser wieder in Deutschland angekommen sei, so entstand unter Führung des Crescentius ein furchtbarer Aufstand und der verhaßte deutsche Pabst mußte über Hals und Kopf nach Oberitalien flüchten. Dann ergriff wieder Crescentius die Zügel der Regierung und gestattete dem Bischof von Piacenza, jenem Johannes, welchen der Leser als den Buhlen der Kaiserin Theophanie kennen gelernt hat, sich unter dem Titel Johanns XVI. — dieser ließ das Geld in Hülle und Fülle springen — auf den Stuhl Petri zu setzen. Gerne wäre nun

Otto III. in der Minute wieder über die Alpen gezogen, aber die deutschen Großen hielten ihn über ein Jahr lang zurück und erst ganz zu Ende des Jahres 997 konnte er mit einem starken Heere gegen Rom aufbrechen. Nun entstand abermals großer Schrecken in der Siebenhügelstadt und von einer regelrechten Vertheidigung derselben war keine Rede. Im Gegentheil flüchtete Johann XVI. auf einen festen Thurm der Campagna, während Crescentius sich in die Engelsburg warf, und im Februar 998 konnte Otto III. in Rom einziehen. Daraufhin fieng der Breisgauische Graf Birthilo den Afterpabst Johann und seine Reiter schnitten ihm Nase und Ohren weg. Damit aber nicht zufrieden, ließ ihn Gregor V., der mit Otto III. wieder nach Rom gekommen war, die päbstlichen Gewande vom Leibe reißen, setzte ihn rückwärts auf einen räudigen Esel, dessen Schweif ihm als Zügel in die Hand gegeben wurde, führte ihn so unter den furchtbarsten Mißhandlungen durch die Stadt und warf ihn schliesilich in einen scheußlichen Kerker, in welchem er elend verschmachtete. Nicht viel besser ergieng es dem Crescentius. Nach kurzer Belagerung der Engelsburg nemlich bemächtigte sich seiner der tapfere Markgraf Ekkehard von Meissen und sofort befahl der Kaiser, denselben mit zwölf seiner vornehmsten Genossen auf den Zinnen der Burg vor allem Volk zu enthaupten. Einen solchen Ausgang nahm der letzte Aufstand der Römer und nun herrschte Gregor V. wieder als Pabst. Nicht allzulange übrigens, denn er starb schon am 18. Februar 999, wahrscheinlich an Gift, das ihm seine Feinde reichten, und daraufhin ernannte Otto III. seinen früheren Lehrer Gerbert, den er erst kurz zuvor zum Erzbischof von Ravenna befördert hatte, unter dem Namen Sylvester II. zum Pabste.

Einen größern Mißgriff hätte Otto III. gar nicht begehen können. Gerbert nemlich oder vielmehr Sylvester II., obwohl ein Gelehrter von eminentem Rang, verachtete das Deutschthum über die Maaßen und verleitete daher den Kaiser zu einem Gebahren, das man versucht werden könnte, ein verrücktes zu nennen. „Die bisherige Auffassung des Kaiserthums sei eine ganz falsche gewesen,“ sagte er ihm, „da man es mit dem deutschen Königthum verbunden habe; der wahre Kaiser aber dürfe keiner Nation angehören, sondern müsse als

Weltbeherrscher über allen Völkern und Königreichen stehen. Mehr noch, der wahre Kaiser sei eine göttliche Majestät und für ihn gelte also kein Gesetz, das Gesetz Gottes allein ausgenommen, welches dieser durch den Pabst verkünde.“ Also sprach Sylvester II. zu Otto III. und dieser gehorchte ihm blindlings. So blindlings, daß er in seiner excentrisch-überspannten Hochmuthsnarrheit nicht einmal merkte, wie ihn der Pabst am Seile führte und eigentlich nichts aus ihm machte, als ein blindes Werkzeug in den Händen des römischen Stuhls. Was that nun aber Otto III.? Vor allem erklärte er „das goldene Rom“ zur Hauptstadt der christlichen Welt und nahm daselbst seine ständige Residenz, als ob Deutschland nicht mehr sein Vaterland wäre. Dann nachdem er auf dem Aventin seinen Herrschersitz aufgeschlagen, creirte er sich einen Hofstaat halb nach altrömischer, halb nach byzantinischer Weise, natürlich voll steifem Prunk und Cerimoniell, so daß „die göttliche Majestät“ den gewöhnlichen Sterblichen ganz unnahbar wurde. Wenn er übrigens Jemanden Audienz gab, so durfte man sich ihm nur mit der größten Devotion nahen, mußte ihn „Kaiser aller Kaiser“ tituliren, und durfte nur rückwärts wieder zur Thüre hinaus. Auch erschien er öffentlich nie anders als in einem weiten, mit allerlei wundersamen Thiergestalten verzierten Mantel, der bis auf die Knöchel reichte, und wenn er speiste, so geschah es an einer erhöhten halbrunden Tafel, an welcher sonst Niemand Platz nehmen durfte. Deutsche Sitte war vollständig verpönt, ebenso auch die deutsche Sprache. Aber nicht blos dieß, sondern auch die vielen neuen Hofämter wurden nur an Welsche vergeben, und wenn je noch ein Deutscher Anstellung fand, so mußte er sich griechisch oder doch italienisch auszudrücken verstehen. Natürlich, denn die Hofämter wurden ebenfalls verwelscht, und es gab keine Kämmerer und so weiter mehr, sondern Vestiarier, Portovestiarier, Legotheten und was dergleichen mehr ist. Viel weitgreifender war noch die Einrichtung, daß Otto III. sich ein neues Weltreichministerium einrichtete, bestehend aus sieben Judices Palatini (Pfalzrichtern) und daß er diese Judices nur aus den höhern weischen Geistlichen wählte. Durch sie wollte er von Rom aus all' seine Lande regieren und damit sprach er es unumwunden aus, daß er Deutschland nur noch für eine Provinz seiner

neuen Weltmonarchie ansehe. Ja wohl, bis jetzt war Deutschland die dominirende Macht gewesen; für die Zukunft aber sollte es zu einem von Rom aus beherrschten Lande degradirt werden. Es sollte nicht mehr sein, als Dänemark, England und Frankreich, welche aufgefordert wurden, dem abendländischen Kaiser ihre Devotion zu erweisen; nicht mehr als Polen und Ungarn, welche Otto III., nach dem Willen Sylvesters II., demnächst als Deutschland ebenbürtige Reiche anzuerkennen beschloß. Kurz ein ganzer Wirrwar des wunderlichsten Zeugs schoß dem phantastischen jungen Kaiser durch den Kopf und manchmal war er nahe daran, ein completer Narr zu werden. So insbesondere bei Annäherung des Jahres 1000, von welchem Viele den Untergang der Welt erwarteten, denn damals ließ er sich durch die Bußpredigten zweier italienischer Mönche, des heiligen Romuald und des heiligen Nilus, bestimmen, verschiedene Wochen lang in dem Höhlenkloster von Subiaco in Apulien als Büßender sich zu kasteien und dann zum Heiligthum des Erzengels Michael auf den Berg Gargano mit nakten Füßen zu wallfahren. Ja endlich entschloß er sich gar, den Gebeinen des heiligen Adalbert in Gnesen (dieser war als Missionär von den Heiden im jetzigen Ostpreußen erschlagen worden und der Herzog Boleslaw von Polen hatte seinen Leichnam, den er den Preußen abkaufte, in Gnesen beisetzen lassen) seine besonders demüthige Ehrerbietung zu erweisen, und diesen Entschluß führte er noch im Jahre 1000 aus. Noch mehr, er benützte jene Wallfahrt auch dazu, um das ins Werk zu setzen, was er dem Pabste Sylvester II. versprochen hatte, und erkannte die Fürsten von Ungarn und Polen als von Deutschland völlig unabhängige Könige an, die nur gegen Rom Verpflichtungen hätten.

Von Gnesen reiste Otto III. nach Deutschland und glaubte nun, man werde ihn da, wenn nicht wie ein Wunder anstaunen, doch wenigstens mit hellem Jubel empfangen. Allein überall blieb man kalt gegen ihn, denn er hatte sich durch seinen welschen Kaiserschwindel alle Herzen entfremdet. Nachdem er sich also in Aachen das Grabmal Karls des Großen hatte öffnen lassen, den er noch unverwest das Scepter in der Hand ernst und streng auf dem Throne sitzend fand, eilte er schnellstens nach Italien zurück, hoffend, daß er da

wenigstens eine hoch willkommene Erscheinung sein werde. Doch siehe da, kaum war er im Januar 1001 wieder in Rom angelangt, so empörten sich dessen Einwohner gegen ihn und belagerten ihn in seinem Kaiserpalast auf den Aventin. Da scheint er doch endlich zum Bewußtsein gekommen zu sein, was für ein Thor er bisher gewesen, denn er rief den Aufständischen zu, ob er, der ihnen zu lieb sein Vaterland und eigenes Blut mit Füßen getreten, einen solchen Dank verdiene. Die Römer aber achteten solche Vorwürfe nicht, sondern suchten sich mit aller Gewalt seiner Person zu bemächtigen. Zum Glück übrigens gelang es dem Herzog Heinrich III. von Baiern, so wie dem Grafen Hugo von Tuscien und dem Bischof Bernward von Hildesheim zn ihm zu dringen, und so ward er zusammen mit dem Papste Sylvester II. bei Nacht und Nebel aus Rom hinausgeflüchtet. Welch' bittere Gefühle jetzt auf ihn einstürmten! So bitter und peinlich, daß er ganz fieberhaft davon erregt wurde! Mit einem kleinen schnell gesammelten Heerhaufen wollte er die Römer zu Paaren treiben; aber der Versuch mißglückte schmählich und er mußte sich damit begnügen, die unschuldige Campagna um Rom herum seinen Zorn fühlen zu lassen. Er wandte sich daraufhin brieflich an die Großen Deutschlands und bat dringend um Hülfe in seiner großen Noth. Aber dort regte sich keine Hand für ihn, sondern im Gegentheil war eine mächtige Partei, an deren Spitze der Erzbischof Willigis von Mainz stand, eben daran, seine Absetzung zu decretiren, weil er sich des deutschen Königsthums unwürdig gemacht habe. Dieß fraß ihm vollends das Herz ab und so ereilte ihn in der Burg Paterno am Soracte unweit von Civita Castellana am 23. Januar 1002 ein schneller Tod. Mit ihm, dem Zweiundzwanzigjährigen, erlosch der Mannsstamm Otto's I. denn er hinterließ als unbeweibt keine legitimen Kinder. Die Leiche brachte man über die Alpen nach Aachen, um sie neben Karl dem Großen zu bestatten; man hatte aber Mühe, sie dahin zu schaffen, weil der Leichenconduct von den Italienern, die sich überall gegen die Deutschen erhoben, beständig angegriffen wurde. Sechzehn Monate später am 12. Mai 1003 verschied auch sein böser Genius, der Papst Sylvester II.

Schon viele Empörungen und Verschwörungen hatte das deut-

sche Reich erlebt, aber alle waren bis jetzt von einzelnen Großen — meist Herzogen und Erzbischöfen — ausgegangen, mit dem bestimmt ausgesprochenen Zweck, sich, um unabhänig dazustehen, vom Ganzen loszureißen. Die dießmalige, eben berührte Bewegung dagegen ging dahin, das Reichsoberhaupt seiner Gewalt deßwegen zu berauben, weil dasselbe sich unfähig bewiesen habe, an der Spitze des Reiches zu stehen. Man hätte also glauben sollen, die Großen würden die Erledigung des Thrones dazu benützt haben, den Würdigsten und Tüchtigsten darauf zu setzen, ohne sich an Erbschaftsansprüche von Seitenverwandten — directe Erben gab es ja nicht — zu kehren, allein leider geschah durch die Umtriebe der hohen Geistlichkeit und besonders des Erzbischofs Willigis von Mainz, der großen Einfluß besaß, das Gegentheil, und diese hohe Geistlichkeit, die stets nur ihren eigenen Vortheil im Auge hat, nicht den des Vaterlandes, wußte wohl, warum sie so handelte. Nach dem Tode Otto's III. traten drei Bewerber um die deutsche Königskrone zumal auf; erstens der tapfere Markgraf Ekkehard von Meissen, seit kurzem auch Herzog von Thüringen; zweitens der Herzog Herrmann II. von Schwaben, seit 997 der Nachfolger seines Vaters Konrad; drittens der Herzog Heinrich III. von Baiern, der Sohn Heinrichs II. des Zänkers und Enkel jenes schönen Heinrichs, welchem sein Bruder Otto I. das Herzogthum Baiern erstmals verliehen hatte. Der Würdigste war ohne Zweifel der Markgraf Ekkehard, allein eben deßwegen wurde er auch schleunigst am 30. April 1002 durch Meuchelmord (ohne Zweifel auf Anstiften der beiden Schwestern Ottos III., der Aebtissinnen Sophie von Gondersheim und Adelheid von Quedlinburg, welche ihren Vetter Heinrich III. begünstigten) beseitigt. Jetzt blieben noch Herrmann II. von Schwaben und Heinrich III. von Baiern übrig und zwischen beiden schienen die Waffen entscheiden zu müssen. Doch gewann Heinrich III. durch zweierlei einen bedeutenden Vorsprung, einmal dadurch, daß er den verschiedenen deutschen Stammlanden, in welchen allen er als Wahlcanditat herumreiste, besonders den Thüringen und Sachsen, nicht minder aber auch den Lothringern und Franken, ja selbst seinen eigenen Baiern besondere Versprechungen machte, und sodann dadurch, daß die hohe Geistlichkeit, den Erzbischof Willigis an der Spitze, sich in ganz Deutschland durchaus auf sei-

ne Seite stellte. Letzteres war natürlich, denn Heinrich III. war freigebig und demüthig gegen die Kirche und zwar in solch' hohem Grade, daß er 127 Jahre später sogar heilig gesprochen wurde, während der Schwabenherzog Herrmann II. von solchen Gesinnungen nichts blicken ließ. Kurz also nach wenigen Monaten hatte es Heinrich III. so weit gebracht, daß Herrmann II. fast ganz isolirt dastand, und nunmehr erachtete es dieser für verständiger, sich mit dem ersteren zu verständigen, als einen hoffnungslosen Krieg anzufangen. Solches geschah denn am 1. October 1002 zu Bruchsal und da somit der Herzog Heinrich keinen Gegner mehr hatte, wurde er unter dem Titel **Heinrichs** II. (besser noch hätte man gesagt „Heinrich des Heiligen") als allgemein anerkannter König von Deutschland in Mainz gesalbt und in Aachen gekrönt.

Ich habe oben gesagt, daß Heinrich II. den verschiedenen deutschen Stammlanden habe besondere Versprechungen machen, mit andern Worten, daß er deren Zustimmung zu seiner Wahl habe „erkaufen" müssen, und diese ersten Anfänge der „Wahlbedingungen" (später „Wahlcapitulationen" genannt) führten zu sehr gewichtigen Folgen. Haupt-Bedingung der Stammlande nemlich — besser gesagt der hohen und niedern Aristocratie in diesen Stammlanden, weil die niederen Volksklassen, wie wir längst wissen, in politischer Beziehung, gar nichts mitzusprechen hatten — war immer die, daß sie ihre Herzoge selbst zu wählen hätten und damit wurde Alles, was Otto I. zur Stärkung der deutschen Monarchie gethan hatte, wieder gründlichst über den Haufen geworfen. Nicht minder entstanden daraus für Heinrich II. selbst die tiefsten Zerwürfnisse, wie sich dieß gleich bei der Wiederbesetzung des Herzogthums Baiern — dasselbe war durch die Thronbesteigung Heinrichs erledigt — zeigte. Der König hatte dasselbe dem Markgrafen des Nordgaus, ebenfalls Heinrich — gewöhnlich von seiner Residenz Schweinfurt Heinrich von Schweinfurt — geheißen, einem Sohn des weiter oben genannten Grafen Berthold, versprochen, aber die Baiern wollten ihn nicht und somit versagte es ihm der König, sich darauf berufend, daß den bairischen Großen das freie Wahlrecht zustehe. Da sich das aber der Schweinfurter Heinrich nicht gefallen ließ, sondern vielmehr die Fahne der

Empörung erhob, so entstand daraus ein zweijähriger Bürgerkrieg, der erst dann endigte, als der Schweinfurter anno 1004 gründlich besiegt war. Herzog von Baiern aber wurde darauf mit Zustimmung der Bischöfe und Grafen, überhaupt der bairischen Aristocratie — diese zusammen nannte man die „Stände" des Herzogthums und daraus entstanden später die landständischen Verfassungen — ein Bruder der Königin Kunigunde, der Gemahlin Heinrichs II., welcher ebenfalls Heinrich hieß, und den Grafen Siegfried von Luxemburg, den ersten dieses Namens — früher hieß er, wie seine Vorfahren, Graf von den Ardennen, nachdem er aber anno 965 die Burg „Lützelburg" durch Tausch von dem Abt Wicker zu St. Maximin und Trier an sich gebracht hatte, nannte er sich einen Grafen von Lützelburg oder Luxemburg — zum Vater hatte. Ganz dieselben Zerwürfnisse entstanden auch in andern Stammlanden und selbst die Besetzung der Bisthümer maßten sich die Regenten der Herzogthümer, als in ihr Wahlrecht gehörend, zum Theil an. Ja die von Ober-Lothringen waren gar so frech, einen Knaben Namens Adalbero, einen Sohn des Herzogs Theodorich von Oberlothringen, eines Nachkommen des Herzogs Friedrich (früheren Grafen von Bar), auf den Bischofsstuhl von Metz zu erheben und es enstand daraus ebenfalls ein langjähriger Bürgerkrieg. Doch soll ich nun auf alle diese Wirren des Näheren eingehen? Es wird genügen, wenn ich wiederhole, daß König Heinrich II. durch die Wahlbedingungen, die er sich von der hohen Aristocratie der verschiedenen deutschen Stammlande gefallen lassen mußte, fast alle Macht über diese hohen Aristocraten verlorund sich sogar gezwungen sah, ihnen die Erblichkeit der Reichslehen, die sie inne hatten, zuzugestehen. Zwar allerdings war es schon seit einiger Zeit — Dank den Römerzügen Otto's I., Otto's II. und Otto's III., welche, statt die Zügel der Regierung in Deutschland festzuhalten, in Welschland ihre besten Kräfte vergeudeten — Sitte und Gewohnheit, respective „angemaßte" Sitte und Gewohnheit des hohen Adels geworden, derlei Lehen auf seine Söhne zu vererben, allein ein „Recht" dazu hatten weder die Herzoge, noch die Markgrafen, noch die Pfalzgrafen, noch auch die Gaugrafen und andere Adelige. Jetzt dagegen wurde diesen hohen Herren die genannte Anmaßung als ein Recht

zugesprochen, denn eben in der Verwilligung desselben bestand die zweite Hauptbedingung der Großen, die sie dem Könige bei seiner Königswahl machten.

Aus diesem allem sieht man, daß die Regierung Heinrich's II. in das Gegentheil dessen ausartete, was Heinrich I. genannt der Vogler, und Otto I., genannt der Große, angestrebt hatten. Jene wollten eine starke Monarchie in Deutschland gründen; dieser aber, Heinrich der Heilige, schwächte durch seine Concessionen an den hohen Adel die Königsmacht so sehr, daß jeder größere Vasall fast mehr Gewalt besaß, als der Monarch selbst. Um nun aber dieß wieder auszugleichen und dem Königthum doch wenigstens einigermaßen auf die Beine zu helfen, hielt er sich an die hohe Geistlichkeit, in der Hoffnung an ihr einen Rückhalt zu bekommen, und die Folge hievon war, daß er die Herren Aebte, Bischöfe und Erzbischöfe in einer Weise begünstigte, wie man dieß bis jetzt in Deutschland noch nicht erlebt hatte. Auch entsprach solches ganz seinen Neigungen, denn einen größern Frömmler, als er war, gab es gar nicht. Täglich dreimal besuchte er die Messe und im Fasten, Beten, Reliquiensammeln und was dergleichen mehr ist, übertraf ihn keiner seiner Unterthanen. Die Herren Geistlichen aber thaten natürlich Alles, um ihn in seiner Bigotterie noch zu steigern, und tagtäglich, ja stündlich hörte er von ihnen, daß es nichts Verdienstlicheres für ihn geben könne, als Alles, was er habe, der Kirche zuzuwenden. Und wahrhaftig er folgte ihrem Rath und Zuspruch in einer Weise, daß kein einziger Kirchenfürst sich beklagen konnte; am meisten aber that er doch für seine Lieblingsstiftung, das Bisthum Bamberg, in welches er die einst so stolze Burg und Herrschaft Babenberg verwandelte. Im Uebrigen — erreichte er durch solch' kolossale Frömmigkeit gegen die Kirche seinen Zweck und wurden nun wirklich die Herren Bischöfe und Erzbischöfe seine Stützen dem weltlichen hohen Adel gegenüber? Mein Gott, das Interesse der Kirche, das heißt ihr eigenes Interesse lag den Herren Kirchenfürsten von jeher allein am Herzen und die Stützung des Königthums sahen sie immer nur als Mittel zum Zwecke an. Ueberdem wenn die Interessen der Kirche, das ist des Pabstthums mit denen des Königthums in Conflict geriethen, auf welcher Seite

standen dann regelmäßig die Kirchenfürsten? Natürlich auf Seiten des Pabstthums und es hat sich daher noch jeder Monarch bitterlich getäuscht, welcher sich auf die hohe Geistlichkeit verließ. Endlich, lag es nicht in der Natur der Sache, daß, wenn Heinrich II. all' seinen Privatreichthum und nebenbei noch einen großen Theil der ihm zu Gebote stehenden Reichslehen, ja ganze Grafschaften den Herren Bischöfen zuwandte, daß, sage ich, hierüber die weltlichen Großen im höchsten Grade vor den Kopf gestoßen werden und sich in Folge dessen noch gehäßiger von Heinrich II. abwenden mußten, als sie es ohnehin schon thaten? Man darf also wohl sagen, daß die Regierung Heinrichs II., was die innern Reichsangelegenheiten anbelangt, eine förmliche Mißregierung war, und nicht viel besser sah es um die auswärtigen Angelegenheiten aus.

In Polen herrschte der kühne Boleslaw, derselbe, — welchen der halbverrückte Weltherrschaftsträumer Otto III. als einen von Deutschland gänzlich unabhängigen König anerkannt hatte — und dieser merkte nicht sobald, daß ein schwacher Regent auf Deutschlands Throne sitze, als er auch schon in Böhmen, sowie in den Grafschaften zwischen Oder und Elbe einfiel, um dieselben an sich zu reißen. Er hatte nemlich den großartigen Plan gefaßt, alle slavischen Stämme von der Elbe bis zur Wolga unter seinem Scepter zu vereinigen, und schon zu Lebszeiten Otto's III. war er östlich bis nach Kiew vorgedrungen. Jetzt, wo Deutschland durch die Aermlichkeit des heiligen Heinrichs so machtlos dastand, hoffte er auch die Markgrafschaften Meissen und Brandenburg, dann die Ostmark und den Nordgau, endlich ganz Böhmen, Mähren und Schlesien seinem Reiche einverleiben zu können, und es entstand daraus ein Krieg, der volle vierzehn Jahre andauerte. Ja wohl volle vierzehn Jahre und schon daraus kann man ersehen, daß das eine Mal die Polen, das andere Mal die Deutschen obgesiegt haben müssen! Wo blieb also die deutsche Kraft? Mein Gott, sie war elend zersplittert, weil die meisten Großen dem Könige keinen Gehorsam leisteten, und so konnte das noch vor fünfzig Jahren so hochmächtige deutsche Reich nicht einmal mit einem Könige von Polen fertig werden. Ja es wäre ohne Zweifel sogar unterlegen, wenn es nicht dem Könige Heinrich II. geglückt wäre,

einige Verbündete zu gewinnen. Nemlich einmal den Ungarnkönig Stephan I., welcher fürchtete, daß der große Boleslaw auch ihn unterjochen werde, sobald er von Deutschland die gesuchten Provinzen erobert habe. Sodann die Russen in Nowgorod unter den Großfürsten Swätopolk und Jaroslaw, die ihre Existenz ebenfalls bedroht sahen. Endlich die beiden Slavenstämme der Rhedarier und Liutizen, von denen ich früher schon gesprochen habe, denn bei diesen hatte sich Boleslaw persönlich verhaßt gemacht. Nicht übrigens bedingungslos wurden die Liutizen und Rhedarier in dem Kriege gegen den Polenkönig Heinrichs II. Verbündete, sondern er mußte ihnen zugestehen, daß sie fort und fort Heiden bleiben dürften, weil sie das Christenthum gründlich haßten, und dieses Zugeständniß machte ihnen der heilige Heinrich, so schwer es ihn auch ankam. Trotz allem dem aber, wie nun endlich die beiden Könige, der von Deutschland und der von Polen, des langen Krieges müde, am 30. Januar 1018 einen definitiven Frieden abschlossen, unter welchen Bedingungen kam derselbe zu Stande? Nun Boleslaw der Große mußte zwar Böhmen, sowie die Markgrafschaften Meissen und Brandenburg fahren lassen, behielt aber jene weiten Districte, welche man nachher Ober- nnd Niederlausitz genannt hat, und somit endete der lange Kampf jedenfalls rühmlicher für ihn, als für Heinrich II.

Es war eine Schmach für Deutschland, nicht einmal den Polen gewachsen zu sein; aber noch schmachvoller fast gestalteten sich die italienischen Angelegenheiten. Kaum nemlich hatte Kaiser Otto III. die Augen geschlossen, so erhob sich dort, wie bereits angedeutet, die national gesinnte Partei, verjagte die deutschen Behörden, welche über Oberitalien gesetzt waren, und setzte am 15. Februar 1002 den Markgrafen Arduin von Ivrea, einen Enkel des früheren Königs Berengars II. auf den lombardischen Thron. Dazu hatte diese Partei, was jeder Vernünftige zugeben wird, das vollkommenste Recht, allein Heinrich II. fühlte sich dadurch schwer gekränkt, weil er, den Traditionen seiner Vorfahren folgend, ein Anrecht auf die Longobardenkrone zu haben vermeinte, und überdem wurde er in diesem seinem Irrwahn noch dadurch bestärkt, daß in Italien selbst eine gewisse Klasse von Menschen ihn aufforderte, sein Anrecht geltend zu

machen. Zu dieser Menschenklasse gehörten insbesondere die vornehmen Geistlichen, den Erzbischof Arnulph von Mailand an der Spitze (diese Herren hatten von dem Italiener Arduin nichts Besonderes zu erwarten, um so Größeres dagegen von dem deutschen Könige, dem hohen Gönner der Kirche) und demgemäß entschloß sich Heinrich II. weil er selbst aus Deutschland unmöglich abkommen konnte, da er noch nicht einmal allgemein anerkannt war, am Schluß des Jahres 1002 den Herzog Otto von Kärnthen, einen seiner Getreusten, über die Alpen zu senden, um dort die alte Ordnung der Dinge wieder herzustellen. Nun waren aber die Zustände in Deutschland nicht der Art, daß Otto über eine große Macht hätte verfügen können, und so widerfuhr dem deutschen Herzog die Schmach, daß er von Arduin mit seinen Italienern wieder über die Alpenpässe hinübergetrieben wurde. Solches wurmte dem deutschen Könige sehr, aber für den Augenblick mußte er sich darein schicken. So wie es ihm übrigens im Frühjahr 1004 die Verhältnisse nur halbwegs erlaubten, zog er schon im April mit einem tüchtigen Heere nach Welschland und da nun Arduin, ohne gegen die stärkere Macht eine Schlacht zu wagen, in seine Festungen zurückwich, so wurde es ihm leicht fast ohne Schwertstreich bis Pavia vorzudringen. Dort krönten ihn am 15. Mai 1004 die Herren Bischöfe zum Könige von Italien und Heinrich II. hielt es nun für ein Kinderspiel, sich die Kaiserkrone in Rom selbst zu holen. Allein siehe da, schon am Abend seiner Krönung wurde er anderer Meinung. An diesem Abend nemlich erhob sich in Folge eines vom Zaune gebrochenen Streites die ganze italienische Bevölkerung Pavias gegen ihn und seine Deutschen und es kam zu einem nächtlichen Straßenkampf, der grausiger nicht hättc sein können. Steine und Möbel warf man aus den Fenstern auf die Deutschen hinab, und siedendes Wasser und Oel schüttete man über sie aus. Den König selbst belagerte man in seinem Palast und er war genöthigt sich durch einen Sprung vom ersten Stockwerk herab zu retten, wobei er sich so verletzte, daß er Zeitlebens hinkend blieb. Zuletzt wußten sich die Deutschen gar nicht anders mehr zu helfen, als daß sie die Stadt an allen Enden in Brand steckten, und in dem furchtbaren Flammenmeere fanden viele Tausende von Menschen, besonders Weiber, Kinder und

Greise ihren Tod. Im Uebrigen blieb nun der Sieg den Deutschen und dieselben verfuhren in ihrer Wuth mit der Einwohnerschaft in einer Weise, daß die Feder sich sträubt, es niederzuschreiben. Was war aber die Folge? Etwa das, daß die Italiener sofort, durch das Entsetzen dieser Nacht zum Tode geängstigt, zum Kreuze krochen? Mit Nichten, sondern der Zorn über die Frevelthat entflammte ganz Oberitalien zu einer allgemeinen Erhebung und König Heinrich II. einsehend, daß er mit seinem verhältnißmäßig kleinen Heer gegen ein geeinigtes Volk nichts auszurichten vermöge, beeilte sich Hals über Kopf über die Alpen nach Deutschland zurückzukehren.

Das war also ein noch viel schmählicherer Feldzug, als der vierzehnjährige gegen die Polen, und ein ganzes Dezennium hindurch dachte der deutsche König nicht daran, für die Niederlage Rache zu nehmen. Er konnte nicht, des Polenkriegs wegen, und Arduin herrschte in dieser Zeit in Oberitalien fast ohne Widerspruch zu erfahren. Ebensowenig galten die Deutschen etwas in Rom, sondern der Patricius Johann, ein Sohn des hingerichteten Crescentius, hatte dort alle Gewalt an sich gerissen und die Päbste mußten ihm gehorchen, als wären sie seine Unterthanen. Dessen wurde aber am Ende der im Jahr 1012 erwählte Pabst Benedict VIII., ein Sohn des Grafen Gregor von Tuscoli oder Tuskulum, der sich im Anfang gegen den Patricius Johann ganz geschmeidig gezeigt hatte, in Verbindung mit den obitalienischen Bischöfen, welche durch Arduin in ihrer Gewaltthätigkeit gehemmt wurden, herzlich müde und es erschien also im Frühjahr 1013 eine Gesandtschaft bei König Heinrich II., diesen auffordernd, den Wirren in Italien ein Ende zu machen. Dazu war letzterer auch sogleich bereit und auf einem schnellstens zu Frankfurt versammelten Reichstag forderte er die deutschen Großen auf, ihm den Heerbann zu einem Römerzug zu leisten. Die weltlichen Fürsten weigerten sich dessen fast einstimmig, nicht so aber die geistlichen, das ist die Aebte, Bischöfe und Erzbischöfe, denen der Pabst am Herzen lag. Sie stellten also sofort ihre Mannschaften und mit diesem, einem keineswegs sehr beträchtlichen Heere, zog Heinrich II. im Dezember 1013 zum zweiten Male über die Alpen. So gering übrigens diese Streitkraft war, so scheute sich Arduin doch, ihr im

offenen Felde zu begegnen, und zog sich mit den Seinen in die festen Burgen zurück. Ungehindert erreichte also Heinrich II. das kaum wieder aufgebaute Pavia, hatte aber weder Lust hier länger zu verweilen, noch auch die festen Burgen Arduins zu erobern, sondern marschirte augenblicklich weiter nach Rom zu, auf welchem Marsch sich ihm unterwegs Benedict VIII. anschloß. Dieser nemlich war inzwischen vom Patricier Johann aus der Siebenhügelstadt vertrieben worden und man erwartete somit einen kräftigen Widerstand der Römer. Allein auch sie waren hiezu zu feig und nachdem der Patricius sich geflüchtet, öffneten sich die Thore dem herannahenden deutschen Könige sozusagen von selbst. Draufhin hatte Heinrich II. nichts Eiligeres zu thun, als sich mit seiner Gemahlin Kunigunde, die ihn begleitete, am 14. Februar 1014 vom Pabst Benedict VIII. das kaiserliche Diadem — bei dieser Ceremonie kam es das erste Mal vor, daß der Pabst dem Könige den sogenannten goldenen Reichsapfel als Sinnbild der Weltkugel, zu deren Oberherrn der Kaiser berufen sei, überreichte — aufs Haupt setzen zu lassen und sich dann dem Volke im vollsten Kaiserpompe als obersten Richter der Welt zu zeigen. Damit glaubte er nun wohl etwas recht Heldenmäßiges geleistet zu haben; doch wie er sich eben in dieselben Kaiserträume einwiegte, welche schon seinen Vorgänger Otto III. berauscht hatten, erhoben die Römer in der Nacht vom 22. Februar einen furchtbaren Aufstand und fast wäre es jetzt wieder gekommen, wie vor zehn Jahren in Pavia. Im Uebrigen siegten die Deutschen, obwohl erst nach schweren Verlusten, und die Anstifter des Aufruhrs, so weit man ihrer habhaft wurde, büßten ihre That mit dem Tode. So berichten wenigstens die deutschen Chronisten, allein so ganz nachhaltig muß der Sieg doch nicht gewesen sein, denn Heinrich II. beeilte sich unmittelbar nachher, Rom so wie Italien selbst zu verlassen, um sich nach Deutschland in Sicherheit zu bringen.

Auch dieser zweite Feldzug gegen Italien brachte also den Deutschen nichts, als eine sehr bedeutende Einbuße an edlem deutschem Blut und wiederum, wie schon so oft früher, war der Beweis geliefert, daß die Unterjochung eines Volkes, welches in Sprache, in Sitte, in Gesetz, fast in Allem einen Gegensatz gegen das Deutsche

bildete, nicht blos ein Wahnsinn, sondern sogar ein Verbrechen sei. Allein kam dieß dem deutschen König und Kaiser zum Bewußtsein? Leider nein, wie wir jetzt gleich sehen werden. Im April 1020 nemlich erwies der Pabst Benedict VIII. dem Kaiser die Ehre eines persönlichen Besuchs in Bamberg, um die Einweihung der dortigen Stephanskirche vorzunehmen, und Heinrich II. war darob vor Glück fast außer sich. Bald aber zeigte sich, daß der Pabst die weite Reise nur aus Eigennutz vorgenommen habe, denn er verlangte vom Kaiser, daß dieser einen dritten Zug über die Alpen thun solle. Dießmal übrigens nicht gegen die Römer, sondern gegen die Griechen oder Byzantiner in Unteritalien, welche sich dort mehr und mehr ausbreiteten, und nicht blos die kleinen zum lombardischen Reich gehörenden Herzogthümer Salerno, Capua, Neapel oder wie sie sonst hießen, sondern auch von den Besitzungen des römischen Stuhles schon mehrere annexirt hatten. Heinrich II. erklärte sich hiezu sogleich bereit, da er natürlich dem heiligen Vater nichts abschlagen konnte; allein die weltlichen Fürsten Deutschlands, einsehend, daß für sie und das Reich aus solchen Heerfahrten nur Schaden erwachse, verweigerten ihre Beihülfe abermalen, gerade wie früher, und so stand es fast anderthalb Jahre, bis zum Spätherbst 1021 an, bis der Kaiser ein genügendes Heer zusammenbrachte. Aus welchen Mannschaften bestand nun aber dieß? Fast einzig und allein aus denen der Aebte, Bischöfe und Erzbischöfe, von denen auch mehrere persönlich — der Abt Burchard von St. Gallen, der Bischof Rudhard von Constanz, der Erzbischof Piligrim von Cöln und der Patriarch Poppo von Aquileja — mitzogen, während die namhafteren Männer vom weltlichen Stand sämmtlich wegblieben. Dessenungeachtet brachte der Kaiser weitaus über 60,000 Mann zusammen, und rückte mit ihnen im Frühjahr 1022 gegen die Byzantiner vor. Ihm schloß sich sofort der Herzog Waimar von Salerno an, der bei der Erstürmung seiner Residenz durch normännische Pilgrimme glücklich auf ihr Schiff gerettet worden war (für ihre Tapferkeit verlieh ihnen der Kaiser einen kleinen Küstenstrich Landes zwischen Capua und Neapel und von dieser Zeit her datirt sich die Niederlassung der Normannen in Unteritalien, aus welcher später so Gewichtiges hervorgieng); der

Herzog Pandulph von Capua aber trat zu den Byzantinern über und ließ sich damit zu einem schweren Treubruch an Kaiser und Reich verleiten. Doch welchen Verlauf nahm nun der Krieg? Im Anfang einen ziemlich günstigen, denn nicht blos wurden Neapel, Salerno und Capua (bei welcher Gelegenheit auch der Herzog Pandulph in die Hände der Deutschen fiel, welchen der Kaiser sofort zur Strafe in ewige Gefangenschaft nach Deutschland sandte) zurückerobert, sondern nach einer langen Belagerung von mehr als drei Monaten mußte sich auch die starke Feste Troja ergeben und es hatte den Anschein, als ob es dem Kaiser glücken werde, bis nach Tarent vorzubringen. Allein wie nun die heiße Jahreszeit einbrach, da entstanden plötzlich im deutschen Heere arge Seuchen — man hätte dieß voraussehen können, da Nordländer das Sommerklima Süditaliens unmöglich zu ertragen vermögen — und richteten solch' kolossale Verheerungen an, daß Heinrich II. sich gezwungen sah, augenblicklich über die Alpen zurückzukehren. Trotzdem wurden mehr als vier Fünftheile der deutschen Mannschaften hinweggerafft (darunter auch der Abt von St. Gallen und der Bischof von Constanz) und was noch schlimmer, die Ueberlebenden schleppten die böse Seuche in Süddeutschland ein, so daß der Tod auch hier eine reiche Beute hielt. Auf diese Art gingen im Sommer 1022 alle Vortheile verloren, welche Heinrich II. im Frühling erkämpft hatte, und Unteritalien blieb wieder wie früher in den Händen der Byzantiner. Ja wohl, es blieb Alles, wie vorher; von neuem hatten aber 50,000 Deutsche für den Kaiser-Schwindel ihr Leben lassen müssen.

Das Letzte, was Heinrich II. in auswärtiger Beziehung unternahm, war der Versuch, das burgundische Königreich an Deutschland zu bringen. Jenes Land, welches man auch das Cis- und Transjuranische (diesseits und jenseits des Jura) und später das Arelatische (vom römischen Arelatum, dem nachherigen Arles, der Hauptstadt des Landes) hieß (es umfaßte die Provence, den südöstlichen Theil von Languedoc die Dauphiné oder des Delphinat — eigentlich die Grafschaft Vienne, das ist Welsch-Wien, Delphinat genannt, weil alle Grafen den Vornamen Delphin führten, — das westliche Savoyen nebst dem Weststrich der Schweiz von Genf bis Basel, die Gebiete

der Städte Lyon, Vienne, Macon und Chalons, sowie endlich die Franche-Comté, das ist der Freigrafschaft Burgund bestehend aus den jetzigen Departements Doubs, Jura und Saône mit der Hauptstadt Besançon oder Bisanz,) hatte sich seit dem Auseinanderfallen des karolingischen Weltreichs, wie früher unter eigene Könige gestellt und von 993 an herrschte da Rudolph III., ein kinderloser Schwächling, welcher seinen mächtigen Vasallen gegenüber gar keine Geltung hatte. Eben aber weil er nichts galt, suchte er Schutz bei Heinrich II. seinem Neffen (Rudolphs III. Stiefschwester Gisela war die Mutter Heinrichs II. gewesen), und sicherte diesem durch einen anno 1006 zu Straßburg abgeschlossenen Vertrag nicht nur die Nachfolge in Burgund zu, sondern trat ihm auch, so zu sagen als Unterpfand, sofort die Grenzstadt Basel ab. Dieß gefiel übrigens den burgundischen Grafen ganz und gar nicht und sie bedrängten und peinigten (an ihrer Spitzen standen der Graf Wilhelm von Poitiers und der noch viel mächtigere Beherrscher der Franche-Comté, der Graf Otto Wilhelm von Besançon) den schwachen König so sehr, daß er im Jahr 1016 zu Gunsten Heinrichs II. abdankte. Nun kam Letzterer mit einer kleinen Heeresmacht nach Burgund, das Erbe in Empfang zu nehmen, allein die Grafen von Poitiers und Besançon nebst den meisten andern Großen stellten sich ihm mit den Waffen in der Hand entgegen und so klein auch das burgundische Reich war, so konnte doch Deutschland unter einem Heinrich II. nicht gegen dasselbe aufkommen. Ja endlich, im September 1023 sah sich der deutsche Kaiser genöthigt mit den burgundischen Großen ein Abkommen zu treffen, dahin gehend, daß er während der Lebszeiten Rudolph III. auf das Regiment im Burgundischen total verzichte und sich nur nach dem Tode des Genannten das Erbrecht jedoch mit Zustimmung der Großen vorbehalte.

Nicht lange nach diesem letzten Zeugniß seiner Schwäche am 13. Juli 1024 starb Heinrich II. auf seiner Pfalz zu Grona bei Göttingen und da er keine Kinder besaß, so nahm mit ihm der sächsische Regenten-Stamm sein Ende. Man begrub ihn in Bamberg, seiner Lieblingsschöpfung, und eben da fand später auch seine Gemahlin Kunigunde, die, trotzdem ihr Lebenswandel kein reiner gewesen sein

soll, hundert Jahre darauf, ebenso wie ihr Gemahl, ihrer Freigebigkeit gegen die Kirche wegen heilig gesprochen wurde, ihre letzte Ruhestätte. Sein Alter brachte Heinrich II. nur auf 52 Jahre; aber wie tief mußte er Deutschland in dieser kurzen Zeit herunterzubringen! Doch muß man ihn wenigstens einigermaßen damit entschuldigen, daß er sein Lebenlang mit gar vielen Krankheiten zu kämpfen hatte, welche seinen Geist und Willen an jedem freien Aufschwung hinderten. So zum Beispiel mit einem Kolikübel, das er von seinem Vater geerbt haben soll; denn mit den heftigsten Steinschmerzen, die ihn oft fast zur Verzweiflung brachten, und endlich gar mit der Epilepsie oder fallenden Sucht, wobei sich sein ganzer Leib aufs scheußlichste zu verkrümmen pflegte. Trotzdem aber, welcher Gegensatz zwischen ihm und seinem Namensbruder Heinrich I., welchen man den Vogler nannte!

---

## Fünftes Kapitel.

### Die inneren Zustände Deutschlands unter den sächsischen Kaisern.

Konrad I., Heinrich I. und Otto I. hatten, jeder in seiner Art, die Einheit Deutschlands zu kräftigen gesucht; unter Otto II., Otto III. und Heinrich II. aber zersplitterten sich dessen Kräfte wieder mehr, denn je. Der Grund davon lag in der unseligen Kaiseridee, denn, um über die Alpen ziehen zu können, mußten die deutschen Könige ihren Großen ein Vorrecht nach dem andern verleihen, und überdem konnten diese Großen, während die Kaiser oft Jahre lang in Italien verweilten, im Vaterlande thun und treiben, was sie wollten. Davon also, daß Deutschland eine starke Monarchie gebildet hätte, war am Ende des oben geschilderten Zeitraums nie und nimmer die Rede, denn es gab nicht einmal eine Hauptstadt, sondern die Könige und Kaiser residirten bald da, bald dort auf einer ihrer Pfalzen und

Aachen galt nur als Krönungsstadt. Ebensowenig trugen die verschiedenen Provinzen Deutschlands etwas zum Staatshaushalte bei oder zahlten sie dem deutschen Könige gar vollends Steuern. Nein das ganze Einkommen dieser Könige bestand in dem Ertrag ihrer Erbgüter, wozu noch die Erträgnisse der Reichsdomänen (Pfalzen) und Reichslehen kamen. Ein Reichsheer aber bestand vollends gar nicht, sondern es setzte sich aus den Mannschaften zusammen, welche die Großen — weltliche wie geistliche — dem Könige zuführten und wenn ein Großer sein Contingent verweigerte, so konnte er nur schwer zur Leistung des Heerbanns gezwungen werden.

Der Herzogthümer gab es jetzt neun, Franken, Oberlothringen, Niederlothringen, Schwaben oder Alemannien, Baiern, Kärnthen, Sachsen, Thüringen und Böhmen, und jeder dieser neun Herzoge strebte so viel wie möglich nach Unabhängigkeit. Ja er strebte nicht blos darnach, sondern er besaß sie auch thatsächlich, da ihm die Vererbung an seine Söhne rechtlich zugesichert worden war. Ganz dasselbe Recht, das Recht der Vererbung nemlich, hatten auch die übrigen Großen, ich meine die Mark- und Pfalzgrafen, durchgesetzt und deren Zahl wuchs seit Otto I. mit jedem Jahr mehr an. Die Kaiser vermeinten durch sie eine Schutzwehr gegen die Uebermacht der Herzoge zu bekommen und dachten nicht daran, daß diese Grafen, vom Familien- und Standesinteresse getrieben, der Natur der Sache nach keinen andern Zweck verfolgen konnten, als sich ebenfalls in kleine unabhängige Potentaten zu verwandeln. Ja jeder Hochadelige überhaupt strebte nach solcher Unabhängigkeit und wenn Einer große Gütercomplexe — seien es nun Lehen- oder Privat- (Allodial-) Güter gewesen — besaß, so konnte er diese Unabhängigkeit sowohl gegen den König, als gegen den Herzog, in dessen Stammland diese Güter lagen, durchsetzen. Wer wollte ihn denn zwingen, wenn ein ganzes Heer von Vasallen zu seiner Verfügung stand? Noch schlimmer gestaltete sich das Verhältniß der geistlichen Großen zum Könige. Otto I. und alle seine Nachfolger, besonders Heinrich II., hegten den Wahn, sich in den Aebten, den Bischöfen und den Erzbischöfen eine starke Stütze gegen die weltliche Aristokratie schaffen zu können, und begabten daher diese Kirchenfürsten in einer Weise, wie sie bisher nirgends in

der Welt erhört worden war. Nicht blos einzelne Güter und Einkommenstheile schenkten sie ihnen, nein ganze Grafschaften mit allen gräflichen Rechten, so daß diese geistlichen Herren nunmehr so mächtig, wenn nicht noch mächtiger wurden, als die weltlichen Grafen, Fürsten und Herzoge. Nicht minder verliehen sie ihnen eine ganze Reihe von Immunitäten und Befugnissen, wie zum Beispiel das Münzrecht, die Marktgefälle, die Zollergebnisse, die Criminalgerichtsbarkeit und so noch verschiedene andere Regalien, das heißt Rechte, welche sonst nur den Königen zustanden. Allein wurden nun wirklich die in solcher Weise zu hohen Herren emporgewachsenen Prälaten die Stützen der Krone und des Königthums? Nie und nimmer, sondern dieselben dachten an nichts als an ihr eigenes Interesse, also an das Wachsen der kirchlichen und päbstlichen Macht und wenn es zu Empörungen kam, so standen sie nur zu oft (ich erinnere z. B. an den Erzbischof Friedrich von Mainz) auf Seiten der Empörer. Freilich zu den Zügen nach Italien waren sie immer bereit, ganz im Gegensatz gegen die weltlichen Großen, aber thaten sie dieß etwa den deutschen Königen zu lieb? Nein, sondern weil das Interesse des Pabstes dabei im Spiele war. Ueberdem welche Parthei ergriffen sie dann, als nur kurze Zeit später jener welthistorische Kampf um die Oberherrschaft der Welt zwischen Kaiserthum und Pabstthum entbrannte? Nun sie stellten sich natürlich auf Seiten des Pabstthums und es ist constatirt, daß dieses jenen Kampf gar nicht hätte aufnehmen können, wenn nicht die deutschen Kirchenfürsten unter den sächsischen Kaisern eine so große Gewalt erlangt gehabt hätten. Möchten dieß doch die Kaiser und Könige der Gegenwart beherzigen, von denen immer noch Manche nicht klar darüber zu sein scheinen, daß sie sich selbst eine Grube graben, wenn sie die Priesterschaft begünstigen.

Wir haben im Vorigen gesehen, welch' goldene Zeiten der hohe Adel unter den Kaisern des sächsischen Stammes hatte; wie ergieng es aber dem niedereren? Ei natürlich, er mußte sich dazu bequemen, sich einem Höheren unterzuordnen und am liebsten trat er natürlich in den Vasallendienst der Könige und Kaiser, denn bei ihnen hatte er die meiste Aussicht für seine Dienste belohnt zu werden. Viele

solche kleine Herren aber, sogar sehr viele, sahen sich durch die Lage ihrer Güter und Burgen genöthigt, diesen oder jenen Bischof, deren Gebiete sich immer weiter ausdehnten, diesen oder jenen Grafen, oder endlich und hauptsächlich diesen oder jenen Herzog als Oberlehensherrn anzuerkennen, um nicht von den unruhigen Zeiten verschlungen zu werden, und so verschwanden die vollkommen unabhängigen Edelinge von geringerem Vermögen und Herkommen nothwendigerweise immer mehr. In noch weit höherem Maaße traf dieses Loos die nichtadeligen aber freien kleinen Grundbesitzer, also die Bauern, um mich eines kräftigeren Ausdruckes zu bedienen, welche in Altgermanien die erste Rolle gespielt hatten. Schon die Magyarennoth hatte ihnen zum großen Theil keine andere Wahl gelassen, als sich in den Schutz irgend eines Burgherrn, irgend eines ummauerten Klosters oder Bischofssitzes zu begeben, und wer einmal so weit war, der wurde als ein Unfreier oder Höriger (er „gehörte“ einem Andern an) angesehen, dieweil er ihm gegen den gewährten Schutz Dienste leisten mußte. Weil nun aber ein großer Theil der freien Bauern sich, durch die Verhältnisse gezwungen, zu einem solchen Unterthanenverhältniß bequemte, so bekamen diejenigen, welche ihre alte Freiheit bewahrten, einen schweren Stand, denn die adeligen Herren ringsum bedrückten sie jetzt auf alle Weise, um sie zu nöthigen, das von so vielen Andern gegebene Beispiel nachzuahmen. Insbesondere war dieß der Fall, wenn irgend ein Krieg, seis nun einer gegen einen auswärtigen Feind, seis ein innerer, also ein Bürgerkrieg, gewesen, wüthete, und daß es an solchen Kriegen nicht fehlte, das ist uns wahrhaftig zur Genüge bekannt. Was blieb dann den Bauern, wenn sie nicht mit ihrer kleinen Habe, besonders auch mit ihrem Vieh und ihren Erndteerzeugnissen ganz schutzlos dem Feinde preisgegeben sein wollten, anders übrig, als einen Herrn, der über eine feste Stätte zu verfügen hatte, über sich anzuerkennen? Kein Wunder also, wenn es am Schlusse der so eben von uns geschilderten Periode fast nirgends in Deutschland mehr einen freien Bauernstand gab, Friesland und die Schweiz allein ausgenommen! Friesland deßwegen, weil es dort den niedereren Adeligen in Verbindung mit den freien Kleinbesitzern glückte, den Freistaat der sieben Seelande

(von dem ich bereits gesprochen) ins Leben zu rufen, und die Schweiz deßwegen, weil die Berge eine natürliche Schutzmauer gegen alle auswärtigen Feinde bildeten.

Nun aber, wenn schon die niedereren Adeligen und noch mehr die freien Bauern in solch' herber Weise um ihr Dasein zu kämpfen hatten, welches Loos wird erst die Unfreien oder Sklaven getroffen haben? Wir wissen aus dem früher Erzählten, daß in Altgermanien vielleicht drei Viertheile der Einwohner dem Stande der Unfreien angehörte, und wir erinnern uns auch, wie diese Unfreien behandelt wurden. Nicht minder ist uns bekannt, daß schon unter den Karolingern das Christenthum überall in Deutschland festen Boden gewann, und unter den sächsischen Kaisern gab es vollends keine Provinz, ja selbst keinen District unseres Vaterlandes mehr, der nicht — die Ost- und Nordmarken gegen die Slaven und Dänen allein ausgenommen — dem Christenthum gewonnen gewesen wäre. Gut also, wie ward's jetzt in dem christianisirten Deutschland? Die schmähliche Sitte der Sklaverei hieng aufs engste mit dem Heidenthum zusammen, das Christenthum aber stellte alle Menschen einander gleich und duldete keine Sklavenketten mehr. Ja wohl dahin gieng die Lehre Christi, des Stifters unserer Religion, nicht jedoch die Lehre jener Priester, welche in späteren Jahrhunderten das Christenthum verkündeten. Sie akkomodirten sich vielmehr den Ansichten der Völkerschaften, unter welchen sie als Missionäre wirkten, und insbesondere hüteten sie sich davor, unter den Germanen irgendwie schroff aufzutreten. Natürlich, denn wenn sie Sitten und Gebräuche, die einmal mit dem Germanenthum verwachsen waren, plötzlich auszutilgen versucht hätten, so würden sie keinerlei Bekehrungsresultate erzielt haben, sondern unsere Vorväter wären eben — trotz des Schwertes Karls des Großen — einfach Heiden geblieben. So wurde denn auch an dem altgermanischen Institut der Sklaverei im Anfang gar nicht gerüttelt und selbst in derjenigen Periode, welche wir so eben geschildert haben, bestand es gesetzlich fort. In der Praxis jedoch, das heißt in der Art und Weise, wie die Sklaven nunmehr behandelt wurden, so wie überhaupt in der Stellung, die sie einnahmen, war erwiesenermaßen bereits eine ziemliche Aenderung eingetreten.

Früher nemlich, so lange noch die freien Bauern den meisten Grundbesitz inne hatten, mußten die Sklaven als leibeigene Knechte arbeiten, und der Bauer verwandte sie entweder als Leibdiener, oder auch als Schmiede, Wagner, Weber u. s. w., oder endlich zu Bebauung seiner Aecker. All' diese Dienste mußten sie unter seiner persönlichen Aufsicht verrichten und eine derartige Aufsicht wurde ihm leicht, weil er nur fünf, sechs oder acht Leibeigene besaß. Jetzt aber in der Periode der sächsischen Kaiser, wo der kleine Grundbesitz fast gänzlich aufgehört hatte, um größeren, zum Theil sogar sehr großen Gütercomplexen Platz zu machen, änderte sich factisch das Verhältniß der Leibeigenen, und zwar in dreierlei Weise. Diejenigen nemlich, welche zum persönlichen Dienst (als Leibdiener) kommandirt wurden, waren nicht mehr die Diener geringer ungebildeter Bauern, sondern mehr oder minder vornehmer Herren und gewannen als solche Einfluß. Auch wurden sie zum nicht geringen Theil als Waffenknechte verwendet und mußten mit ihren Herren als Reisige in den Krieg ziehen. Wenn sie sich nun aber als solche auszeichneten, konnte man sie dann noch als Sclaven behandeln? Nein sicherlich nicht, sondern ihr Herr schenkte ihnen entweder die Freiheit oder stellte sie doch wenigstens so, wie wenn sie Freie gewesen wären. Weiter Diejenigen, welche Handwerkerdienste zu verrichten hatten — arbeiteten sie jetzt noch im Schlosse selbst unter der persönlichen Aufsicht des Herrn Grafen oder wie ihr vornehmer Eigenthümer sonst hieß? Selbstverständlich nein, sondern der Herr Graf ließ ihnen eigene Wohnungen und Werkstätten erbauen, in welchen sie wie in ihrem Eigenthum schalteten und walteten. Endlich erhielten Diejenigen, welche die landwirthschaftlichen Arbeiten zu vollziehen hatten, gewisse Strecken von Land zum Bebauen, natürlich aber nicht für Nichts und wieder Nichts, sondern sie mußten vom Ertrag eine bestimmte Portion abliefern und auch sonst Frohndienste verrichten. Auch ihnen baute man außerhalb des Schlosses Wohnungen oder Hütten und sie durften überdieß heirathen. Noch mehr, man begünstigte ihr Heirathen, weil ja die von ihnen erzeugten und geborenen Kinder ebenfalls wieder Leibeigene wurden und sich so das Eigenthum des Herrn — seine Arbeitskräfte — mehrte. So entstanden nach und nach um jede Burg

herum kleine Dörfer, bewohnt von leibeigenen Handwerkern und Bauern, und diese Domicile vererbten sich auf die Kinder und Kindeskinder der Eltern, denen man nur die Pflicht auferlegte, dieselben Dienste zu verrichten, welche auch ihre Erzeuger verrichtet hatten. Damit aber verwandelten sich die Leibeigenen ganz unversehens und gleichsam von selbst in eine Art von Pächtern, und wenn diese Pächter dem nachkamen, was ihnen oblag, so war ihr Loos ein wenigstens halbmenschliches. Freilich besaßen ihre Grundherren noch immer dieselben Rechte über sie, wie früher, das heißt, den Grundherren stand es zu, ihre Leibeigenen zu züchtigen nach Belieben und sie sogar an Leib und Leben zu strafen; aber wurden diese Rechte noch in derselben rücksichtslosen Härte ausgeübt, wie ehedem? Nun, die kleineren Grundherren, die Herren Adeligen, welche nur ein einziges Gut und Schloß besaßen, mögen noch immer tyrannisch genug verfahren sein, weil sie ihre Leibeigenen unmittelbar beaufsichtigten, und das Loos solcher Armen hatte sich daher noch nicht viel gebessert; allein die Besitzer von ganzen Grafschaften, überhaupt von größeren Gütercomplexen mit zehn, zwanzig und noch mehr Burgen konnten ihre vielen Leibeigenen nicht selbst übersehen, sondern hatten auf jeder Burg ihre Verwalter und Hausbeamten (Ministerialen, wie man sie nannte), welche sie dem niederen Adel und den früheren freien Grundbesitzern, die sich in ihre Dienste begeben hatten, entnahmen, und diese Verwalter durften keineswegs nach eigenem Ermessen handeln, weil sie selbst Untergebene waren. Im Gegentheil mußten sie nach bestimmten Regeln, die ihnen der Graf oder hochadelige Grundherr (er wollte nicht, daß seine Leibeigenen willkürlich gezüchtigt und an Leib und Leben geschädigt wurden, weil sie für ihn einen großen pecuniären Werth hatten und weil er überdem befürchten mußte, daß sie ihm sonst entliefen) gab, verfahren, und diese Regeln nannte man das Hofrecht, woraus dann später die sogenannte Patrimonialgerichtsbarkeit (auch Erbgerichtsbarkeit genannt von Patrimonium, Erbgut) entstand. Man sieht also, es gab in der Periode, von der wir sprechen, nur Herren und Knechte, und die Herren lebten von nichts, als von den Abgaben und Frohndiensten ihrer Hörigen und Leibeigenen, weil sie es für eine Schande hielten, sich mit etwas Anderem

als mit Waffenübungen, oder auch mit Jagen, Reiten und Tanzen, sowie mit Trinkgelagen und Schmäußen zu beschäftigen; allein die Lage der Knechte hatte sich wenigstens auf den Gütern des höheren Adels um ein Ziemliches gebessert und, was ich bis jetzt noch nicht berührt habe, am vorzüglichsten waren diese Unfreien auf den Gütern der hohen Geistlichen daran. Es verstand sich ja von selbst, daß die Herren Aebte, Bischöfe und Erzbischöfe gebildeter sein mußten, als die weltlichen Großen, und schon diese ihre Bildung machte sie zu humaneren Gebietern, als die Barone, Grafen und Fürsten waren. Ueberdem nöthigte sie nicht ihr geistlicher Stand oft und viel von der Sünde zu sprechen, die Jeder begehe, der das Ebenbild Gottes zu einem leibeigenen Knecht herabwürdige? Kurz also, wenn auch das Christenthum in ihnen nicht in der Weise zum Durchbruch kam, daß sie die Sclaverei in ihren Sprengeln geradezu aufhoben — dieß that kein Einziger, weil er sonst an seinem Eigenthum verloren hätte —, so sahen sie sich doch veranlaßt, das Schicksal ihrer Leibeigenen wenigstens vielfach zu bessern, und daher kam dann auch das Sprüchwort: „Unter dem Krummstab ist gut wohnen.“ Ja schon ihr eigener Vortheil trieb sie hiezu an, denn je menschlicher sie verfuhren und je allgemeiner sie die Pachtwirthschaft einführten, um so größer wurden die Erträgnisse ihrer Güter und um so leichter fanden sie es, ihre Leibeigenen zur Ausrodung der Wälder, zur Trockenlegung der Sümpfe und zur Anbauung wüster Wildnisse anzuhalten.

Der Leser kennt nun das Loos der Herren und Knechte in der Periode der sächsischen Kaiser, allein eben jetzt bereitete sich für die Letzteren sowohl als auch für den niedereren Adel und die noch übrigen Freien — die kleineren Grundbesitzer — ein Umschwung der Dinge vor, der bald für Deutschland vom gewichtigsten Einfluß werden sollte, und dieser Umschwung lag in der Gründung der festen Städte, welche, wie wir wissen, von Heinrich dem Vogler ausgieng. Wer nemlich bevölkerte jene Städte? Nun in erster Linie die geringeren Adeligen nebst den noch übrigen kleinen freien Grundbesitzern, denn sie alle waren, wie längst gezeigt, auf dem freien Lande fast existenzunfähig geworden und zogen also mit größter Lust in die Ringmauern ein. Doch kamen sie allein, ohne Begleitung? Mit

Richten, sondern sie brachten regelmäßig die wenigen Leibeigenen mit, welche sie noch besaßen, und verwandten dieselben dazu, den Grund und Boden um die Stadt herum, welcher ihnen, den Freien und Adeligen, verliehen worden war, zu bebauen. So war's im allerersten Anfang; allein wie lange blieb es so? Wahrhaftig nur wenige Jahrzehnte lang. Weil nemlich die Städte so große Sicherheit boten, zogen sich immer mehr Kleinadelige und Freie in ihre Ringmauern, und weil in Folge dessen die Bevölkerung schnell stieg, konnten die Einwohner nicht mehr von dem leben, was der Grund und Boden ringsherum ertrug, sondern man mußte auf andere Erwerbsmittel denken. Worin aber bestanden diese? Nun selbstverständlich im Handel, der ja schon dadurch nothwendig wurde, weil gesetzlich — ich verweise auf das früher Gesagte — alle Gerichtstage, alle Festlichkeiten, alle Versammlungen und was dergleichen mehr ist, in den Städten abgehalten werden mußten. Gut also, der Handel der Städte, von denen der Adel auf dem Lande alle seine Bedürfnisse bezog, fieng bald an zu floriren und diesen Handel betrieben die Freien und Adeligen oder die „Burgenses" wie sie sich nannten. Aber giebts einen Handel ohne Gewerbe? Lächerlich, so etwas ist nicht möglich, wie überhaupt eine große Anzahl von Menschen ohne Gewerbe — das ist ohne Maurer, Zimmerleute, Schreiner, Glaser, Bäcker, Metzger, Wirthe u. s. w. u. s. w. — auf einem und demselben Fleck Erde nicht zusammenleben kann. Wer sollte aber diese Gewerbe treiben? Selbstverständlich die Unfreien, weil die Freien und Adeligen sich an dergleichen Geschäften schämten. So kam es denn, daß wohl zehn- wenn nicht zwanzigmal so viele Unfreie in den Städten nothwendig wurden, als Freie und Adelige da waren (man bedenke doch, die Unfreien mußten, wie oben schon gesagt, auch den Grund und Boden rings um die Stadt bebauen und aus ihnen nahm man die Bedienten, die Knechte und Mägde, die Taglöhner, die Lastträger, die Fuhrleute und was dergleichen mehr ist) und diesem Bedürfniß mußte abgeholfen werden. Doch wie? Ei sehr einfach dadurch, daß man die Leibeigenen der benachbarten Grafen oder sonstigen Hochadeligen wissen ließ, sie fänden Schutz innerhalb der Ringmauern der Städte, denn so wie diese hierauf rechnen durften, liefen sie ihren adeligen Herren,

besonders den mehr tyrannischen, als gerechten, schaarenweise davon. Freilich ließen schon die Kaiser Otto I. und Otto II. strenge Gebote ergehen, daß derlei Flüchtlinge bei schwerer Pön wieder ihren Herren zurückgegeben werden müßten und einzelne Grafen überzogen sogar wegen solcher davongelaufenen Leibeigenen diese oder jene Stadt mit Fehde; allein deßwegen hörte das schaarenweise Davonlaufen der Leibeigenen doch nicht auf und zwar einfach deßwegen, weil dieselben in den Städten sofort der Sklavenketten los wurden. Wohlgemerkt übrigens, die nemlichen Rechte, wie die Freien, erlangten sie damit nicht, sondern den Letzteren gehörte allein der Besitz, und ebenso führten auch nur sie, in Verbindung mit dem vom König ernannten Reichs- oder Burgvogt (auch Gewaltbote genannt, auf lateinisch Potestas, daher italienisch Podesta, oder auch Sendgraf, auf französisch Senéchal), welcher die oberste militärische und richterliche Funktion zugleich bekleidete, in den Städten das Regiment, indem sie zwölf Schöffen ernannten, die mit ihrem Vorsitzenden, dem Schultheiß, alle Verwaltungs-Angelegenheiten der Stadt ordneten; allein bald zögerte man nicht, wenn eine Stadt sich gegen einen Feind zu vertheidigen hätte, auch die Fäuste der Unfreien in Anspruch zu nehmen, und war dieß einmal geschehen, so durfte man ihnen nicht mehr als Solchen begegnen, die keine Menschenrechte hätten. Kurz, man merkte in den Städten schon vor dem Ende der sächsischen Kaiser, daß man sich gegenseitig nöthig habe, und wenn nun auch die Freien und Adeligen — die „Geschlechter“, d. i. die von vornehmem Geschlechte, und die Patrizier (vom altrömischen Patricii) — hoch herabsahen auf die nur halb freien Plebejer, so thaten diese sich in Zünfte zusammen, deren selbstgewählte Zunftmeister nicht selten sich erlaubten, ein gewichtig Wort mitzusprechen. Kurz, durch die Städte bereitete sich ein großer Umschwung der Dinge in Deutschland vor und wer es verstand, in die Ferne zu sehen, der konnte schon damals ahnen, daß diese Städte bald in Beziehung auf die Machtstellung mit den Grafen, Fürsten und Bischöfen rivalisiren würden. Deßwegen beeilten sich auch verschiedene Herzoge und noch mehr Bischöfe, ihre Residenzen ebenfalls in Städte umzuwandeln und sie nicht nur mit festen Mauern zu umgeben, sondern auch dieselben Rechte — wie

zum Beispiel das Markt- und Münzrecht — für sie zu gewinnen, welche die Könige und Kaiser ihren eigenen Schöpfungen verliehen.

Durch die Städte also hob sich, wie schon gesagt, der Handel, und mit dem Handel auch das Gewerbewesen. Von Industrie dagegen läßt sich nicht viel berichten, den Beginn des Bergbaus allein ausgenommen. Es begab sich nemlich anno 968 oder 972, daß ein im kaiserlichen Jagddienst stehender fränkischer Edler, Namens Ramm, sein Roß an einen Baum auf einem Berge bei Goslar anband, um ein Wild zu beschleichen, und daß dieses Roß, ungeduldig werdend, mit seinen Hufen eine blanke Silberstufe herausscharrte. Draufhin ließ Kaiser Otto I. kundige Bergleute nach Goslar übersiedeln, und diese legten nun auf dem Ramm- oder Rammelsberge (der Berg erhielt von dem Entdecker des Silbers seinen Namen) Silberschmelzhütten an, welche einen guten Ertrag lieferten. Das war also doch wenigstens ein Anfang von Industrie, allein bei diesem Anfang blieb es in der Periode der sächsischen Kaiser. Wenn nun aber auch der Handel aus dem angeführten Grunde sich fast einzig und allein auf die Einführung fertiger Waaren vom Ausland, sowie auf die Ausführung von Rohprodukten aus Deutschland beschränken mußte, so zog er doch viele fremde Händler ins Land, und nicht minder giengen viele Einheimische in die Fremde, durch welchen Wechselverkehr gar viele Kenntnisse erworben wurden. Ueberdem kamen an Markttagen theils in den Städten, theils um die Wallfahrtskirchen (die Kaufleute legten dort ihre Waaren gleich nach celebrirter Messe aus und die Märkte selbst erhielten deßhalb den Namen „Messen") herum, welche von den deutschen Königen Marktgerechtigkeit erhalten hatten, immer Tausende von Menschen zusammen und diese Tausende tauschten dann ihre Ansichten aus, was wiederum seine guten Folgen hatte. Es lag also in der Natur der Sache, daß in den Städten sich schon sehr bald eine gewisse Bildung geltend machte, welche auf dem Lande fehlte, und mit diesen Bildungsanfängen kam auch die Lust, noch mehr zu lernen. Im Uebrigen stand es doch um die Kenntnisse, ich meine um das Wissen der Deutschen in jener Zeit noch sehr schlecht, und wir erfahren zum Beispiel, daß der Kaiser Otto I. erst in seinem fünfunddreißigsten Jahre anfieng, Lesen zu lernen. Wenn nun aber er,

der doch gewiß besser erzogen wurde, als die meisten andern Söhne der Hochadeligen, in den Kenntnissen so sehr zurückstand, wie wird es bei den andern sogenannten bessern Familien (denn die Niedrigergeborenen lebten natürlich in der tiefsten Nacht des Geistes) ausgesehen haben? Ich brauche dieß wohl nicht weiter auseinanderzusetzen; doch aber muß ich noch anführen, daß die von Karl dem Großen ins Leben gerufene Hof-Hochschule längst nicht mehr existirte und es den Bruder des Kaisers Otto I., den Erzbischof Bruno, von dem ich weiter oben so viel erzählt habe, die größte Mühe kostete, sie wieder ins Leben zu rufen. Ja selbst die früher so berühmten Klosterschulen Reichenau, St. Gallen, Fulda, Corvey, Hersfeld und andere waren vollständig in Verfall gerathen, und genannter Erzbischof Bruno mußte wissenschaftliche Kräfte aus Italien verschreiben, um sie wieder einigermaßen in Flor zu bringen. Er war aber unermüdlich hierin, wofür die von ihm errichteten neuen Schulen in Magdeburg, Hildesheim, Halberstadt und Paderborn das beste Zeugniß ablegen. So erlangten von den Zeiten Otto's I. an nun doch wenigstens die Geistlichen Gelegenheit sich auszubilden, oder besser gesagt, sich aus dem Rohesten herauszuarbeiten, und wenn sie erst so weit waren, so giengen sie, wenn sie Wissensdurst fühlten, nach dem jetzt mit Deutschland verbundenen Oberitalien, wo immer noch gute Schulen existirten. Wir treffen daher am Schluß der Periode der sächsischen Kaiser verschiedene höhere Geistliche, welche aus der Finsterniß ringsum wie Sterne emporleuchteten, und als solche bezeichne ich besonders folgende Fünfe. Erstens den Bischof Liutprandt von Cremona, welcher die Schicksale jener Gesandtschaft, die Otto I. nach Constantinopel sandte, beschrieb; zweitens den Abt Wittekind von Corvey, von dem wir eine treffliche Geschichte der Sachsen besitzen; drittens den Bischof Ditmar von Merseburg, den Verfasser einer Historie der sächsischen Kaiser; viertens den berühmten Mönch Ekkehard von St. Gallen, den Freund der schönen Herzogin Hedwig von Schwaben, die ihre langen Wittwenjahre auf dem Hohentwiel den Musen widmete, und fünftens den Bischof Rather von Verona, einen gebornen Niederländer, welcher gegen die Rohheit, Lasterhaftigkeit und Unwissenheit der Mönche und niedereren Geistlichkeit damaliger Zeit schrieb.

So unendlich großer Schaden also auch aus den Zügen über die Alpen für die Deutschen herauswuchs, so brachten dieselben doch wenigstens den Vortheil, daß einzelne Wenige durch sie eine gewisse wissenschaftliche Bildung gewannen. Nicht minder gewann auch die Kunst durch die Verbindung mit Italien und Byzanz, denn es wurden jetzt eine Menge von Kirchen im sogenannten byzantinischen Styl erbaut, und selbst die Musik fieng man an, ein wenig zu cultiviren. Um so verderblicher dagegen erwies sich der Einfluß der Heerzüge über die Alpen auf die deutschen Sitten, und mit Recht wird hervorgehoben, daß nunmehr welscher Luxus und welsche Pracht zugleich mit welschen Genüssen und Lastern sich in Deutschland einbürgerten. Ja der Bischof Ditmar von Merseburg bezeugt ausdrücklich, daß die einst wegen ihrer Tugendhaftigkeit so hoch berühmten deutschen Edelfrauen jetzt nicht blos in eine unerhörte Prunk= und Genußsucht, sondern auch in die Niederträchtigkeit des Ehebruchs und der Unzucht verfallen seien und selbst vor dem Mord des Ehegatten durch die Hand des Buhlen nicht zurückschreckten. Das waren böse italienische Errungenschaften und wer sich näher darüber unterrichten will, der darf nur die Geschichte der Gräfin Adela von Hamaland nachlesen, welche in den Jahren 980 bis 1020 in Deutschland durch ihre Zügellosigkeit sowohl als durch ihre Mordlust so furchtbares Aergerniß verbreitete.

Schließlich muß ich nun doch auch noch auf die religiösen Anschauungen zu sprechen kommen, die man in damaliger Zeit in Deutschland hatte, denn das Christenthum in der genannten Periode war ein ganz anderes, als dasjenige, welches man früher lehrte. Ja wohl ein ganz anderes war es, denn es bestand rein blos aus Aeußerlichkeiten, mit denen die Meisten unserer Vorväter gar keinen Sinn verbanden. Da gab's vor Allem eine strenge Sonntagsfeier und eine noch strengere der sogenannten Festtage, oder besser gesagt der Festzeiten, deren man drei größere zählte. Die erstere war die der Weihnachten, beginnend mit dem 25. December, als dem Geburtstag des Heilands, und endigend mit dem 6. Januar, als dem Erscheinungstag der Magier. Zur Vorbereitung zu dieser Festzeit bestimmte man die sogenannte Adventszeit (Ankunftszeit Christi) mit

vier Wochen, und während dieser achtundzwanzig Tage mußte man unendlich viel beten und fasten. In der heiligen Nacht aber (d. i. in der Nacht, wo Christus geboren wurde) spielten Weihrauch und Myrrhen eine Hauptrolle und von deren Duft betäubt sank alles Volk andächtig in die Kniee. Vom Erscheinungsfeste an durfte man verschiedene Wochen lang tanzen und jubiliren und sich den Tollheiten des Mummenschanzes ergeben, bis plötzlich der Aschermittwoch erschien und man vom Tanzboden in die Kirche eilte, um sich vom Priester ein Kreuz mit Asche auf die Stirne zeichnen zu lassen. Die zweite Festzeit war die von Ostern mit dem Haupttag, welcher der Auferstehung Christi gewidmet wurde, und auch dieser Festzeit gieng eine Vorbereitungsperiode voran, die Periode der Leidensfasten nemlich, die 40 Tage in Anspruch nahm. Auf die Leidensfasten folgte dann die Charwoche, auch Marterwoche genannt, und in dieser mußte sich Alles in Trauer hüllen. Ja kein Altar war verziert und keine Glocke wurde geläutet, denn am Charfreitag erfolgte ja die Grablegung Christi, welche man natürlich so figürlich als möglich darstellte. Mit dem Glockenschlag Zwölf aber in der Nacht vom Samstag auf den Sonntag, als dem Auferstehungstag, erschallte in allen Kirchen fröhliche Musik und die Glocken läuteten zusammen und alle Welt rief sich freudig zu: „Allelujah, Christ ist erstanden.“ Jetzt durfte man wieder hereinbringen, was man in der Charwoche und den vorangehenden Fasten verabsäumt hatte, und man that es redlich, zugleich wo möglich in neuen Kleidern prangend. Die dritte Festzeit endlich war die von Pfingsten, bedeutend den Sieg des Weltheilands über den Satan, und diese Zeit begann mit dem Fest der Himmelfahrt Christi, um acht Tage nach dem Pfingstsonntag mit dem Dreieinigkeitsfeste zu endigen. Mit diesen drei größeren Festzeiten aber waren die kirchlichen Festtage noch lange nicht erledigt, sondern es kamen noch hinzu die Marientage (Reinigung und Verkündigung, 2. Februar und 25. März), sowie das Fest Johannes des Täufers zur Zeit der Sonnenwende (24. Juni) und das Fest aller Heiligen (1. November). Weiter hielt man in den ersten Tagen des Mai große Bittgänge auf den Feldern (die Ambarvalia der alten Römer) und nach der Erndte folgte die Zeit der Wallfahrten und Kirch-

weihen. Am Egidiustage aber begannen die großen Jagden, mit denen man stets starke Trinkgelage zu verbinden pflegte. Endlich hatte noch jeder Tag im Kalender seinen eigenen Heiligen und jede Kirche ihren besonderen Patron; auf allen Kreuzwegen aber wurden Kapellen errichtet und eben so auf jeder Bergesspitze, die den alten Deutschen heilig gewesen war. Kurz, das Christenthum jener Zeit bestand in einem rein äußerlichen Cultus, zusammengesetzt aus Jüdischem, Römischem und Heidnischem, und über diesen Cultus gieng Niemand hinaus. Noch mehr, zu den lieben Heiligen kamen seit den Römerzügen auch die Reliquien, denn kein deutscher König versäumte es, wenn er mit der Kaiserkrone auf dem Haupt wieder über die Alpen heimkehrte, eine große Masse von Heiligenüberresten (Knochen, Kleider u. s. w.) mitzubringen, womit man dann die Kirchen unter großem Aufwand (die bewußten Ueberreste wurden in Gold und Edelsteine gefaßt) ausschmückte. Ein solches Christenthum war das deutsche Christenthum zur Zeit der sächsischen Kaiser und zur geistigen Emporhebung des Volkes konnte es also nichts beitragen.

---

# Zweites Buch.

# Die fränkisch-salischen Kaiser und Lothar III., der Sachse.

(1024—1137)

## Erstes Kapitel.

## Conrad II.

(1024—1039).

Ohne Erben war Heinrich II. gestorben — denn sein einziger Bruder Bruno, der das Bisthum Augsburg inne hatte, konnte als Geistlicher natürlich nicht in Betracht kommen — und der deutsche Königsthron mußte also durch Wahl neu besetzt werden. Nun liegt auf der Hand, daß sehr Viele der deutschen Großen, die bereits eine erbliche fürstliche Macht erlangt hatten, am liebsten ganz uuabhängig geblieben wären und also von der Wahl eines künftigen Königs nichts wissen wollten; allein gesetzt, sie unterließen die Königswahl oder machten dieselbe durch Ernennung eines Schwächlings illusorisch, was dann? Dann mußten sie unwillkürlich an die frühere Magya-

rennoth denken und sich sagen, daß die Gefahr, von den auswärtigen Mächten ringsum verschlungen zu werden, eben jetzt, für den Fall der Zersplitterung Deutschlands, nicht viel geringer sei, als damals. Auf Frankreichs Thron saß König Robert und mit Lüsternheit blickte sein Auge auf Lothringen, um sein Reich damit abzurunden. In Polen aber herrschte Boleslaw Chobri, auch Boleslaw der Große genannt, welcher nur auf eine günstige Gelegenheit wartete, um die Länder zwischen Oder und Elbe in Besitz zu nehmen. Weiter lauerte im Norden ein starker Feind, der tapfere Kanut oder Knud, der Sohn Suens, König von Dänemark, der soeben England erobert hatte und nun im Begriff stand, außer Norwegen und Schweden auch noch die Wendenländer an der Ostsee seinem Scepter zu unterwerfen, weßhalb er später ebenfalls den Beinamen des Großen erhielt. Endlich nenne ich noch den König der Ungarn, Stephan I., Geysa's Sohn, denn obwohl derselbe, mit der Christianisirung seines Landes beschäftigt, bisher Frieden mit Deutschland gehalten hatte, so durfte man doch mit Sicherheit darauf rechnen, daß er alsbald in die deutschen Gränzländer einfallen würde, sobald die Kräfte Germaniens durch Auflösung des Reichs in einzelne Herzog- und Fürstenthümer gelähmt seien. Das war's, was sich nach dem Tode Heinrichs II. ein Jeder, der nur halbwegs den Blick offen hatte, sagen mußte, und in Folge dessen wurde die Neuwahl eines Königs von den deutschen Großen sofort mit fast außerordentlicher Regsamkeit betrieben. Boten flogen hin und her von einer Fürstenburg zur andern, um sich gegenseitig zu verständigen, und besonders eifrig zeigten sich hiebei die hohen geistlichen Herren. Mein Gott, sie fühlten gar wohl, daß ihre Existenz, oder besser gesagt, daß ihre großen weltlichen Besitzthümer, welche ihnen mindestens eben so sehr am Herzen lagen, als ihre geistliche Macht, gar sehr bedroht seien, wenn die Fürsten und Herzoge unabhängige Dynasten wurden — man denke nur an den Herzog Arnulph den Bösen von Baiern — und in ihrem Interesse lag es also hauptsächlich, ein starkes Haupt an die Spitze der deutschen Nation zu stellen. Kurz also, man verständigte sich ungemein schnell darüber, in der kürzesten Frist einen König zu küren, und schon in der achten Woche nach Heinrichs II. Tod, ganz zu Anfang

des Septembers 1024, ging diese Wahl vor sich. Man versammelte sich auf dem großen Blachfeld zwischen den Rheinstädten Worms und Mainz bei Lörzweil, in der Nähe von Oppenheim, also auf fränkischer Erde, am Königsstuhl, denn so hatte man es gegenseitig abgemacht. Erschienen aber waren einmal alle Erzbischöfe, Bischöfe und Aebte, gefolgt von all' den vielen Adeligen, die als Vasallen und Lehnsleute in ihren Diensten standen, und sodann alle Herzoge mit ihrem ebenfalls unabsehbaren Gefolge, sowie alle Mark- und Pfalzgrafen nebst dem sämmtlichen anderen hohen und niederen Adel. Das Ganze bildete eine Masse von mehr als 60,000 Köpfen und auf dem rechten Ufer des Rheins lagerten die Sachsen unter ihrem Herzog Bernhard, die Schwaben unter dem Herzoge Ernst, die Baiern unter dem Herzoge Heinrich, die Kärnthner unter dem Herzoge Adalbert oder Adalbero und die Böhmen unter dem Herzog Adalrich. Auf dem linken Ufer des Rheins aber standen die Zelte der Franken unter ihrem Herzoge Konrad, die der Oberlothringer unter ihrem Herzog Friedrich und die der Niederlothringer unter dem Herzog Gottfried, während die Bewohner der Dörfer und Städte ringsum die Nachen stellten, damit man sich gegenseitig Besuche abstatten könne.

Zur Königswahl also hatten sich die Sechzigtausende am Mittelrhein gesammelt, allein es versteht sich von selbst, daß eine so große Masse eine unmittelbare Wahl nicht vornehmen konnte, sondern es traten vielmehr die Angesehensten und Vornehmsten zusammen, um über die vorhandenen Kandidaten zu berathen und dann dem Volke die gefaßten Beschlüsse zur Bestätigung — oder auch zur Verwerfung — vorzulegen. So geschah, wie früher, auch dießmal, und im Dorfe Kamba, das übrigens inzwischen vom Rheine fortgeschwemmt worden ist, kamen die Fürsten und Herzoge mit den Bischöfen und Erzbischöfen vom 4. September an tagtäglich zusammen, um sich über einen Vorschlag zu einigen. Nach Kurzem schon stand so viel bei ihnen fest, daß sich zur Königswürde nur zwei Hochedle vor allen Andern eigneten, und zwar zwei nahe Verwandte, weil Söhne zweier Brüder und beide Urenkel jenes hochberühmten Konrad, welcher den Beinamen „der Rothe“ führte und in der Schlacht auf dem Lechfeld gegen die Ungarn für's Vaterland den Heldentod gefunden hatte.

Beide führten des Urgroßvaters Namen und man unterschied sie nur dadurch, daß man den Einen Konrad den Aelteren, den Andern Konrad den Jüngeren nannte. Im Uebrigen war ihre Lebensstellung eine ganz verschiedene, denn der ältere Konrad, der wackerste Ritter seiner Zeit, welchem deßhalb die schöne Gisela, die Wittwe des Herzogs Ernsts I. von Schwaben (der eben jetzt regierende Herzog Ernst II. war ihr Sohn), ihre Hand am Altar gereicht hatte (dadurch wurde Konrad der Aeltere Stiefvater des Herzogs Ernsts II.), saß als hoch freier Mann, ohne irgend eine Bedienstung zu bekleiden, inmitten seiner rheinischen Erbgüter und Lehengrafschaften anf seinem stolzen Schloß Limburg zwischen Worms und Speier; Konrad der Jüngere aber war vom verstorbenen Kaiser Heinrich II. zum Herzog von Franken ernannt worden (weil er dieses Herzogthum von Worms aus regierte, hieß man ihn auch kurzweg Konrad von Worms) und übte als solcher einen großen Einfluß aus. Zwischen diesen Beiden also schwankte unter den Großen des Reichs die Wahl, und zwar waren die geistlichen Großen mehr für den älteren Konrad, während die weltlichen in ihrem Innern den jüngeren als einen viel lenksameren und weniger mannhaften Charakter vorzogen. Dieses alles klug berechnend trat der ältere Konrad bei der vierten Zusammenkunft der Wahlfürsten am 8. September 1024 auf seinen jüngeren Vetter zu, ihm mit freundlichen Worten vorschlagend, daß ein jeder von ihnen, um einen Wahlzwiespalt unmöglich zu machen, demjenigen, welcher die meisten Stimmen erhalte, ohne Rückhalt huldigen, ja ihm seine eigene Stimme geben solle, und diesen Vorschlag konnte der jüngere Konrad natürlich nicht von der Hand weisen. Sofort schritt der Erzbischof Aribo von Mainz, als der Erste unter den anwesenden Großen, zur Abstimmung und rief den Namen Konrads des Aelteren aus. Darauf wurde Konrad der Jüngere, als Herzog von Franken, aufgefordert, seine Stimme abzugeben, und was blieb ihm nun anders übrig, als ebenfalls den Namen Konrads des Aelteren zu nennen? Er konnte sich doch wahrhaftig nicht selbst wählen und nach dem, was soeben zwischen ihm und seinem Vetter abgemacht worden war, auch keinen Dritten. Sowie nun aber die übrigen Großen, weltliche wie geistliche, solches vernahmen, stimmten

sie alle für Konrad den Aelteren und unverzüglich darauf übergab ihm die Kaiserin Kunigunde, die Wittwe Heinrichs II., die Reichskleinodien, welche sie bis jetzt treulich bewahrt hatte. Freilich gefiel dieß einigen Wenigen ganz und gar nicht, wie namentlich dem Herzog Friedrich II. von Oberlothringen — dieser hatte die Mutter Konrads des Jüngeren, Mathilde, nachdem sie Wittwe geworden war, geheirathet — und dem Erzbischof Piligrim von Köln, allein da sie sich in der großen Minderheit befanden, so hielten sie es für klüger, nachzugeben, als durch gewaltthätige Einsprache einen klaffenden Riß zu schaffen. Die Folge war, daß Graf Konrad der Aeltere sofort den großen versammelten Massen als Derjenige vorgestellt wurde, auf den die einstimmige Wahl der Fürsten und Bischöfe gefallen sei, und mit ungeheurem Jubel stimmten die Sechzigtausende dem Vorschlage bei. Darauf zogen Alle mit dem neugewählten Könige nach Mainz und dort wurde derselbe vom Erzbischof Aribo feierlichst gekrönt.

Als König nannte er sich Konrad II. und seiner Abstammung nach nannte man ihn den Salier. Er durfte sich nemlich rühmen, aus jenem nemlichen „salisch-fränkischen“ Fürstengeschlecht entsprossen zu sein, welchem auch die Merowingischen Könige ihren Ursprung verdankten, und Viele legten einen großen Werth hierauf. Andere aber dachten, seine Mannes- und Fürsteneigenschaften seien höher anzuschlagen und freuten sich, nunmehr einen König von seinem erprobten Muth, sowie von seiner erprobten Staatsklugheit an der Spitze des Reichs zu haben. Auch bewies er seine Tüchtigkeit als Herrscher sogleich durch sein erstes Auftreten, denn er beeilte sich, unmittelbar nach seiner Erwählung, in allen Provinzen Deutschlands, namentlich in Sachsen, Thüringen, Franken, Baiern und Schwaben herumzureisen und überall mit großem Fleiß alle Gebrechen abzustellen, welche da und dort sich eingenistet hatten. Sein Hauptverdienst aber war, daß er dem niedern Adel, also den kleinen Vasallen oder Lehensleuten der Großen, und zwar der weltlichen wie der geistlichen, zu seinem Rechte verhalf, und zwar in gedoppelter Weise. Einmal nemlich dadurch, daß er verordnete, die kleinen Vasallen dürften ihre geringen Lehen eben so gut auf ihre Söhne fortvererben als die vornehmen Hochadeligen ihre Grafschaften und Fürstenthümer, und

sodann dadurch, daß er festsetzte, es stehe für die Zukunft nicht mehr den Hochadeligen zu, ihre kleinen Vasallen nach Willkür für Verbrechen, die man ihnen Schuld gab, zu züchtigen. Vielmehr müsse die Aburtheilung und Bestrafung von einem Schöffengericht ausgehen, das heißt von einem aus Standesgenossen des Angeklagten gebildeten Spruchcollegium, und von dem Spruche dieser Schöffen könne noch extra an das Reichsoberhaupt und die von ihm gesetzten Pfalzgrafen appellirt werden. Das war eine eben so kluge als tiefgreifende Maßregel, denn der kleine Adel wurde durch sie der bisherigen Willkürgewalt der Hochadeligen entrückt und hing von nun an dem Könige mit fast unerschütterlicher Treue an.

Während König Konrad II. in besagter Weise die Zustände Deutschlands ordnete, kam eine Gesandtschaft aus Italien, den Erzbischof Aribert II. von Mailand an der Spitze, zu ihm nach Constanz, um ihn einzuladen, daß er auch dort Ordnung schaffe, und recht gerne sagte er dieß zu. Wußte es doch seit Otto I. kein deutscher König mehr anders, als daß er vor allem die Longobardenkrone zu erwerben und sich dann mit der Kaiserwürde zu schmücken habe! Nun bestand aber die Gesandtschaft, welche den König nach Italien einlud, nur aus den Häuptern der Deutschgesinnten in der Lombardei, zu denen meist die Bischöfe gehörten, und diese deutschgesinnte Partei bildete bei weitem die Minderzahl der italienischen Bevölkerung. Vielmehr wollte die große Mehrzahl derselben, besonders der weltliche Adel und die großen Städte, nichts von einem deutschen Herrscher wissen — das „warum?“ habe ich längst auseinandergesetzt — und hatte sich deßhalb gleich nach Heinrichs II. Tod an den König Robert von Frankreich gewandt, daß er sie in ihren Unabhängigkeitsbestrebungen unterstütze. König Robert ging nicht darauf ein und eben so wenig der Herzog Wilhelm V. von Aquitanien, an den sich die Lombarden später wandten; allein dessenungeachtet waren die Italienisch-Gesinnten fest entschlossen, dem deutschen Könige, wenn es ihm einfallen sollte, seinen Vorgängern gleich über die Alpen zu ziehen, bewaffneten Widerstand zu leisten, und dieß ließen sie auch denselben wissen. Was that darauf König Konrad II.? Ei nun, das Kaiserphantom war bei den deutschen Königen bereits zur fixen Idee ge-

worden und mit dem Beginn des Jahres 1026 zog Konrad II. ein starkes Heer zusammen, um die Römerfahrt anzutreten. Er glaubte, mit den feigen Italienern, die er tief verachtete, ein leichtes Spiel zu haben, und drang auch richtig bis in die sogenannte ronkalische Ebene bei Piacenza fast ohne Schwertstreich vor. Dort, wo er große Heerschau hielt, sollten die lombardischen Großen ihm huldigen; allein siehe da, es blieben nur allzu Viele aus, wie besonders auch der mächtige Markgraf Rainer von Toskana. Konrad II. setzte ihn daher ab und gab das Land dem Grafen Bonifaz, welcher von seinem Vater Thedald, einem der eifrigsten Anhänger des verstorbenen Kaisers Heinrich II., bereits die mächtigen Grafschaften Modena, Reggio, Ferrara, Mantua, Brescia und Parma ererbt hatte. Damit gewann der deutsche König übrigens nur wenig, denn der Markgraf Rainer wehrte sich seines Besitzes und eben so thaten auch die andern Großen, welche zur italienischen Partei standen. Den allerheftigsten Widerstand jedoch setzten dem deutschen Könige die festen Städte entgegen, und insbesondere wehrte sich die alte Königsstadt Pavia mit einer Ausdauer, daß das deutsche Belagerungsheer erst nach Jahresfrist über sie Herr wurde. Noch mehr, in Ravenna führte man geradezu einen Vertilgungskrieg gegen den deutschen König und sein Gefolge, und beinahe wäre er dorten mit allen seinen Leuten ermordet worden. Wie er nemlich im Mai 1026 vor die Stadt kam, öffneten ihm die Bürger dem Anschein nach mit großer Bereitwilligkeit die Thore und baten ihn nur um die Gunst, sein Hauptheer, der großen daraus erwachsenden Lasten wegen, nicht in die Stadt selbst einquartieren zu wollen. Darauf ging der König ein und zog nur mit seinen Getreuesten in die Stadt, während das Heer selbst vor den Thoren lagerte. Kaum war nun aber die Mitternachtsstunde angebrochen, so verrammelten die Bürger die Thore so fest, daß die Deutschen von Außen her nicht eindringen konnten, und dann fielen sie über die bei ihnen einquartierten Mannen her. Sie glaubten sie alle im Schlaf ermorden zu können und ebenso den König selbst. Dieß gelang ihnen aber doch nicht, sondern die jählings Ueberfallenen stürzten sich auf die Straßen und schaarten sich eiligst um ihren Königlichen Herrn. Freilich ohne die furchtbarsten Verluste ging dieß

nicht und bei den nun folgenden Kämpfen floß das Blut erst recht in Strömen. Ja es war nahe daran, daß Konrad II. mit all' den Seinigen den Tod fand, weil es aus den Fenstern, sowie von den Dächern und Mauern herab Steine, Balken, Möbel, siedendes Wasser und Anderes regnete, allein zuletzt gelang es doch der deutschen Heldenkraft, eines der Thore von innen zu öffnen, und nun drangen die Außen lagernden Deutschen mit Allgewalt ein. Wie schnell sich nun das Blättlein wandte! Herr Gott im Himmel, die Deutschen wütheten so toll in den Reihen der Ravennesen, daß von diesen bald Tausende ausgeathmet hatten, und dann plünderten sie alle Häuser, von den andern Greueln ganz zu schweigen. Die Stadt Ravenna mußte also ihren Deutschenhaß schwer büßen und ebenso auch die Stadt Pavia ihren bewaffneten Widerstand, denn ihr ganzes Gebiet wurde von den Deutschen in grauenhafter Weise verwüstet. Allein deßwegen gaben die übrigen Italiener, die zur patriotischen Partei gehörten, den Kampf doch nicht auf, und somit konnte Konrad II. in die Siebenhügelstadt erst kurz vor Ostern, am 21. März 1027, einziehen, nachdem er sich vorher in Mailand zum König der Lombardei hatte krönen lassen. Um so mehr beeilte er sich nunmehr, das Kaiserdiadem zu empfangen und schon am 26. März ertheilte es ihm, wie seiner Gemahlin Gisela, der Pabst Johann XIX. Dabei aber ging es hoch her und Festlichkeit reihte sich an Festlichkeit. Ja, um dem Ganzen die Krone aufzusetzen, so erschienen jetzt auch zwei regierende Könige in Rom, um dem neu creirten Kaiser ihre Huldigung darzubringen, nämlich der alte Schwächling Rudolph III. von Burgund, dessen der Leser sich aus dem Früheren noch erinnern wird, und der gewaltige Kanut von Dänemark und England, dessen ich am Eingang dieses Kapitels erwähnt habe. Letzterer übrigens verband mit seinem Höflichkeitsbesuch einen für ihn sehr wichtigen Nebenzweck, ich meine die Verlobung seiner Tochter Kunihild mit des Kaisers ältestem Sohn Heinrich, und diesen Zweck erreichte er auch in der That. Doch siehe da, inmitten der Festlichkeiten kams zu einer bösen Störung, welche fast so viel Blut kostete, als jene Mordnacht in Ravenna. Ein deutscher Krieger nemlich kam mit einem Römer über den Preis einer Kuhhaut in Streit und der Streit artete bald in

Thätlichkeiten aus. Draufhin rief der Römer einige Nachbarn zu Hülfe, während dem Deutschen ebenfalls einige Kameraden beistanden. So wurde die Schlägerei eine immer allgemeinere und nach wenigen Stunden stand die ganze Bevölkerung Roms dem Heere des Kaisers gegenüber. Das Blut floß in Strömen und die Römer bedienten sich, unterstützt von ihren Weibern und Kindern, aller Waffen, deren sie habhaft werden konnten; aber schließlich siegten doch die Deutschen und nun mußte die ewige Stadt eine furchtbare Buße zahlen. Sieht man nun, was für ein Glück es für die Deutschen war, daß ihre Könige dem Kaiserphantom und der Herrschaft über eine fremde Nationalität nachjagten?

Nachdem Konrad II. in Rom gekrönt worden war, beeilte er sich, nach Deutschland zurückzukehren, denn ein schweres Unheil kam dort eben zum Ausbruch. Welches Abkommen der verstorbene Kaiser Heinrich II. mit dem schwachen König Rudolph III. wegen der Erbschaft von Burgund getroffen hatte, ist bereits erzählt worden. Nun waren aber die burgundischen Großen durchaus nicht damit einverstanden, daß sie nach dem Tode Rudolphs III. Untergebene des deutschen Regenten werden sollten, und drängten also den Rudolph III., nach dem Hinscheiden Kaiser Heinrichs II. den mit Letzterem abgeschlossenen Vertrag für erloschen zu erklären. Solches that der genannte Schwächling, allein wenn er glaubte, Konrad II., der Nachfolger Heinrichs II., werde sich dieß gefallen lassen, so irrte er sich sehr. Im Gegentheil rückte Letzterer sofort — im Juni 1025 — in Basel, der burgundischen Grenzstadt gegen Deutschland hin, ein und machte Miene, ganz Burgund mit Krieg zu überziehen. Darob erschrack Rudolph III. über die Maßen und wandte sich an seine Nichte Gisela, Konrads II. Gemahlin, damit sie den Frieden vermittle. Sie vermittelte ihn auch richtig, aber nur unter der Bedingung, daß Rudolph III. jenes frühere Abkommen erneuerte, welches dahin ging: es solle Burgund nach seinem — Rudolphs III. — Tod an das deutsche Reich zurückfallen. Wohlgemerkt, „an das deutsche Reich“, nicht an Konrads II. Person, und das war nun ein Punkt, der zu schweren Irrungen führte. Wenn man nemlich der Ansicht huldigte — und dieser Ansicht huldigten in jenen fernen Zeiten, wie

selbst jetzt noch, sehr Viele — daß ein Staat sich gerade so vererbe, wie ein Haus, oder ein Gut, oder ein sonstiges Eigenthum, so konnte Rudolph III. über Burgund keineswegs in der Weise verfügen, wie er gethan, sondern es hatten dieses Reich vielmehr die Nachkommen seiner Schwestern zu erben, weil sie — er selbst besaß keine Kinder — seine nächsten Verwandte waren. In erster Linie also Kaiser Heinrich II. als Sohn seiner ältesten Schwester; in zweiter — und dieser Fall trat nach dem Tode Heinrichs II. ein — Odo, Graf von Champagne, als Sohn der zweitältesten Schwester; in dritter endlich Herzog Ernst II. von Schwaben, der Sohn Giselas, der Gemahlin Konrads II. (also der Stiefsohn Konrads II.), als Enkel der dritten Schwester, welche die Mutter Giselas gewesen war. Man sieht hieraus, daß es an Erbschaftsansprüchen auf Burgund nicht fehlte, und weder dem Grafen Odo II. von Champagne, noch dem Herzoge Ernst II. von Schwaben fehlte das Zeug, für ihre mehr oder minder gegründeten Ansprüche mit dem Schwert in der Hand einzustehen. Doch verhielt sich der Graf Odo II. für den Anfang ruhig, weil er sich vorgenommen hätte, erst mit dem Tode Rudolphs III. seine Rechte geltend zu machen. Herzog Ernst II. dagegen glaubte am besten daran zu thun, wenn er die Abwesenheit seines Stiefvaters in Italien dazu benütze, um loszuschlagen. Natürlich, denn sobald sein Aufruhr von Erfolg begleitet war, so mußte sich der Stiefvater wohl oder übel dazu bequemen, ihn als rechtlichen Erben von Burgund anzuerkennen. Schnellstens also verband sich der verblendete Jüngling mit solchen Großen, von denen er wußte, daß sie seinem Stiefvater, dem nunmehrigen Kaiser Konrad II., innerlich abhold seien, wie namentlich mit Konrad dem Jüngeren, dem Herzog von Franken (dem damals bei der Königswahl durchgefallenen Rivalen Konrads II.) und dessen Stiefvater, dem Herzog Friedrich II. von Oberlothringen, und im Frühjahr 1027 brach der Aufruhr los. Die Absicht der Verschwornen war, sich schnellstens ganz Süddeutschlands, besonders Baierns (sie hielten dieß für um so leichter, weil der bairische Herzog Heinrich, aus dem Geschlecht der Grafen von Luxemburg, kurz zuvor ohne Erben verstorben und also in Baiern zur Zeit keine kräftige Regierung vorhanden war) und der daran gränzenden Markgraf-

schaften, zu bemächtigen, damit es in ihrer Macht liege, den Kaiser Konrad II. zu verhindern, aus Italien nach Deutschland zurückzukehren; allein der tapfere Salier kam ihnen zuvor und — das war der Grund, warum er nach der Kaiserkrönung so schnell von Rom aufbrach — stand wie ein Blitz mit seinem Heere in Baiern. Der Sieg kettete sich an seine Fahnen und nach wenigen Wochen hatte sich ganz Baiern von den Aufrührern abgewandt. Etwas schwerer fiel die Besiegung Schwabens, wo Ernst II. bisher als Stammherzog gewaltet hatte, allein weil nun der Herzog Friedrich II. von Oberlothringen, eingeschüchtert durch den Verlauf der Dinge, sich dem Kaiser freiwillig unterwarf, und noch mehr, weil die kleinen Vasallen in Schwaben und Franken — jener niedere Adel, welchen Konrad II. mit so großen Vorrechten bedacht hatte — sich weigerten, gegen den Kaiser zu fechten, da sah der arme Ernst II. keinen andern Ausweg mehr, als sich dem Stiefvater auf Gnade und Ungnade zu ergeben, und seinem Beispiel folgte sofort Konrad der Jüngere, der Herzog von Franken. Der Kaiser ließ Beide in strenge Haft bringen — seinen Stiefsohn nach dem Giebichenstein an der Saale — setzte sie natürlich als Herzoge ab und beraubte sie zugleich, als Rebellen, ihrer Güter und Lehen. Nicht minder schlimm erging es auch ihren Anhängern, die sich nun natürlich ebenfalls nicht länger zu widersetzen wagten, und derjenige unter ihnen, der Graf Werner von Kyburg, Ernsts II. innigster Freund, welcher sich auf seiner genannten starken Burg — sie lag bei Zürich — am längsten gewehrt hatte, mußte als Flüchtling in die Verbannung wandern. Der gefährliche Aufstand war also glücklich unterdrückt, aber die Tragödie selbst hatte damit ihr Ende noch nicht erreicht. Nach zwei Jahren nemlich, im Mai 1029, begnadigte Konrad II. auf Zureden seiner Gemahlin Gisela die beiden gefangenen Herzoge, den Konrad von Franken und den Ernst von Schwaben, in der Weise, daß er sie der Haft entließ und ihnen verschiedene ihrer Güter zurückgab. Noch mehr, er trug dem Stiefsohn die Wiedereinsetzung in das Herzogthum Schwaben an, sobald derselbe sich dazu verstehe, sich nicht nur auf immer von dem Grafen Werner von Kyburg loszusagen, sondern ihn auch als einen Reichsfeind — der flüchtige Graf machte nemlich von Zeit zu Zeit

Raubeinfälle ins Schwäbische — zu bekriegen und dem Kaiser auszuliefern. Dessen weigerte sich jedoch der Stiefsohn in sehr entschiedener Weise, denn nie und nimmer konnte er sich dazu verstehen, seinen treuesten Freund elendiglich zu verrathen. Ja, wie der Kaiser von neuem in ihn dringen ließ, dem Ansinnen zu willfahren, verließ der exaltirte junge Mann in trotziger Weise den Hof und vereinigte sich sofort mit dem Verbannten und Geächteten. Das war ein böser Schritt und in Folge desselben wurde Ernst nicht blos seines Herzogthums für immer entsetzt, sondern ebenfalls, wie Werner, in die Acht erklärt und sogar jetzt von der eigenen Mutter aufgegeben. Noch mehr, selbst dem Kirchenbanne verfielen die beiden Geächteten und endlich, wie sie sich von aller Welt verlassen sahen, blieb ihnen nichts übrig, als sich in das alte Felsennest Falkenstein, die Burg Adalberts von Falkenstein, eines der wenigen Getreuen, die es noch mit ihnen hielten, zu werfen. Von hier aus — die Burg lag oberhalb Schramberg auf der Höhe des Schiltachthales im dichtesten Schwarzwald — machten sie Streifzüge in die Umgegend und raubten, wessen sie zum Leben bedurften. Das dauerte aber nur einige kurze Monden, denn unter dem Grafen Mangold von Veringen, dem Klostervogt von Reichenau, sandte der Kaiser ein kleines Heer gegen die Wegelagerer und durch dieses wurden dieselben nach Kurzem so in die Enge getrieben, daß ihnen nur noch die Wahl zwischen schmachvoller Uebergabe oder dem Kampf auf Leben und Tod blieb. Sie wählten den letzteren, und am 17. August 1030 starben sie alle auf der Wahlstatt. Nicht jedoch, ohne wie die Löwen gefochten und auch den Grafen Mangold nebst Vielen der Seinigen niedergestreckt zu haben. So endete diese Tragödie, deren sich nachher das Volkslied bemächtigt hat, um der bewiesenen Treue bis zum Tode ein ewiges Denkmal zu setzen.

Ich habe im Eingang dieses Kapitels darauf hingewiesen, daß an den Gränzen Deutschlands, besonders gegen Norden, Osten und Südosten hin, böse Feinde lauerten, die von einem gespaltenen Reiche gar schwer zu besiegen gewesen wären, und wie sehr dieß der Wahrheit entspricht, geht am besten daraus hervor, aß selbst Konrad II. Mühe hatte, mit denselben fertig zu werden. Am leichtesten noch,

und zwar ohne Schwertschlag, kam die Verständigung mit Kanut dem Großen, dem Könige von Dänemark und England, zu Stande, denn dessen Tochter war ja mit Konrads Sohn Heinrich verlobt, und wie man nun kurz darauf die Vermählung vollzog, erklärte sich Kanut dazu bereit, den Polen den Krieg zu erklären, wenn ihm Konrad II. dafür die Mark Schleswig zu Lehen gebe. Hierauf ging der deutsche Kaiser ein und sofort entriß Kanut den Polen das jetzige Pommern. Damit übrigens begnügte sich der Dänenkönig und belästigte fortan die Polen nicht mehr. Ganz anders gestalteten sich die Verhältnisse zu Ungarn, über welche, wie schon gesagt, Stephan I. herrschte, denn mit diesen kam es in den Jahren 1029 und 1030 in Folge von Gränzstreitigkeiten zu einem Waffenentscheid. Auch erndtete Konrad II. dabei keine Lorbeeren, da sein Heer durch ungeschickte Führung in Sumpfgegenden gerieth, aus denen es sich fast nicht mehr erretten konnte; allein siehe da, der tapfere Herzog Bretislaw von Böhmen, Udalrichs Sohn, kam jetzt plötzlich dem deutschen Könige von Norden her zu Hülfe und wußte die Ungarn so in die Enge zu treiben, daß sie ihm die Provinz Mähren überlassen mußten. Auch ließ Bretislaw, dem man nicht mit Unrecht den Namen des „böhmischen Achilles" gegeben hat, diese Provinz nicht nur nicht mehr fahren, sondern wußte sie vielmehr so zu heben und zu cultiviren, daß eine Burg und Stadt nach der andern — besonders Ollmütz fing an zu gedeihen — emporstieg. Was blieb nun, da Bretislaw im Jahr 1030 von Mähren aus sogar bis nach Gran vordrang, dem Könige Stephan I. anders übrig, als mit den Deutschen sofort Frieden zu schließen und zwar unter Bedingungen, welche dem Kaiser Konrad II. sehr günstig waren? Jetzt war nur noch der Widerstand der Polen zu brechen, aber dieser Kampf war auch der schwierigste von allen. Zwar allerdings erschien es als ein großes Glück für Konrad II., daß schon gleich nach dessen Regierungsantritt am 3. Mai 1025 Boleslaw der Große aus dieser Welt abberufen wurde, denn von seinen beiden Söhnen und Nachfolgern Mieczislaw II. und Otto-Bezbriem besaß keiner das Regierungsgenie und Feldherrntalent des Vaters; allein dafür beseelte sie ein um so größerer Ehrgeiz und diesen glaubten sie am besten durch Eroberungen deutschen Gebietes

befriedigen zu können. Doch wagten sie keinen Angriff, bis sie sahen, daß Konrad II. in einen schweren Kampf mit den Ungarn verwickelt sei, und so verschob sich der Kampf mit ihnen bis zum Jahr 1029. Im Herbst dieses Jahres dagegen fielen sie mit unendlicher Wuth in die Länder zwischen der mittleren Oder und Elbe ein und zerstörten da Alles, was sie erreichen konnten. Erst das Jahr darauf, und nur mit der größten Mühe, brachte der Kaiser ein Heer gegen sie auf die Beine, allein dasselbe richtete nichts aus, da es seiner geringen Stärke wegen — die Hauptmacht der Deutschen stand gegen die Ungarn — keine Feldschlacht wagen konnte und überdem durch Verrath in eine wüste öde Gegend verlockt wurde, wo man weit und breit keine Nahrungsmittel fand. Zum zweiten Male fielen also die Polen im Herbst 1030 in die obgenannten Ländereien ein, drangen bis zur Saale vor und verübten die furchtbarsten Gräuel, ohne daß sie dafür irgendwie gezüchtigt worden wären. Um die deutsche Sache stand es also sehr schlecht, aber schon der Winter auf 1031 brachte eine Wendung zum Bessern. Mieczislaw II. nemlich, schon längst nach der Alleinherrschaft dürstend, ergriff jetzt eine günstige Gelegenheit, seinen Bruder Otto-Bezbriem aus Polen hinauszujagen, und Letzterer, von glühender Rache getrieben, trat sofort mit seinen Anhängern auf die Seite des Kaisers Konrads II. Nun konnte im Frühjahr 1031 der Feldzug deutscherseits mit mehr Wucht eröffnet werden und Mieczislaw sah sich daher bald so sehr in die Enge getrieben, daß er bei Konrad II. um Frieden bat. Auch kam dieser Frieden richtig zu Stande, aber nur unter der gedoppelten Bedingung, daß der Polenkönig die ganze gemachte Beute des vorigen Jahres nebst allen Gefangenen herausgeben und überdem auf die Lausitz (das Land zwischen Böhmen, Schlesien, Meissen und Brandenburg) verzichten mußte. Jetzt glaubte sich Mieczislaw gesichert, aber er hatte falsch gerechnet, denn der schimpfliche Frieden empörte die Polen so sehr, daß sie jetzt dem Otto-Bezbriem in Masse zufielen. Somit setzte sich jetzt dieser auf den Thron, doch ebenfalls nicht auf allzulange. Vielmehr wurde er im Frühjahr 1032 ermordet und nun kehrte Mieczislaw zurück. Weil Letzterer aber sofort einsah, daß das durch den blutigen Bürgerkrieg außerordentlich geschwächte Land

einen Angriff des deutschen Kaisers nicht mehr aushalten könne, bewarb er sich demüthig um die Freundschaft Konrads II. und verzichtete nicht nur auf die Königswürde, sondern erkannte auch den Kaiser als seinen Oberlehensherrn an. Gewiß also ein Ergebniß, wie man es sich in Deutschland nicht glorreicher wünschen konnte; nur hatten dieses Ergebniß nicht sowohl die deutschen Waffen oder gar die Verdienste Konrads II., als vielmehr, wie wir gesehen haben, verschiedene Glückszufälle zu Stande gebracht.

Nicht minder vom Glücke wurde Konrad II. auch in Beziehung auf Burgund begünstigt. Am 6. September 1032 nemlich starb jener Schwächling Rudolph III., von dem wir schon öfter gesprochen haben, und nun machte der Graf Odo II. von Champagne plötzlich sein Erbrecht geltend. Auch gelang es ihm, sofort fast alle die Theile und Städte des burgundischen Reichs, in welchen man längst romanisch oder welsch sprach, an sich zu bringen; allein Konrad II. war eben so schnell bei der Hand und nach einem kurzen Winterfeldzug von 1032 auf 1033 hatten seine Waffen bereits so viel zu Stande gebracht, daß wenigstens diejenigen Großen und Bischöfe, in deren Gebiet man deutsch sprach (dieß that man im cisjuranischen Burgund), ihm im Februar 1033 in Peterlingen feierlichst huldigten. Damit begnügte er sich übrigens nicht, sondern er wollte auch noch das transjuranische Burgund mit dem deutschen Reich vereinigen. Der eigentliche Erbschaftskrieg begann also jetzt erst und es glückte dem deutschen Kaiser, das Stammland seines Gegners, die Grafschaft Champagne in einer Weise zu verwüsten, daß das herrliche Ländchen fast vollständig ruinirt wurde. Trotzdem würde wohl der tapfere Odo II. den Kampf noch Jahre lang fortgesetzt haben, wenn es nicht Konrad II. am Schluß des Jahrs 1033 gelungen wäre, in Heinrich I., dem Könige von Frankreich, einen Bundesgenossen zu gewinnen. Warum aber verband sich Heinrich I. mit Konrad II.? Ei einfach deßwegen, weil Odo II. sich zwei Jahre zuvor mit andern französischen Hochadeligen, oder wie man dort sagte Kronvasallen, gegen die französische Königsgewalt empört gehabt hatte und weil es also dem König Heinrich I. nur erwünscht sein konnte, wenn der Graf von Champagne eine tüchtige Züchtigung erhielt. Nachdem nun übrigens

der Bund zwischen Heinrich I. und Konrad II. geschlossen und dadurch besiegelt war, daß der Letztere dem Ersteren seine zweitgeborne Tochter Mathilde verlobte, hätte es einem Wahnsinn gleichgesehen, wenn Odo II. noch längeren Widerstand gewagt haben würde. Er verzichtete also im Juli 1034 auf alle Ansprüche an Burgund und am 1. August des genannten Jahres huldigten die sämmtlichen Bischöfe und Grafen von Welschburgund dem deutschen Kaiser gerade so gut, wie es die Bischöfe und Grafen von Deutschburgund anderthalb Jahre zuvor in Peter'ingen gethan hatten. So kam ganz Burgund, das cisjuranische sowohl als das transjuranische, zu Deutschland und Viele werden nun meinen, dieß müsse ein großer Gewinn für unser Vaterland gewesen sein. Gehörte ja doch Burgund damals zu den hoch cultivirtesten Ländern der Welt! Gab es ja doch daselbst Handelsstädte, welche, wie Lyon, Marseille, Arles, Aix, Valence, Avignon und Andere in Beziehung auf Reichthum und Bevölkerung den ersten Rang einnahmen! Trotzdem aber verhielt es sich anders, denn in den meisten jener Städte sprach man welsch und sie wollten also nichts von Deutschland wissen. Nicht minder auch betrachteten sich die Großen Transjuraniens, die Bischöfe wie die Grafen und sonstigen Hochadeligen, stets als „Gewaltsam-Unterworfene“ und vermeinten daher bei jeder günstigen Gelegenheit ein Recht zur Unbotmäßigkeit, oder um noch deutlicher zu sein, zum Abfall von Deutschland zu haben. Vermag man nun eine Acquisition solcher Art einen heißen?

Kurze Zeit nach der Eroberung Burgunds, anno 1036, wurde Konrad II. zu einem neuen Zug nach Italien genöthigt, welcher seine ganze Kraft in Anspruch nahm. Wir haben weiter oben gesehen, daß derselbe, bei seinem ersten Zug, seine Hauptstütze in dem Erzbischof Aribert II. von Mailand fand, und selbstverständlich forderte der Erzbischof dafür seinen Lohn. Dieser Lohn aber bestand in bedeutenden Machtbefugnissen, welche Konrad II. dem äußerst ehrgeizigen und herrschsüchtigen Kirchenfürsten verwilligte, sowie auch in großartigen kirchlichen Schenkungen, wie z. B. in der Unterordnung des Bisthums Lodi unter den Erzstuhl von Mailand und in der Uebertragung der Aufsicht und Verwaltung der außerordentlich reichen

Abtei Nonantola. Das war ein reicher Lohn, aber er genügte dem unersättlichen Aribert II. noch lange nicht, und wie daher Konrad II. über die Alpen nach Deutschland zurückgekehrt war, griff der Erzbischof mit frecher Hand auch nach weiterem fremden Gut und entriß nicht nur den Bischöfen seines Metropolitansprengels — besonders hart drückte er den Bischof Ubald von Cremona — ganze Dörfer und Ländercomplexe, sondern ging überhaupt ganz ungescheut darauf aus, das Erzbisthum Mailand in ein vom Pabste unabhängiges oberitalienisches Patriarchat, welchem auch die weltliche Regierung über Oberitalien zustehe, zu verwandeln. Wer sich ihm in diesem seinem Vorhaben widersetzte, den mußte er sofort zu beseitigen, und mit einer willkürlichen Tyrannei ohne Gleichen suchte er vor Allem den niederen Adel seines großen Erzbisthums heim, von dem er blinden Gehorsam verlangte. Die niederen Adeligen, oder die „Valvassoren", wie man sie mit Italienisirung des Worts „Vasallen" nannte, besaßen natürlich nur kleinere Güter mit je einer Burg darauf, gerade wie auch in Deutschland, und diese kleinen Baronieen hatten sie theils von den weltlichen Grafen und Fürsten, theils von den Aebten, Bischöfen und Erzbischöfen zu Lehen; je kleiner aber ihre Lehengüter waren, um so mehr sahen sie sich, um mit ihren Familien leben zu können, auf ihren bleibenden Besitz angewiesen, und wer daher diesen antastete, der beraubte sie geradezu ihrer Existenzmittel. Somit kann man sich denken, welchen Haß die willkürliche Tyrannei des Erzbischofs Aribert II. unter ihnen erzeugen mußte, und dieser Haß konnte keine andere Folge haben, als daß ihren Viele sich verschworen, neuen erzbischöflichen Gewaltthätigkeiten mit Gewalt entgegenzutreten. Nun jagte der Erzbischof am Schlusse des Jahres 1034 in ganz unberechtigter Weise einen der Angesehensten unter ihnen von Haus und Hof und sogleich entstand ein Aufruhr. Es glückte dem Erzbischof, denselben in Blutarbeit zu unterdrücken, und sofort verjagte er alle Valvassoren, die sich dabei betheiligt, aus dem Mailändischen, ihre Lehengüter einziehend. Die Verjagten aber suchten Hülfe bei ihren Standesgenossen im ganzen übrigen Ober- und Mittelitalien und Letztere, welche sich zum großen Theil über ähnliche Bedrückungen zu beklagen hatten, standen sofort in Masse auf. Sie

verlangten insgesammt die Erblichkeit ihrer kleinen Lehen, das heißt, sie verlangten, daß man ihnen dieselben Rechte einräume, welche der niedere Adel in Deutschland seit der Thronbesteigung Konrads II. factisch besaß, und wohlgeordnet zogen sie gegen Mailand heran. Jetzt wurde die Sache gefährlich und der Erzbischof wandte sich daher um Hülfe an die übrigen Großen Oberitaliens, welche sie ihm auch nicht versagten. Selbstverständlich, da sie das gleiche Interesse hatten, den niederen Adel unten zu halten, allein siehe da, wie es nun zum Schlagen kam, erfochten die Valvassoren im Frühjahr 1035 zwischen Lodi und Mailand einen vollständigen Sieg. Das war aber noch nicht Alles, sondern es erhoben sich nun auch die Massen der Nichtadeligen, besonders die in den Städten, und verlangten, für die Zukunft als Menschen behandelt zu werden. Jetzt wurde die Sache noch gefährlicher, denn wenn der Aufstand der unteren Volksschichten um sich griff, so mußte die ganze bisherige Weltordnung, die Eintheilung der Menschheit in Herren und Knechte, umgestürzt werden. Demgemäß wandte sich jetzt der Erzbischof Aribert II. von Mailand nebst den übrigen weltlichen und geistlichen Großen an den Kaiser Konrad II., damit er wieder Ordnung schaffe, und das war der Grund, warum sich Letzterer zu einem zweiten Zug über die Alpen entschloß. Er entschloß sich aber hiezu keineswegs blos deßwegen, um die genannten Großen und besonders den Erzbischof Aribert II. aus ihrer bedrängten Lage — sie sahen sich von den Valvassoren meist in ihre befestigten Schlösser und Städte eingeschlossen — zu befreien, sondern nicht minder auch deßwegen, um den bisherigen tyrannischen Willkürlichkeiten des Erzbischofs und der ihm gleichgesinnten andern Großen ein Ende zu machen, denn er wollte nach beiden Seiten hin gerecht sein. Ohne Widerstand zu erfahren gelangte Konrad II. mit seinem Heere im Januar 1037 nach Pavia und sofort berief er die weltlichen und geistlichen Großen, sowie auch Abgeordnete des niederen Adels — der Valvassoren — vor sich, um die Beschwerden von ihnen Allen zu hören. Sogleich stellte es sich da heraus, daß die Willkürtyrannei Ariberts II. eine gränzenlose gewesen sei und daß er namentlich eine Menge von Besitzungen durch reine Gewaltthat an sich gerissen habe. Wie ihn nun aber der Kaiser deßhalb zur Rechen=

schaft zog, da erwiederte der Kirchenfürst trotzig, er habe den Kaiser, welchem er seiner Zeit die lombardische Krone verschafft habe, keine Rede zu stehen, und werde daher von dem, was er seinem Erzstuhle errungen, auch nicht das geringste, selbst nicht einmal auf des Kaisers Gebot hin, herausgeben. Also trotzig-frech benahm sich der Erzbischof und was Wunder also, wenn ihn der Kaiser, hierüber empört, alsbald verhaften ließ? Gewiß der Kaiser war in seinem Recht, allein die Klugheit hätte ihn doch von solchem Gewaltschritt abhalten sollen, denn er befand sich in Italien und nicht in Deutschland, und konnte sich also wohl denken, daß man ihm seine That als eine „deutsch-barbarische" anrechnen würde. So geschah auch und zudem noch erhob die sämmtliche italienische Geistlichkeit ein furchtbares Geschrei über den „Frevel", der in der Person des Erzbischofs „an der Kirche" begangen worden sei. In Folge dessen begeisterten sich die sämmtlichen Deutschenhasser in der Lombardei — die dortige patriotische Parthei —, sie mochten einem Stande angehören, welchem sie wollten, für den gefangenen Erzbischof und wie es sodann dem letzteren schon nach wenigen Tagen mit Hülfe eines vertrauten Mönchs, der seine Gefangen-Wächter mit Wein einschläferte, gelang, nach Mailand zu entrinnen, da wurde er nicht nur von der dortigen Bevölkerung, die seiner glanzvollen Hofhaltung viel verdankte, mit Enthusiasmus empfangen, sondern es strömten ihm auch von allen Seiten Bewaffnete zu, um sich unter seine Fahnen zu reihen. Vergebens eilte also, im April 1037, Konrad II. herbei, um Mailand zu belagern; der Erzbischof hatte sich durch die herbeigeströmten Patrioten, so wie noch mehr dadurch, daß er alle und jede Bewohner seiner Hauptstadt, die Waffen tragen konnten — also auch die Unfreien, welche die niedersten Dienste verrichteten, ich meine die Knechte und Tagelöhner — unter die Fahnen rief, eine solche Kriegsmacht (die Bürgerschaft von Mailand wurde sich dadurch zum ersten Mal bewußt, über welche Kräfte sie verfügen konnte, und dasselbe Bewußtsein erwachte nun auch in den andern großen Städten Italiens, welche jetzt ebenfalls ihre Bürgermiliz auszubilden anfingen, natürlich aber nicht, ohne vorher allen Unfreien die Freiheit geschenkt zu haben) geschaffen, daß er dem Kaiser mit Glück Trotz bieten konnte. Ja,

der kühne Erzbischof wagte es sogar, dem Kaiser am 19. Mai in offener Feldschlacht entgegenzutreten, und diese blutige Schlacht fiel so aus, daß dem Letzteren alle Lust verging, die Belagerung fortzusetzen. Ehe er nun aber sein Lager abbrach, beschloß er, dem niederen Adel, den Valvassoren, um diese für sich zu gewinnen, gerecht zu werden, und es erschien also am 28. Mai 1037 sein berühmtes „Edictum de beneficiis", durch welches die Valvassoren alles das erlangten, was sie so heftig angestrebt hatten. „Jeder niedere Vasall", hieß es in diesem Edict, „soll fortan die Lehengüter, die ihm ein weltlicher oder geistlicher Großer übertragen hat, von Rechtswegen auf seine Nachkommen vererben dürfen, und es hat weder ein Graf, noch ein Bischof, noch auch ein anderer Höhergestellter das Recht, ihm solche nach Willkühr zu entreißen. Wird aber ein Vasall beschuldigt, sein Lehen durch Ungehorsam oder durch ein sonstiges Verbrechen verwirkt zu haben, so ist er vor ein Schöffengericht, das aus Seinesgleichen — aus Standesgenossen — besteht, zu stellen und dieses hat das Urtheil zu fällen. Auch giebt es von diesem Urtheil nur eine einzige Appellation, nehmlich die an den Kaiser oder an die von demselben bestellten Pfalzgrafen und der Entscheid dieser letzten Instanz erhält unter allen Umständen Gesetzeskraft." Also decretirte Konrad II. und hierdurch glaubte er, eine solch' starke Parthei unter den Valvassoren zu gewinnen, daß er es sich nunmehr wohl erlauben dürfe, den letzten Schritt gegen seinen Hauptfeind, den Erzbischof von Mailand, zu thun. Er setzte also denselben ab, und gab ihm in seinem Hofcaplan Ambrosius einen Nachfolger. Allein auch dieser Schritt führte nicht zu dem vom Kaiser beabsichtigten Ziele, sondern eher zum Gegentheil, denn nun machten selbst diejenigen Bischöfe, welche, wie z. B. Ubald von Cremona, vorher Todfeinde Ariberts II. von Mailand gewesen waren, gemeinschaftliche Sache mit der deutschfeindlichen Parthei und von einer Bezwingung dieser Parthei war weniger denn je die Rede. Was half es nun dem Kaiser, daß er durch einen glücklichen Zug die Bischöfe von Cremona, Vercelli und Piacenza in seine Gewalt bekam und sie in die Gefangenschaft nach Deutschland sandte? Was half es ihm, daß der Sohn des Herzogs Gottfried I. von Lothringen, der nachherige Herzog

Gottfried II. von Oberlothringen (wir werden gleich nachher auf ihn zu sprechen kommen) den Grafen Odo II. von Champagne, welchen Aribert I. nebst seinen Verbündeten herbeirief, um ihm die lombardische Krone zu übertragen, im November 1037 bei Bar-le-Duc niederschlug, noch ehe derselbe den Zug nach Italien antreten konnte? Was half es ihm, daß er den Römern den Papst Benedict IX., welchen sie als einen Schandfleck der Menschheit verjagt hatten, im December 1037 wieder aufzwang? Was half es ihm endlich, daß er auf einem im Frühjahr 1038 gegen Unteritalien unternommenen Feldzug wenigstens einige kleine Lorbeeren errang und dafür von dem reichen Markgrafen Bonifaz, dessen ich schon früher erwähnt habe, ganz außerordentlich fêtirt (der Wein wurde mit Eimern an silbernen Ketten aus Brunnen geschöpft) wurde? Der Erzbischof Aribert II. von Mailand mit seiner großen Parthei konnte deßwegen doch nicht bezwungen werden und wo sich nur irgend eine günstige Gelegenheit zeigte, suchten die Italiener die Mordnacht in Ravenna vom Mai 1026 zu erneuern, so daß sich die Deutschen meist nicht anders mehr zu helfen wußten, als daß sie die mordlustigen Städte — wie zum Beispiel Parma am Weihnachtsfest 1037 — geradezu niederbrannten. Ja, um das Maaß voll zu machen, wie die heiße Jahreszeit im Jahre 1038 eintrat, brach unter den Deutschen, weil sie das Clima nicht ertragen konnten, eine pestartige Seuche aus, und diese wüthete so furchtbar (es starb daran, außer den beiden Herzögen von Schwaben und Kärnthen, Kunihild, die Gemahlin Heinrichs, des Erstgebornen Konrads II., sowie noch eine Menge der Vornehmsten und Edelsten), daß der Kaiser sich genöthigt sah, so schnell als möglich mit dem Reste seines Heeres über die Alpen zurückzukehren. Wie Viele aber brachte er zurück? Noch nicht einmal den zehnten Theil der mit ihm Ausgezogenen und so konnte man es wieder mit Händen greifen, welch' ein Glück die Heerfahrten nach Italien den Deutschen brachten.

Die Mißerfolge in Italien nagten so an dem Herzen Konrads II., daß er krank nach Deutschland zurückkam und ohne wieder zu gesunden starb er am 4. Juni 1039 in Utrecht. Seinen Leichnam brachte man dann nach Speier, um ihm im dortigen Dome, zu dem er

anno 1030 den Grundstein gelegt hatte, beizusetzen, und so oft der Zug durch eine Stadt kam, wurde der Sarg von den Edelsten getragen. Nun aber nach dem Tode dieses ersten Saliers, den man gewöhnlich so hoch preißt, fragen wir billig, welche bleibende Vortheile seine Regierung dem deutschen Vaterlande gebracht hat. Richtig ist, durch die kluge Begünstigung des niederen Adels wußte er der Uebermacht der Hochadeligen einige Schrecken zu setzen und nicht minder gestatteten ihm die Umstände, den Unabhängigkeitsgelüsten der Herzoge, die unter seinem letzten Vorgänger so sehr gesteigert worden waren, mit Kraft entgegenzutreten. Als nehmlich der luxemburgische Heinrich, Herzog von Baiern, im Jahre 1027 starb, gab er dieses Herzogthum sofort seinem Sohne Heinrich, obwohl derselbe damals erst neun Jahre zählte, und somit bedeutete dies nichts anderes, als die Beseitigung einer herzoglichen Nebenregierung in Baiern. Eben so verwaltete er auch das Herzogthum Franken, seitdem er dessen früheren Herzog, Konrad den Jüngeren, abgesetzt hatte, in eigener Person, und endlich glückte es ihm auch noch anno 1038, das Herzogthum Schwaben (nach Ernsts II. Absetzung verlieh er dasselbe dessen jüngerem Bruder, Herrmann IV., aber dieser starb schon anno 1038 kinderlos) ebenfalls seinem Sohne Heinrich zuzuweisen. Somit blieben nur noch Sachsen, die beiden Lothringen, Kärnthen und Böhmen als selbstständige Herzogthümer übrig und diese konnten, da Konrad II. in Franken, Schwaben und Baiern dominirte, dem königlichen Willen um so weniger Schwierigkeiten bereiten, als derselbe auch über das Königreich Burgund das Scepter führte. Nicht minder ist an dem Könige zu loben, daß er gleich beistimmte, als von geistlicher Seite auf die Einführung des sogenannten Gottesfriedens (Treuga Dei) gedrungen wurde, und anno 1038 sogar ein dahinzielendes Gesetz erließ. Von uralten Zeiten her machte nehmlich wie wir wissen jeder freie Deutsche auf das Recht der Selbsthülfe Anspruch und gewöhnlich entschied der Zweikampf die entstandenen Streitigkeiten. Nun gab es allerdings jetzt keine nichtadeligen Freien mehr (oder wenigstens nur noch sehr wenige), allein um so reicher war der Adel vertreten und alle diese adeligen Herren, auch die geringsten, ieben dabei, sich selbst zu helfen, statt klagend zum Richter zu

rennen. So griff man also wegen der geringfügigsten Dinge zum Schwerte und diese ewigen Fehden und Zweikämpfe arteten am Ende in schrecklicher Weise (in ein förmliches Faustrecht, das heißt in den Terrorismus des Stärkeren über den Schwächeren) aus. Da erklärte nun plötzlich ein Abt von Clugny, es sei ihm vom Himmel aus der Befehl geworden, einen allgemeinen Gottesfrieden zu verkünden und es solle also von nun ein Jeder, welcher an den Tagen der Woche, die durch den Tod und die Auferstehung des Heilands geheiligt waren, also vom Donnerstag Abend bis Montag früh, zum Schwerte greife, der Strafe der Excommunication verfalle. Dieses von der Abtei Clugny ausgehende Dictat fand alsbald bei allen vernünftigen Regenten Anklang und man verkündete sofort schon anno 1027 den Gottesfrieden in Aquitanien gesetzlich. Einige Jahre später auch in Burgund und anno 1038 im übrigen Frankreich. War es nun nicht äußerst klug, daß Konrad II. auch in Deutschland die Treuga Dei einführte, indem dadurch den ewigen Fehden und Zweikämpfen doch wenigstens ein Dämpfer aufgesetzt wurde? Damit übrigens ist alles gesagt, was der Kaiser Konrad II. Ruhmwürdiges vollbrachte, denn die Feldzüge in Polen und Ungarn brachten ihm wahrhaftig keine Ehre. Vollends aber die Erwerbung von Burgund und die beiden Heerzüge nach Italien ihn zum Ruhm anzurechnen, wäre vermessen, denn die Deutschen verspritzten dabei ihr bestes Herzblut, ohne irgend einen Vortheil zu erndten.

---

## Zweites Kapitel.

### Heinrich III., genannt der größte Salier (1039—1056).

**Während** seiner ganzen Regierungszeit arbeitete Konrad II. darauf hin, das deutsche Königthum den Unabhängigkeitsgelüsten der Herzöge und Grafen gegenüber erstarken zu machen, und selbst=

verständlich mußte es also auch sein Bestreben sein, die Erblichkeit der Königswürde durchzusetzen. Demgemäß brachte er die deutschen Großen auf einem Reichstag von Augsburg schon im Februar 1026 dahin, daß sie seinem, damals erst acht Jahre alten Söhnlein Heinrich — als König und Kaiser Heinrich III. geheißen — die Nachfolge auf den Thron zuerkannten und somit brauchte der Letztere nach dem Tode seines Vaters nicht erst gewählt zu werden. Er zählte damals zweiundzwanzig Jahre und war von seiner Mutter Gisela, zusammen mit den Bischöfen Bruno von Augsburg und Engelbert von Freisingen, vortrefflich, obwohl allerdings allzufrömmelnd, erzogen worden. Man rühmte ihm scharfen Verstand, vortreffliche Kenntnisse, große Gerechtigkeitsliebe, persönlichen Muth, einen milden Sinn und sonst noch manches Gute nach; man wollte aber auch wissen, daß er der Kirche, daß heißt den Priestern, unmöglich etwas abschlagen könne und darauf deutete gleich seine erste Regierungshandlung hin. Er versöhnte sich nemlich sofort mit dem Erzbischof Aribert II. von Mailand, indem er die unfromme Handlung seines Vaters, denselben absetzen zu wollen, höchlich mißbilligte, und da nun der Erzbischof alle seine angemaßten Güter und Rechte behalten durfte, so war derselbe natürlich sofort bereit, den deutschen König auch als König der Lombardei anzuerkennen.

Weit nicht so friedlich gestalteten sich gleich nach der Thronbesteigung Heinrichs III. die Verhältnisse des deutschen Reichs gegen Osten und Südosten hin, ich meine gegen Böhmen, Polen und Ungarn. Ueber Böhmen herrschte als ein von Deutschland abhängiger Herzog der tapfere Bretislaw, den man den böhmischen Achilles nannte — wir kennen ihn schon —, und dieser glaubte, jetzt, wo ein junger unerfahrener Fürst den Scepter in Deutschland führe, sei die rechte Zeit gekommen, ein großes slavisches von Deutschland unabhängiges Reich zu gründen. Zu diesem Behufe schloß er ein Bündniß mit dem Ungarkönige Peter, dem Neffen und Nachfolger Stephans I., und fiel dann, von diesem unterstützt, im Vorherbst 1039 in dem weitgestreckten, aber in Folge von Bürgerkriegen (die, wie bereits erzählt, zur Zeit Konrads II. geführt wurden) sehr geschwächten Polen ein. Mit leichter Mühe eroberte er die meisten

festen Städte und kehrte dann, nachdem er Krakau von Grund aus zerstört, mit ungeheurer Beute nach Prag zurück. Natürlich aber in keiner andern Absicht, als den Feldzug im nächsten Jahre zu erneuern und dann ganz Polen seinem Reiche einzuverleiben. Solches nun konnte Heinrich III. unmöglich dulden, denn einmal stand der minderjährige rechmäßige Regent Polens, Kasimir, der Sohn Mieczislaws II. unter deutschem Schutz (sein Vater hatte, wie wir wissen, dem Kaiser Konrad II. gehuldigt und Kasimir wurde in Deutschland erzogen) und sodann war Bretislaw so frech, ganz offen zu verkünden, daß er sich für immer von Deutschland losgesagt habe. Somit zog der deutsche König das Schwert und drang noch im Spätherbst 1039 gegen Böhmen vor. Damals jedoch richtete er nichts aus, weil die Ungarn unter ihrem Könige Peter sofort in Deutschland einfielen, und ebenso unrühmlich verlief der Sommer von 1040. Im August 1041 dagegen brachte Heinrich III. dem Bretislaw eine schwere Niederlage bei, so daß derselbe demüthig um Frieden bitten und sich zum vollsten Schadenersatz so wie zur Zahlung einer Buße von 8000 Pfund Silber verstehen mußte. Noch mehr, im October 1041 erschien der böhmische Achilles barfuß und im Büßergewande vor Heinrich III. in Regensburg und schwur einen theuren Eid, daß er fortan treu zu Deutschland halten werde. Diesen Eid aber hielt er wie ein Mann von Wort und Heinrich III. hatte es also nicht zu bereuen, daß er ihn von neuem mit Böhmen und Mähren belehnte. Mit weit größerer Leichtigkeit brachte der deutsche König den Krieg gegen die Ungarn zu Ende, denn, nachdem er sie im Jahre 1040 zurückgeschlagen, brachen dort innere Unruhen aus, welche alle Kräfte jenes Reichs absorbirten. König Peter nemlich machte sich durch seine Grausamkeit so verhaßt, daß er von Samuel, des verstorbenen Königs Stephan I. Schwager, schon 1041 ohne viele Mühe verdrängt werden konnte; Samuel selbst aber war wieder einer großen Parthei unter den Magnaten nicht genehm, weil derselbe die untersten Volksklassen — diese gaben ihm deßhalb den Beinamen Aba, d. i. Vater — allzusehr begünstigte, und so wurde derselbe genöthigt, die deutsche Hülfe in Anspruch zu nehmen, um sich auf dem Throne erhalten zu können. Natürlich übrigens erhielt er diese

Hülfe nicht, ohne einen Theil seines Landes — den äußersten Westen bis zur Leitha — an Deutschland abzutreten und die Oberlehnsherrlichkeit des deutschen Königs anzuerkennen, und darüber erbosten sich die Magyaren so sehr, daß sie den Peter zurückriefen. Kurz also die inneren Wirren in Ungarn schienen kein Ende nehmen zu wollen und führten am Ende dazu, daß Samuel anno 1044 enthauptet und Peter anno 1046 geblendet wurde. Dann bestieg Andreas I. den Thron und stellte die Ruhe im Innern wenigstens einigermaßen wieder her. Was zog aber Deutschland von alledem für einen Nutzen? Nun einmal den, daß das Herzogthum Böhmen in sein altes Verhältniß wieder zurücktrat; sodann den, daß Ungarns Beherrscher die Oberherrlichkeit Deutschlands wenigstens auf eine Zeit lang anerkannte; endlich den, daß Heinrichs III. Schützling Kasimir nach Bretislaws Zurücktritt Regent von Polen wurde und sich mit Verzichtleistung auf den Königstitel als Vasall dem deutschen Könige unterordnete.

Wie die auswärtigen Kriege, so sollten dem Könige Heinrich III. auch die inneren nicht fehlen, obwohl er sich hiergegen dadurch zu schützen vermeinte, daß er die erledigten Herzogthümer (man rufe sich über diese Herzogthümer das ins Gedächtniß zurück, was ich am Schlusse des letzten Kapitels gesagt habe) sofort mit getreuen Anhängern besetzte. So gab er schon anno 1042 das Herzogthum Baiern dem Grafen Heinrich von Luxemburg, einem Neffen des vorigen Herzogs dieses Namens (also keinem in Baiern geborenen Grafen oder Fürsten, sondern einem Fremden, der keinen Anhang in Baiern hatte), und drei Jahr später, anno 1045, erhielt Pfalzgraf Otto vom Rhein (er führte diesen Namen, weil die ihm verliehenen Güter meist zu beiden Seiten des Rheins zwischen Speier und Mainz lagen, faktisch aber war er Pfalzgraf in Franken) das Herzogthum Schwaben. Gleich darauf wurde auch das Herzogthum Kärnthen erledigt — durch Todesfall, denn Konrad der Jüngere, der es zuletzt noch unter Konrad II. erhalten hatte, starb ohne Nachkommenschaft — und alsbald gab es Heinrich III. dem allemannischen Grafen Welf, dem Sohne jenes Welf, der es eine Zeitlang mit Ernst II. gegen Konrad II. gehalten hatte. Endlich trennte er noch Thüringen von Sachsen, wie

früher schon einmal geschehen war, wandelte es in eine Landgrafschaft um, und belehnte mit dieser den Grafen Ludwig den Bärtigen, dessen Stammgüter im Frankenlande lagen. Kurz also Heinrich III. behielt die erledigten Herzogthümer zwar nicht in eigener Verwaltung, aber er besetzte sie nur mit Fremden, welche weder eine Verwandtensippschaft noch Erbgüter in ihnen besassen (bei diesem Grundsatz blieb er auch später, wenn wieder ein Herzogthum erledigt wurde, und es erhielt z. B. Schwaben, nach dem frühen Tode seines neuernannten Herzogs, der Markgraf Otto vom Nordgau — oder von Schweinfurth, wie er sich seiner Residenz nach gewöhnlich nannte —, während Baiern nach des Luxemburgers Heinrich Hingang dem Grafen Konrad aus dem Pfalzgrafenhause am Rhein verliehen wurde) und so glaubte er eine Rebellion der Großen des Reichs für die Zukunft unmöglich zu machen. Allein eine solche sollte ihm deshalb doch nicht erspart bleiben und zwar eine Herzogs-Rebellion von sehr gefährlicher Art. In dem Kampfe, welchen Konrad II. mit seinem Stiefsohne Ernst II. zu bestehen hatte, war ihm Gottfried I., der Herzog von Niederlothringen, von besonderem Nutzen gewesen und zum Lohne hierfür erhielt nun derselbe, als Friedrich II., Herzog von Oberlothringen, kinderlos verstarb, auch noch das Herzogthum Oberlothringen. So wurde dieses große Gebiet wiederum in einer einzigen Hand vereinigt und dadurch ein Vasall geschaffen, der seinen Oberlehnsherrn, dem deutschen Könige, sehr gefährlich werden konnte. Diesen Fehler Konrads II. wieder gut zu machen, wartete Heinrich III. nur auf den Tod Gottfrieds I. und so bald dieser anno 1044 mit Hinterlassung zweier Söhne die Augen geschlossen hatte, zerriß er Lothringen wieder in zwei Theile, indem er Oberlothringen dem Aeltesten dieser Söhne, Gottfried II., und Niederlothringen dem Jüngeren, Gozelo, verlieh. Hiermit war aber Gottfried II., genannt der Bärtige, im höchsten Grade unzufrieden, denn einmal taugte sein Bruder Gozelo, dem das Volk den Beinamen des Feigen gab, gar nicht zur Regierung und zum andern hatte er selbst sich durch die Niederschlagung des Grafen Odo II. von Champagne (der Leser wird sich dessen aus dem vorigen Kapitel noch erinnern) ein großes Verdienst um das Haus der Salier erworben, wofür ihm

wohl eine Belohnung gebührte. Er verband sich also mit einigen Burgundischen Großen, und erhob anno 1045 die Fahne der Empörung. Allein nach einem kurzen Feldzuge überwand ihn Heinrich III. und ließ ihn im Juni 1045 auf dem Giebichenstein in enge Haft bringen. Nun starb gleich darauf Gozelo der Feige und die Folge davon war, daß Viele vom höchsten Adel sich für den Gefangenen verwandten, damit ihn der König freilasse. Heinrich III. ging darauf ein und begnadigte den Bärtigen nicht nur, sondern setzte ihn auch wieder, weil er Besserung versprach, im Mai 1046 in sein Herzogthum Oberlothringen ein. Niederlothringen dagegen erhielt der Graf Friedrich von Luxemburg, ein Bruder jenes Heinrich, welchem schon früher Baiern zugetheilt worden war. Jetzt hätte man glauben sollen, es werde sich Gottfried II. für die Zukunft ruhig verhalten haben, allein er konnte es nicht verwinden, daß ihm der König nicht auch noch Niederlothringen gab und zwar um so weniger, als der genannte Luxemburger Friedrich sein Todfeind war. In aller Heimlichkeit verband er sich also mit dem Grafen Dieterich IV. von Holland, dem Grafen Balduin V. von Westflandern und dem Grafen Hermann vom Hennegau und im Jahre 1047 fiel er mit ihnen in Niederlothringen ein. Daraufhin rüstete Heinrich III. schnellstens ein Heer aus und zog damit den Empörern entgegen. Im Anfang freilich mit nur wenig Erfolg, allein im Winter von 1048 auf 1049, als im Holländischen alle Flüsse zugefroren waren, mit um so größerem. Dietrich IV. von Holland wurde getödtet und der Graf Balduin V. von Flandern (wie auch später der Graf Hermann vom Hennegau) unterwarf sich unter den demüthigendsten Bedingungen. Gottfried II., der Bärtige, aber fiel in die Gefangenschaft — man brachte ihn nach Passau — und verlor sein Herzogthum Oberlothringen für immer, indem Heinrich III. den Grafen Gerhard vom Elsaß damit belehnte.

Also wie gegen Außen, so war Heinrich III. auch gegen Innen siegreich und sein Ruhm erscholl in alle Lande; doch zeigte es sich nur zu bald, daß all' dieser schimmernden Größe eine solide Grundlage fehlte. Der König der Ungarn nemlich, Andreas I., weigerte sich, den schuldigen Tribut zu bezahlen und fiel noch überdem, durch

den zänkischen Bischof Gebhard von Regensburg gereizt, im Jahr 1050 sengend und brennend in die deutsche Ostmark ein. Es mußte somit ein neuer Feldzug gegen Ungarn unternommen werden, und mit zwei starken Heeren rückte im Sommer 1051 Heinrich III. rechts und links von der Donau vor. Nirgends fand er erheblichen Widerstand, denn die Ungarn zogen sich bei seiner Annäherung immer weiter zurück, ohne auch nur ein einziges Mal Stand zu halten. Doch was war das? Warum verwüsteten denn diese wilden Steppensöhne jedesmal bei ihrem Rückzug ihr eigenes Land in so furchtbar entsetzlicher Weise? Nun, es stellte sich bald genug heraus, daß sie es einfach deßwegen thaten, um es den Deutschen unmöglich zu machen, sich irgendwie Lebensmittel — ihren Pferden irgendwie Fourage — zu verschaffen. Aber, fragt vielleicht der Leser, warum führte man dieß Alles nicht aus Deutschland nach? Mein Gott, man konnte es nicht, weil man bei den damaligen Verkehrsmitteln viele Monate gebraucht hätte, um nur das Allernöthigste auf kurze Zeit zu bekommen. So brach denn schon nach kurzem eine furchtbare Hungersnoth im deutschen Lager aus und es blieb nichts übrig, als das Heer unverrichteter Dinge nach Deutschland zurückzuführen. Noch mehr, der Rückzug konnte nur unter den größten Entbehrungen bewerkstelligt werden und überdem hatte man jetzt täglich mit den von allen Seiten auf ihren schnellen Rossen heranstürmenden Ungarn blutige Gefechte zu bestehen. Dieser Feldzug war also ein verlorner, obgleich man keine Schlacht verloren hatte, und deßwegen sollte die Scharte im Sommer 1052 wieder ausgewetzt werden. Demgemäß zog Heinrich III. im Frühjahr 1052 mit einem noch größeren Heere gegen die Ungarn und wiederum wichen diese, alles Eßbare vernichtend, vor ihm zurück. Dießmal aber waren gute Vorkehrungen zur Verproviantirung der Armee getroffen worden und weil man die Lebensmittel nebst der Fourage zu Land nicht transportiren konnte, nahm man die Wasserstraßen, vor allem den Donaufluß, zu Hülfe. Nach kurzem, im Juni 1052, schritt Heinrich III. zur Belagerung von Preßburg, denn in dieser ihrer festesten Stadt hielten die Ungarn nicht blos Stand, sondern vertheidigten sie auch mit dem Aufwand aller ihrer Kräfte. Trotzdem schritten die Belagerungsarbeiten rüstig vorwärts und nach

Verfluß von zwei Monaten durfte man die Ueberzeugung haben, daß die Feste sich nicht mehr lange halten könne. Da wurde in einer einzigen Nacht durch einen einzelnen kühnen Mann die bisher verlorne Sache der Ungarn in eine siegreiche verwandelt. Oberhalb Preßburg nemlich lagen die Proviantschiffe der Deutschen, von denen sie ihren Unterhalt bezogen, und zu diesen Schiffen schwamm unter dem Wasser geräuschlos ein Ungar, mit Namen Zothmud, ein so geschickter Taucher, als Einer, hin. Mit einer Ausdauer ohne Gleichen bohrte er ein Schiff nach dem andern an und nach wenigen Stunden waren alle auf den Grund gesunken. Nichts, gar Nichts von den großen Vorräthen konnte gerettet werden und sofort entstand unter dem Heere Heinrichs III. abermals eine unbeschreibliche Noth. Was blieb also anders übrig, als die Belagerung Preßburgs aufzugeben und schnellstens nach Deutschland zurückzuweichen? Ja wohl, zurück mußte Heinrich III., und dieser Rückzug war wieder, wie im vorigen Jahr, mit den ungeheuersten Entbehrungen, sowie nicht minder mit den ungeheuersten Verlusten verknüpft.

Eine solche Niederlage mußte nothwendig ihre Rückwirkung haben, denn — so drückt sich der berühmteste Schriftsteller über die deutsche Kaiserzeit aus — „es zeigte sich jetzt, auf wie schwankem Grunde der ungeheure Bau des Kaiserreichs ruhte und wie wenig befestigt die Macht des deutschen Kaisers vor Allem im Innern war. Mit dem Glauben an die Unüberwindlichkeit des Kaisers schwand auch die Achtung vor ihm im Innern und das gedemüthigte Fürstenthum erhob von neuem das gesenkte Haupt." Gewiß, die Herzoge und Grafen suchten sich wieder vom deutschen Könige unabhängig zu machen, ohne sich viel um seine Befehle zu bekümmern, und so lange noch Heinrich III. regierte, hörte der Kampf mit ihnen nicht auf. Insbesondere machten ihm Dreie unter den Fürsten viel zu schaffen, nemlich einmal der Graf Balduin V. von Flandern, sodann der Herzog Konrad von Baiern und endlich Gottfried II., der Bärtige, der abgesetzte Herzog von Oberlothringen. Es dürfte jedoch den Leser wenig interessiren, die detaillirte Geschichte dieser Kämpfe kennen zu lernen, und so will ich mich auf das Hauptsächlichste beschränken. Nach dem Tode des Grafen Herrmann vom Hennegau (er starb anno

1051) heirathete Balduins V. Erstgeborner dessen Wittwe und auf diese Heirath hin gründeten sofort Vater und Sohn Ansprüche auf die Grafschaft Hennegau, welche sich zwischen der Sambre, Schelde, Haine und den Ardennen ausdehnte. Diese Ansprüche waren unbegründet, allein was lag dem Grafen Balduin V. und seinem Sohne daran? Sie fielen mit gewappneter Hand in die Grafschaft ein, eroberten sie ohne viel Mühe und behaupteten sie, trotzdem Heinrich III. anno 1054 persönlich gegen sie zu Felde zog. Mehr Glück hatte Letzterer gegen den Herzog Konrad von Baiern, obwohl das Recht offenbar nicht ganz auf seiner Seite war. Kaum nemlich sah sich Konrad (wie wir wissen ein Glied des Pfalzgrafenhauses am Rhein) im Besitz der neuen Herzogswürde, so fing der Bischof Gebhard von Regensburg, darauf fußend, daß er ein Oheim Heinrichs III. war, anno 1052 schwere Händel mit ihm an und Heinrich III. beging nun die Parteilichkeit, den Konrad, trotzdem daß man den Bischof allgemein als einen bösen streitsüchtigen Mann kannte, ohne weiteres abzusetzen. Darüber wurde natürlich der Herzog Konrad im höchsten Grade erbost und entfloh zu den Ungarn, deren Hülfe in Anspruch nehmend. Diese gewährte ihm auch Andreas I. und fiel mit einem starken Heere in Kärnthen und Baiern ein. Von den Großen dieser beiden Herzogthümer aber gingen daraufhin Viele zu Konrad über und Heinrich III. hatte also einen schweren Stand. Doch glückte es ihm endlich, sich der Feinde zu erwehren, obwohl erst, nach zwei Feldzügen, im Jahr 1054, und nun übertrug er das Herzogthum Baiern definitiv an seinen jungen, damals erst drei Jahre alten Sohn Heinrich (den nachherigen Kaiser Heinrich IV.) unter der Verwaltung des Bischofs Gebhard von Eichstädt. Endlich muß ich noch des früheren Herzogs von Oberlothringen, Gottfrieds II. des Bärtigen, gedenken, denn auch dieser machte dem deutschen Könige unendlich viel zu schaffen. Wir wissen ihn in Passau gefangen, allein auf die Fürbitte von Freunden hin wurde er schon anno 1051 der Freiheit wieder gegeben und nun glückte es ihm zwei Jahre später eine ganz ungewöhnlich reiche Heirath zu treffen. Erinnert sich der Leser noch des Markgrafen Bonifaz von Toskana? Nun dieser Markgraf besaß theils durch Erbschaft, theils durch die Gnade Kon-

rads II. sowie Heinrichs III. selbst außer Toskana auch noch Parma, Modena, Reggio, Ferrara, Mantua und Brescia, sowie das Herzogthum Spoleto und die Markgrafschaft Camerino. Noch mehr, er hatte in jungen Jahren, anno 1036, die Erbtochter des Herzogs Friedrich II. von Oberlothringen, mit Namen Beatrix, geheirathet, und so fielen ihm nach dem Tode Friedrichs II. dessen sehr bedeutende Privat- oder Allodialgüter in Oberlothringen zu. Somit besaß Markgraf Bonifaz einen Reichthum, um den ihn mancher König beneiden durfte, und wie er nun im Mai 1052 schnell — durch Meuchelmord — wegstarb, erbte ihn seine unmündige Tochter Mathilde (die andern Kinder brachten es nicht über das Kindesalter hinaus), deren Vormünderin und Vermögensverwalterin die Mutter Beatrix wurde. Diese Beatrix aber heirathete im Jahr 1053 den obgenannten Gottfried II., den Bärtigen, und machte ihn mit ihrer Hand zum Verwalter des kolossalen Reichthums ihrer Tochter. Wozu nun übrigens benützte Gottfried II. seinen Reichthum? Ei selbstverständlich zu nichts Anderem, als dem König Heinrich III. Verlegenheiten zu bereiten und alle seine Feinde zu unterstützen. Freilich gelang es dem deutschen Könige, auf einem seiner Römerzüge — von diesen werden wir jetzt gleich sprechen — sich der Beatrix und ihrer Tochter Mathilde zu bemächtigen und beide in die Gefangenschaft nach Deutschland abzuführen; dieß hinderte Gottfried II. aber nicht, sich auf die Seite des Grafen Balduin V. zu stellen und im Jahr 1055 sogar eine Fürstenverschwörung zu Stande zu bringen, welche nichts anderes bezweckte, als nach Absetzung oder gar Ermordung Heinrichs III. dem früheren Herzoge Konrad von Baiern die deutsche Königskrone (diese Verschwörung wurde nur dadurch vereitelt, daß Konrad schnell starb und der Herzog Welf von Kärnthen, der auch unter den Verschwornen war, von Reue ergriffen, dem deutschen Könige den ganzen Anschlag verrieth) zu übertragen.

Man sieht, die Größe Heinrichs III., die man bis jetzt gewohnt war, so hoch zu preisen, stand auf keiner festen Grundlage, sondern war mehr eine wohl schimmernde, aber innerlich hohle, als eine ehrliche und auf Felsen gebaute; die That aber, die man ihm zum allerhöchsten Ruhme angerechnet hat und von der ich jetzt gleich erzäh-

len will, ich meine die Reformation der Kirche oder besser gesagt, die Wiedergeburt des verlotterten Pabstthums, artete förmlich zum Fluche für Deutschland aus. Unter den Karolingern hatten die Päbste durch Benützung glücklicher Umstände, sowie insbesondere durch die falschen isidorischen Decretale, welche sie als ächt darstellten, sich, wie ich früher des Weitläuftigen erzählt habe, zu großer Macht emporgeschwungen und galten geradezu als das wahre und berechtigte Oberhaupt der katholischen Kirche im Abendlande. Sie besaßen die Befugniß, die Amtsverrichtungen der Erzbischöfe oder Metropoliten und Bischöfe zu überwachen und zu leiten, und über alle kirchlichen Streitigkeiten entschieden sie in letzter Instanz. Sie hatten die Macht, Kirchengesetze zu erlassen und nicht minder die, neue Bisthümer zu errichten. Die Weihe der Bischöfe hing in Streitigkeitsfällen nur allein von ihnen ab und kein Metropolit durfte sein Amt antreten, ohne vorher von ihnen das Pallium, d. i. das Zeichen der erzbischöflichen Würde, erhalten zu haben. Gewiß also, damals war die Macht der Päbste bereits eine immense, allein gleich nachher kamen ganz andere Zeiten und die Nachfolger Christi sanken, wie bekannt, volle anderthalb Jahrhunderte hindurch zu elenden Werkzeugen jener Barone herab, welche die Herrschaft über Rom an sich gerissen hatten. Zugleich auch führten sie einen Lebenswandel, der sie der allgemeinsten Verachtung Preis geben mußte, und nicht Wenige von ihnen entarteten zu förmlichen moralischen Ungeheuern. Etwas besser wurde dieß unter den Ottonen, das heißt nach der Neucreirung des abendländischen Kaiserthums, allein nach dem Hintritt Otto's III. erneuerten sich die früheren Zustände und wiederum wurden die Päbste die Werkzeuge der römischen Barone, welche sich in den Wirren jener Zeit die vollkommenste Gewalt im Kirchenstaat anmaßten. So that im Jahr 1003 der Sohn jenes Johann Crescentius, welchen Otto III. hatte enthaupten lassen, ebenfalls Johann Crescentius geheißen, denn dieser ernannte nach einander drei Päbste aus seinem Anhang, Johann XVII., Johann XVIII. und Sergius IV. So thaten ferner im Jahr 1012 nach des Crescentius Tod die Grafen von Tusculum, welche den elenden Benedict VIII. mit der Tiara, das ist mit der Pabstkrone schmückten und von nun an längere Zeit gegen die Partei

der Crescentier das Feld behaupteten. So folgte auf Benedict VIII. anno 1024 abermalen ein Werkzeug der Grafen von Tusculum, Johann XIX., ein Bruder Benedicts VIII., der nicht einmal Priester, sondern Laie war, und auf diesen anno 1033 gar ein zwölfjähriger Knabe, Benedict IX., ebenfalls ein naher Verwandter, das ist ein Sohn des Grafen Alberich von Tusculum. Dieser Benedict IX. aber, der schon in frühester Jugend in allen Lastern zu Hause war, sank zu einem wahren Scheusal von einem Menschen herab, und die Crescentier, sich ermannend, verjagten ihn daher im Herbst 1037. Doch nicht auf lange, denn Kaiser Konrad II. führte ihn wieder (siehe das vorige Kapitel) in die Siebenhügelstadt zurück, um sich seiner gegen den Erzbischof Aribert II. von Mailand zu bedienen, und von nun an suchte der heilige Vater seine früheren Ruchlosigkeiten in Verbindung mit seinen Brüdern, den Grafen Peter und Gregor von Tusculum, wo möglich noch zu übertreffen. Da ermannten sich die Crescentier im Frühjahr 1044 zum zweiten Male und setzten ihm, nachdem sie ihn verjagt, in dem Bischofe Johann von Sabina einen Gegenpabst, der sich Sylvester III. nannte. Sofort aber strengten die Grafen von Tusculum mit ihrem Anhang alle ihre Kräfte an und führten den Benedict IX. schon nach wenigen Monaten auf den Vatican zurück. Dagegen hielt sich Sylvester III. mit seiner Partei auf dem Esquilin und zur Hauptkirche diente ihm die Basilica Liberiana, auch Sta Maria Maggiore genannt. Noch nicht ein Jahr später faßte Benedict IX. eine wahnsinnige Leidenschaft zu einer Tochter des Grafen Girard von Galeria und beschloß sofort, sich mit ihr zu vermählen. Weil er aber als Pabst dieß doch nicht wohl konnte, verkaufte er sein Amt am 1. Mai 1045 durch einen förmlichen Contract um die Summe von 1000 Pfund Silber an den Archidiaconus Johann Gratian, und dieser, der sich Gregor VI. nannte, setzte sich nun im Vatican fest. Das war denn doch selbst den Römern zu toll, allein es sollte immer noch besser kommen. Der Graf Girard nemlich verweigerte dem vom St. Petri Stuhl herabgestiegenen Scheusale seine Tochter beharrlich und daraufhin faßte dieses Scheusal plötzlich den Entschluß, den verlassenen Stuhl zurückzuerobern. Gesagt, gethan; doch gelang es ihm nur halb, denn Gregor VI. hielt sich im Vatican

und Benedict IX. mußte sich mit dem Lateran begnügen. Jetzt hatten die Römer drei Päbste zumal, die sich gegenseitig bis in die unterste Hölle verfluchten, den Gregor VI. im Vatican, den Benedict IX. im Lateran und den Sylvester III. auf Sta Maria Maggiore.

Mit Abscheu sah die christliche Welt auf diese mehr als schmachvollen Vorgänge in Rom und das allergrößte Aergerniß nahm der deutsche König, Heinrich III., daran. Natürlich, denn er war von seiner Mutter wie von seinen bischöflichen Instructoren sehr fromm — was man damals fromm hieß, habe ich dem Leser am Schluß des vorigen Buchs auseinander gesetzt — erzogen worden, und weil man ihm einen so großen Respect vor dem Priesterthum eingeimpft hatte, verlangte er auch, daß die Priester, vor Allem die obersten derselben, ein reines Leben führten. Auch bestärkte ihn in diesem Allem seine Gemahlin Agnes, eine Tochter des Herzogs Wilhelm V. von Aquitanien, gar sehr, und noch mehr thaten dieß die Mönche von Clugny, mit welchen er durch sie in Verbindung gebracht wurde. Von der Abtei Clugny nemlich, einer Stiftung des Herzogs Wilhelm I. von Aquitanien vom Jahr 910, ging damals eine ganz eigenthümliche kirchlich-reformatorische Bewegung aus, welche darauf fußte, daß fast in allen Klöstern eine gräßliche Entsittlichung herrschend geworden war. Liederlicher konnte man gar nicht leben, als die durch Schenkungen reich gewordenen Mönche lebten, und die Aebte von Clugny begannen also damit, daß sie in ihrer Abtei eine weit strengere Regel einführten, als die andern Klöster hatten. Die ungewöhnlichen Kasteiungen, Entbehrungen und Peinigungen aber, welche sich die Cluniacenser auferlegten, brachten ihnen nicht blos großen Ruhm bei der Laienwelt, so daß man sie fast wie halbe Heilige ansah, sondern es flossen ihnen sofort auch durch Schenkungen der sie bewundernden Vornehmen ganz außerordentliche Reichthümer zu. Kein Wunder also, daß es ihnen alsbald gelang, noch eine Menge von andern Klöstern zu ihrer Regel zu bekehren, wie auch sehr viele neue Klosterstiftungen von ihnen ausgingen! Weil sie nun aber in dieser Beziehung so große Erfolge erzielten, ging ihr Bestreben schon nach kurzem dahin, auch das Leben der Bischöfe, die, seitdem sie weltliche Große geworden waren, im Uebermaße weltlicher Genüsse schwelgten,

zu reformiren, und endlich faßten sie gar den Entschluß, die Glorie des Pabstthums, so wie es sich in den pseudoisidorischen Decretalen abspiegelte, wiederherzustellen. Sie fingen also an, öffentlich von allen Kanzeln herab, über welche sie geboten, gegen Nikolaitismus und Simonie zu eifern, und alle Welt gab ihnen Recht, denn diese beiden Laster waren in dem katholischen Priesterthum längst die herrschenden geworden. Ja wohl, in den Nikolaitismus (der Namen kommt her von Nikolaus von Antiochien, welcher das Verbot der Unzucht als einen Unsinn verspottet haben soll), das ist in den Genuß des Weiber-Fleisches waren damals die Geistlichen, die höheren wie die niederen, so ziemlich alle äußerst tief versunken und es gab nicht nur der verheiratheten eine schwere Menge, sondern, was noch schlimmer, die nichtverheiratheten, die sich anscheinend den Kirchengesetzen fügten, welche die Nichtehe von den Priestern wenn nicht geradezu verlangten, so doch wenigstens für sehr wünschenswerth erklärten, hielten sich ohne Ausnahme Concubinen, indem sie auf die Päbste hinwiesen, die ihnen mit so gutem Beispiele vorangingen. Die Simonie aber (das Wort verdankt seinen Ursprung dem Magier Simon, der von zwei Aposteln die Gabe, durch Händeauflegen den heiligen Geist mitzutheilen, kaufen wollte), worunter man das Kaufen und Verkaufen der kirchlichen Aemter und Würden verstand, war wo möglich noch verbreiteter, und am allerärgsten trieb man's, so lange die römischen Barone den Pabst machten, in Rom selbst, wo man die Bischofs- und andern Kirchenwürden so zu sagen öffentlich versteigerte. Was Wunder nun, wenn Angesichts dieses Schachers die weltlichen Fürsten aus dem Verkauf der Bisthümer und Abteien ebenfalls ihren Nutzen zogen und wenn selbst die deutschen Könige (wie noch jüngst Kaiser Konrad II.) keinen einzigen deutschen Erzbischof, Bischof oder Abt in sein Amt einsetzten, ohne daß sie sich vorher eine starke Summe dafür zahlen ließen! Wer aber erhielt dann diese kirchlichen Würden? Etwa die Tauglichsten und Würdigsten? Nein, sondern die Meistbietenden, und wenn sie gleich ganz erbärmliche Subjecte waren. Ist es nun, wenn es so aussah, nicht selbstverständlich, daß die Mönche von Clugny oder die Cluniacenser in der ganzen Welt den rauschendsten Beifall fanden, als sie gegen die Laster der Simonie und des Nikolaitismus zu donnern anfingen?

Auch den deutschen König, Heinrich III., gewannen die Cluniacenser mit Leichtigkeit für ihre Pläne und schon gleich nach seiner Hochzeit mit der Aquitanierin Agnes, der größten Gönnerin der Abtei Clugny, anno 1044, decretirte er, daß in seinen Staaten Nikolaitismus und Simonie von Stunde an aufzuhören hätten. Nicht minder unschwer wurde es ihnen, den König zu überzeugen, daß es seine Pflicht sei, dem Skandal der drei Päbste in Rom ein Ende zu machen, denn wie konnte man die Kirche reformiren und von den gewöhnlichen Priestern ein sittliches Leben verlangen, wenn die Statthalter Christi selbst auf die tiefste Stufe der Immoralität herabgesunken waren? Ueberdem schwebte nicht auch ihm das Phantom der Kaiserkrone Tag und Nacht vor Augen und konnte er dieses erlangen, wenn er nicht einen Römerzug unternahm? Genug also, im September 1046 zog Heinrich III. mit einem mächtigen Heere über die Alpen und ganz Oberitalien huldigte ihm, ohne auch nur eine Miene des Widerstands zu wagen. Dann hielt der deutsche König in Sutri eine Kirchenversammlung ab und ließ die drei Päbste, als sammt und sonders der Simonie, sowie noch anderer Verbrechen schuldig, nicht blos absetzen, sondern nahm sie auch gleich Staatsverbrechern gefangen. Sowie aber dieß geschehen, zog er nach Rom, setzte dort am 24. Dezember 1046 den wackern Suidger von Meyendorf, Bischof von Bamberg, unter dem Namen Clemens II. auf den Stuhl Petri und ließ sich nebst seiner Gemahlin den Tag darauf, am 25. Dezember, von ihm mit der Kaiserkrone schmücken. Also aus eigener Machtvollkommenheit ernannte er den neuen Pabst und kein Mensch, weder ein Priester noch ein Laie, machte ihm dieß Recht streitig. Im Gegentheil räumten ihm die Römer dasselbe durch eigene Abordnungen aus Adel, Clerus und Volk ausdrücklich ein und dankten ihm, daß er sie durch sein bloßes Erscheinen von der heillosen Wirthschaft der Crescentier und Tusculaner — die Häupter von diesen hatten sich geflüchtet — befreit habe. Ob sie aber innerlich so dachten, wie sie äußerlich zur Schau trugen, darf mit Recht bezweifelt werden und sicher ist, daß der Deutschenhaß auch jetzt noch, gerade wie früher, in ihnen fortlebte.

Nachdem Heinrich III. auf die genannte Art Ordnung in Rom

geschaffen, kehrte er, die gefangenen Päbste mit sich führend — sie sollten die Römer nicht von neuem zur Empörung aufstacheln — nach Deutschland zurück; nicht lange hernach aber, am 9. October 1047, starb Clemens II. unter sehr verdächtigen Umständen, die darauf hinwiesen, daß er vergiftet worden sei, und sofort machte Heinrich III. abermals von seinem Rechte, aus eigener Machtvollkommenheit den Statthalter Christi zu ernennen, Gebrauch, indem er am 25. Dezember 1047 den Bischof Poppo von Brixen auf den Stuhl Petri setzte. Dieser zog auch wirklich auf den Vatican und nannte sich Damasus II. Allein, eigenthümlich, auch ihn ereilte der Tod, nachdem er kaum einige Wochen die Tiara getragen hatte, und man durfte nicht daran zweifeln, daß hier wiederum das Gift des Deutschenhasses seine Rolle gespielt habe. Kaiser Heinrich III. hatte daher Mühe, abermalen einen deutschen Bischof zu bewegen, die Tiara anzunehmen; doch endlich gelang es ihm, in der Person des Bischofs von Toul, Bruno's von Dachsburg, aus dem Geschlecht der Grafen von Egisheim, einen geeigneten Candidaten zu finden. Derselbe nannte sich Leo IX. und zog im Herbst 1048 über Besançon nach Rom. Dort, in Besançon, kam er mit dem Abt von Clugny, der sich von seinem Prior Hildebrandt, dem nachmaligen Pabst Gregor VII. — wir werden schon im nächsten Kapitel des Näheren auf ihn zu sprechen kommen — begleiten ließ, zusammen, und von nun an machte sich der Einfluß der Cluniacenser auf ihn, wie auf seine Nachfolger, nur allzu deutlich sichtbar. Der Prior Hildebrandt nemlich stellte ihm vor, daß es eigentlich auch nichts anderes als Simonie sei, wenn er sich vom Kaiser zum Pabst machen lasse, da laut der Lehren der pseudoisidorischen Decretale, deren Aechtheit übrigens damals noch Niemand bezweifelte, nur die römische Geistlichkeit das Recht zur Pabstwahl habe, und der Beweis, daß Leo IX. oder vielmehr der Bischof Bruno von Toul diese Grundsätze als richtig anerkannte, liegt darin, daß er nicht nur den Prior Hildebrandt als seinen Berather nach Rom — wo er ihn alsbald zum Subdiaconus ernannte — mitnahm, sondern sich auch erst Pabst Leo IX. nannte, nachdem die römische Geistlichkeit seine Wahl am 12. Februar 1049 bestätigt hatte. Im Uebrigen machte sich der neue Pabst sofort mit Eifer daran, die Reformbestrebungen

der Cluniacenser durchzusetzen und erließ alsbald ein scharfes Decret gegen Simonie und Nikolaitismus. Noch mehr, er kam im Jahr 1050 in Person nach Deutschland und hielt in Mainz eine große Synode, theils um den Lebenswandel der Geistlichen — Nikolaitismus — gründlich zu untersuchen, theils um dem großgewordenen Baum der Simonie an die Wurzel zu gehen. In diesen Reformbestrebungen unterstützte ihn der Kaiser mit all' seiner weltlichen Macht, denn diesem war es im vollen Ernste darum zu thun, die in der Kirche (das heißt unter den Geistlichen und Mönchen) eingerissene Laster zu entfernen. Die Cluniacenser aber, die den Pabst beriethen, dachten nicht blos an dieß, sondern noch viel mehr daran, die Macht des Pabstes, die in der vorangegangenen Periode so furchtbar tief gesunken war, wieder auf ihren frühern Höhepunkt zu bringen, um dann, wenn dieß erreicht war, mit dem letzten durch den Pseudoisidor gesteckten Ziele kühnlich hervorzutreten; dem Ziele nemlich, den apostolischen Stuhl zum Herrn über alle Gewalten der Christenheit, über die weltlichen wie über die geistlichen, zu machen. Freilich von diesem ihrem großen Ziele — demselben, dem später die Jesuiten so beharrlich nachstrebten und in unsern Tagen noch nachstreben — ließen sie vor Heinrich III. nichts verlauten, da sie seiner zur Sicherung der Pabstgewalt in Rom noch so überaus nothwendig bedurften, allein schon wenige Jahre später enthüllten sie es ganz offen und bewiesen dadurch, daß ihnen die Reformation der Kirche nur das Mittel zum Zweck gewesen sei. Doch wir kommen wieder auf Leo IX. zurück, um zu constatiren, daß derselbe mitten in seinen Reformbestrebungen im April 1054 schnell wegstarb, und es fragte sich nun, wer den Stuhl Petri besteigen solle. Am liebsten wären die Römer sofort zur Wahl geschritten, ohne nach dem kaiserlichen Willen auch nur das Geringste zu fragen, allein die Klügeren unter ihnen, der Diaconus Hildebrandt an der Spitze, sahen doch ein, daß dieß für jetzt noch allzu gewagt sei, und somit wurde im Herbst 1054 eine Gesandtschaft — Hildebrandt gehörte auch zu derselben — an Heinrich III. abgeschickt, sich von ihm einen neuen Pabst zu erbitten. Hildebrandt richtete sein Augenmerk auf den Bischof Gebhard von Eichstädt, aus dem Geschlechte der Grafen von Calw (den Administrator Baierns für den

jungen Königssohn Heinrich, wie wir weiter oben gesehen haben) und setzte es richtig durch, daß der Kaiser denselben auslas. Natürlich, denn von diesem Bischofe durfte man für gewiß annehmen, daß er ganz in die Fußstapfen Leo's IX. treten würde, und so geschah dann auch in der That. Kaum nemlich war Gebhard unter dem Titel Victors II. im Vatican eingezogen, so versammelte er im April 1055 die italienischen Bischöfe in Florenz und erneuerte da die Decrete gegen Simonie und Nikolaitismus. Das Jahr darauf, anno 1056, reiste er im Sommer nach Deutschland, um auch hier seinen Reformbestrebungen Nachdruck zu geben, allein eben wie er mit Ernst daran gehen wollte, starb Derjenige schnell weg, ohne dessen Unterstützung er nichts ausrichten konnte, nemlich der Kaiser Heinrich III., und nun nahmen die päbstlichen Angelegenheiten schnell eine andere Wendung.

Man sagt, daß Heinrich III. seinen Tod ein ganzes Jahr lang vorgeahnt und deßhalb tiefschwermüthige Gedanken bekommen habe. Nicht übrigens aus Angst vor dem Tode, sondern aus Besorgniß, wie es seinem Sohn und Erben gehen werde. Er selbst in all' der Fülle seiner Macht war kaum im Stande gewesen, mit dem nach Unabhängigkeit strebenden deutschen Fürstenthum fertig zu werden, wie viel weniger konnte dieß sein knabenhafter und also minderjähriger Erbe, der nachherige Heinrich IV.! Ueberdem, welche schwere Kümmerniß mußte ihm nicht erst das wiedererstandene Pabstthum einflößen! So lange die Statthalter Christi nichts waren, als die Werkzeuge in den Händen der Grafen von Tusculum oder einer andern römischen Adelspartei, konnten sie der Macht der Beherrscher Deutschlands nicht gefährlich werden, sondern sie mußten froh sein, wenn ihnen ein deutscher König in ihren Nöthen gegen die römischen Barone beisprang. Seit aber er, Heinrich III., die Päbste ihrer früheren schmählichen Lage entrissen und durch die Reformbestrebungen ihre Macht über die Kirche wieder hergestellt hatte — mußte sich von da an das Blatt nicht wenden? War es nicht wahrscheinlich, daß dieselben naturgemäß darnach streben würden, ihre Macht noch weiter auszudehnen und das zu werden, was schon die pseudoisidorischen Decretale aus ihnen zu machen gesucht hatten? Lag es insbesondere nicht auf der Hand, daß sie sich immer, wenn es ihr Nutzen

erheischte, in ein Bündniß mit den deutschen Fürsten gegen den deutschen König einließen und daß dann die deutsche Monarchie solchem schlimmen Bündniß erliegen müßte? Gewiß, die Zukunft, wenn jetzt Heinrich III. schnell wegstarb, war eine gewitterschwangere und es darf uns daher nicht wundern, wenn dieser Kaiser in der letzten Zeit seines Lebens von äußerst schwermüthigen Gedanken heimgesucht wurde. Im übrigen bethätigte sich seine Todesvorahnung noch im Herbste 1056. Nachdem er sich nemlich in jener Zeit nach Bothfeld bei Blankenburg begeben hatte, um in den Wäldern des Harzes das Wild zu jagen und sich zugleich die Gesundheit wieder zu holen, raffte ihn eine Krankheit am 5. October schnell weg und man begrub ihn dann drei Wochen später, den 28. October 1056, im Dome zu Speier. Sein Alter hatte er nicht einmal ganz auf 39 Jahre gebracht.

---

## Drittes Kapitel.

### Die geistliche Reichsverwesung während Heinrichs IV. Minderjährigkeit (1056—1065).

Dem ältesten Sohne Heinrichs III., ebenfalls Heinrich und nachher als König und Kaiser Heinrich IV. geheißen, hatten die deutschen Großen schon im November 1053, als dieser Sohn erst drei Jahre (er war am 11. November 1050 geboren) zählte, auf einer Reichsversammlung zu Tribur die Nachfolge zugesprochen, und daraufhin war derselbe am 17. Juli 1054 vom Erzbischof von Köln zum deutschen Könige gekrönt worden. Wieder ein Jahr später, anno 1055, verlobte Heinrich III. den Knaben mit Bertha, der Tochter des Markgrafen von Susa, um sich und ihm dadurch eine neue Stütze in Italien zu gewinnen, und auch diese Verlobung ward von den

deutschen Großen auf einem Reichstag zu Zürich gutgeheißen. Selbstverständlich also konnte der Nachfolge Heinrichs IV. auf den deutschen Königsthron kein Hinderniß in den Weg gelegt werden, und uraltem Herkommen gemäß übernahm sofort die Kaiserin-Wittwe Agnes die vormundschaftliche Regierung über dieses ihr noch nicht sechsjähriges Söhnlein. Zu ihrem ersten Rathgeber aber erwählte sie sich sofort den stolzen Bischof Heinrich II. von Augsburg, der schon früher ihr inniger Freund gewesen war, und dieser übernahm zugleich auch (mit der Mutter gemeinsam) die Erziehung des Königsknaben.

Also ein Weib und ein Priester übernahmen jetzt die Regierung über das weitgestreckte deutsche Reich und ihre erste Herrscher-Maßregel bestand darin, daß sie die beiden letzten und schlimmsten Feinde des verstorbenen Kaisers durch Entgegenkommen zu versöhnen suchten, ich meine den Grafen Balduin VI. (den Sohn Balduins V.) von Flandern und den abgesetzten Lothringer-Herzog Gottfried II., den Bärtigen. Dem Ersteren wurde der Besitz des Hennegaus rechtlich zugesprochen und der Letztere erhielt seine in Deutschland internirte Frau Beatrix mit seiner Stieftochter Mathilde sowie auch alle die ihm entzogenen Besitzthümer in Lothringen zurück. Noch mehr, die Reichsverweserin Agnes ließ sich so sehr von dem Bärtigen einnehmen, daß sie ihm nach wenigen Monden schon die Verwaltung des Longobardenreichs übertrug, jedoch mit dem Beding, daß er diese Verwaltung in Gemeinschaft mit dem Pabste Victor II. führen sollte. Die letztere thörichte Maßregel hätte sie übrigens bald theuer genug gebüßt, denn kaum war Victor II. aus Deutschland, wo er im Todesjahr Heinrichs III., wie wir wissen, verweilte, nach dem Vatican zurückgekehrt, so legte er sich auch schon — am 28. Juli 1057 — zum Sterben nieder und nun setzte es Gottfried II. durch, daß die Römer unter der Führung der kirchenreformfreundlichen Partei, das heißt des Cardinalsubdiaconen Hildebrandt, seinen eigenen Bruder, den Cardinal Friederich, Abt von Monte-Cassino, zum Pabste — er nannte sich Stephan X. — wählten. Das war eine grobe Verletzung des bisher — unter Heinrich III. — geltenden Rechts, wornach der Kaiser den Pabst zu ernennen hatte, allein was brauchte man denn auf ein schwaches Weib, wie die Kaiserin Agnes, viele Rücksicht zu

nehmen? Das Hauptgewicht dieser Wahl aber lag darin, daß dadurch alle weltliche und geistliche Gewalt in Italien in die Hand Gottfrieds II. gelangte und dieser sich, wenn er wollte, sofort nicht blos von seinem Bruder zum Kaiser krönen lassen, sondern auch zum Gegenkönig in Deutschland — einige dortige Fürsten hätten sich leicht gewinnen lassen — aufwerfen konnte. Selbstverständlich hätte also ein kräftiger deutscher Regent augenblicklich über die Alpen eilen und die Wahl Stephans anulliren müssen; allein an der Spitze Deutschlands stand eine Frau, die einen Bischof zum Rathgeber hatte, und so ließ man den Gottfried II. mit seinem Bruder ruhig gewähren. Trotzdem konnten diese Beiden das, was sie ohne Zweifel im Schilde führten, nicht durchsetzen, denn Stephan X. erkrankte unmittelbar, nachdem er den Stuhl Petri bestiegen hatte, und starb dann schon am 29. März 1058. Nach diesem seinem Tode aber traten in Rom Ereignisse ein, welche es der kirchenreformfreundlichen Partei daselbst durchaus nothwendig machten, mit der deutschen Regierung Hand in Hand zu gehen, und so blieb dem Bärtigen, d. i. Gottfried II., nichts daselbst übrig, als seine Anschläge zu vertagen.

Das Haupt der soeben genannten kirchenreformfreundlichen Partei in Rom war der Cardinal-Subdiacon Hildebrandt, der ehemalige Cluniacenser-Mönch und nachherige Pabst Gregor VII., und es dürfte nunmehr an der Zeit sein, uns mit diesem höchstmerkwürdigen Mann etwas näher bekannt zu machen. Er wurde ums Jahr 1020 — genau weiß man es nicht — im Gebiet der toskanischen Stadt Soana, wahrscheinlich in Roanco, geboren und sein Vater soll ein Zimmermann gewesen sein. Seine Mutter dagegen hatte einen Bruder, der die Abtswürde im Marienkloster auf dem Aventin in Rom bekleidete, und von diesem wurde er erzogen. Noch in sehr jungen Jahren trat er dann in dieses Kloster selbst ein, und da dasselbe nach dem Muster von Clugny reformirt worden war, so sog Hildebrandt natürlich die cluniacensischen Reformideen schon als Jüngling ein. Nun interessirte sich bald der Archidiaconus Johann Gratian für ihn, weil er außer einer feurigen Beredtsamkeit einen durchdringenden Verstand besaß, und sowie also Gratian im Mai 1045 durch Kauf zum Pabst Stephan VI. avancirte, ernannte dieser ihn zu seinem Kaplan. Es

war dieß eine sehr einflußreiche Stelle, allein sie wurde sehr verhängnißvoll für ihn, indem Stephan VI. schon ein Jahr später (wie bereits erzählt) mit seinen zwei Nebenpäbsten ins Exil nach Deutschland wandern und sein Caplan ihn dahin begleiten mußte. Zwei Jahre lang blieb Hildebrandt in diesem Exil, genöthigt, seinen Herrn, den abgesetzten Pabst, überallhin zu begleiten, wo Letzterem der Kaiser Heinrich III. seinen Aufenthalt anwies. Da starb Stephan VI., und nun bat Hildebrandt, sich ins Kloster Clugny zurückziehen zu dürfen. Gern gestattete dieß der Kaiser, der, wie wir wissen, diesem Kloster seine ganze Huld zugewandt hatte, und der Abt Gregor von Clugny ernannte sofort den gewesenen päbstlichen Caplan zu seinem Prior. Als solcher lange zu wirken, war jedoch dem Hildebrandt nicht vergönnt, denn wie bereits erzählt nahm der Pabst Leo IX. denselben im Spätherbst 1048 mit nach Rom, wo er ihn zum Cardinal-Subdiacon ernannte und ihm die Besorgung des päbstlichen Finanzwesens anvertraute. Von nun an wuchs der Einfluß Hildebrandts von Stunde zu Stunde und bald stand er an der Spitze der Reformpartei, welche sich auf Leo IX. stützte. Noch größer wurde sein Einfluß auf Victor II., der ja, wie wir wissen, ihm hauptsächlich seine Ernennung zu verdanken hatte, und vollends steht außer Zweifel, daß Stephan X. sich, wenn er am Leben geblieben wäre, ganz unbedingt auf ihn gestützt haben würde, denn der gewaltige Bruder Stephans X., Gottfried II., genannt der Bärtige, achtete keinen Rath höher, als den des kleinen häßlichen Mönchs Hildebrandt, der Riesengedanken in seinem Kopfe trug.

Nun komme ich auf die Ereignisse zurück, welche unmittelbar nach dem Tode Stephans X. eintraten und die reformfreundliche Partei in Rom nöthigten, sich auf die deutsche Regierung zu stützen. Die Barone dorten hatten bei dem Erscheinen Heinrichs III. in Italien einen Widerstand auch nicht einmal versucht, sondern sich freiwillig auf ihre festen Schlösser im Gebirge zurückgezogen. Natürlich, denn Heinrich III. war ein tapferer energischer König und kam mit einem gewaltigen Heere. Jetzt aber war ein schwaches Weib Verweserin des deutschen Reichs und gegen eine solche Regierung durfte man sich Alles erlauben. Schnell also sammelten die Grafen Gregor

von Tusculum und Girard von Galeria ihre bewaffneten Banden, drangen in der Nacht vom 4. auf den 5. April 1058 in die Siebenhügelstadt ein und erfüllten dieselbe mit dem tödtlichsten Schrecken. Darauf theilten sie unter den Pöbel Geld aus und setzten so die tumultuarische Wahl eines der Ihrigen, des Bischofs Johann von Velletri (er war ein Sohn des Grafen Guido von Tusculum, besaß aber weder Verstand noch Bildung), zum Pabste durch. Er nannte sich Benedict X., ergriff Besitz vom Vatican und verkündete aller Welt den Antritt seiner Regierung. Das war ein furchtbarer Schlag für die cluniacensische Partei in Rom, denn wenn die Adelspartei von neuem Rom regierte, so sank das Pabstthum auf seine frühere Stufe der Erniedrigung hinab und all' die stolzen Pläne, welche die Kirchenreformfreunde durchsetzen wollten, versanken in ein Nichts. Wie war aber solche schlimme Zukunft abzuwenden? Einzig und allein durch Gewalt, aber für sich allein besaß die reformfreundliche Partei diese Gewalt nicht und selbst die Unterstützung derselben durch Gottfried II., den Viceregenten der Lombardei, konnte nicht viel helfen, denn die italienischen Großen wollten ebenfalls die Schwäche der deutschen Regierung ausbeuten und verweigerten ihm meist den Gehorsam. Es blieb also kein anderes Mittel übrig, als sich um Hülfe an die genannte weibliche Regierung in Deutschland zu wenden, und um diese Hülfe zu erlangen, mußte man die Miene annehmen, als ob man sich von ihr einen Pabst erbitte. Man mußte die Anmaßung der Römer, sich selbst einen Pabst gemacht zu haben, anscheinend verdammen und sich auf den Standpunkt stellen, als ob man das Recht der Pabsternennung nur allein dem Regenten Deutschlands zuerkenne. Zugleich aber wollte Hildebrandt, das anerkannte Haupt der Kirchenreform, einen Pabst, der ganz auf seine Ideen eingehe, und man mußte es also dahin bringen, daß die Reichsverweserin Agnes nicht auf einen andersdenkenden Pabst verfalle. Kurz also, Gottfried II. und der Cardinal Hildebrandt ordneten gemeinsam eine Gesandtschaft an die Reichsverweserin ab und baten sie unterthänigst um ihre Einwilligung, den Bischof Gerhard von Florenz, einen gebornen Burgunder, auf den Stuhl Petri setzen zu dürfen. Die Reichsverweserin aber, welcher diese Wahl, als die eines Nicht-

italieners, sehr plausibel gemacht wurde, ging sogleich darauf ein und somit erhielt der genannte Bischof unter dem Titel Nikolaus II. die Tiara. Freilich übrigens saß er jetzt noch nicht gleich auf dem Vatican, weil diesen Benedict X. inne hatte, allein die deutsche Regierung stellte ihrem Verweser in Oberitalien, Gottfried II., ein Contingent deutscher Truppen zur Verfügung und mit Hülfe dieser Truppen sowie zugleich durch Bestechungen aller Art — die Reformpartei gebot über große Geldmittel und noch reicher war, wie wir wissen, Gottfried II. durch seine Frau Beatrix, die eifrige Freundin Hildebrandts — wurde es endlich möglich, den Gegenpabst zum Weichen und die Baronenpartei zur Unterwerfung zu bringen.

Also vom 24. Januar 1059 an regierte Nikolaus II. und das war ein Mann so ganz nach dem Herzen und Sinn Hildebrandts. Jetzt konnte dieser mit der Verwirklichung seines großen Zieles, der Herstellung eines gewaltigen Gottesstaates (zu deutsch der Herrschaft des apostolischen Stuhles über alle weltlichen und geistlichen Gewalten in der katholischen Christenheit) den Anfang machen und dieser Anfang bestand in nichts Anderem, als in dem Versuche, die Päbste und ihre Wahl für alle Zeiten von dem deutschen Einfluß zu befreien. Freilich ein kühner Versuch und zugleich ein Act der höchsten Undankbarkeit, weil Nikolaus II. seine Ernennung rein blos der deutschen Reichsgewalt zu verdanken hatte; allein ein Priester vom ächten Schlag kümmert sich, wie die Geschichte lehrt, in Verfolgung seiner Zwecke um irgend eine Moralvorschrift auch nicht im Geringsten und was die Gefahr anbelangt, so kannte ja Hildebrandt die Schwäche der deutschen Regierung. Ueberdem begann er den Kampf nicht, ohne vorher die eigenen Kräfte, sowie noch mehr die seiner Verbündeten genau geprüft zu haben, denn, in der That, an Verbündeten fehlte es ihm nicht. Vor Allem nemlich durfte er sich auf die Italienischgesinnten, das heißt auf die patriotische Partei in der Lombardei und Rom verlassen, und seit den letzten Römerzügen Konrads II. und Heinrichs III. war diese Partei wieder mehr als je angewachsen. Natürlich, denn diese Partei wollte, daß Italien sich selbst regiere, und unterwarf sich nur mit Ingrimm dem Regiment der Ausländer. Besonders erbittert aber waren die großen Städte, die Sitze der

Erzbischöfe und Bischöfe, weil meist Deutsche auf diese geistlichen Sitze von den Kaisern erhoben worden waren, und die Macht dieser Städte war — wir haben dieß bei dem Kampfe Mailands gegen Konrad II. gesehen — gar nicht zu unterschätzen. Weit mehr übrigens als auf die nationale Partei in Oberitalien glaubte sich Hildebrandt auf eine andere Macht stützen zu können, nemlich auf die der Normannen in Unteritalien, und das hing so zusammen. Seit ihrem ersten Auftreten dorten — ich habe früher davon gesprochen — hatten diese ursprünglichen Seeräuber im Verlaufe der Zeit ihre im Beginn so kleine Herrschaft ziemlich ausgedehnt, und dieß wurde ihnen dadurch erleichtert, daß sie immer neuen Zuzug vom Stammvaterlande erhielten. Ihr Kampf mit den Byzantinern in Apulien und Calabrien, sowie mit den Arabern, die sich auf Sicilien festgesetzt hatten, hörte also gar nie auf und selbst mit den Päbsten kamen sie, wegen den Besitzungen derselben in Unteritalien, manchmal in schweren Conflict. So insbesondere mit Leo IX., der auf Benevent Anspruch machte und deßhalb persönlich gegen sie zu Felde zog. Er mußte aber solche Kühnheit schwer büßen, denn er wurde am 18. Juni 1053 von ihnen bei Civitate aufs Haupt geschlagen und hatte nun kein anderes Vertheidigungsmittel mehr gegen sie, als daß er sie feierlichst in den Bann that. Diesem Beispiel folgten auch die Päbste Victor II. und Stephan X., allein dieß hinderte die tapferen Normannen nicht, außer Benevent auch noch Salerno und Capua zu erobern und ihre Herrschaft von Reggio — an der Meerenge von Messina — an bis fast gegen Rom hin auszudehnen. Solches Alles überlegte sich der Cardinal Hildebrandt und bei seiner eminenten Klugheit fand er bald aus, daß es für den römischen Stuhl weit vortheilhafter sein würde, die Normannen zu Freunden statt zu Feinden zu haben. Mit Genehmigung seines Werkzeugs, des Pabstes Nikolaus II., reiste er also im Februar 1059 zu Robert Guiscard, dem damaligen hochberühmten Oberhaupte der Normannen, und schloß mit ihm nach kurzer Unterhandlung folgenden Vertrag ab. Erstens Robert Guiscard und seine Normannen werden vom Pabste vom Banne befreit. Zweitens der Pabst erkennt den Robert als Herzog von Apulien und Calabrien an. Drittens der Pabst belehnt den

Robert mit den Inseln Sicilien (welche übrigens erst den Arabern abzuringen war) und Corsika. Als Aequivalent für diese päbstlichen Wohlthaten(die übrigens den Pabst gar nichts kosteten, weil ihm weder Apulien, noch Calabrien, noch Sicilien je gehört hatten) erkennt viertens Robert Guiscard den Pabst als seinen Oberlehnsherrn an, gibt ihm fünftens Benevent zurück, zahlt ihm sechstens einen nicht unbedeutenden Jahreszins, und verpflichtet sich siebtens, jeden in Rom auf rechtliche Art gewählten Statthalter Christi mit Waffengewalt zu unterstützen. Man sieht, der Vortheil war ganz auf Seiten des Pabstes, allein der Normannenfürst ging doch mit Freuden auf den Vertrag ein, denn er war begierig, für seine Eroberungen in Unteritalien einen Rechtstitel zu bekommen und diesen verlieh ihm der Vertrag in bester Form, obwohl allerdings nur durch eine kolossale päbstliche Anmaßung.

Auf die tapferen Normannen also verließ sich vor Allem der kluge Hildebrandt bei Durchführung seiner großartigen Pläne, und daß er dieß könne, das bewiesen sie ihm gleich nach dem Abschluß des Vertrags. Sofort nemlich zogen sie gegen die Grafen von Tusculum und Galeria, die sich noch immer in ihren Burgen im Gebirge hielten, zu Felde, zerstörten diese Burgen und machten es dadurch unmöglich, daß die Adelspartei in Rom je wieder ihre frühere Stärke erhielt. Weil nun aber Hildebrandt überzeugt sein konnte, daß die Normannen ganz auf seiner Seite seien, rückte er sofort mit seinem Erstlingsplane, die Päbste von den deutschen Königen unabhängig zu machen, heraus und setzte auf einer am 13. April 1059 im Lateran versammelten Synode ein Decret des Pabstes Nikolaus II. durch, welches die Pabstwahl ganz neu regelte. Wer sollte nemlich für die Zukunft den Pabst wählen? Nur allein die Hauptgeistlichen Roms, das ist die an den Hauptkirchen fungirenden Pfarrer oder Presbyter nebst den Diaconen der großen Hospitäler, sowie die Bischöfe der Städte, welche im römischen Gebiete lagen, also die von Ostia, Porto, St. Rufina, Alba, Sabina, Präneste und Tusculum. Ja wohl, diesen allein, welchen man seit einiger Zeit den Namen der „Cardinäle“, das ist der Hauptthürpfosten (von Cardo, Thürangel) der christlichen Kirche gab, sollte für die Zukunft das Recht zustehen,

den Stuhl Petri neu zu besetzen, und wer auf anderem Wege auf diesen Stuhl gelangte, der sei als ein unrechtmäßiger Eindringling zu betrachten. Das war eine furchtbar tief eingreifende Maßregel, denn durch dieselbe wurde nicht nur das frühere Herkommen, welches auch dem Adel und Volk von Rom ein Stimmrecht gegeben hatte, vollkommen beseitigt, sondern es hörte damit auch das in den letzten Decennien allüberall anerkannte Recht der deutschen Könige, den Pabst zu ernennen, factisch auf. Freilich erklärte die Reichsverweserin Agnes das neue Verfahren für ein ungesetzliches und überdem legten die meisten deutschen Bischöfe Protest gegen dasselbe ein; allein Hildebrandt kümmerte sich nicht ein Jota darum und hatte sogar die Kühnheit, das Decret durch eine zweite Lateransynode im Februar 1061 in noch schrofferer Form bestätigen zu lassen.

Bald sollte es sich zeigen, auf welcher Seite die größere Macht sei, auf der Hildebrandts oder auf der der deutschen Monarchie, denn nicht lange hernach, am 27. Juli 1061, starb Nikolaus II. und der Stuhl Petri war also neu zu besetzen. Hildebrandt selbst, der schon seit einiger Zeit die höchste kirchliche Würde nach dem Pabst bekleidete (Stephan X. hatte ihn zum Archidiaconus der römischen Kirche ernannt), scheint eine Zeitlang geschwankt zu haben, was zu thun sei, und gab dadurch dem in der letzten Zeit so tief gedemüthigten Adel Roms Gelegenheit, eine Gesandtschaft an die Reichsverweserin Agnes abzuordnen mit der Bitte, einen Pabst zu ernennen. Damit wollte der Adel dem Hildebrandt den Vorsprung abgewinnen, aber dieser fand jetzt plötzlich seine gewohnte Energie wieder, zog sofort ein starkes Corps Normannen unter der Führung des Fürsten Richard von Capua, eines Schwagers des Robert Guiscard, nach Rom, um etwaige Unordnungen im Keime ersticken zu können, versammelte darauf die römischen Bischöfe, Pfarrer und Diaconen als Cardinalscollegium und brachte es mit Leichtigkeit zu Stande, daß der Bischof Anselm von Lucca, ein leichtlenkbarer Schwachkopf, aus der Wahlurne hervorging. Derselbe nannte sich Alexander II. und bestieg am 1. October 1061 den Stuhl Petri. Kaum aber drang diese Kunde — und sie reiste dießmal sehr schnell — nach Deutschland, so berief die Reichsverweserin Agnes, über die römische Anmaßung empört, schleunigst eine

Synode nach Basel und setzte auf dieser — unter Mitwirkung und Zustimmung der obgenannten römischen Adelsgesandtschaft — am 28. October 1061 die Wahl des sehr reichen Bischofs Cadalus von Parma, des früheren Kanzlers Heinrichs III., zum Gegenpabst durch. Dieser nannte sich Honorius II. und schickte sich alsbald an, unter dem Schutz einer deutschen Armee die Alpen zu überschreiten. Auch durfte er in Italien selbst auf eine starke Unterstützung rechnen, denn es hielten zu ihm außer der Adelspartei in Rom verschiedene Markgrafen in Oberitalien, sowie insbesondere fast alle dortigen Bischöfe, weil sie, wie schon gesagt, Deutsche und keine Italiener waren. Er hatte also gegründete Hoffnung, über seinen Gegenpabst Alexander II., die Hildebrandt'sche Puppe, den Sieg zu erringen, und es wäre wohl auch so weit gekommen, wenn nicht in Deutschland selbst urplötzlich ein großer Umschwung der Dinge stattgefunden hätte.

Hier, in Deutschland nemlich, ließ es die von dem Bischof von Augsburg, wie wir wissen, so stark beeinflußte Reichsverweserin Agnes an Mißgriffen nicht fehlen, und den größten beging sie bei Besetzung der Herzogthümer. In Schwaben bekriegten sich die Hochadeligen, besonders die Welfen (auf den unbeweibten Welf III. folgte eben jetzt sein Neffe, der Sohn seiner Schwester, welche an den Markgrafen Azzo in Oberitalien aus dem reichen Hause Este vermählt war, als Welf IV. und vereinigte nach dem Tode seines Vaters Azzo dessen weitläuftige italienische Besitzungen mit den noch weitläuftigeren in Schwaben und Baiern) und Zähringer (diese, seit mehr als hundert Jahren schon Grafen vom Sund- und Breisgau und abstammend von dem berühmten Erchanger, dessen sich der Leser noch erinnern wird, besaßen im westlichen Schwaben große Güter und nannten sich von ihrer Hauptburg Zeyring oder Zähring bei Freiburg die Zähringer) vielfach und in diese Fehden wurden natürlich auch die übrigen Grafen — eben jetzt wird auch ein Graf von Zollern oder Hohenzollern zum ersten Mal genannt — mithineingezogen, ohne daß der schwache Herzog Schwabens Otto III. im Stande gewesen wäre, denselben zu steuern. Statt daß nun die Reichsverweserin nach dem anno 1057 erfolgten Tode dieses Otto das erledigte Herzogthum einem kräftigen Manne übergeben hätte, belehnte sie damit

— und zwar in erblicher Weise — den jungen trotzigen Grafen Rudolph von Rheinfelden, dessen Güter links vom Rheine zwischen Basel und Säckingen im jetzigen Canton Aargau lagen, und stieß damit — der junge Graf Rudolph hatte nemlich gar keine Verdienste, als daß er am Hofe der Reichsverweserin eine galante Rolle spielte und sich die Liebe ihres Töchterchens Mathilde zu erringen verstand — fast alle Höhergestellten in Schwaben vor den Kopf. Insbesondere erbost war der Graf Berthold von Zähringen, weil ihm der verstorbene Kaiser Heinrich III. das genannte Herzogthum im Erledigungsfalle zugesagt gehabt hatte, und um ihn nun zu beschwichtigen, übertrug ihm die Reichsverweserin anno 1060 das Herzogthum Kärnthen, dessen Herzog Kuno in diesem Jahre kinderlos verstarb. Aber damit versöhnte sie den Zähringer keineswegs und außerdem fühlte sich jetzt der reiche Welf IV., der längst auf dieses Lehen spekulirt hatte, doppelt gekränkt. Dazu kam dann noch ein dritter Mißgriff, der nemlich, daß die Reichsverweserin das ebenfalls erledigte Baiern anno 1061 einem sächsischen Großen, dem Grafen Otto I. von Nordheim, erblich verlieh, denn derselbe zeichnete sich zwar durch Kühnheit, Tapferkeit und Geisteskraft vor vielen andern Großen aus, gehörte aber in seinem Herzen zu den Feinden des Bischofs Heinrich II. von Augsburg, den sich die Reichsverweserin zu ihrem Busenfreund erwählt hatte.

Viel Verstandesschärfe bei Besetzung der Herzogthümer bewies also die Reichsverweserin nicht; am allermeisten aber schadete sie sich dadurch, daß sie den genannten herrischen Bischof zum ganz alleinigen Berather und Freund annahm. Durch diese Wahl nemlich fühlten sich nur zu Viele, welche ebenfalls gerne an der Leitung der Reichsgeschäfte Antheil genommen hätten, höchlich zurückgesetzt, und insbesondere war dieß der Fall bei dem Erzbischof Anno II. von Köln. Dieser, einem ziemlich unbedeutenden adeligen Geschlechte Schwabens (entweder dem der Grafen von Pfullingen oder dem der Ritter von Steußlingen) entsproßen, zeichnete sich schon sehr frühe nicht blos durch bedeutende Kenntnisse, sondern auch durch eine ungemeine Weltklugheit aus, und da er damit ein imponirendes Aeußeres sowie eine strenge Moralität verband, so stieg er im Kirchendienst schnell von

Stufe zu Stufe empor. Endlich wurde auch Kaiser Heinrich III. auf ihn aufmerksam gemacht und dieser ernannte ihn zuerst zum Probst des Stiftes Simonis und Judä in Goslar, sowie dann später im Februar 1056 zum Erzbischof von Köln. Eine hohe, und wie Viele meinten wohl verdiente Würde; allein sowie Anno auf seinem Erzstuhle saß, traten auch seine andern Eigenschaften, die er bisher bemäntelt hatte, ans Tageslicht. Nemlich einmal ein Eifer für das Interesse der Kirche, der in keinem Mönche des Klosters von Clugny stärker hervortrat, und dann ein Ehrgeiz, der mit eiserner Rücksichtslosigkeit seine Zwecke verfolgte. Dieser Kirchenfürst nun hatte nach dem Tode Heinrichs III. darauf gerechnet, daß ihn die Wittwe desselben zu ihrem ersten Rathgeber erwählen würde, denn er dürstete darnach, die Zügel der Reichsregierung in die Hände zu bekommen. Um so heftiger ergrimmte er, als er sah, daß ihn die Reichsverweserin gänzlich auf die Seite schob, und weil er zugleich das Verhältniß derselben zu dem Bischof Heinrich II. von Augsburg für ein schmachvolles (wie viele Andere, hielt er diesen Bischof für ihren geheimen Liebhaber) ansah, reifte bald der Entschluß in ihm, ihr die Vormundschaft über den minderjährigen Heinrich IV., wenn es sein müßte, selbst mit Gewalt abzunehmen. Natürlich aber getraute er sich nicht, eine solch' kühne That allein auszuführen, und somit suchte er unter der Hand nach mächtigen Gehülfen, um der Reichsverweserin, wenn sie ihn etwa mit Krieg überziehen würde, in allen Richtungen gewachsen zu sein. Auch wurde es ihm, weil es so viele Unzufriedene gab, nicht schwer, derlei Verbündete zu gewinnen, und als solche nenne ich den Bischof Günther von Bamberg, den Erzbischof Siegfried von Mainz, den Herzog Gottfried II. den Bärtigen und vor allen den neuen Herzog von Baiern, Otto I. von Nordheim, sowie den tapferen Markgrafen Ekbert von Meissen. Mit diesen beiden Letzteren machte er ab, den unmündigen Heinrich IV. gewaltsam der Mutter und Vormünderin zu entführen, allein selbstverständlich stellten sich alle Dreie, als wären sie der Reichsverweserin treuergebenste Freunde. Gut also, im April 1062 bezog die Letztere mit ihrem damals zwölfjährigen Sohne und geringem Gefolge ihre wunderschön gelegene Pfalz auf der Rheininsel Kaiserswerth bei Neuß unweit von

Düsseldorf (damals die Insel des heiligen Suidbert genannt, der hier schon ums Jahr 710 ein Kloster gestiftet hatte) und sofort stellten sich auch der Graf Ekbert, der Herzog Otto und der Erzbischof Anno ein, dem Anschein nach, um der hohen Dame ihre Ehrfurcht zu bezeugen. Sie waren aber nicht, wie sonsten damals üblich, zu Pferde gereist, sondern auf einem Schiffe des Erzbischofs, das dieser besonders schön ausgestattet hatte. An einem lieblichen Maitage nun nach der Mittagsmahlzeit, zu welcher die Verschwornen von der Reichsverweserin geladen waren, pries der Erzbischof dem jungen Königssohne die Schönheit seines Schiffes so lange, bis dieser begierig wurde, dasselbe zu sehen, und da nun die arglose Mutter hiegegen nichts einzuwenden hatte, führten ihn die Verschwornen auf das Fahrzeug. Sowie aber der Knabe auf dem Verdeck stand, gab der Erzbischof seinen Ruderknechten einen Wink und augenblicklich stießen diese vom Ufer ab, der Mitte des Rheins zusteuernd. Da erfaßte den jungen Heinrich der Gedanke, man habe es auf sein Leben abgesehen und beherzt sprang er in die Fluthen hinab, obwohl er nicht schwimmen konnte. Er wäre also ohne Zweifel ertrunken, doch in der Minute stürzte sich ihm der Markgraf Eckbert nach und brachte ihn auf das Schiff zurück. Dort suchten ihn die Verschwornen mit Schmeichelworten zu besänftigen, und ohne Aufenthalt fuhren sie mit ihm weiter nach Köln, wo sie in der Residenz des Erzbischofs abstiegen.

Es war dieß ein eben so kühner als verbrecherischer Gewaltsstreich, und wenn ein Mann Reichsverweser gewesen wäre, so würde er ihn wohl zu rächen verstanden haben. Frau Agnes aber wußte nichts zu thun als zu jammern und alle Welt zu beschwören, ihr beizustehen. Das thaten auch die wenigen Einwohner von Kaiserswerth in so fern, daß sie dem Schiffe am Ufer nachliefen und die Räuber des Königssohnes mit Schimpfworten überhäuften; allein von den Großen des Reichs, den geistlichen wie den weltlichen, regte kein Einziger Hand oder Fuß, sondern Alle waren froh, der erbärmlichen Weiberwirthschaft endlich enthoben zu sein, obwohl allerdings Viele gegen den Erzbischof Anno II. in ihrem Innern keine Freundschaft hegten. Um Letzteres jedoch kümmerten sich die Verschwornen nicht

im geringsten, sondern, nachdem sie sich in der Verwirrung auch noch der Reichskleinodien bemächtigt und den Bischof Heinrich II. von Augsburg auf höchst grausame Weise ermordet hatten, übertrugen sie dem Erzbischof Anno die Vormundschaft über Heinrich IV. und ebendamit auch die Verwesung des deutschen Reichs. Somit blieb der Frau Agnes nichts übrig, als sich in das Unabwendbare zu fügen, und sie ging dann nach Italien, wo sie ihr Leben am 14. Dezember 1077 unter den strengsten Bußübungen schloß. Auf diese Art setzte sich der Erzbischof von Köln in den thatsächlichen Besitz der Reichsregierung und alsbald ging er daran, sich in diesem Besitz zu befestigen. Mit welchen Mitteln aber? Nur einfach dadurch, daß er die höchsten Kirchenstellen bei ihrer Erledigung mit seinen nächsten Verwandten besetzte, während er zugleich den Herzogen und Grafen damit schmeichelte, daß er ihnen ein Reichsgut nach dem andern, zum großen Nachtheile der Königsmacht, überließ. Einen großen Fehler aber für die Dauer seiner Regierung beging er damit, daß er dem jungen Heinrich IV. durch seine Erziehungsweise einen unüberwindlichen Widerwillen gegen sich einflößte, denn diese Erziehungsweise war nicht blos eine ernste und strenge, sondern vielfach sogar eine barbarische, sich auf körperliche Züchtigungen stützende.

Nur zu bald wurde es ruchbar, wie viel der Königssohn unter dem mönchisch-strengen Lehrer und Vormund zu leiden habe, und sofort regte sich das Mitleid für den Knaben. Das Mitleid aber brachte gar Manchen auf den Gedanken, daß man den Erzbischof in seiner gewaltsamen Weise nicht fortmachen lassen könne, und hierin wurde man noch durch eine andere That des Erzbischofs bestärkt. Wir haben weiter oben gesehen, daß es wieder einmal zwei Päbste gegeben habe, einen Hildebrandt'schen, Alexander II., und einen von der deutschen Partei Erkornen, Honorius II. Letzterem wollte die Reichsverweserin Agnes, wie es ihre Pflicht war, unter die Arme greifen, allein eben wie sie sich dazu anschickte, wurde sie von dem Erzbischof Anno II. ihrer Macht beraubt, und es fragte sich nun, zu was sich der Letztere, das ist der jetzige Reichsverweser, entschließen würde. Dachte er deutsch und lagen ihm die deutschen Interessen, sowie insbesondere auch die Interessen des deutschen Monarchen am

Herzen, so mußte er den Alexander II. mit Waffengewalt absetzen und das Hildebrandt'sche Wahlmandat als eine Anmaßung von ungeheuerster Tragweite vernichten; allein gerade jetzt zeigte es sich, welcher Wahnsinn es war, einem Priester die Reichsgewalt anzuvertrauen, denn weil die Macht und das Wohl der Kirche dem Kölner Erzbischofe höher standen als das Wohl und die Macht des deutschen Königthums, war er von Anfang an fest entschlossen, den Hildebrandt'schen Pabst Honorius II. anzuerkennen, womit das längst anerkannte Recht der deutschen Könige, den Pabst zu ernennen, ohne weiteres annullirt wurde. Um übrigens den Schein der Unparteilichkeit zu wahren, ließ er auf einer im October 1062 nach Augsburg zusammenberufenen Synode deutscher Bischöfe die Pabstfrage des Nähern untersuchen und siehe da, die deutschen Bischöfe stimmten mit ihm, der ganz cluniacensisch dachte, darin überein, daß die Pabstwahl in Rom durch die dortigen Cardinäle vorzunehmen sei. Folgerichtig erklärten sie dann weiter, daß man nicht den Honorius II., sondern den Alexander II. als den richtigen Pabst anerkennen müsse, vorausgesetzt nemlich, daß sich bei dem Wahlakte selbst keine Ungesetzlichkeiten eingeschlichen hätten, und schließlich verlangten sie dann von dem Reichsverweser-Erzbischof, daß er einen eigenen Gesandten nach Rom sende, um sich über den Hildebrandt'schen Wahlakt zu instruiren. Demgemäß ordnete Anno II. sofort seinen eigenen Neffen, den von ihm erst vor ganz kurzem zum Bischof von Halberstadt promovirten Burchard II., nach Rom ab, und dieser erkannte, dort angekommen, im Januar 1063 dem Alexander II. die Pabstwürde zu.

Dieses durchaus undeutsche Verfahren verletzte viele deutsche Großen noch weit mehr, als die Strenge, mit welcher Anno II. den deutschen Königsjüngling erzog, und sofort trat an Pfingsten 1063 in Altstädt oder Goslar eine Reichsversammlung zusammen, welche decretirte, daß dem Kölner der Erzbischof Adalbert von Bremen als Miterzieher und Mitberather Heinrichs IV. beizugeben sei. Dieser Adalbert, aus dem hochangesehenen Geschlecht der Grafen von Wettin, besaß alle Eigenschaften, die einen Mann zieren, eine schöne hohe Statur, einen edlen geistreichen Kopf, eine feine Erziehung, ein tiefes Wissen und zugleich eine Liebenswürdigkeit im Umgang, durch die er

wen er wollte für sich gewinnen konnte. Nicht minder groß waren aber auch seine Fehler und als solche bezeichne ich vor Allem einen ungemessenen Ehrgeiz, verbunden mit einer eben so maßlosen Eitelkeit, eine Prachtliebe sonder Gleichen, welche bis zur Verschwendung ausartete, und endlich sehr leichte ans Immoralische oder doch Frivole streifende Sitten. Doch wußte er diese Fehler eine geraume Zeit lang klug genug zu verdecken, und so gelang es ihm, die Gunst Heinrichs III. so sehr zu gewinnen, daß derselbe ihm, dem Dreißigjährigen, der damals erst Domprobst zu Halberstadt war, anno 1043 das Erzbisthum Bremen anvertraute. Nunmehr wußte sich Adalbert in großes Ansehen zu setzen und die Meisten der weltlichen Großen staunten ihn als einen ihnen weit überlegenen Geist an. Das war auch der Grund, warum sie ihn für besonders tauglich hielten, die Erziehung des jungen Königssohnes zu leiten, allein sie begingen damit einen Mißgriff, welcher die allertraurigsten Folgen nach sich zog. Der Erzbischof Adalbert nemlich dachte auch nicht einen Augenblick lang daran, aus dem Jüngling einen kräftigen, tugendhaften, mit den einem Könige nöthigen Kenntnissen und Grundsätzen wohl ausgestatteten Herrscher zu machen, sondern er dachte nur daran, sich in das Herz des Königssohnes so sehr einzunisten, daß er demselben für alle Zukunft unentbehrlich würde. Auf diese Art hoffte er es in kurzem so weit zu bringen, daß der Erzbischof Anno II. gänzlich vom Regimente entfernt werde, und dann, wenn er dieß erreicht hatte, mußte ihm die Führung der Reichsgeschäfte allein zufallen. Was Wunder nun, wenn unter solchen Umständen der junge Heinrich die ungebundenste Freiheit erhielt und wenn in Folge dessen die von Adalbert geleitete Erziehung in eine Verziehung ohne Gleichen ausartete? Gewiß, der junge Königssohn besaß von Natur vortreffliche Anlagen, wie namentlich ein tiefes Gemüth und einen durchdringenden Verstand; allein das Blut wallte ihm rasch durch die Adern und leidenschaftlich wie er war ließ er sich nur zu gerne zu Ausschreitungen, wenn nicht gar Ausschweifungen hinreißen. Statt ihn nun in kluger Weise, also nicht mit brutaler Strenge, wie Anno II. gethan, sondern mit Bitten, Vorstellungen und lieben Worten auf richtige Bahnen zu leiten, umgab ihn Adalbert mit lockeren Gesellen

aus höheren Kreisen, führte ihn von Sinnengenuß zu Sinnengenuß und brachte ihn bald so weit, daß der Junge, noch ehe er das vierzehnte Jahr erreicht hatte, schon über alle Sittlichkeit hinweg war. Noch mehr, wenn je in demselben das Gewissen sich regte, so rief er ihm zu: „ein König ist an kein Gesetz gebunden, sondern durch die Gnade Gottes hoch über demselben erhaben", und brachte ihm dadurch einen solch' tollen Wahn von seiner Ausnahmsstellung als ein im Purpur Geborner bei, daß selbst der Hochmuth des nachherigen Königs Ludwig XIV. nicht toller sein konnte. Gewiß also, eine schiefere Erziehung hätte dem künftigen Heinrich IV. gar nicht gegeben werden können, und sie mußte später nothwendig die traurigsten Folgen sowohl für diesen selbst als für das von ihm beherrschte Reich haben; allein sie brachte dem Erzbischof Adalbert den Vortheil, daß der Königssohn ihm eben so sehr seine Liebe schenkte, als er den Erzbischof Anno haßte.

Nachdem es nun der Bremer Erzbischof nach kurzer Zeit so weit gebracht, beschloß er, den Kölner, der immer noch faktisch die Reichsregierung führte, bei der nächsten Gelegenheit durch einen Staatsstreich gänzlich zu entfernen, um das Regiment ganz allein in die Hände zu bekommen, und diese Gelegenheit blieb nicht aus. In Rom nemlich war durch Annos II. entschiedene Parteinahme der Hildebrandt'sche Pabst Alexander II. im Januar 1063 allerdings über seinen Rivalen Honorius II. Meister geworden; doch nur auf eine Zeit lang, indem Letzterer von den römischen Baronen eifrigst unterstützt gleich nachher mit bewaffneten Schaaren heranrückte und sich auf der schnell eroberten Engelsburg festsetzte. Freilich den Gegner, ich meine Alexander II., ganz zu besiegen, gelang ihm nicht, sondern dieser hielt sich auf dem Capitol, und da ihm sofort die Normannen ein kleines Hülfskorps (viel Mannen konnten sie damals nicht entbehren, weil sie eben mit den Sarazenen oder Arabern auf Sicilien in schwere Kämpfe verwickelt waren) zusandten, so fielen tagtäglich zwischen den beiden Pabstparteien blutige Gefechte vor. Das war ein Scandal ohne Gleichen und das ärmlichste dabei noch das, daß trotz der ewigen Scharmützel, an welchen sich bald alle Bürger der Stadt betheiligten, längere Zeit ein wirkliches Resultat nicht erzielt wurde.

Endlich jedoch, gegen den Schluß des Jahres 1063 hin, bekam Honorius II. ein entschiedenes Uebergewicht und schon jubelten die Barone. Da ging Hildebrandt den Erzbischof-Reichsverweser Anno II. in dringendster Weise um Hülfe an, und sofort zog der Erzbischof, begleitet von vielen weltlichen und geistlichen Reichsfürsten, welche ihm ihre Contingente zuführten, im Frühjahr 1064 über die Alpen. Nun war natürlich Honorius II. verloren, denn Anno II. versammelte nicht blos sofort in Mantua eine Synode, welche, von ihm durchaus beeinflußt, im Mai 1064 den Alexander II. für den allein rechtmäßigen Pabst erklärte, sondern er hielt auch den Monat darauf seinen Einzug in Rom selbst und machte auch hier dem Baronenpabstthum für immer ein Ende. Es scheint aber doch, daß diese Angelegenheit nicht so ganz glatt und ohne Schwierigkeiten ablief, denn Anno II. blieb fast ein ganzes Jahr lang in Italien und hätte dieß sicherlich nicht gethan, wenn er ohne Schaden vorher abkommen konnte. Wozu nemlich benützte der Erzbischof Adalbert von Bremen die lange Abwesenheit des Kölners? Nun zu nichts Geringerem, als dazu, daß er den jungen Königssohn, seinen Mündel, im März 1065 nach Worms führte und ihn da vor den wenigen Herzogen, Grafen und Bischöfen, die sich auf seine Einladung hin eingefunden hatten, in feierlicher Weise wehrhaft machte. Mit andern Worten, er gürtete dem königlichen Jüngling, der noch nicht einmal fünfzehn Jahre zählte, das Schwert um und erklärte ihn dadurch für einen Mann. Mit der Wehrhaftmachung aber wurde derselbe zugleich nach uralt deutschem Gebrauch mündig und herrschte fortan als der selbstständige König Heinrich IV. Das war's, was der Erzbischof von Bremen schon lange anstrebte, denn die erste Regierungshandlung des mündig Gewordenen war, daß er dem verhaßten Erzbischofe Anno II. alle Geschäfte abnahm und dafür seinen geliebten Adalbert zu seinem Premierminister und Factotum ernannte. Letzterer herrschte also von jetzt an mit Allgewalt und Anno II. schien für immer auf die Seite geschoben zu sein.

## Viertes Kapitel.

### Heinrichs IV. erste neun Regierungsjahre.

(1066—1075).

Es ließ sich zum voraus denken, daß der Erzbischof Adalbert die große Macht, die er nunmehr erlangte, in doppelter Beziehung mißbrauchen würde. Einmal dazu, um seine grandiose Prunk- und Verschwendungssucht, und sodann dazu, um seinen unersättlichen Ehrgeiz zu befriedigen. Allein so stark, wie er's nunmehr trieb, hatte man es doch nicht erwartet. Auf der Harzburg bei Goslar nemlich, wo Heinrich IV. von jetzt an gewöhnlich Hof hielt, umgab der neue Premier den jungen König mit Allem und Jedem, nach was dessen Herz begehren mochte, und er selbst mit seinem großen Gefolge machte womöglich einen noch größeren Aufwand. Woher nun aber das viele hiezu nöthige Geld nehmen? Ei das machte sich ganz unschwer dadurch, daß Adalbert jedes neu zu besetzende Bisthum nur um schweres Geld losschlug. Ueberdem setzte er sich in den Besitz von verschiedenen Reichsabteien, sich deren Einkünfte ohne weiteres aneignend, und mit den Reichs- und Krongütern, ja selbst mit den Kirchenschätzen, das ist den silbernen oder goldenen mit Edelsteinen besetzten Kelchen, Kreuzen und Leuchtern, hauste er nicht minder willkürlich. Freilich behielt er nicht Alles für sich, sondern einzelne Große des Reichs, die er sich zu Freunden machen wollte, erhielten auch ihren Theil von dem Raub; allein nur zu Viele gingen leer aus und wurden darob wüthend. So bildete sich schon in den ersten Monaten eine starke Partei gegen ihn und das Herz und die Seele dieser Partei waren, außer dem vom Hofe entfernten Anno II., die Billunger in Sachsen, das heißt die Abkömmlinge jenes berühmten Herrmann Billung, von dem wir früher gesprochen haben. Sie besaßen seither die sächsische Herzogswürde erblich und verfügten außerdem über großartige Gütercomplexe daselbst. Weil aber Adalbert etliche Grafschaften in Friesland, auf welche sie Ansprüche hatten, gewaltsam an sich riß, wurden sie seine Todfeinde und in diese Todfeindschaft zogen

sie alle ihre Freunde und Verwandte hinein. Ihren Hauptstützpunkt übrigens fand die dem Adalbert feindliche Partei darin, daß derselbe aus seinem Erzbisthum etwas ganz Absonderliches zu machen bestrebt war, nemlich ein nordisches Patriarchat mit voller Unabhängigkeit von Rom, denn dadurch sahen sich die übrigen deutschen Priesterfürsten in ihrer bisherigen Machtstellung auf's aeußerste bedroht. Bereits gehörte zum Sprengel von Bremen, außer ganz Norddeutschland und den damit in Verbindung stehenden slavischen Provinzen, auch ganz Skandinavien, also Dänemark, Schweden und Norwegen, selbst die Insel Island nicht zu vergessen, und es gab also keinen andern Erzbischof in Europa, der ihm an Macht gleichstand. Was Wunder nun, wenn in ihm der Gedanke entstand, das Beispiel der Kirchenfürsten von Jerusalem, Byzanz, Alexandrien und Antiochien nachzuahmen und, wie sie, seinen ungeheuren Sprengel ebenfalls in ein von Rom unabhängiges Patriarchat zu verwandeln, oder mit andern Worten sich zum Pabst des europäischen Nordens zu machen? Es war ein großartig kühner Gedanke, aber die andern deutschen Erzbischöfe, besonders Anno II. von Köln und Siegfried I. von Mainz, wurden darob vom heftigsten Neid und Zorn erfüllt, und ihnen pflichteten die meisten Bischöfe bei, weil sie fürchteten, der ehrgeizige Adalbert möchte sich mit einem Patriarchat des Nordens nicht einmal begnügen, sondern würde es in ein deutsches Patriarchat umwandeln. Kurz die Partei der Feinde Adalberts wuchs von Stunde zu Stunde, und daß sich ihr die Billunger in Sachsen mit dem Grafen Otto I. von Nordheim (jetzt Herzog von Baiern) und den Herzogen Rudolph von Schwaben und Berthold von Kärnthen anschlossen, versteht sich von selbst. Noch mehr, es gab auch Verschiedene, welche nicht blos der Haß, sondern das Gewissen antrieb, an dem Sturze Adalberts mitzuarbeiten, denn der junge Heinrich IV. führte auf der Harzburg in Mitten von Zechgenossen und Lustdirnen ein wahrhaft entsetzliches Leben und solchem konnte man nur durch die Entfernung des frivolen Erzbischofs von Bremen ein Ende machen. In Folge dessen strömte der Adel und die Geistlichkeit in Masse nach Tribur, als die Erzbischöfe von Mainz und Köln auf den Januar 1066 eine Reichsversammlung dahin ausschrieben, und auch Heinrich IV. erschien mit

seinem Factotum Adalbert; letztere Beide jedoch natürlich in keiner andern Absicht, als die schlimmen Anschläge der beiden Erzbischöfe von Mainz und Köln, die ihnen nicht unbekannt geblieben waren, zu vereiteln. Allein es half sie nichts, sondern im Gegentheil, kaum war Heinrich IV. in Tribur eingeritten, so stellten ihm die dort bereits versammelten Großen kurzweg die Alternative, entweder den Erzbischof von Bremen zu entlassen oder der Krone zu entsagen. Der junge König wollte aufbrausen, allein nur um so fester blieben die Großen auf ihrem Begehr. Nun verlangte der König eine kurze Bedenkzeit und wie ihm diese gewährt war, versuchte er es in der Nacht darauf mit den Reichskleinodien zu entfliehen. Er war aber allzugenau bewacht, als daß ihm die Flucht hätte gelingen können, und um's kurz zu sagen, es blieb ihm am Ende nichts übrig, als in die Entfernung Adalberts zu willigen.

Mit Schmach und Schande mußte dieser, der soeben noch fast mit Allmacht geherrscht hatte, von Tribur abziehen und zu der Schande kam auch noch der Schaden. Kaum nemlich war er in sein Erzstift Bremen zurückgekehrt, so brachen die Billunger — der Herzog Ordulph von Sachsen, sein Sohn Magnus, der Markgraf Udo von Meissen und Andere — in sein Gebiet ein, verheerten dieses furchtbar, eroberten Bremen und gaben sich erst zufrieden, als der tief Gedemüthigte mehr als die Hälfte seiner Besitzungen an sie abgetreten hatte. Eben so schlimme Tage als Adalbert hatte auch der junge König Heinrich IV. selbst, denn er sah sich jetzt ganz in der Gewalt der Großen, die in Tribur das große Wort gesprochen hatten, und konnte sich nicht anders denn als ihren Gefangenen betrachten. Blieb ihm doch kein einziger seiner früheren Genossen und Diener, noch viel weniger aber eine seiner Freundinnen, die seinen Hof noch vor kurzem so verrufen gemacht hatten! Da erkrankte er und man mußte ihn nach Fritzlar bringen, wo er etwas mehr Luft bekam. Kaum aber war er wieder genesen, so drangen die Großen, insbesondere Anno II., welcher jetzt die Reichsgeschäfte ganz in der früheren Weise leitete, in ihn, seine Verlobte Bertha, die Tochter des Markgrafen Otto von Susa, (von dieser Verlobung haben wir dem Leser bereits erzählt) als Gemahlin heimzuführen, damit er nicht wieder in

die früheren Ausschweifungen zurückfalle, und auch hierein sah er sich im Juli 1066 zu willigen gezwungen. Ja wohl, es blieb ihm nichts übrig, als sich in Alles zu fügen, was man von ihm verlangte, denn er war ja in der Gewalt seiner Peiniger; aber um so tiefer saß der Groll gegen sie in seinem Innern und selbst die ihm aufgedrungene Gemahlin haßte er im Anfang recht gründlich. Doch will ich jetzt schon bemerken, daß sich dieser Haß später, als er sich überzeugte, mit welcher Treue, Liebe und Aufopferung die Gemahlin ihm anhing in innige Hochachtung verwandelte, und dieses schöne Verhältniß blieb dann bis zu ihrem Tode — 27. Dezember 1087 — ohne Unterbrechung bestehen.

Drei Jahre lang trug Heinrich IV. die Fesseln, in welche ihn die Verschwornen von Tribur geschmiedet, da zeigte sich ihm plötzlich eine Gelegenheit, sich ihrer zu entledigen. Seit des großen Bonifacius Zeiten nemlich machten die Erzbischöfe von Mainz darauf Anspruch, daß ihnen die Thüringer den Zehnten zu entrichten hätten, konnten ihn jedoch bis jetzt nicht erhalten. Da trat Heinrich IV. — den Rath dazu hatte ihm Adalbert von Bremen heimlich geben lassen — mit dem sehr geizigen Erzbischof Siegfried I. anno 1069 in aller Stille in Unterhandlungen und versprach ihm, die Hartnäckigen zur Entrichtung des Zehntens nöthigenfalls mit Waffengewalt zu zwingen, wenn der Erzbischof dafür auf seine Seite trete. Solches Versprechen wirkte und Siegfried I. sagte sich sofort von dem Fürstenbündniß gegen Heinrich IV. los. Dadurch bekam Letzterer Luft, denn die Verschwornen von Tribur sahen sich nun gegenseitig mit Mißtrauen an, und so legte man ihm kein Hinderniß in den Weg, als er jetzt wieder nach der Harzburg zog, von neuem dort Hof zu halten. Noch mehr, man ließ es sich sogar gefallen, als der junge König gleich darauf, wahrscheinlich noch zu Ende des Jahrs 1069 oder gleich im Anfang von 1070, den Erzbischof Adalbert an seinen Hof zurückberief und ihm abermalen die Führung der meisten Reichsgeschäfte anvertraute. Man kann sich nun übrigens wohl denken, welch' grimmiger Haß den Erzbischof gegen seine Feinde, besonders gegen die Billunger in Sachsen, beseelt haben mag, und diesen Haß theilte er auch dem jungen Könige mit. So wurde es unter ihnen gleich

von Anfang an beschlossene Sache, alle jene Großen, die sich damals in Tribur hervorgethan, zu züchtigen; aber die Klugheit gebot ihnen, nicht gegen alle zumal vorzugehen, sondern Einen nach dem Andern niederzuschmettern und hiezu immer eine gute Gelegenheit abzuwarten. Zuerst fand sich eine solche gegen den Herzog Otto von Baiern, den früheren Grafen von Nordheim, und mit Freuden griffen Heinrich IV. und sein Rathgeber Adalbert nach derselben, denn der Herzog Otto war eine Hauptstütze der sächsischen Billunger, und wenn also er gedemüthigt war, so mußten später jene um so sicherer unterliegen. Ueberdem hatte sich nicht gerade dieser Herzog durch den Frevel von Kaiserswerth gegen Heinrichs IV. Mutter der furchtbarsten Undankbarkeit schuldig gemacht, da er ihr allein das Herzogthum Baiern verdankte, und stand er nicht bei Tribur abermalen an der Spitze der Verschwornen? Gut also, um Pfingsten des Jahrs 1070 trat ein Ritter, Namens Egino, ein verwegener Gesell von sehr zweideutigem Rufe, am Hofe Heinrichs IV. mit der öffentlichen Behauptung auf, Otto von Nordheim, der Herzog von Baiern, habe ihn mit großen Versprechungen dingen wollen, den König aus dem Wege zu räumen, und wies auch das Schwert vor, welches ihm zur Ausführung des Mordes übergeben worden sei. Viele meinten, Egino sei von Adalbert von Bremen gedungen worden, solche Anklage zu erheben, allein so ganz und gar aus der Luft gegriffen scheint dieselbe doch nicht gewesen zu sein. Als nemlich ein Fürstentag, den Heinrich IV. sofort nach Mainz ausschrieb, den Ausspruch that, der Herzog Otto habe sich durch das Gottesurtheil des Zweikampfes von der Anklage in Goslar zu lösen, erschien der Genannte nicht in Goslar — wohl aber sein Ankläger Egino — und dieß deutete keineswegs auf ein reines Bewußtsein hin. So sah es auch offenbar die damalige Mitwelt an, denn ein gleich darauf von Heinrich IV. auf den 1. August 1070 zusammenberufenes Gericht von sächsischen Grafen — man durfte, wie aus dem Edict über die Erblichkeit der Lehen hervorgeht, nur von Seinesgleichen gerichtet werden, und der Herzog Otto war ja, wie wir wissen, von Geburt ein sächsischer Graf — erklärte denselben des Hochverraths für überwiesen und somit verfuhr Heinrich IV. ganz nach dem Gesetz, wenn er den Genannten sofort

aller seiner Besitzungen für verlustig erklärte. Natürlich übrigens konnte man sich wohl denken, daß der Verurtheilte sich nicht ruhig in sein Schicksal fügen würde, denn er dominirte ja nicht blos in Baiern als Herzog, sondern er besaß auch in Sachsen eine große Erbgrafschaft und war überdem ein naher Verwandter der Billunger, deren damaliger Aeltester, Ordulph, dort die Herzogswürde bekleidete. Demgemäß verlieh Heinrich IV., um wenigstens den Bürgerkrieg in Baiern unmöglich zu machen, dieses Herzogthum sogleich an den eben so mächtigen als reichen Welf IV. und der Genannte setzte sich alsobald dort fest. Noch mehr, derselbe war niederträchtig genug, die Tochter des abgesetzten Otto, die er soeben geheirathet hatte, dem Vater zurückzusenden, um sich damit als einen getreuen Anhänger Heinrichs IV. zu erweisen. In Baiern also konnte Otto nichts ausrichten, allein deßwegen gab er seine Sache doch noch nicht verloren. Vielmehr warf er sich in seine sächsischen Besitzthümer, deren Mannen er aufbot, und augenblicklich führte ihm auch noch der Billunger Magnus, der älteste Sohn des Herzogs Ordulph, ein Hülfscorps zu. So begann denn abermals der Bürgerkrieg und zwar im Anfang in einer für Heinrich IV. keineswegs günstigen Weise, indem seine Truppen im September 1070 von dem tapferen Otto und seinem Freund Magnus bei Eschwege eine gründliche Niederlage erlitten. Doch nach und nach kam der junge König in eine immer bessere Lage und das Ende des einjährigen Kampfes war, daß sich die beiden Verbündeten Otto und Magnus im Juni 1071 gefangen geben mußten. Welcher Jubel nun am Hofe, besonders bei Adalbert von Bremen! Ein Hauptfeind war für immer beseitigt, nemlich Otto, den man jetzt, nachdem er Baiern verloren, wieder einfach Otto von Nordheim nannte; den Sohn eines andern Hauptfeindes aber, den des Herzogs von Sachsen, hielt man glücklicherweise gefangen und hatte damit den Vater so zu sagen selbst in Händen.

Im Uebrigen hätte der Erzbischof von Bremen besser gethan statt seinem Rachegefühl freien Lauf zu lassen, an sein eigenes Ich zu denken, denn er starb schon am 16. März 1072. Auch zeigte es sich jetzt, daß die Reichsfürsten den jungen König noch immer nicht für einen ganz Volljährigen erachteten, denn sie zwangen ihn nach

dem Tode Adalberts durch ihr fast zwingendes Zureden, daß er den verhaßten Anno II. wieder an die Spitze der Geschäfte berief, und dieser greise Kirchenfürst ruhte dann nicht, als bis Heinrich IV. sich dazu hergab, den Otto von Nordheim aus dem Gefängnisse zu entlassen. Natürlich übrigens, ohne ihn in irgend sonstiger Weise zu begünstigen, außer daß er ihm seine Privatgüter mit der Grafschaft Nordheim zurückgab. Den Billunger Magnus aber freizugeben, dazu ließ sich Heinrich IV. durch keine Vorstellungen bewegen, denn derselbe wäre, weil sein Vater Ordulph bereits am 18. März 1071 das Zeitliche gesegnet hatte, von den Sachsen sofort auf den Herzogsstuhl gesetzt worden und diesen Stuhl wollte der junge König unter keinen Umständen mehr mit einem Billunger — solchen Haß hatte ihm Adalbert gegen dieses Geschlecht beigebracht — besetzt wissen. Ja Heinrich IV. drang jetzt gleich mit Macht in den gefangenen Magnus, daß er dem Herzogthum Sachsen für immer und ewig entsage, indem er ihm versprach, ihn in diesem Fall freilassen zu wollen; allein Magnus setzte diesen Zumuthungen stets ein festes Nein entgegen, erklärend, daß er lieber im Gefängnisse sterben, als seine Ansprüche auf Sachsen fahren lassen wolle. Dieß führte dann zu scharfen Differenzen mit dem Erzbischof von Köln, Anno II., und schließlich blieb dem Letzteren nichts übrig, als sich schon im December 1072 von der Leitung der Staatsgeschäfte zurückzuziehen. Als Grund hiefür führte er sein hohes Alter an, der wahre Grund aber lag darin, daß er sah, Heinrich IV. lasse sich nicht mehr von ihm leiten, und mit tiefem Grimm im Herzen blieb er von nun an dem Hofe fern, das Regiment dem Könige und seinen Günstlingen allein in die Hände gebend.

Das einzige Dichten und Trachten Heinrichs IV. ging seit dieser Zeit dahin, die Großen des Reichs, die ihm in Kaiserswerth und noch mehr in Tribur so übel mitgespielt, zu demüthigen, und da es ihm mit Otto von Nordheim, dem früheren Herzog von Baiern, so leicht gelungen war, so hoffte er auch über die Andern ohne allzu große Mühe den Sieg davon zu tragen. Am besten hatte sich bis jetzt noch sein Schwager, Rudolph von Schwaben (dieser, ein geborner Graf von Rheinfelden, war eigentlich sein gedoppelter Schwager,

denn er hatte zuerst seine Schwester Mathilde und nach deren Tod die Schwester Berthas, der Gemahlin Heinrichs IV., geheirathet) gegen ihn benommen, und da nun derselbe fortfuhr, seine tiefste Treue zu versichern, so kam zu Anfang des Jahrs 1073 ein Freundschaftsbund zwischen ihnen zu Stande. Gegen den Herzog Berthold von Kärnthen — jenen Zähringer, von dem wir weiter oben gesprochen haben — aber fühlte Heinrich IV. einen tiefen Groll im Herzen, weil der Herzog in seinem Hochmuth es verabsäumte, je an den Hof zu kommen, und somit setzte er ihn im Frühjahr 1073 ohne weiteres ab, indem er zugleich das Herzogthum einem Verwandten, dem Grafen Marquard aus dem Geschlechte deren von Eppenstein, verlieh. Auch mußte der Zähringer sich dieß gefallen lassen, weil er nicht die nöthige Macht zum Widerstande besaß; welche Wuth ihn aber darob beseelte, darüber brauche ich wohl kein Wort zu verlieren. Nunmehr gab es für Heinrich IV. nur noch einen einzigen Hauptfeind, ich meine die Sachsen, zu besiegen, aber dieser Feind war auch schwer genug zu überwinden, weil es sich dabei nicht blos um die Großen des Landes, sondern um das ganze Volk handelte, und dieß hing folgendermaßen zusammen. Warum Heinrich IV. vom verstorbenen Erzbischof von Bremen vom tiefsten Haß auf die Billunger, sowie auf die sächsischen Großen überhaupt aufgestachelt worden war, wissen wir. Er haßte sie überdieß, weil sie an dem Frevel von Kaiserswerth (man denke an den Markgrafen Eckbert von Meissen), sowie nachher an dem Tage von Tribur einen so überaus thätigen Antheil genommen hatten. Er haßte sie endlich, weil sie — und daran nahm der Gesammtadel Sachsens Theil — nach und nach alle Staatsdomainen und Krongüter theils schon unter den Ottonen, theils und hauptsächlich unter dem schwachen Regiment der Reichsverweserin Agnes sowie ihres Nachfolgers, des Erzbischofs Anno II., an sich gerissen hatten, so daß dem Reichsoberhaupte aus Sachsen fast gar kein Einkommen zur Bestreitung der königlichen Bedürfnisse mehr zufloß. Warum nun aber haßten die Sachsen den König Heinrich IV.? Nun zum ersten fühlten sie sich, absonderlich die Grafen und Fürsten, tief beleidigt, daß der König und Regent von Deutschland nicht mehr aus ihrer Mitte gewählt worden war, wie noch kurz zuvor, denn sie ver-

meinten unter den Deutschen die erste und hervorragenste Rolle einzunehmen. Zum zweiten lebten die Besitzer der verschiedenen Baronien und Grafschaften, die der größeren wie der kleineren, in einer steten Angst, der König möchte sie ihnen beschnipseln, da sie sich gar wohl bewußt waren, daß sie auf einen großen Theil derselben gar keine rechtlichen Ansprüche hatten. Zum dritten, und dieser Grund fiel besonders schwer ins Gewicht, erfaßte sie Alle ohne Unterschied, also die Vornehmen wie die Geringern, die Armen wie die Reichen, der gleiche Grimm, wenn sie daran dachten, daß der König ihren angestammten Herzog, den Billunger Magnus, noch immer gefangen hielt und es sogar offen aussprach, er werde ihn nicht eher freilassen, als bis derselbe auf sein Herzogthum verzichtet habe. Zum vierten konnte es nicht lange verborgen bleiben, daß Heinrich IV. schon zu Ende des Jahrs 1071 in Lüneburg mit dem König Sueno von Dänemark eine geheime Zusammenkunft hatte, und man vermuthete, es sei dieß in keiner andern Absicht geschehen, als um ihn sich zum Bundesgenossen gegen die Sachsen zu gewinnen. Zum fünften fühlten sich die Hochadeligen schon dadurch geängstigt, daß der König überall im ganzen Sachsenlande, wo er überhaupt noch ein Krongut besaß, feste Burgen anlegte, denn welchen Zweck konnten dieselben haben, wenn nicht den, das Land zur strengsten Unterwürfigkeit zu zwingen? Die Niederstehenden aber, besonders die Hörigen auf den Krongütern, — wie unendlich schwer hatten sie nicht darunter zu leiden, daß sie zum Bau der Burgen fast tagtäglich die drückendsten Frohndienste zu leisten sich gezwungen sahen? Zum sechsten und letzten endlich erlaubten sich die Befehlshaber in jenen Zwingburgen, meist fränkische oder schwäbische Ritter, nicht selten die gröbsten Gewaltthätigkeiten gegen die Einwohner und sie glaubten dazu ein um so größeres Recht zu haben, als es Jedermann bekannt war, wie Heinrich IV. keine Gelegenheit vorbeigehen ließ, um mit den verächtlichsten Worten von dem sächsischen Volke zu reden.

Man sieht hieraus, an Gründen, warum die unteren Volksschichten, also die Bürger in den Städten und die freien Bauern oder kleinen Grundbesitzer auf dem Lande, deren es in Sachsen immerhin noch mehr gab, als in den übrigen deutschen Herzogthümern, den

König Heinrich IV. haßten, fehlte es nicht, allein einen Bürgerkrieg hätten diese gewiß nicht angefangen, wenn nicht die Höhergestellten ihnen vorangegangen wären. Letztere dagegen wurden sichs, als der König sich fortwährend weigerte, den Herzog Magnus — als ihren Herzog betrachteten ihn nämlich die Sachsen vom Todestage des Herzogs Ordulph an — frei zu geben und überdem zu Anfang des Jahres 1073 angeblich gegen die Polen stark zu rüsten begann, mehr und mehr bewußt, daß es Heinrich IV. auf nichts Geringeres abgesehen haben könne, als sie schwer zu demüthigen und zu schädigen und somit traten sie unter Führung Otto's von Nordheim, des abgesetzten Baiernherzogs, in einen Bund zusammen, um dem Könige wo möglich zuvorzukommen. Weltliche Mitglieder der Verschwörung waren, außer dem genannten Otto, Graf Herrmann, Oheim des gefangenen Magnus und Bruder des verstorbenen Herzogs Ordulph, Udo, Graf von Stade, Eckbert, Markgraf von Meissen und Dudo, Markgraf von der Lausitz (Beide waren Söhne jenes Eckbert, der bei der Entführung in Kaiserswerth eine so hervorragende Rolle gespielt hatte), Ludwig, Markgraf von Thüringen nnd Friedrich, Pfalzgraf von Sachsen, so wie auch noch die Grafen von Holstein, Waldeck, Supplinburg und Andere; von den geistlichen Mitgliedern aber, das ist von den Bischöfen, die sich betheiligten, nenne ich als die vornehmsten den Erzbischof Wezel oder Wezilo von Magdeburg (einem Bruder des Erzbischof Anno II. von Köln) und den Bischof Bucco oder Burchard von Halberstadt (einem Neffen Annos II.), so wie dann die Bischöfe Hezil von Hildesheim, Eilbert von Minden, Immed von Paderborn, Friedrich von Münster, Werner von Merseburg und Benno von Meißen, welche alle dem greisen Erzbischof von Köln ebenfalls innig befreundet oder verwandt waren, voraus wohl geschlossen werden darf, daß Anno II. der Bewegung ebenfalls nicht fremd blieb. Man sieht also, die Verschwörung war eine sehr bedeutende und um sie noch bedeutender zu machen beriefen die genannten Großen die niederen Freien Sachsens im Juli 1073 zu einer großen Volksversammlung zusammen, worin sie denselben den König Heinrich IV. als einen so großen Tyrannen schilderten, daß sich mehr als 60,000 Mannen ihnen anschlossen. Mit diesem großem Heere nun zogen die Ver-

schwornen urplötzlich zu Anfang des Augusts 1073 vor die Harzburg, auf welcher — sie lag kaum zwei Stunden von Goslar entfernt — Heinrich IV. damals Hof hielt, und umschlossen sie von allen Seiten. Schon glaubten sie, daß der König ihnen nothwendig in die Hände fallen und dann alles bewilligen müsse, was sie von ihm zu fordern gesonnen waren; allein sieh da, in einer dunklen Nacht gelang es ihm mit Hülfe eines Forstmanns, der alle Wege genau kannte, nach Eschwege zu entfliehen und nun war er wenigstens für seine Person geborgen.

Ein neuer Bürgerkrieg stand somit in Aussicht und Heinrich IV. that Alles, um ihn kräftig führen zu können. Vor allem gewann er den früher von ihm abgesetzten Berthold von Zähringen damit, daß er ihm das Herzogthum Kärnthen von neuem verlieh. Weiter wandte er sich höchst dringend an seinen Schwager, den Herzog Rudolph von Schwaben, damit dieser ihm mit seiner ganzen Macht zu Hülfe ziehe. Endlich beschwor er alle übrigen mittel- und süddeutschen Fürsten, so wie auch die dortigen Bischöfe, sich um ihn zu schaaren; allein diese Großen alle zeigten eine auffallende Lauheit und waren zur Stellung eines bedeutenden Reichsheers nicht zu bewegen. Ja sogar das half den König nichts, daß er sich zuerst in Spießcapell bei Ziegenhain und nachher in Oppenheim den versammelten Großen zu Füßen warf, um sie endlich zur Thatkraft zu bringen, denn er fand auch jetzt wieder dieselbe Lauheit. Warum nun aber dieß? Ei sehr natürlich, weil Heinrich IV. längst durch die That bewiesen hatte, daß sein Hauptzweck sei, die Macht der Großen zu brechen und sich dafür zum unumschränkten König von Deutschland zu machen. Sollten sie ihn denn in diesem Bestreben unterstützen? Mein Gott, da wären sie, vom egoistischen Standpunct aus betrachtet, große Thoren gewesen und somit hinderten sie es nicht, daß der sächsische Aufstand, immer größere Dimensionen annehmend, sich zuletzt, nachdem auch die Thüringer sich ihm angeschlossen, über ganz Norddeutschland erstreckte. Da, inmitten seiner verzweiflungsvollen Lage, vernahm Heinrich IV. mit dem Beginn des Jahres 1074 eine gute Nachricht, nämlich die, daß im Lager der Aufständischen kein so gutes Einverständniß wie früher mehr herrsche, weil die Herren Grafen und Bischöfe dorten zu fürchten anfingen, die niedereren Schichten, also die Städter und

freien Bauern, welche in ihrem Heere die Mehrzahl bildeten, möchten ihnen über den Kopf wachsen. Das war nun aber gar nicht nach ihrem Geschmack, sondern sie wollten das niedere Volk blos benützen, um den Kampf mit Heinrich IV. um so siegreicher durchfechten zu können, im Uebrigen aber sollte das Volk nachher, wie vorher, in tiefster Unterthänigkeit vor den Hochgestellten sich krümmen. Ein solches Zerwürfniß durfte Heinrich IV. nicht unbenützt vorübergehen lassen, und sofort wandte er sich heimlich an die hochadelige Partei unter den Empörern, um einen Separatfrieden mit ihnen abzuschließen. Mit Freuden gingen die Herrn Grafen und Bischöfe darauf ein und schon am 2. Februar 1074 kam dieser Friede zu Gerstungen unter folgenden Bedingungen zu Stande. Erstens mußte sich Heinrich IV. dazu verstehen, dem Billunger Magnus die Freiheit zu geben, und ihn zum Herzog von Sachsen zu machen. Zweitens erhielt Otto von Nordheim das Herzogthum Baiern wieder. Drittens sollten allen sächsischen vornehmen Herren die Güter, die sie vom Krongut abgerissen, als erbliches Lehen verbleiben. Viertens wurde den Thüringern die Erlegung des Zehentens an den Erzbischof von Mainz erlassen. Fünftens sollten alle von den Aufständischen bereits gebrochenen königliche Burgen zerstört, die nicht zerstörten aber erhalten bleiben. Sechstens endlich sei das, was bis jetzt geschehen, durch eine allgemeine Amnestie der Vergessenheit zu übergeben.

Das waren die Bedingungen, welche die sächsischen Großen dem Könige stellten und sie wußten also recht gut für sich selbst zu sorgen. Um so wüthender schrieen nun aber die Städter und Bauern über Verrath, denn ihnen war es vor allem darum zu thun, ihren hohen Bedränger für immer los zu werden, und sie bestanden also darauf, daß alle und jede Burgen, welche der König im Sachsenlande errichtet, ja sogar die der sächsischen und thüringenschen Großen selbst, dem Erdboden gleich gemacht würden. Vergeblich machte man ihnen einige wenige Conzessionen, sie stürmten nach der Harzburg, rissen alle Mauern und Thürme, überhaupt alle Befestigungen nieder, drangen dann selbst in die damit verbundene Kirche, sowie in die Wohnungen der Domherrn, und machten schließlich, nachdem sie geraubt, was zu rauben war, nicht blos Alles dem Erdboden gleich, sondern rissen auch

in ihrer Wuth die Gebeine der dort bestatteten Prinzen des königlichen Hauses aus ihrer Gruft und vernichteten die sämmtlichen Heiligthümer und Grabdenkmäler. Nun ging ein Schreckensruf durch ganz Deutschland, denn einen solchen Kirchenfrevel hatte man seit den Zeiten des Heidenthums nicht mehr erlebt, und die Folge war, daß sich alle süd- und mitteldeutsche Fürsten sofort entschlossen, dem bisher so verlassenen Könige die thatkräftigste Hülfe zu leisten. Noch mehr, sie ermunterten ihn, den sächsischen Grafen und Bischöfen die in Gerstungen gewährten Vortheile wieder zu entziehen, falls diese sich nicht dazu herbeiließen, gegen ihre bisherigen Verbündeten, die freien Bauern und Städter, die Waffen zu ergreifen. Einige thaten es, den Meisten aber däuchte eine solche Zumuthung doch eine allzu tiefe Schmach zu sein und somit beschlossen sie, mit ihren Brüdern vom niederen Stande alle Schicksale zu theilen. Ich glaube mich nun kurz fassen zu dürfen: im Frühjahr 1075 sammelte sich unter den Fahnen Heinrichs IV. ein furchtbares Heer, zu dem selbst die Lothringer und Böhmen ihr Contingent stellten, und am 9. Juni kams bei Homburg an der Unstrut zur Entscheidungsschlacht. Ueber 8000 Sachsen, nicht minder auch gegen 5000 Königliche blieben auf dem Platze; der Sieg des deutschen Königs aber war ein solch' vollständiger, daß von einem ferneren Widerstande der Sachsen keine Rede mehr sein konnte. Am 25. October 1075 also gaben sich die ersten Anführer der Sachsen, Otto von Nordheim, der Herzog Magnus, sein Oheim Herrmann, der Erzbischof Wezel von Magdeburg, der Bischof Burchard von Halberstadt und noch verschiedene Andere aus den höheren Ständen dem Könige gefangen und das niederere Volk erklärte seine unbedingte Unterwerfung.

So stand nun plötzlich der noch vor kurzem so tief gedemüthigte Heinrich IV. als Sieger da; aber leider war er nicht der Mann dazu, solchen Sieg mit Mäßigung zu benützen. Ans Verzeihen und Versöhnen dachte er also nicht, sondern er führte vielmehr seine Gefangenen, den Otto von Nordheim, den er gleich nachher aus Respect vor dessen Tapferkeit freiließ, allein ausgenommen, nach Schwaben, Baiern und Franken in feste Schlösser ab und in Sachsen selbst baute er seine Burgen wieder auf, um das Volk noch härter als

früher zu drücken. Mitten in diesem seinem schlimmen Treiben, am 4. December 1075, starb mit einer Verwünschung gegen ihn auf der Zunge der greise Erzbischof von Köln, Anno II., der so Vieles zu seiner Mißerziehung beigetragen hatte.

---

## Fünftes Kapitel.

### Papst Gregor VII., oder der Kampf der weltlichen und geistlichen Macht.

(1075—1085).

In Rom wurde gleich den andern Tag nach dem Hingang Alexanders II., also am 22. April 1073, der Cardinal-Archidiacon Hildebrandt in etwas tumultuarischer Weise auf den Pabststuhl gehoben und nahm sofort den Namen Gregor VII. an. Schon seit zwanzig Jahren war er derjenige gewesen, der die ganze Pabstregierung gelenkt hatte, und man durfte also zum voraus überzeugt sein, daß unter ihm die Pabstpolitik die gleiche bleiben würde, wie unter den letzten Statthaltern Christi. Noch mehr, es lag auf der Hand, daß der gewaltige Mann nun erst recht in der Lage war, seine Schwingen mit Macht zu entfalten, um alle die großartigen Pläne, welche die Cluniacenser, auf den pseudoisidorischen Decretalen fortbauend, entworfen hatten, zum Staunen der Welt in die Wirklichkeit einzuführen.

Merkwürdigerweise war er so höflich, den deutschen König, Heinrich IV., von seiner Wahl in Kenntniß zu setzen und ihn sogar um Bestätigung derselben zu bitten. Das that er aber nur, um sich vorher, ehe er sich in den Kampf stürzte, auf seinem geistlichen Throne gehörig zu befestigen und sich zugleich seiner Bundesgenossen zu versichern, denn von dem, was er anstrebte, wich er nie auch nur

um einen Schritt zurück. Was strebte er nun aber an? Der Leser weiß es längst aus dem Vorhergegangenen und ich wiederhole es daher nur kurz. Er strebte an: „die Erhebung der geistlichen Macht über die weltliche, die Erhebung des Pabstes über den Kaiser, und somit die Abhängigmachung des letzteren vom ersteren." Er strebte an: „die Verwirklichung des Gottesstaates, in welchem der Statthalter Christi im Namen Gottes die ganze Welt regieren sollte, und daher kam der Satz: der Pabst ist die Sonne, der Kaiser und die Könige aber sind Monde, welche ihren Glanz von der Sonne entlehnen. Daher kam auch der andere Satz: wer sich gegen den Pabst auflehnt, empört sich gegen Gott selbst, und gleich wie Gott die Frevler richtet, ob sie Könige sind oder Bettler, eben so darf dieß auch der Pabst, weil ihm Gott durch seinen Sohn die Gewalt über alles Lebendige gegeben hat." Solches Alles durchzuführen, war der Plan Gregors VII. und dazu, daß er es könne, durfte er sich auch Hoffnung machen. Einmal nemlich konnte er auf die Normannen zählen, wie ich weiter oben schon auseinander gesetzt habe, und sodann stand ihm eine mächtige Partei in Italien selbst bei, wie insbesondere die so überaus reiche Markgräfin Beatrix, die Frau Gottfrieds II., des Bärtigen, mit ihrer einzigen Tochter und Erbin Mathilde, von der gleich nachher noch des Mehreren die Rede sein wird. Weiter hatte er auf seiner Seite die sämmtlichen Bischöfe der katholischen Kirche, welche, weil Fürsten geworden, eine große Macht repräsentirten, und nicht minder durfte er auf diejenigen von den weltlichen Großen zählen, die sich vom Reichsoberhaupt unabhängig machen wollten. Endlich saß auch noch ein Heinrich IV. auf dem deutschen Throne, der gewiß nicht der Mann war, den Plänen des Pabstes besondere Hindernisse in den Weg zu legen. Die Hauptsache aber war, Gregor VII. durfte hoffen, von der ganzen damals lebenden katholischen Christenheit den größten Theil auf seine Seite zu bringen, weil er seine Pläne in ein Gewand hüllte, das bestechender nicht hätte in die Augen fallen können. Sprach er nemlich je davon, daß es seine Absicht sei, dem Pabste die Herrschaft über alle zeitliche Gewalten, die geistlichen wie die weltlichen, zu gewinnen? Ei Gott bewahre, sondern er sprach davon, die Kirche zu reformiren, damit sie rein

und frei dastehe, und dieser Köder mußte nothwendig alle Welt anziehen. Auch jetzt noch, ich meine in unseren Tagen, bedienen sich alle Anbeter der päbstlichen Allmacht desselben Aushängeschildes und immer noch läßt sich die große Menge dadurch am Gängelbande führen. Wie viel leichter nun aber mußte dieß in jener Zeit gehen, wo die Kirche wirklich der Reform bedurfte! Oder wie, hatten nicht die beiden Hauptgebrechen der Kirche, Nikolaitismus und Simonie, eben damals in einem Maßstabe um sich gegriffen, wie sonst noch nie? Waren nicht die Nonnen- und Mönchsklöster zum bei weitem größten Theile wahre Lust- und Freudenhäuser geworden? Lebte nicht jeder Priester auf seiner Pfarre, sowie nicht minder jeder Domherr in den Bischofssitzen und jeder Bischof selbst mit einem Weibe zusammen, seis nun einem angetrauten oder nicht angetrauten, und oft, sehr oft sogar mit zweien oder dreien zumal? Hatten nicht jene Erzbischöfe von Bremen, Mainz und Köln (Adalbert, Siegfried I. und Anno II.), welche in den letzten zehn Jahren das Regiment in Deutschland hauptsächlich führten, mit allen geistlichen Aemtern einen wahrhaften Schacher getrieben und ahmte nicht Heinrich IV., seitdem er selbstständig regierte, ihnen hierin getreulich nach? Gewiß also, eine Reform der Kirche war dringend nothwendig geworden und wenn also Pabst Gregor VII. eine solche anstrebte, so mußte Jeder, der es mit dem Christenthum ehrlich meinte, unbedingt auf seiner Seite stehen. Allein wir werden jetzt gleich sehen, daß Gregor VII. diese Reformen blos vorschützte, um andere Ziele zu erreichen, oder mit anderen Worten, daß sie ihm nur als Mittel zum Zweck dienen sollten.

Statt nemlich gegen Nikolaitismus und Simonie zu Felde zu ziehen, erließ der Pabst jetzt plötzlich zwei Male hinter einander auf den zu Rom abgehaltenen Fastensynoden vom März 1074 und Februar 1075 ein strenges Verbot gegen die Priesterehe, sowie ein anderes gegen die Laieninvestitur, und stellte sich an, als glaube er, Priesterehe sei ein und dasselbe mit Nikolaitismus und Laieninvestitur ein und dasselbe mit Simonie. Ja wohl, so stellte er sich an, und doch mußte er natürlich nur zu gut, welch' ein himmelgroßer Unterschied hierinnen lag. Unter Nikolaitismus verstand man, wie ich schon früher

auseinandergesetzt habe, einen skandalös-liederlichen Lebenswandel und einen solchen Lebenswandel zu verbieten, das schrieben die Gesetze der Sittlichkeit vor. Gregor VII. aber verlangte von den Priestern die Ehrbarkeit des Lebenswandels nur so zu sagen als Nebensache, als Hauptsache dagegen die Ehelosigkeit. Und warum dieß? Nun, wenn die Priester verheirathet waren, so hatten sie auch nothwendigerweise Familienverbindungen und wurden durch diese an den Staat, in dem sie lebten, gekettet. Man denke sich einen Bischof oder Geistlichen, der mit Söhnen und Töchtern gesegnet war, mußte er nicht daran denken, diese Söhne und Töchter gut unterzubringen und zu verheirathen? Wenn er dieß aber that, bekam er dann nicht eine große Verwandtschaft und bildete eine große Familie mit der Laienwelt? Hing er nicht außerdem von den Grafen und Fürsten ab, weil er, um seinen Söhnen ein Amt zu verschaffen, deren Gunst in Anspruch nehmen mußte? War es nicht sogar wahrscheinlich — und der Fall kam nur zu oft vor — daß er, wenn er eine fette Pfründe oder ein reiches Bisthum besaß, diese Pfründe oder dieses Bisthum auf einen seiner Söhne vererben wollte? Dieses Alles sollte künftig aufhören und zwar einzig und allein deßwegen, damit die Cleriker, Vornehm wie Gering, sich künftig nur noch als Mitglieder der Kirche fühlen, damit sie eine eigene abgesonderte Kaste bilden und willenlose Werkzeuge der Päbste werden sollten. Also keinen sittlichen Zweck verfolgte Gregor VII., wenn er das Verbot der Ehe erließ oder, wie man sich auszudrücken pflegte, das Cölibat der Cleriker forderte, sondern einen rein politischen, darauf berechnet, die Macht des Pabstes fester und fester zu gründen. Vergebens riefen ihm die verheiratheten Priester — und diese bildeten damals noch die Mehrzahl — zu, ein solches Verbot streite wider die menschliche Natur, wie auch gegen die Aussprüche der Bibel. Vergebens beriefen sie sich auf die Geschichte, und bewiesen, daß die christlichen Geistlichen seit mehr als tausend Jahren verheirathet gewesen seien, wie denn auch die Ehe derselben in der griechisch-katholischen Kirche noch erlaubt sei. Vergebens bewiesen sie, daß das Cölibat nothwendig die größte Unsittlichkeit, das Zusammenleben der Geistlichen mit Concubinen oder gar mit den Weibern und Töchtern Anderer zur Folge

haben müßte. Alleins, Gregor VII. blieb fest bei seinem Gebot der Ehelosigkeit und wußte dieses auch in verhältnißmäßig kurzer Zeit durchzusetzen. Natürlich, denn er hatte die zahllose Schaar der Mönche, welche das Volk aufhetzten, auf seiner Seite, und überdem schickte er allüberall hin seine Legaten oder Gesandte, welche jeden Priester, der nicht sofort gehorchte, unerbittlich in den Bann thaten. Nicht minder tiefeingreifend war sein Decret gegen die Laieninvestitur, welche er an die Stelle der Simonie setzte. Unter Simonie begriff man bisher den eingerissenen bösen Mißbrauch des Verkaufs und Kaufs der kirchlichen Aemter, mit welchen zu jener Zeit, wie ich längst auseinandergesetzt habe, ein heilloser Schacher getrieben wurde. Allein was bedeutete die Laieninvestitur? Die Erzbisthümer, Bisthümer und Abteien hatten im Verlaufe der Jahrhunderte meist durch die Freigebigkeit der Könige und Fürsten große weltliche Besitzthümer acquirirt, aber nicht als freies Eigenthum, sondern dem allgemein geltenden Feudalrecht gemäß als Lehengüter, und in dieser Beziehung waren sie den weltlichen Lehenträgern, also den Fürsten, Grafen und sonstigen Adeligen ganz gleich gestellt. Es verstand sich also von selbst, daß, wenn ein Bischofssitz oder eine Abtei erledigt wurde, der jeweilige Regent die damit verbundenen Lehen neu zu vergeben hatte und diese Neuvergebung oder Belehnung, wobei den Neuernannten Ring und Stab als Zeichen der bischöflichen Würde überreicht wurde, nannte man „Investitur", oder Einkleidung vom lateinischen Wort Investire. Erst nach solcher Investitur folgte dann die kirchliche Weihe und es konnte also kein Geistlicher zum Bischof geweiht werden, der nicht vorher dem Könige den Vasalleneid geschworen, respective sich zu allen den Diensten (wie z. B. die Heeresfolge) verpflichtet hatte, welche auch die weltlichen Vasallen leisten mußten. So war es ganz der Natur der Sache gemäß schon seit Jahrhunderten gehalten worden und kein einziger Pabst wandte irgend jemals etwas dagegen ein. Im Gegentheil erkannten mehrere derselben, wie z. B. Johann VIII. und Johann X., den Königen dieses Recht ausdrücklich und urkundlich zu, und wenn Einer von ihnen einen bestimmten Geistlichen zu diesem oder jenem Bisthum befördert haben wollte, so wandte er sich bittend an den betreffenden Regenten. Nun aber sagte

sich Gregor VII., daß die Bischöfe und Aebte immer mehr oder minder von den weltlichen Regenten abhängig sein würden, so lange diese das Recht besäßen, sie zu investiren, denn man durfte natürlich voraussetzen, daß ein König nur einen solchen Candidaten investiren werde, der ihm vorher Treue geschworen oder von dem er wenigstens voraussetzte, daß er der Mann sei, ihm sein Leben lang treu und hold zu verbleiben. Wie stand es aber dann mit der Macht der Päbste über die Bischöfe und Aebte? Bei Gott, sie war nur eine nominelle und darum decretirte Gregor VII. auf jener oben berührten Fastensynode vom Februar 1075, daß es für die Zukunft den Geistlichen verboten sein solle, aus der Hand der Laien (das ist der Fürsten und Könige) irgend eine Abtei oder ein Bisthum anzunehmen. Nur die Mönche eines Klosters durften künftighin ihren Abt, und nur die Geistlichen eines Sprengels ihren Bischof wählen, welcher Abt und Bischof dann vom Pabste zu bestätigen sei; die Laien aber hätten mit der Sache gar nichts mehr zu thun. Doch wie stand es dann mit den großen Lehengütern, die bisher mit den Abteien und Bisthümern verbunden waren? Sollten diese an die Fürsten und Könige zu anderweitiger Verfügung zurückgegeben werden? Ei Gott bewahre, sondern sie sollten bei den Abteien und Bisthümern verbleiben, aber nicht als Lehengüter, sondern als freies Eigenthum der genannten Abteien und Bisthümer. Sieht man nun, wohin der Pabst zielte! Er wollte die Aebte und Bischöfe, überhaupt die Kirchenfürsten, von der weltlichen Macht ganz unabhängig machen, damit sie durch nichts mehr gehindert seien, seinen Zwecken, wie man sagt, durch Dick und Dünn zu dienen. Beging er nun aber nicht das Verbrechen des Raubs an den weltlichen Fürsten, wenn er auf genannte Weise vorging? Gewiß, das beging er, allein vor einer solchen Kleinigkeit ist noch kein Eroberer und Despot zurückgeschreckt. Auch muß ich noch bemerken, daß er die Sache keineswegs mit Sammtpfötchen angriff, sondern daß er vielmehr jeden Geistlichen, der künftig noch eine Abtei oder ein Bisthum aus der Hand eines Laien annehme, sowie jeden Laien, und wäre er selbst ein Kaiser, der sich unterfange, eine kirchliche Würde zu verleihen, mit der höchsten Kirchenstrafe, die es gab, das ist mit dem Banne, bedrohte.

Als ein Reformator und Verbesserer der Kirche trat also Gregor VII. nicht auf, wenn er auch, um der Laienwelt Sand in die Augen zu streuen, das Wort beständig im Munde führte, sondern er trat auf als hierarchischer Gewaltsmann erster Größe, der Willens war, die bisherige Ordnung der Dinge vollständig umzustürzen. Gewalt allein konnte ihn zum Ziele führen, da die weltlichen Fürsten und Könige natürlich nicht gewillt sein konnten, das ihnen seit Jahrhunderten gehörige Investiturrecht auf ein Gebot des Pabstes hin nur so ohne Weiteres aus den Händen zu geben, und somit beschloß er gleich von Anfang an, Gewalt anzuwenden. Eine andere Frage aber war, gegen welchen der regierenden Fürsten Europas er zuerst auftreten solle, und in dieser Beziehung scheint er eine Zeitlang zwischen den beiden Königen von Frankreich und Deutschland geschwankt zu haben. Bald jedoch entschied er sich dafür, den Kampf zu allererst mit dem deutschen Könige auszufechten, denn einmal hoffte er, mit diesem noch am leichtesten fertig zu werden, und zum andern durfte er darauf rechnen, daß die andern Könige von selbst nachgeben würden, wenn der damals größte Monarch der europäischen Christenheit besiegt sei. Somit kommen wir jetzt auf die deutsche Geschichte zurück, von der wir eine Zeit lang abschweifen mußten, damit das, was jetzt folgt, um so leichter verständlich sei.

Heinrich IV. hatte sich während des Sachsenkriegs in einem äußerst demüthigen Schreiben an den Pabst gewandt, um ihn zu gewinnen, daß er ihm gegen die sächsischen Empörer durch Verdammung derselben (durch die Achterklärung) beistehe, und dieses Schreiben, in welchem der deutsche König sich verschiedener Vergehen gegen die Kirche, insbesondere auch des Verkaufs von Kirchenstellen schuldig bekannte, bewahrte Gregor VII. sorgfältig auf, denn es sollte seine erste Handhabe gegen den deutschen König werden. Die zweite Handhabe bestand darin, daß Heinrich IV. auch nach dem von Gregor VII. erlassenen Verbot der Laieninvestitur ganz unbeirrt fortfuhr, Bischöfe und Aebte zu ernennen (Aebte in Fulda und Lorsch, Bischöfe in Köln, Bamberg, Spoleto und Fermo), ohne sich um das päbstliche Decret im mindesten zu bekümmern. Die dritte und wichtigste Handhabe übrigens lieferten dem Pabste die Sachsen. Dort, im Sachsen-

lande nemlich, hatte Heinrich IV. nicht blos die früheren Zwingburgen wieder aufgebaut, deren Vögte das Volk härter als je bedrückten, sondern er hielt auch die gefangenen Fürsten und Bischöfe (den Erzbischof von Magdeburg und den Bischof von Halberstadt) in strengster Haft, ohne Miene zu machen, sie je freigeben zu wollen. Deßwegen ging nun zu Ende des Jahrs 1075 von Sachsen aus eine Gesandtschaft nach Rom, um den Pabst zu bewegen, daß er all' seinen Einfluß zu Hebung solcher Uebelstände geltend mache, und zugleich hatte die Gesandtschaft den Auftrag, den deutschen König der schwersten Verbrechen (z. B. der Unzucht mit der eigenen Schwester) zu bezüchtigen, damit der Pabst um so gewisser eingreife. Was that nun Gregor VII.? Zweierlei; einmal das, daß er den Sachsen eröffnete, es sei seine Pflicht, als Statthalter Christi sich aller Unterdrückten und Mißhandelten anzunehmen, und somit werde er auch für sie als ihr rettender Engel eintreten; sodann das, daß er den deutschen König durch eine eigene Legation (diese kam am 1. Januar 1076 in Goslar an) aufforderte, in der allernächsten Zeit, längstens bis zum 22. Februar 1076, vor seinem Stuhl in Rom zu erscheinen, um sich wegen all' der vielen Vergehen, die er auf sich geladen (man sehe die 1., 2. und 3. Handhabe) zu verantworten.

Zwei bis jetzt unerhörte Dinge! Nummer eins, der Pabst in Rom trat als Vorkämpfer der Freiheit auf. Ja wohl, als Vorkämpfer für die Rechte eines unterdrückten Volks, während man bisher nur das Gegentheil gewußt hatte! Nummer zwei, der Pabst in Rom forderte den deutschen König vor seinen Richterstuhl, während die Beherrscher dieses Landes bisher das Recht in Anspruch nahmen, die Päbste ein- und abzusetzen! Man kann sich also wohl denken, wie ergrimmt Heinrich IV. über eine solch' furchtbare Anmaßung werden mußte, und somit berief er augenblicklich ein deutsches Nationalconzil nach Worms, um über den Pabst zu richten. Auch kamen die Bischöfe in großer Anzahl und zugleich mit ihnen der römische Cardinal-Diacon Hugo, ein persönlicher Feind Gregors VII., welcher die abscheulichsten Dinge über diesen vorbrachte. Demgemäß faßten die Bischöfe am 24. Januar 1076 einstimmig den Beschluß, den Statthalter Christi abzusetzen, und diesen Beschluß ließ Heinrich IV.

dem Pabste durch einen Eilboten in der allerverletzendsten Weise kund thun. Natürlich, denn er wollte sich für die päbstliche Anmaßung rächen! Was that nun aber der Pabst? Gewiß und wahrhaftig, er that augenblicklich etwas noch viel Unerhörteres, als die Vorforderung vor seinen Richterstuhl gewesen war, denn in der nächsten großen Fastensynode vom 22. Februar 1076 sprach er über Heinrich IV. den Kirchenbann aus. Noch mehr, er erklärte ihn seiner königlichen Würde für verlustig und entband alle seine Unterthanen des Eides, den sie ihm geschworen.

In unsern Tagen würde man ein solches päbstliches Vorgehen für eine Ausgeburt des Wahnsinns verlachen, denn damit, daß Gregor VII. so auftrat, maßte er sich nicht blos theoretisch und auf dem Papier, sondern faktisch und in der Wirklichkeit alle Gewalt an, die es auf Erden gibt. Mit andern Worten: er machte sich geradezu zum Vicegott, dem alles Erschaffene gehorchen müsse, und eine solche Anmaßung klingt in der That komisch. Zu den Zeiten Heinrichs IV. aber gab es nur zu Viele, in deren Herzen jene Vicegottesidee einen Wiederhall fand, und überdem durfte Gregor VII., der die Uneinigkeit der Deutschen genau genug kannte, darauf rechnen, unter den Großen des Reichs, den weltlichen wie den geistlichen, einen mächtigen Anhang zu finden. Vor allem aber erinnere ich an die Bestrebungen der Cluniacenser-Mönche und konstatire, daß dieser Orden seit der Gründung der Abtei Siegburg (durch Kaiser Otto II.) und des Klosters Hirschau (durch den Grafen Adalbert II. von Calw, einen Schwestersohn des Pabstes Leos IX.), eine überraschende Ausdehnung in Deutschland gewonnen hatte. Selbstverständlich, denn die Mönche der übrigen Orden führten einen allzu liederlichen Lebenswandel, als daß die Fürsten und Bischöfe, unter denen jene Klöster standen, nicht hätten mit aller Macht darauf dringen sollen, dieselben durch Cluniacenser-Mönche reformiren zu lassen. So war es schnell dahin gekommen, daß fast überall in Deutschland, besonders in Schwaben, Franken, Sachsen, Thüringen und am Niederrhein die Cluniacenserklöster die große Mehrzahl bildeten, und da nun das Volk ihre Insassen, diese unermüdlichen Büßer und Selbstpeiniger, als Heilige und Engel verehrte, so lag es in der Natur der Sache, daß das,

was die Genannten predigten, für einen Ausspruch Gottes angesehen wurde. Was aber predigten dieselben? Einmal das, daß dem Pabste alle Gewalt auf Erden gegeben sei, und sodann das, daß Jeder sein Seelenheil gefährde, der einem Gebannten anhänge. War es nun unter solchen Umständen ein Wunder, wenn die große Masse des Volks sich von Heinrich IV. voll Furcht und Abscheu abwandte, sobald man erfuhr, daß der Pabst ihn in den Bann gethan habe? Damit hatte Gregor VII. schon viel gegen Heinrich IV. gewonnen; seinen Hauptbalt aber fand er in den Großen Deutschlands, von welchen er voraussetzen durfte, daß sie den päbstlichen Bannfluch dazu benützen würden, um unter dem Deckmantel der Religion ihre immer und immer wieder angestrebte Unabhängigkeit ins Werk zu setzen. Die allerersten, die von Heinrich IV. abfielen, waren die Bischöfe von Metz und Würzburg, welche auf dem Tage von Worms ihre Namen nur gezwungen unter das Absetzungsdecret Gregors VII. geschrieben hatten, und ihr Beispiel ahmten bald die Meisten ihrer Collegen, von den Cluniacenser-Mönchen bearbeitet, nach. Daraufhin ermannten sich die Sachsen, geführt von den Grafen Dieterich und Wilhelm aus dem Hause Wettin (diesen war es bei der Niederwerfung Sachsens durch Heinrich IV. gelungen, zu den Dänen zu entkommen, aber jetzt kehrten sie, die Zeitumstände benützend, zurück), zu einem neuen Aufstande und derselbe wurde um so allgemeiner, als man sich zurief, der Pabst habe ihn geheiligt. Wie es den Sachsen nun aber vollends glückte, Heinrich IV., der mit ungenügenden Streitkräften heranrückte, um sie zu Paaren zu treiben, eine Niederlage beizubringen, da nahm der Aufstand erst vollends recht überhand, denn der deutsche König griff nun zu dem unheilvollen Auskunftsmittel, die gefangenen sächsischen Großen unter dem Beding freizulassen, daß sie ihre Landsleute zur Unterwerfung brächten. Die genannten Großen aber, denen die Mönche und Geistlichen sagten, daß man einem Gebannten kein Wort zu halten brauche, gingen sofort zu den Aufständischen über und stellten sich an ihre Spitze. In der Zwischenzeit bearbeiteten die offenen und heimlichen Abgesandten des Pabstes die übrigen Magnaten Deutschlands, besonders die süddeutschen, in aller Weise, um sie zum Abfall von Heinrich IV. zu bewegen, und der Köder, den

man ihnen hinwarf, war bei jedem ein anderer. Der Hauptköder aber bestand darin, daß man ihnen sagte, jetzt oder nie sei der rechte Augenblick gekommen, ihre Sonderinteressen zu fördern und das Bestreben Heinrichs IV., sich zum unumschränkten Monarchen aufzuwerfen, für immer unmöglich zu machen. So wurden die meisten der kleineren deutschen Dynasten, denen natürlich an ihrem Dynastenthum Alles, an Deutschland selbst aber Nichts lag, für die Sache des Pabstes gewonnen, und den Allerangesehendsten, wie dem Herzog Rudolph von Schwaben (dem eigenen Schwager Heinrichs IV., wie wir wissen), dem Herzog Welf von Baiern und dem tapferen Otto von Nordheim flüsterte man noch extra leise ins Ohr, daß sie selbst viel besser zum Könige passen würden, als der mit so vielen Fehlern behaftete Heinrich IV. Mit einem Worte also, es gelang dem Pabste, den Abfall vom deutschen Könige allgemein zu machen, und auf die Einladung der Herzoge von Schwaben, Baiern und Kärnthen, sowie der Bischöfe von Worms und Würzburg hin wurde beschlossen, im October 1076 eine allgemeine Reichsversammlung in Tribur abzuhalten. Dort fand sich auch am bestimmten Tage eine überaus große Anzahl von Grafen, Fürsten und Bischöfen ein, und auch der Pabst schickte zwei Legaten. Heinrich IV. aber kam nicht in Person, sondern lagerte mit seinen wenigen Getreuen im nahen Oppenheim, wo er sich mehr in Sicherheit wußte. Nun übrigens, was wurde in Tribur beschlossen? Die anwesenden Großen, weltliche wie geistliche, gehörten alle zu den heftigsten Feinden des Königs und jeder von ihnen war mit dem Entschlusse gekommen, für die Absetzung desselben zu stimmen. Ueberdem bezeichnete es die Stimmung der Reichsversammlung hinlänglich, daß sie servil genug dachte, den päbstlichen Legaten den Vorsitz bei den Verhandlungen einzuräumen. Allein Eines stand dem Ausspruch der Absetzung entgegen, das nemlich, daß sich die Versammelten über die Wahl eines Nachfolgers nicht einigen konnten, und so gelang es dem schwer bedrängten Heinrich IV., der täglich von Oppenheim seine Boten hinübersandte, um mit den Fürsten und Bischöfen zu pactiren, endlich wieder einiges Terrain zu gewinnen. Kurz also, nach achttägigen stürmischen Verhandlungen eröffnete man am 27. October dem Könige, daß man vorder-

hand noch von seiner Absetzung Umgang nehmen wolle, wenn er sich dazu hergebe, nachfolgende Forderungen gutzuheißen und zu beschwören. „Erstens, der Pabst habe über die gegen Heinrich IV. vorgebrachten Klagen gemeinsam mit den deutschen Fürsten ein endgültiges Urtheil zu fällen und solle deßhalb eingeladen werden, zu Anfang des kommenden Jahres persönlich in Augsburg auf dem dort am 2. Februar 1077 zu eröffnenden Reichstage zu erscheinen. Zweitens, diesem Urtheile habe sich Heinrich IV. unbedingt zu unterwerfen und wenn es ihm nicht gelinge, sich vor dem Jahrestage des Bannfluchs, also vor dem 22. Februar 1077, vom Banne loszulösen, so solle er die deutsche Krone für immer verloren haben. Drittens, bis dahin müsse sich Heinrich IV. aller Einmischung in die Staatsgeschäfte, ja sogar des Tragens der königlichen Insignien, enthalten und habe in stiller Zurückgezogenheit unter Aufsicht des Bischofs Dieterich von Verdun in Speier zu leben." Das waren die drei schmählichen Forderungen, welche die in Tribur versammelten deutschen Großen an Heinrich IV. stellten; allein so schmählich sie waren, so blieb dem armen Könige in seiner verzweifelten Lage doch nichts anderes übrig, als sie entweder anzunehmen oder sofort abzudanken. Er wählte das Erstere und ward nun augenblicklich nach Speier internirt.

Der Pabst hatte dem Anschein nach vollständig gesiegt, aber dennoch gab König Heinrich IV. die Hoffnung nicht auf, sich aus der entsetzlichen Lage, in der er sich augenblicklich befand, wieder hervorzuarbeiten. Vor allem mußte er sich von dem Bannfluche zu befreien suchen, denn die allgemeine Meinung des Volks ging in Folge der Mönchsbearbeitungen dahin, daß man ihn so lange wie einen Verpesteten meiden müsse, so lang er vom Pabste verflucht sei, und die Großen, die allerdings in ihrem Innern den Bannfluch verlachen mochten, stellten sich wenigstens, als ob sie durchaus eben so dächten. Allein wie sollte er nach Italien zum Pabste gelangen, da die Herzoge von Kärnthen, Baiern und Schwaben, in der Voraussicht, daß er einen solchen Versuch machen würde, alle Alpenpässe, die von Deutschland nach Italien führen, verlegt hatten? Es gab einen Ausweg, wenn er die Route durchs Burgundische über den Montcenis einschlug, und hiezu entschloß er sich sofort. Mit vieler Mühe ver-

schaffte er sich das zur Reise nöthige Geld und eben so schwierig fand er es, seinen Wächtern in Speier zu entrinnen. Es gelang ihm jedoch kurz vor Weihnachten 1076 und nur von seiner Gemahlin Bertha, seinem dreijährigen Söhnchen Konrad und einem einzigen Ritter — einige Chronisten wollen wissen, es sei dieß Friedrich von Büren, der Stammvater des hohenstaufischen Hauses gewesen — begleitet kam er nach Vivis bei Genf. Von da wandte er sich, nachdem er sich einige Führer verschafft, dem Montcenis zu, allein welch' ein Unternehmen war dieß! Einen solch' strengen Winter hatte es seit Menschendenken nicht gegeben und der Rhein war schon an Martini so fest gefroren, daß er von da an bis in den April hinein Roß und Wagen trug. Auf dem Hochgebirge herrschte natürlich eine noch grimmigere Kälte und dazu kamen dann noch die elenden Saumpfade, welche vom Schnee viele Fuß tief überdeckt waren. Vollends gefährlich aber wurde die Reise erst beim Hinabklettern, nachdem man die höchste Spitze erreicht hatte, und der arme König mußte oft und viel auf Händen und Füßen weiter kriechen, während dessen Gattin mit ihrem Kinde auf einer Ochsenhaut über Schnee und Eis gezogen wurde. Hundertmal war ihnen der Tod nahe, doch endlich nach vierzehn Tagen waren alle Schwierigkeiten überwunden und Mitte Januar 1077 erreichte Heinrich IV. mit den Seinen Vercelli. Von da gings weiter nach Pavia und hier versammelten sich sofort — die Mähr' von seiner Ankunft hatte sich mit Blitzesschnelligkeit verbreitet — die Erzbischöfe von Ravenna und Mailand nebst noch vielen andern weltlichen und geistlichen Hochgestellten um ihn, in keiner andern Absicht als ihm ihre Hülfe anzubieten. Jene Erzbischöfe nämlich waren von Gregor VII. wegen angeblicher Simonie in den Bann gethan worden und hätten also natürlich nichts lieber gesehen, als wenn Heinrich IV. mit dem Schwert in der Hand den Pabst zur Abdankung gezwungen haben würde. Der deutsche König jedoch hatte kein großes Vertrauen auf die sonst immer so unzuverlässigen lombardischen Großen und überdem war es ihm vor allem darum zu thun, den Bann loszuwerden, damit die öffentliche Meinung in Deutschland einen Umschwung erleide. Somit lehnte er die ihm angebotene Waffenhülfe ab und setzte eilig seine Reise

gen Rom zu fort. Der weite Weg dahin wurde ihm übrigens erspart, denn Gregor VII. hatte Rom schon seit einer Woche verlassen, um sich auf den Reichstag von Augsburg, der dort am 2. Februar 1077 eröffnet werden sollte, zu begeben, und war dann als er von der Ankunft Heinrichs IV. hörte, Hals über Kopf nach Canossa, der uneinnehmbaren Felsenburg (sie lag bei Reggio im jetzigen Modenesischen) seiner hochgestellten Freundin, der Markgräfin und Herzogin Mathilde, geeilt. Er glaubte nämlich nichts Anderes, als der deutsche König wolle Gewalt gegen ihn brauchen, und somit suchte er sich vor einem Ueberfall sicher zu stellen.

Wer war nun aber diese seine Freundin Mathilde? Ich habe sie dem Leser früher bereits vorgeführt, nämlich als die Tochter des ungewöhnlich reichen Markgrafen Bonifacius von Toscana und seiner schönen Gattin Beatrix, welche nach desselben Tod den Gottfried II., den Bärtigen heirathete. Ich habe ferner berichtet, daß sie von dem Kaiser Heinrich III., während seiner schweren Kämpfe mit Gottfried II., nebst ihrer Mutter als Gefangene nach Deutschland abgeführt, aber nach Heinrichs III. Tod mit ihrer Mutter von der Reichsverweserin Agnes wieder freigelassen worden sei. Nun muß ich noch hinzusetzen, daß sie noch sehr jung von ihrem Stiefvater Gottfried II. seinem Erben und Sohne erster Ehe, also ihrem eigenen Stiefbruder, Gottfried III., dem Bucklichten, um das immense Vermögen bei einander zu halten, anvermählt wurde, daß sie aber nie eigentlich mit diesem ihrem Gatten zusammenlebte, sondern vielmehr stets in Italien verweilte, während er selbst in seinem Herzogthum Niederlothringen festgehalten wurde. So behielt sie stets freie Hand zu thun, was sie wollte, und diese benützte sie dazu, mit dem Archidiacon Hildebrandt, dem nachherigen Pabst Gregor VII. die engste Verbindung einzugehen. Welcher Art diese Verbindung gewesen sei, ob sinnlicher, wie Viele behaupten, oder blos geistiger Natur, will ich nicht näher untersuchen, gewiß aber ist, daß der gewaltige Kirchenfürst sie vollkommen beherrschte, und diese seine Herrschaft über sie wurde vollends eine unumschränkte, als sie sich durch den Tod ihres Gatten im Februar 1076 (der alte Gottfried II. war schon anno 1069 gestorben und gleich darauf verlor sie ihre Mutter Beatrix) auch noch von den

Fesseln der Ehe befreit sah. Man sieht nun, warum Gregor VII. nach Canossa flüchtete, und nach dieser kurzen Auseinandersetzung kehren wir zu Heinrich IV. zurück.

Sobald dieser erfahren hatte, daß Gregor VII. in Canossa weile, wandte er sich dahin und bat zugleich die Markgräfin Mathilde in einem eigenhändigen Schreiben, daß sie ihm den Pabst günstig stimmen möge. Mit derselben Bitte wandte er sich auch an den Abt Hugo von Clugny, der damals ebenfalls in Canossa verweilte, und Beide, der Abt wie die Markgräfin, trugen dem Pabste das Anliegen des Königs vor. Gregor VII. aber beschloß sofort, vor der Welt ein Schauspiel aufzuführen, wie diese noch keines gesehen. Eine bloße Bitte Heinrichs IV. um Erlösung vom Banne nemlich, erklärte er, genüge ihm nicht, sondern er verlange vielmehr eine förmliche und öffentliche Buße. Ja wohl, nicht blos reuig sollte sich der deutsche König zeigen, sondern demüthigen und sogar erniedrigen sollte er sich, damit die Welt ein Schreckensschauder vor der Macht des Statthalters Christi durchbebe. Der arme König aber — mein Gott, er war einmal so weit gegangen, so wollte er auch noch den letzten Schritt thun. Baarfuß, im härenen Gewande, ohne Kopfbedeckung, erschien Heinrich IV. am 25. Januar 1077 im offenen Hofraum Canossas zwischen der zweiten und dritten Ringmauer und lag da in der Grimmkälte ohne Speise und Trank vom Morgen bis zum Abend auf den Knieen, die Gnade des Pabstes anflehend. Nicht genug aber an dem, sondern am 26. und 27. Januar wiederholte sich dieses klägliche, entwürdigende Schauspiel, denn so lange blieb Gregor VII. unerbittlich. Da endlich am vierten Tage, als alle auf Canossa Anwesenden, auch der Abt von Clugny und die Markgräfin Mathilde, sich über solche tyrannische Grausamkeit entsetzten, ließ der Pabst den deutschen König am 28. Januar vor sich und stellte ihm die Bedingungen, unter welchen er ihn vom Banne lossprechen wolle. Diese waren folgende: „Erstens müsse sich Heinrich IV. auf einer Reichsversammlung, welche der Pabst ausschreiben und in Person besuchen werde, von den gegen ihn erhobenen Anklagen reinigen oder, wenn er dieß nicht könne, sogleich die Krone niederlegen. Zweitens, bis dahin habe er sich aller königlichen Verrichtungen zu enthalten.

Drittens müsse er den Grafen Ulrich von Cosheim und den Bischof Rutbert von Bamberg, seine bisherigen Hauptrathgeber, für immer von sich entfernen und dürfe sie nie mehr zurückrufen. Endlich viertens müsse er schwören, daß er auf den Fall, daß ihm seine Reinwaschung von den gegen ihn erhobenen Anklagen gelinge, dem Pabste treugehorsam bleiben und nach dessen Befehl alle eingerissene Verderbniß im deutschen Reiche bessern wolle.“ Was that nun Heinrich IV.? Er unterschrieb die vier Bedingungen, um nur vom Banne loszukommen, und bekannte sich somit selbst als den Unterthan des Pabstes. Kann man sich etwas Schmachvolleres denken? Aber das Alles war der Fluch jenes Kaiserphantoms, dem Otto I. seiner Zeit nachjagte.

Heinrich IV. hatte geglaubt, seine Absetzung damit abzuwenden, daß er sich vom Banne befreite, allein die Hoffnung erwies sich als eine falsche, denn die deutschen Großen, die sich im October 1076 in Tribur versammelt hatten, waren darin längst mit sich einig, daß er nicht an der Regierung bleiben solle. Noch mehr, sie decretirten seine Absetzung damals nur deßwegen nicht, weil sie sich über einen neuen König nicht verständigen konnten. Während er nun aber in Italien abwesend war, gewann der Herzog Rudolph von Schwaben unter der Hand fast alle Stimmen der Wahlberechtigten, indem er dem Einen Dieß, dem Andern Jenes (jeder verkaufte, wie ein Jude feilschend, sein Votum so theuer als möglich) versprach, und daraufhin kam am 13. März 1077 zu Forchheim an der Regnitz, südlich von Bamberg, abermals ein Reichstag zusammen, um die Wahl öffentlich vorzunehmen. Auch sandte der Pabst, gerade wie im October 1076, seine Legaten und diesen räumte man abermalen den Vorsitz ein, damit zugebend, daß das Pabstthum über dem Königthum stehe. Der Wahlakt ging, weil man über die Person des Herzogs Rudolph von Schwaben, als des neuen Königs, schon zum voraus einig war, schnell vorüber, dagegen ist das merkwürdig, daß man auf den Antrag der päbstlichen Legaten nach geschehener Wahl noch zwei höchst wichtige Beschlüsse faßte. Den einen dahingehend, daß der deutsche König künftighin die Investitur der Kirchenfürsten mit Ring und Stab nicht mehr vornehmen dürfe, sondern daß vielmehr die Wahl der Aebte, Bischöfe und Erzbischöfe nur allein der betreffenden

Geistlichkeit zustehe; den andern festsetzend, daß die deutsche Krone sich nie mehr auf den Sohn eines Königs fortvererben dürfe, auch wenn derselbe ihrer noch so würdig wäre, sondern daß ein deutscher König einzig und allein nur aus der freien Wahl der deutschen Fürsten — der weltlichen und geistlichen im Verein — hervorgehen könne. Gewiß zwei hochwichtige Beschlüsse und beide so viel möglich nur auf den Vortheil des Pabstes berechnet, denn die Verzichtleistung auf die Investitur gab ja dem Pabste, was er, wie wir aus dem Früheren wissen, vor allem wollte, und das Gesetz über die Königswahl sicherte ihm, weil man ihm ja faktisch auch das Recht einräumte, bei dem Wahlakt durch seine Legaten eine Hauptrolle zu spielen, stets einen seinen Wünschen und Absichten entsprechenden König.

In solch' schmachvoller Weise war noch nie ein deutscher König zur Regierung gelangt; allein — es war auch nur ein Gegen-, oder wie man noch besser sagen würde, ein Pfaffenkönig. Der Pabst hatte dabei eine meineidige Doppelrolle gespielt, denn in Canossa absolvirte er den büßenden Heinrich IV. vom Banne und in Forchheim setzte er die Wahl Rudolphs von Schwaben durch. Die deutschen Fürsten aber, die weltlichen wie die geistlichen, hatten durch die besagte Wahl bewiesen, daß es ihnen weder um Ehre und Recht, sondern blos um die Erhöhung ihrer Privatmacht, als kleine Dynasten, zu thun sei, und mit Eckel mußte sich jeder Rechtlichdenkende von ihnen abwenden. Auf Heinrich IV. selbst machte die Wahl einen überwältigenden Eindruck. Schon die Schmachtage von Canossa hatten seine Seele geläutert und jetzt, als er die Vorgänge in Forchheim erfuhr, wurde er fast plötzlich zum Manne. Ja gewiß zum ernsten, entschlossenen Manne, der sich selbst den Schwur that, sein ganzes künftiges Leben dem Kampfe gegen das nach Alleinherrschaft strebende Pabstthum zu weihen. Zuerst wandte er sich an die Lombarden, an jene von Gregor VII. wegen Simonie gebannten Bischöfe und Erzbischöfe, sowie an die weltlichen Großen, welche die Despotie des Pabstes fürchteten. Sie waren soeben noch höchst ergrimmt über ihn, weil er sich in Canossa so tief gedemüthigt hatte; sowie sie aber sahen, daß es ihm jetzt tiefer Ernst sei, mit dem Pabste abzurechnen, versammelten sie

sich im April 1077 höchst zahlreich in Verona um ihn, und schwuren ihm zu, mit ihm zu stehen oder zu fallen. Ja selbst reiche Geldmittel gewährten sie ihm und von allen Seiten, nicht blos aus Oberitalien, sondern auch aus Deutschland (ich nenne hier nur den Bischof Benno von Osnabrück, den Gregor VII. wie so viele Andere als einen Simonisten abgesetzt hatte, und den tapferen schwäbischen Grafen Eberhard von Nellenburg) strömten ihm treue Herzen zu. Er konnte sich also jetzt nach Deutschland wenden, um seinem Rivalen, dem Pfaffenkönige Rudolph, entgegenzutreten.

Rudolph von Schwaben, der Gegenkönig, und der Herzog Welf von Baiern versperrten ihm den Weg durch die Schweizer- und Tyroleralpen; aber Sighardt, der Patriarch von Aquileja, sicherte ihm die Gebirgspässe in Krain und Kärnthen, und hier schloß sich ihm sogleich der tapfere Graf Marquart, ein Sohn des früheren Herzogs Adalbere von Kärnthen, an. Nicht minder auch führte ihm der Herzog Wratislaw von Böhmen ein starkes Corps zu und in Baiern fand er ebenfalls unter dem niederen Adel, den der Herzog Welf außerordentlich drückte, der Freunde eine Menge. Was aber die Hauptsache, gleich bei seinem Erscheinen auf deutschem Grund und Boden erklärten sich die meisten niedereren Geistlichen für ihn und dasselbe thaten fast alle Städte in Süddeutschland und am Rhein. Warum nun dieß? Die niedereren Geistlichen (zu denen sich aber auch verschiedene Bischöfe und noch mehr Domherren schlugen) einfach deßwegen, weil sie durch das Cölibatsgesetz über den Pabst furchtbar erbittert waren, und die Städte deßwegen, weil sie gewiß sein durften, alle ihre bisher erworbene Macht und Selbstständigkeit einzubüßen, sobald die kleinen Dynasten durch die Unmacht des Reichsregiments in die Lage kamen, sich ihrer bemeistern zu können. Auf dem Lande also wie in den Städten donnerten die Pfarrer von den Kanzeln herab sowohl gegen den Despoten von einem Pabste, als auch gegen die mit ihm verbündeten rebellischen Fürsten, und gewannen dadurch dem rechtmäßigen deutschen König einen großen Anhang; in den freien Städten aber ging man noch viel weiter und verschloß nicht nur dem Pfaffenkönige Rudolph die Thore, wobei Mainz und Worms vorangingen, sondern sandte auch dem angestamm-

ten Könige Hülfsmannschaften zu, sowie die so überaus nöthigen Gelder zur Fortführung des Krieges. Wie nun also im Juni 1077 Heinrich IV. in Ulm anlangte, war er schon so erstarkt, daß der Gegenkönig mit den Seinen vor ihm nach Norddeutschland zurückwich, und sofort versammelte der rechtmäßige König die schwäbischen Grafen zu einem Gericht über die drei Hauptrebellen, welche von Geburt aus sämmtlich Schwaben waren; ich meine den Herzog Rudolph von Schwaben, den Herzog Welf I. von Baiern und den Herzog Berthold I. von Kärnthen. Sie wurden alle Drei als Majestätsverbrecher einstimmig zum Tode verurtheilt und ihre Güter und Lehen vertheilte Heinrich IV. an seine Freunde.

Das war aber nur der Anfang vom Ende, denn es entstand nun ein Bürgerkrieg, wie Deutschland noch keinen gesehen. Ein Bürgerkrieg, wo es sich nicht blos darum handelte, ob diese oder jene Persönlichkeit auf den Thron gelange, sondern wo die Frage zum Austrag kommen mußte, ob die deutsche Nation befugt sei, sich selbst ihren König und ihre Gesetze zu geben, oder ob sie vom Pabst in Rom und seiner gränzenlosen Anmaßung abhänge. Auch währte dieser Krieg volle drei Jahre lang und während desselben wurde Deutschland, weil alle Schichten der Gesellschaft an ihm Theil nahmen, in einer Weise verwüstet, wie vordem noch nie. Die erste Hauptschlacht fiel am 7. August 1078 bei Melrichstadt im Fränkischen, in der Nähe des Thüringer Waldes, vor, aber sie blieb unentschieden, weil auf dem einen Flügel Heinrich IV., auf dem andern Otto von Nordheim, der Heerführer des Pfaffenkönigs, siegte. Gleich darauf glückte es Heinrich IV. mit Hülfe des tapferen Friederich von Hohenstaufen die Rebellen aus ganz Schwabenland hinauszuschlagen und sofort (am 24. März 1079) nannte er nun diesen Staufer (ursprünglich schrieb er sich, wie sein Vater, Friederich von Büren, nach seinem Besitzthum in der Nähe der Stadt Gmünd; zwischen den Jahren 1070 und 1077 aber erbaute er sich eine stolze Burg auf dem nahen Berge Staufen, einem Ausläufer der Alp zwischen den Flüssen Fils und Rems und nannte sich von da an „von Hohenstaufen“), der sich ihm seit der Fahrt nach Canossa so überaus treu und nützlich erwiesen, zum Herzog von Schwaben. Noch mehr, um diesen jungen Tapferen,

dem jedenfalls eine große Zukunft bevorstand, noch fester an sich zu knüpfen, verlobte er ihn mit seiner Tochter Agnes und legte so den Grundstein zu der Höhe des Hohenstaufen'schen Hauses, auf die wir bald genug zu sprechen kommen werden. Eine zweite Hauptschlacht wurde mitten im Winter, am 27. Januar 1080, bei Dorla oder Fladenheim (Flarchheim, schreiben Andere) auf dem Eichsfelde, nicht weit von Mühlhausen, geschlagen und endete wiederum unentschieden. Doch verloren die Rebellen so viel Leute, daß es um ihre Sache etwas schief zu stehen anfing, und deßwegen that nun Gregor VII. einen äußerst wichtigen Schritt, um den Nachtheil wieder auszugleichen. Bisher nemlich hatte der Pabst den Rudolph zwar auf alle Weise durch seine Legaten unterstützt, aber sich wohl gehütet, ihn öffentlich und persönlich anzuerkennen, weil derselbe unter verschiedenen Ausflüchten zögerte, sich offen als einen Vasallen des Pabstes zu bekennen. Nunmehr dagegen, als der Pfaffenkönig auch noch diese Schmach über sich nahm; als er unumwunden den Pabst als seinen Oberlehensherrn anerkannte, nunmehr belegte Gregor VII. auf der Fastensynode vom 7. März 1080 den König Heinrich IV. abermals mit dem Banne und erklärte ihn aller Herrscherrechte für verlustig, während er umgekehrt den Rudolph von Schwaben feierlichst als den einzig rechtmäßigen König von Deutschland proklamirte. Noch mehr, er sandte dem Rudolph, weil sich die ächten Reichskleinodien in den Händen Heinrichs IV. befanden, eine goldene Krone (sie führte die Umschrift: Petra dedit Petro, Petrusque diadema Rudolpho, zu deutsch: Der Fels Christi gab dieses Diadem seinem Stellvertreter dem Pabste, dieser aber schmückte damit den Rudolph), die dieser von ihm zu Lehen annahm, und verkündete öffentlich (am 14. April 1080), bis zum nächsten Peter- und Paulstage (also bis zum 29. Juni 1080) müsse der verdammte Heinrich IV. Thron und Leben verloren haben, oder aber dürfe man seinen (des Papstes) Worten keinen Glauben mehr schenken. Man sieht hieraus, wie fest Gregor VII. überzeugt war, daß der neue Bannfluch den deutschen König total vernichten werde; allein die Tage von Canossa waren für diesen jetzt vorüber und als Antwort auf den Pabstfluch versammelte er sofort, am 25. Juni 1080, alle ihm ergebenen Bi-

schöfe Deutschlands und Oberitaliens in Brixen, um über den Pabst zu richten. Nicht Wenige erschienen, weil des Pabstes Despotie immer größere Dimensionen annahm, und einstimmig decretirten sie Gregors VII. Absetzung. Noch mehr, sie setzten auf Heinrichs IV. Andringen den Erzbischof Wibert von Ravenna auf den Stuhl Petri, und dieser, der sich Clemens III. nannte, nahm die Wahl an. Nicht lange hernach, am 15. October 1080, kam es bei Mölsen und Grona an der Elster, zwischen Merseburg und Leipzig, zu einer dritten Hauptschlacht zwischen den beiden Königsrivalen, und wenn nun auch Otto von Nordheim den Sieg behauptete, so gestaltete sich dieser Sieg doch deßwegen für seine Partei zu einer totalen Niederlage um, weil Rudolph von Schwaben in der Schlacht eine tödtliche Wunde erhielt. Graf Gottfried, genannt von Bouillon (nach seinem mütterlichen Erbgut), ein Vetter Gottfrieds III. des Bucklichten, dessen Nachfolger er auch im Herzogthum Niederlothringen wurde, war es, der ihm diese Wunde beibrachte und ihm zugleich noch die rechte Hand abhieb. Sterbend nun betrachtete Rudolph das ihm abgehauene Glied und sofort kam tiefe Reue über ihn. „Das ist die Hand, mit der ich meinem Könige Treue geschworen," sprach er tiefseufzend, und wie er dann gleich darauf, am 16. October 1080, starb, so betrachteten dieß Viele als ein Gottesgericht. Mit andern Worten, sie sahen den schnellen Tod des Rebellenkönigs für eine Strafe des Himmels an und beeilten sich sofort, ihre Theilnahme an der Rebellion durch schnelle Unterwerfung wieder gut zu machen.

So gestalteten sich die Verhältnisse auf einmal ganz ausnehmend günstig für Heinrich IV. und es wäre jetzt wohl dazu gekommen, daß ganz Deutschland seinen Widerstand gegen ihn aufgegeben hätte, wenn nur die Sachsen sich irgend der Versöhnung zugänglich gezeigt haben würden. Aber diese standen ganz und gar unter dem Einflusse Gregors VII., der sich fortwährend als der Vertheidiger ihrer Freiheiten gerirte, und somit faßte der deutsche König den kühnen Entschluß, das Uebel an der Wurzel anzugreifen. Deutlicher gesagt, er entschloß sich, seinem Hauptgegner, dem Pabste Gregor VII., in Italien selbst zu Leibe zu gehen, um dadurch auch in Deutschland Ruhe zu bekommen, und übertrug sofort seinem tapferen Tochtermanne, dem neuen

Herzog von Schwaben, Friederich von Hohenstaufen, die Fortsetzung des Kampfes gegen den Rest seiner Feinde auf deutschem Boden, während er in Person im März 1081 mit einem nicht unbeträchtlichen Heere die Alpen überstieg. Dort angekommen wußte er es bald dahin zu bringen, daß der Pabst sich allein auf die Hülfe seiner Freundin, der Markgräfin Mathilde, sowie auf die der sonst so wankelmüthigen Römer angewiesen sah, denn die Normannen unter ihrem gewaltigen Herzog Robert Guiscard waren eben auf einem Feldzug gegen die Byzantiner auf griechischem Boden (sie drangen damals fast bis Constantinopel vor) begriffen. Der deutsche König glaubte also, die endgültige Besiegung Gregors VII. werde ihm nicht allzuschwer werden, allein wie er nun Ende Mai 1081 vor Rom erschien, fand er, daß es ihm nicht gelingen werde, die Stadt ohne eine förmliche Belagerung zu bezwingen, da einmal die genannte Markgräfin eine starke Besatzung hineingeworfen hatte und sodann die Römer selbst, von ihrem Gelde begeistert, schwuren, sich bis aufs äußerste zu vertheidigen. Demgemäß zog Heinrich IV. vorderhand wieder von Rom ab, um zuerst die Markgräfin Mathilde mürbe zu machen, und ging alsbald daran, deren Burgen und Städte zu erobern. Auch gelang ihm dieß mit vielen derselben und überdem zerstörte er die Besitzungen Mathildens im offenen Lande recht gründlich. Allein die genannte tief innige Freundin des Pabstes ließ sich dadurch nicht wankend machen, sondern blieb fest auf der Seite Gregors VII. Daraufhin erschien Heinrich IV. im Frühjahr 1082 zum zweiten Male vor Rom und berannte die Stadt aufs heftigste. Doch abermalen vergeblich, das heißt ohne ein anderes Resultat, als daß er viele Leute vor derselben verlor. Wiederum zog er also ab, doch nicht auf allzu lange, sondern im Herbst (Ende November) desselben Jahres lagerte er sich zum dritten Male vor der Stadt und, dießmal fest entschlossen, sie unter allen Umständen zu erobern, schnitt er ihr alle Zufuhren ab. Dennoch kam er erst nach sieben Monaten und selbst da nur halb zum Ziele. Am 3. Juni 1083 nemlich fand ein junger deutscher Ritter, Wiprecht von Groitsch, daß die römischen Wachen an einer gewissen Stelle der Festungsmauern der Hitze wegen sich dem Schlafe überließen, und alsobald holte er deutsche Freiwillige

herbei, mit ihnen die Mauern zu übersteigen. Das kühne Wagstück gelang und alsbald entspann sich ein wüthender Kampf. Die Eingedrungenen eröffneten ihren Kameraden außen das nächstgelegene Thor und der Sieg neigte sich also auf die Seite der Deutschen. Trotzdem vermochten sie nicht die ganze Stadt zu erobern, sondern blos die halbe, denn Gregor VII. flüchtete sich auf die Engelsburg und das ganze Gebiet, welches diese beherrschte, blieb in den Händen der Seinigen. Endlich, nach vielen Zwischenfällen, im März 1084, bekamen die Deutschen auch diesen Theil der Stadt, jedoch nur erst, nachdem die meisten Gebäude zerstört waren, in ihre Hände, und Gregor VII. wurde in der Engelsburg, die ihm allein noch übrig blieb, fest eingeschlossen. Daraufhin hielt Heinrich IV., den Gegenpabst Clemens III. an der Seite, seinen feierlichen Einzug im Lateran, und nicht nur erkannten jetzt die Römer den deutschen König durch einen Eidschwur als ihren Herrn nnd Gebieter an, sondern es decretirte auch eine schnellstens in der Peterskirche versammelte Synode von Geistlichen, die sämmtlich von Gregor VII. abfielen, die Absetzung dieses Pabstes sowie die Einsetzung des Clemens III., als des einzigen rechtmäßigen Inhabers des Stuhles Petri. Solches geschah am 24. März 1084 und schon sieben Tage später, am 31. März, wurde Heinrich IV. von Clemens III. feierlichst zum Kaiser gekrönt.

Das waren großartige Erfolge, aber trotz derselben war die Schmach von Canossa immer noch nicht gründlich gerächt, denn Gregor VII. hatte zur Stunde noch die Engelsburg inne und befand sich nicht als Gefangener in den Händen Heinrichs IV. Dieses letzte Ziel zu erreichen, strengte also der deutsche König oder vielmehr Kaiser, wie wir jetzt sagen müssen, all' seine Kräfte an; allein siehe da, jetzt nahte sich der Normannenherzog Robert Guiscard mit einem gewaltigen Heere, entschlossen, den Pabst, der ihn längst fast flehentlich zur Hülfe herbeigerufen, aus seiner bedrängten Lage zu befreien. Er hatte deßhalb seinem Sohne Bohemund den Oberbefehl über seine Truppen im Epirus übertragen und rückte, nachdem er in Unteritalien, sowie besonders in dem von ihm eroberten Sicilien neue, aus Abenteurern aller Art, zum Theil sogar aus Saracenen bestehende Streitkräfte gesammelt, in Eilmärschen gegen Rom vor. Ihrer fühlte

sich Heinrich IV., dessen Heer durch die nun dreijährigen Kämpfe gegen Rom bedeutend geschwächt war, nicht gewachsen und zog sich daher mit dem Gegenpabste Clemens III. nach Oberitalien zurück. Robert Guiscard aber brach den Widerstand der Römer, die aus Furcht vor seinen wilden Schaaren ihre Thore schlossen, mit leichter Mühe und befreite den in der Engelsburg eingeschlossenen Pabst. Damit jedoch war die Sache nicht zu Ende, sondern der Normannenherzog belohnte seine Krieger für den bewiesenen Heldenmuth damit, daß er ihnen Rom zur Plünderung überließ und was nun dabei für Gräuel begangen wurden, dieß zu beschreiben, sträubt sich die Feder. Noch mehr, als ein Theil der Römer, zur Verzweiflung getrieben, ihre gräßlichen Würgengel bei Nacht überfielen, so daß ein furchtbares Blutbad entstand, ließ der Normannenfürst die Stadt an allen vier Enden anzünden, und ruhte nicht, als bis dieselbe größtentheils in einen Schutthaufen verwandelt war. Erst nachdem er seine Rache gründlich gekühlt, zog er im Juni 1084 ab, allein wie nun Gregor VII. das Werk seiner Bundesgenossen überblickte — die Stadt ein Trümmerhaufen, die erwachsenen Männer gemordet, die Weiber, Jungfrauen und Nonnen geschändet, die Knaben und Mädchen in die Sklaverei verkauft —, überfiel ihn ein Schauder und er zog sich sofort in das von den Normannen befestigte Salerno zurück. Vergebens belegte er von hier aus den Kaiser Heinrich IV., seinen Gegenpabst Clemens III., sowie alle Freunde und Anhänger derselben von neuem mit dem Bannfluche; vergebens rief er die ganze Christenheit aufs dringendste zu seiner Hülfe auf; keine Hand regte sich für ihn und er sah sich genöthigt, von nun an das Gnadenbrod seines Freundes, des Abtes Desiderius von Montecassino, zu essen.

Einige Monate später, im December 1084, kehrte, von Heinrich IV. unterstützt, Clemens III. nach Rom zurück und installirte sich auf dem erhalten gebliebenen Vatican, es versuchend, die Stadt wieder aus ihren Trümmern erstehen zu machen. Gregor VII. aber starb nicht lange hernach am 25. Mai 1085 in Salerno in großer Verlassenheit und seine letzten Worte waren: „Ich habe die Gerechtigkeit geliebt und das Unrecht gehaßt, deßhalb sterbe ich in der Verbannung.“ Es liegt eine große Kleinmuth in diesen Worten — ein

offenes Bekenntniß, daß er der Ueberwundene sei; nicht minder aber liegt darin eine kolossale Lüge, dieweil Herrsucht das Einzige war, was ihn sein Lebenlang beséelte. Ja wohl, Herrschsucht beseelte ihn durchaus, ich meine das Bestreben, sich selbst zum Oberherrn aller Könige und Fürsten in der Christenheit zu machen und so die päbstliche Universalmonarchie fest zu begründen. Deßwegen ließ er den Bürgerkrieg in Deutschland nie zur Ruhe kommen, darauf ausgehend, dieses große Reich in mehrere kleinere Dynastengebiete zu zersplittern, denn natürlich, derlei Kleinstaaten konnten der Pabstmacht nie gefährlich werden. Deßwegen war er aber auch ein Fluch für Deutschland, dessen kleine Dynasten sich fortan immer um das Pabstthum schaarten, um sich durch dasselbe ihre Unabhängigkeit vom Reichsoberhaupte zu erkämpfen.

---

## Sechstes Kapitel.

### Die Kreuzzüge und Heinrichs IV. Ausgang.

(1087—1106.)

Trotz der Siege Heinrichs IV. über seinen Gegenkönig Rudolph von Schwaben und den Pabst Gregor VII. hörten die Gegenkönige und die Gegenpäbste noch immer nicht auf. Um das Todtenbette Gregors VII. standen nur wenige Bischöfe, aber diese wählten sofort nach seinem Hingang den Abt Desiderius von Montecassino unter dem Titel Victors III. zum Pabste. Sein Anhang blieb ein kleiner und er selbst sah Rom nie. Da er nun übrigens bald starb, gaben ihm die Hildebrandtianer — wie man diese Partei im Gegensatz gegen die Kaiserlichgesinnten wohl nennen könnte — im März 1088 in dem

Bischof Otto von Ostia einen Nachfolger und dieser, der sich Urban II. nannte, wußte sich mit Hülfe der Normannen sowie der Markgräfin Mathilde schon etwas mehr geltend zu machen. Mit den Waffen in der Hand zog er gegen Rom, um seinen Gegner Clemens III. daraus zu vertreiben, aber nur Schritt für Schritt kam er vorwärts und nicht selten befand er sich in solcher Noth, daß er mehr einem Bettler, als einem Pabste glich. Im Uebrigen glückte es ihm doch wenigstens, seinem Gegner Stand zu halten, und dieß verdankte er zum großen Theil dem Umstande, daß Heinrich IV. in den nächsten Jahren sich genöthigt sah, auf deutschem Boden zu verweilen. Hier nemlich war zwar durch den jähen Tod des Gegenkönigs Rudolph die Partei der Hildebrandtianer sehr entmuthigt, allein die Sachsen blieben, wie wir gesehen haben, fest bei der Fahne des Pabstes, welche sie so thöricht waren, für die der Freiheit zu halten, und zu derselben Fahne schwur auch der Herzog Welf von Baiern, obwohl deßhalb von den Einwohnern seines Landes, den Vornehmen wie den Geringen, ein großer Theil von ihm abfiel. Gut also, dieser Herzog Welf brachte endlich, weil von den vornehmern Fürsten sonst keiner wollte, den Grafen Herrmann von Luxemburg-Salm — diese Grafen von Salm gehörten einer Nebenlinie der Grafen von Luxemburg an und nannten sich so von einem ihrer Schlösser in den Ardennen —, einen in Lothringen und Rheinfranken ziemlich begüterten, sonst aber wenig bekannten Großen, im August 1081 dazu, die Rolle des getödteten Rudolphs von Schwaben fortzuspielen. Weil er aber gegenüber dem Herzog Friederich von Schwaben, den Heinrich IV. während seiner Abwesenheit in Italien an die Spitze seiner Partei gestellt hatte, nur wenig ausrichten konnte; überdem und hauptsächlich, weil er sich dem Pabste — damals lebte noch Gregor VII., wie wir wissen — gegenüber verpflichtete, die deutsche Krone nur als dessen Vasall (wie vor ihm Rudolph von Schwaben) zu tragen, und ihm den Eid des Gehorsams und der Treue schwur — aus diesen Gründen fiel er bald in allgemeine Mißachtung und man nannte ihn gewöhnlich nur den Knoblauchkönig. Der Erzbischof von Mainz, Siegfried I., einer der Hauptfeinde Heinrichs IV., hatte ihn nemlich in Goslar gekrönt und um Goslar

herum gab es des Knoblauchs die Hülle und Fülle. Dazu kam noch, daß mehrere seiner ersten Stützen schnell nach einander wegstarben, wie insbesondere Otto von Nordheim, der tapfere Feldhauptmann der Sachsen (11. Januar 1083) und der furchtbare Pabst Gregor VII. (25. Mai 1085). Was Wunder also, wenn Heinrich IV., als er im Sommer 1085 von Italien nach Deutschland zurückkehrte, immer mehr Boden gewann und einen seiner Gegner nach dem andern zur Unterwerfung brachte? Dadurch wurde selbst der Gegenkönig Herrmann (der Knoblauchkönig) seiner nichtsgeltenden Krone höchst überdrüssig und entsagte derselben im Herbst 1087 unter der Bedingung, daß ihm Heinrich IV. seine früheren Besitzungen ruhig überließ. Endlich, nachdem auch noch der tapfere Markgraf Eckbert II. von Meissen zu Anfang des Jahrs 1090 im Kampfe erschlagen worden war, wollten die bisher hartnäckigsten Feinde des Kaisers (die päbstlich gesinnten Kirchenfürsten und an ihrer Spitze der Erzbischof Hartwich von Magdeburg) ebenfalls den vergeblichen Kampf nicht länger fortsetzen und machten sofort ihren Frieden mit Heinrich IV. Mit dem Frühjahr 1090 ruhten also die Waffen in ganz Norddeutschland und auch in Süddeutschland drohte der Bürgerkrieg einzuschlafen, weil der Baiernherzog Welf I. sich sehr geneigt zeigte, allen weiteren Ansprüchen zu entsagen, sobald Heinrich IV. ihm den Besitz Baierns sichere.

Mit tief innerster Freude sah ganz Deutschland dem so lange entbehrten Glücke der inneren Ruhe entgegen; allein was die Deutschen mit Frohlocken begrüßten, das erfüllte den Nachfolger Gregors VII., den Pabst Urban II., mit dem höchsten Grimme. Bisher hatte dieser sich gegen seinen Rivalen Clemens III. mit ziemlichem Erfolg gehalten und sogar mit Hülfe der Normannen und der Markgräfin Mathilde die Stadt Rom momentan in seine Gewalt bekommen; in Oberitalien dagegen galt nur Clemens III. und wie mußte es vollends erst kommen, wenn der Bürgerkrieg in Deutschland aufhörte? Dann wurde Clemens III. mit Hülfe Heinrichs IV. Alleinherr und er, Urban II., mußte vom Schauplatz der Welt abtreten. Tag und Nacht sann also der Nachfolger Gregors VII. auf ein Mittel, solchen Schlag von sich abzuwenden und plötzlich kam ihm ein Gedanke.

Wie, wenn er den Herzog Welf I. damit köderte, daß er die Markgräfin Mathilde bewog, seinem jungen Sohne die Hand zu reichen? Mein Gott, die Markgräfin war ja bekanntlich so unendlich reich, daß man mit Gewißheit annehmen durfte, der Herzog werde sofort zugreifen, sobald man ihm die Ueberzeugung beibringe, daß sein Sohn durch diese Heirath dereinstens die Mathildinischen Besitzthümer erben werde. Freilich letzterer Fall konnte nie eintreten, ich meine den Fall des Erbens, denn die Markgräfin hatte, wie dem Pabste natürlich hinlänglich genau bekannt war, schon im Jahr 1077 dem apostolischen Stuhle Alles vermacht, über was sie verfügen konnte, und der Pabst beging also eine wissentliche Fälschung, wenn er dem Herzoge Welf diesen Köder hinwarf. Allein was lag an einer kleinen Fälschung, wenn man nur seinen Zweck erreichte? So beschloß denn Urban II. die unnatürliche Heirath zwischen der jetzt drei und vierzigjährigen Markgräfin und dem jungen achtzehnjährigen Welf zu Stande zu bringen, und die Dame ging sofort darauf ein, weil (vielleicht spielte auch die Sinnlichkeit dabei eine Rolle, denn ältere Damen lieben es, wenn Jünglinge, die kaum dem Knabenalter entwachsen sind, sich ihnen nähern) der Pabst ihr vorspiegelte, daß sie sich damit um das Reich Gottes ein großes Verdienst erwerbe. Der Herzog Welf I. aber griff mit beiden Händen zu, um die Mathildinischen Besitzungen mit Baiern zu vereinigen und so ein eigenes größeres unabhängiges Königreich zu gründen. Man sieht, der Plan Urbans II. war klug genug angelegt, denn durch diese Heirath wurde der Herzog Welf unauflöslich an die Sache der Hildebrandtianer gefesselt. Auch sah dieß Heinrich IV. gut genug ein und schnell entschlossen eilte er noch im Jahr 1090 über die Alpen nach Italien, um den Pabst mit sammt seiner hohen Gönnerin Mathilde zu Paaren zu treiben. Dort, ich meine in Oberitalien, waltete in den letzten Jahren als sein — des deutschen Königs — Stellvertreter sein ältester Sohn, Konrad, welchen er schon anno 1087 in Aachen zu seinem Nachfolger hatte krönen lassen, und dieser, ein eben so schöner und frommer, als schwacher und charakterloser Jüngling, hatte zwar die Liebe der Lombarden in hohem Maße gewonnen, weil er sie so ziemlich machen ließ, was sie wollten, besaß aber die Kraft

nicht, dem neuen gewaltigen Feind, dem mit Mathilde und dem Pabste geeinigten Welf siegreich entgegenzutreten, und somit begriff Heinrich IV. sogleich, daß seine eigene Anwesenheit in der Lombardei nöthig sei. Kaum nun übrigens war er dort erschienen, so erzielte er auch schon große Erfolge, denn nach eilfmonatlicher Belagerung fiel im April 1091 Mantua, die festeste Stadt Mathildens, in seine Hände und gleich darauf capitulirten noch andere Städte und Burgen dieser mächtigen Dynastin. Schon wollte sie verzweifeln und mit dem Kaiser wegen Unterwerfung Unterhandlungen anknüpfen, da theilte ihr der Pabst Urban II. einen neuen Plan mit, wie sie den Sieg schließlich doch noch erringen könnten, und so ruchlos dieser Plan war, ging sie doch sogleich mit Freuden auf denselben ein. Worin nun aber bestand der Plan? Darin, den schwachen, charakterlosen und dazuhin noch überfrommen Konrad zur Empörung gegen den eigenen Vater aufzureizen und in diese Empörung alle lombardischen Städte mit hineinzuziehen. Sofort wurden insgeheim geschickte Unterhändler an den jungen, damals neunzehnjährigen Konrad gesandt und diese mußten ihm Dreierlei vorstellen. Einmal das, daß sein Vater, Heinrich IV., auf dem der dreifache Bannfluch Gregors VII., Victors III. und Urbans II. ruhe, für ewig verloren sei, sowie daß der Verlust der ewigen Seligkeit auch die treffe, welche sich nicht von ihm lossagten. Sodann das, daß ihm, dem Konrad, die eiserne Krone der Lombardei augenblicklich zufalle, sobald er den Vater verlasse. Endlich das, daß in diesem Fall der so überaus mächtige Normannenfürst Roger I. von Sicilien und Apulien (Robert Guiscard war anno 1085 verstorben) ihm seine Erbtochter Jolante vermählen und es ihm dadurch möglich sein werde, auch Unteritalien seinem Reiche einzuverleiben. Durch solche und andere Vorspiegelungen gereizt entfloh im Sommer 1093 der junge Konrad seinem Vater und diese seine Flucht war das Zeichen der Erhebung von ganz Oberitalien. Die großen Städte Mailand, Cremona, Piacenza, Lodi und andere meinten nemlich nicht anders, als daß der Anschluß an den Empörer Konrad so viel bedeute, wie Losreißung von der deutschen Oberherrschaft und darin bestärkten sie natürlich der Pabst Urban II. und seine Freundin Mathilde. Sie schlossen daher ein

Schutz- und Trutzbündniß mit den beiden Letzteren und besetzten dann gemeinschaftlich mit dem schnell herbeigeeilten Herzog Welf die Alpenpässe, damit es dem Kaiser Heinrich IV. nicht gelinge, Succurs aus Deutschland an sich zu ziehen. Daran war es aber noch nicht genug, sondern es vereinigte sofort auch der tapfere Roger I. von Sicilien seine Schaaren mit den Verbündeten und auf der ganzen Halbinsel ertönte nur noch das Feldgeschrei: „nieder mit den Germanen!“ Das waren harte Schläge für den Kaiser Heinrich IV.; der härteste Schlag sollte aber erst noch kommen. Der nemlich, daß seine zweite Gemahlin Eupraxia, die Tochter des russischen Großfürsten Wsewolod und Wittwe des Markgrafen Heinrich von der Nordmark (Heinrich hatte sie im Herbst 1088 nach dem Tode seiner ersten Gemahlin geheirathet) durch die Verführungskünste Urbans II. im Anfang des Jahrs 1094 dem Gemahl ebenfalls entfremdet und bewogen wurde, sich in die weiten Arme Mathildens zu flüchten. Tiefe Verzweiflung ergriff jetzt den armen Kaiser und nur mit Mühe konnten ihn seine Getreuen daran verhindern, daß er sich nicht selbst den Tod gab. Allein endlich faßte er sich wieder, um mannhaft gegen die ganze Sippschaft seiner Feinde in Italien zu kämpfen, und fast zwei Jahre lang hielt er sich noch in Oberitalien. Wie er nun übrigens sah, daß er ohne mächtigen Zuzug aus Deutschland nichts Namhaftes ausrichten könne, überließ er anno 1095 Italien vorderhand sich selbst und kehrte über die Alpen in sein Vaterland zurück.

Und merkwürdig, sowie er dem welschen Lande, das ihn auch nicht das Geringste anging, den Rücken kehrte, lächelte ihm auch das Glück wieder! Bevor wir aber darauf zu reden kommen, wollen wir uns überzeugen, welchen Lohn die erbärmliche Eupraxia und der noch erbärmlichere Konrad, also die Gemahlin und der Sohn Heinrichs IV., davon trugen. Nun, der schamlosen Russin wurde die Pabstfreundin Mathilde bald überdrüssig und ließ ihr deßhalb eine Behandlung zukommen, welche dieselbe nicht ertragen konnte. Wohin aber sollte sich jetzt die Tochter des russischen Großfürsten wenden? Nach Deutschland war ihr natürlich der Weg verschlossen und so blieb ihr nichts übrig, als nach Rußland zurückzukehren. Allein auch dort wurde sie kalt genug aufgenommen und am Ende mußte sie noch froh

sein, in einem Nonnenkloster zu Kiew eine Zufluchtsstätte zu finden, in dem sie auch anno 1109 noch ziemlich jung ihr ärmliches Leben beschloß. Nicht minder schlimm endete der junge Konrad, Heinrichs IV. Erstgeborner. In der ersten Zeit nach seinem an seinem Vater begangenen Treubruch schien es ihm sehr gut gehen zu wollen, denn die sämmtlichen oberitalischen Städte huldigten ihm sofort als ihrem Könige und der Erzbischof Anselm von Mailand setzte ihm, noch im Jahr 1093, die eiserne Krone der Lombarden auf. Auch trugen ihn der Pabst und seine Freundin Mathilde, was man sagt, auf den Händen, so lange der Kampf gegen seinen Vater, Heinrich IV., dauerte. Sowie aber dieser Italien verlassen hatte, zog sich Alles, was italienisch hieß, von ihm zurück und er wurde nicht blos allgemein mißachtet, sondern man gab ihn auch dem bittersten Mangel preis. Natürlich, denn man bedurfte seiner jetzt nicht mehr und konnte ihn also füglich wegwerfen. Bitter beklagte er sich bei Roger I., der ihm die versprochene Tochter vorenthielt, und noch bitterer bei dem Pabst und der Markgräfin Mathilde. Da stellte sich Letztere, als ob sie ihn wieder zu Ehren annehmen wolle, und lud ihn im Sommer 1101 nach ihrer schönen Stadt Florenz ein. Kaum war er aber da eingetroffen, so ließ sie ihm durch ihren Leibarzt einen Trank reichen, an dem er schon den Tag darauf den Geist aufgab. Sie wollte ihn los sein, weil er ihr unbequem geworden war, und ein schnelleres Mittel, als das Gift, gab es nicht. So endete Konrad, wie er es verdient hatte, und in Deutschland floß keine einzige Zähre des Mitleids um ihn. Doch kommen wir nun auf seinen Vater, Heinrich IV., zurück. Wie dieser anno 1095 nach Deutschland zurückkehrte, gab es für ihn noch zwei mächtige Feinde zu besiegen, einmal den Herzog Welf I. von Baiern und sodann dessen Verbündeten, den tapferen Berthold II. von Zähringen, den Sohn jenes Berthold I., welchen Heinrich IV. auf jenem Tage von Ulm seines Herzogthums Kärnthen entsetzt hatte. Diese beiden aber waren nicht gering zu achten, denn Welf I. besaß außer seinem Herzogthum Baiern auch noch in Schwaben große Allodialgüter (Privatbesitzthümer, im Gegensatz zu Lehengütern) und eines fast nicht minder großen Besitzthums im Schwarzwald, im Breisgau, im Thurgau

und im Zürichgau durfte sich Berthold II. von Zähringen rühmen. Ueberdem gehörten Letzterem auch noch die Stammgüter des verstorbenen Gegenkönigs Rudolphs von Schwaben, eines gebornen Grafen von Rheinfelden, wie sich der Leser erinnern wird, denn er hatte sich mit der einzigen Tochter dieses Rudolph vermählt, und so war es kein Wunder, daß der Herzog von Schwaben, Friedrich von Hohenstaufen, der Eidam Heinrichs IV., in seinem fortwährenden Kampfe gegen die genannten Beiden einen schweren Stand hatte. Natürlich zweifelte also auch Heinrich IV. nach seiner Rückkehr aus Italien nicht daran, daß es ihm schwer fallen werde, dieselben zu besiegen, allein siehe da, jetzt trat urplötzlich ein großer Glücksfall für ihn ein. Kaum nemlich war der Hauptzweck, weßwegen die Markgräfin Mathilde den jungen Welf geheirathet hatte — die Besiegung Heinrichs IV. und die Herstellung der Pabstmacht in Italien — erreicht, so erklärte sie ihrem Gemahl, der ihr Sohn oder gar ihr Enkel hätte sein können, daß er ein großer Thor gewesen sei, wenn er sich Hoffnung gemacht habe, dereinstens ihr Erbe zu werden, denn nach ihrem Tode gehöre ihre ganze Hinterlassenschaft dem apostolischen Stuhle. Daraufhin kam es zu einem bösen Auftritt und nun kündigte sie ihm alle und jede fernere Gemeinschaft auf. Mit andern Worten, sie schickte ihn wie einen Buben nach Hause und dem so schmählich Behandelten blieb nichts übrig, als schnellstens zu seinem Vater nach Baiern zurückzukehren. Natürlich versuchte es dieser zuerst, durch Vermittlung des Pabstes die frühern Zustände wiederherzustellen; aber wie Urban II. sich sofort auf die Seite Mathildens stellte und ihre Ehe mit dem jungen Welf für aufgelöst erklärte, erfaßte den alten Welf ein furchtbarer Grimm und alsobald stand sein Entschluß fest, auf die Seite des Kaisers hinüberzutreten. Er machte also dem Letzteren die geeigneten Anträge und in kürzester Frist war die Versöhnung hergestellt. Natürlich unter der Bedingung, daß der alte Welf sein Herzogthum Baiern behielt und zwar mit dem Vorrecht, es an seinen ältesten Sohn zu vererben. Jetzt stand der obgenannte Berthold II. von Zähringen vollständig isolirt und mußte also daran denken, ebenfalls schnellstens seinen Frieden mit dem Kaiser zu machen. Auch ließ sich dieser nicht hartnäckig finden, sondern bewilligte viel-

mehr dem Berthold, dafür daß derselbe alle seine Ansprüche auf Kärnthen (von seinem Vater her) und Schwaben (von seinem Schwiegervater, Rudolph von Schwaben, her) fahren ließ, eine neue Herzogswürde oder besser gesagt den herzoglichen Rang in den Gauen, in welchen seine Stammgüter lagen, also im Breisgau, im westlichen Schwarzwald, im Thurgau und im Zürichgau, welche Gaue zusammen den Namen des Herzogthums Zähringen erhielten. So wurde der Frieden in Deutschland vollständig wieder hergestellt und gleichwie über den Alpen drüben, also in Welschland, Urban II. mit seiner Partei unumschränkt herrschte, gerade so gab es diesseits der Alpen, also in unserem Vaterlande, weder einen Geistlichen noch einen Laien, der nicht Heinrich IV. und dessen Pabst Clemens III. unbedingt anerkannt hätte.

Sicherlich also hatte Urban II. mehr verloren, als gewonnen, und sein einziges Sinnen ging nun dahin, durch einen neuen Schachzug die verlorne Position wieder herzustellen; zu diesem Schachzug aber bot sich ihm gerade jetzt die erwünschte Gelegenheit. Das ganze Christenthum hatte sich längst durch den Barbarismus der Zeit und die Bemühungen der unwissenden Geistlichkeit (wie ich weiter oben auseinandergesetzt) in eine Religion der Aeußerlichkeiten verflacht. Man besuchte die Messe und kasteite sich. Man betete die Mutter Gottes und die lieben Heiligen an. Man sammelte Reliquien aller Art und warf sich vor denselben nieder. Man wallfahrtete nach Rom und nach Jerusalem, sowie nach jedem wunderthätigen Gnadenbilde, und je mehr Entbehrungen man bei diesen Wallfahrten auszustehen hatte, ein um so verdienstlicheres Werk glaubte man gethan zu haben. Was nun insbesondere die Wallfahrten nach Jerusalem anbelangt, so übten sie von jeher einen besonderen Reiz aus, denn man besuchte da das heilige Grab, sowie alle die denkwürdigen Orte, wo der Erlöser einst lebte, wirkte und starb, und wenn man Glück hatte, konnte man Splitter vom Kreuze Christi oder andere Kostbarkeiten (die kostbarste dieser Kostbarkeiten war wohl die Thräne, welche Christus über dem Grabe des Lazarus geweint) mitbringen. Wir erfahren daher, daß schon die fromme Helena, die Mutter des Kaisers Constantin des Großen, in hohem Alter noch nach Jerusalem

wallfahrtete, sowie daß ihr Sohn, der eben erwähnte Constantin, weil er nicht in Person abkommen konnte, über dem Grabe Christi eine prachtvolle Kirche bauen ließ. Von dort an blieb das Wallfahren nach Jerusalem im Schwung und dieß wurde selbst dann nicht anders, als die muhammedanischen Araber oder wie man sie später hieß, die Saracenen, Palästina mit sammt Jerusalem eroberten. Natürlich, denn die neuen Besitzer, duldsamer als andere religiöse Sekten, gestatteten den Christen, Kirchen und Spitäler in der heiligen Stadt zu erbauen und legten den Pilgrimmen auch nicht das mindeste Hinderniß in den Weg. Etwas anders wurde dieß, als der egyptische Khalif Hakim im Anfang des 11. Jahrhunderts Jerusalem in die Hände bekam, da er als Abkömmling der Fatime, der Tochter Muhammeds, glaubte, sich fanatischer zeigen zu müssen, als seine Rivalen, die Abbasiden, und also die Christen hart bedrückte. Freilich dauerte dieß nur eine Zeitlang, dieweil schon sein Sohn Daher den christlichen Pilgern wieder volle Sicherheit gewährte; allein die Grausamkeiten Hakims brachten in der abendländischen Christenheit eine furchtbare Aufregung hervor und man wurde dadurch erst recht animirt, nach der „Heiligen Stadt" zu wallfahren. Hunderte und Aberhunderte zogen dahin und wenn sie dann zurückkamen, gehüllt in die weite schwarze Kutte, welche ein Strick umschloß, den langen Pilgerstab in der Hand, den muschelbesetzten breiten Hut auf dem Kopf, den ausgehöhlten Kürbiß als Wasserflasche an der Seite und den Rosenkranz aus Jerusalem in den Händen — wenn sie so zurückkamen, ei dann staunte sie Jedermann an und Tausende nahmen sich sofort vor, die gefährliche Fahrt ebenfalls anzutreten. Auch darf man nicht glauben, daß nur geringe Leute von dieser Sucht ergriffen wurden; nein, selbst Vornehme ließen sich anstecken, wie z. B. der Herzog Robert von der Normandie anno 1033, der Bischof Litbert von Kamerich anno 1054, und die heilige Helena von Schweden anno 1060. Ja ganze Karawanen machten sich auf den Weg und darunter anno 1064 eine solche von 7000 Köpfen unter Anführung des Erzbischofs Siegfried von Mainz, sowie der Bischöfe Günther von Bamberg, Otto von Regensburg und Wilhelm von Utrecht. Kurz, das Wallfahren nach Jerusalem war im 11. Jahrhundert in

ganz Europa eine herrschende Sucht geworden und man ließ sich dadurch, daß Hunderte und Tausende auf der Reise durch Entbehrungen aller Art, sowie noch öfter durch Kämpfe mit feindlichen Bewohnern der Länder, durch die man pilgerte, den Tod fanden (von den 7000 Begleitern des Erzbischofs Siegfried kamen noch nicht 2000 zurück), nicht im geringsten abschrecken. Da drang ums Jahr 1080 die erschütternde Kunde nach Europa, daß kurz zuvor die Seldschucken oder Türken Jerusalem erobert und sich von der ersten Minute an als die erbittertsten Feinde der Christen erwiesen hätten. Nicht blos nemlich seien die heiligen Orte von ihnen entehrt, sondern auch der christliche Gottesdienst verboten und alle Pilger aufs furchtbarste mißhandelt worden. Ein Schrei des Entsetzens erscholl durch das ganze christliche Abendland und wenn die Einen jammerten und heulten, so erglühten die Andern vor Zorn und hätten am liebsten gleich mit dem Schwerte dreingeschlagen. Wie aber zu helfen sei, wußte keiner und erst dem klugen Pabst Urban II. war es vorbehalten, die empörten Gemüther in ein richtiges Fahrwasser zu leiten.

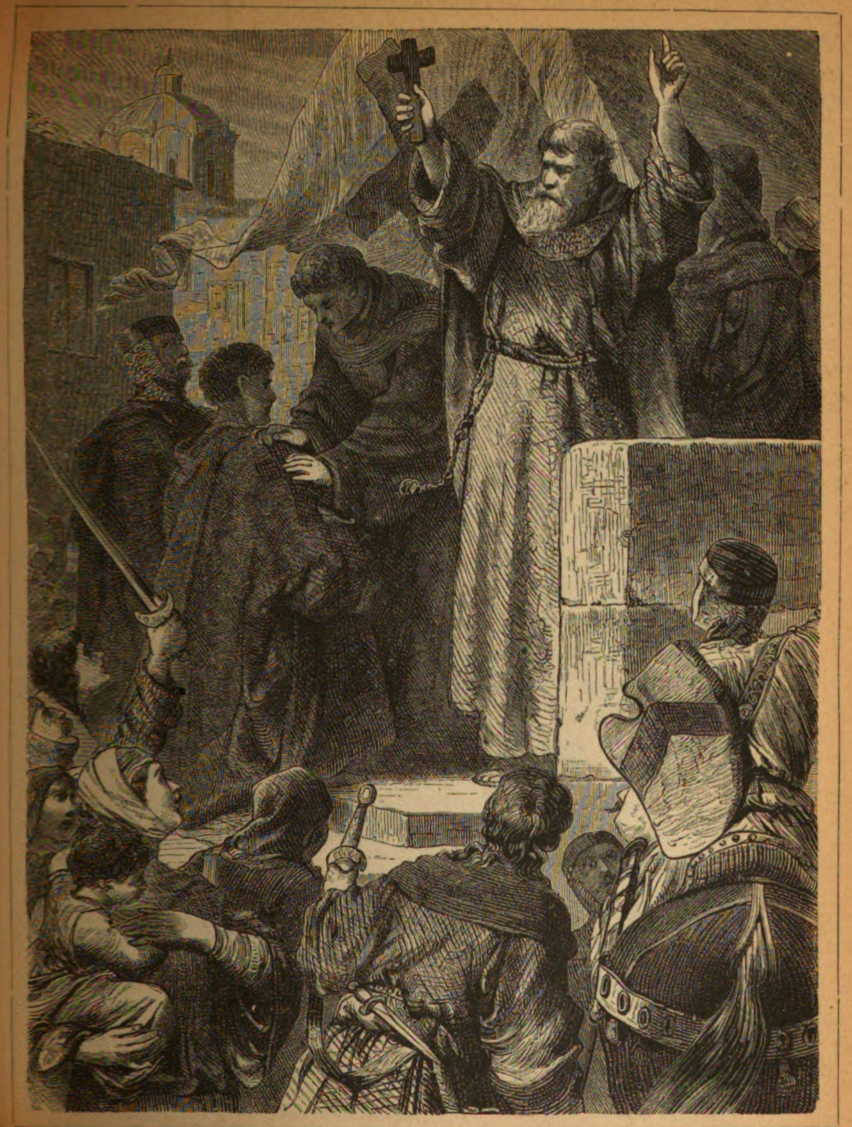
Schon zwei seiner Vorgänger hatten daran gedacht, Palästina und Jerusalem aus den Händen der Muhammedaner zu befreien. Zuerst der Pabst Sylvester II. ganz zu Anfang des 11. Jahrhunderts und dann fünfzig Jahre später der gewaltige Gregor VII. Beide übrigens hatten dabei keineswegs ein religiöses Interesse im Auge, sondern sie dachten nur daran, ihre päbstliche Herrschaft auch über den Orient auszudehnen und so schließlich die griechisch-byzantinische Kirche der römisch-katholischen einzuverleiben. Auf Sylvester II. hatte damals, als er die Idee zuerst anregte, kein Mensch gehört, und Gregor VII. war von selbst wieder von derselben abgekommen, weil ihm seine Kämpfe mit Heinrich IV. keine Zeit zu ihrer Verwirklichung übrig ließen. Nun ward aber Urban II. durch den allgemeinen Aufschrei der Entrüstung über die türkischen Frevelthaten mit Nothwendigkeit wieder auf jene Idee hingewiesen, und dazu kam noch, daß sich im Jahr 1094 der Wallfahrer Peter von Amiens bei ihm einstellte, um ihm einen Jammer-Brief des Patriarchen Simeon von Jerusalem zu übermachen. Besagter Peter nemlich, genannt von Amiens, weil er in der Nähe dieser Stadt geboren war, hatte früher

als Soldat gedient und sich dann verheirathet; war aber nach dem Tode seiner Frau Einsiedler geworden und endlich nach Jerusalem gepilgert, um seine Sehnsucht nach dem heiligen Grabe zu stillen. Dort fand er die allerverwildertsten Zustände und insbesondere mußte der schwer bedrängte Patriarch Simeon das tiefste Mitleid erregen. Peter nahm also von diesem einen Brief an den Pabst in Rom mit und leistete ihm zugleich das Versprechen, dem Pabst die Christennoth in Jerusalem aufs herzzerreißendste zu schildern. Wie nun aber Urban II. dieß Alles vernahm, ha, welch' ein Gedanke schoß ihm da plötzlich durch den Kopf! Schon früher war er, wie Sylvester II. und Gregor VII., damit umgegangen, die Herrscher Europas oder wenigstens Einen derselben dahin zu bringen, daß er gegen die schlimmen Türken zu Felde ziehe und sie aus Palästina verjage. Wie nun aber, wenn er jetzt die Sache selbst in die Hand nahm? Wie, wenn er die großen Massen, wenn er die ganze abendländische Christenheit oder wenigstens Hunderttausende dazu begeisterte, das Schwert gegen die Türken zu ergreifen? Es konnte ihm dieß nicht allzuschwer werden, weil, wie schon erzählt, jedes Christenherz über die Grausamkeiten der Türken in Palästina aufs furchtbarste empört war; wenn es ihm nun aber glückte, ruhte dann nicht der Oberbefehl über diese Hunderttausende in seinen Händen? Erreichte er dann nicht gleichsam über Nacht das große Ziel, das sich Gregor VII. gesetzt hatte, das nemlich, als der oberste Lenker und Beherrscher der ganzen abendländischen Christenheit dazustehen? Gewiß, dann verwirklichte sich der kolossale Gedanke der päbstlichen Universalmonarchie und nebenbei wurde, wenn Palästina erobert war, auch noch der weitere Zweck erreicht, die Herrschaft des apostolischen Stuhles selbst über den Orient auszudehnen. Dieses Alles in seinem klugen Kopfe schnell zusammenfassend beschloß also Urban II., die ganze römisch-katholische Christenheit zur Befreiung des heiligen Grabes aufzufordern und entließ den Peter von Amiens mit dem Auftrag, in diesem Sinne in Italien und Frankreich zu wirken.

Hiezu war der Genannte ganz der Mann. In seiner auffallenden Pilgertracht und auf einem magern Esel reitend — er selbst war durch die ausgestandenen Strapatzen ebenfalls bis zum Scelett abge-

magert, aber die Augen glühten wie Kohlen aus den Höhlen heraus — zog er von Italien nach Frankreich und überall, in allen Städten und Dörfern, hielt er an, um über die Leiden der Christen in Jerusalem zu donnern. In der einen Hand hielt er das Crucifix, die andere aber streckte er zum Himmel empor und schwur, daß ihm Christus in Person erschienen sei, ihm befehlend, das heilige Grab aus den Händen der Ungläubigen zu erretten. So wurde Alt und Jung, Vornehm und Gering hingerissen; aber Alles, was er that, war nur das Vorspiel zu dem, was Urban II. selbst ausrichtete. Nachdem Letzterer nemlich durch den Abzug Heinrichs IV. freie Hand bekommen hatte, hielt er im Frühjahre 1095 in Guastalla und Piacenza schnell nacheinander zwei Kirchenversammlungen, auf welchen er der staunenden Welt verkündigte, welch' Großes er im Sinne trage. Auch rief er vielfach Begeisterung hervor, aber doch nicht in der Weise, wie er es gerne gehabt hätte. Darum beschloß er nach Frankreich zu gehen, denn von den Franzosen wußte er, daß sie für alles Neue und Abenteuerliche mit leichter Mühe zu entzünden seien. Dort im August 1095 angekommen, reiste er zuerst an die Höfe der verschiedenen kleineren und größeren Dynasten, um sie für seine Idee einzunehmen und nicht minder hielt er auch in den Bischofssitzen zu demselben Zwecke Provinzialsynoden. Nachdem er aber Alles gehörig vorbereitet, schrieb er auf den November 1095 ein großes Concil nach Clermont in der Auvergne aus und auf diesem erschienen nicht weniger als 14 Erzbischöfe, 225 Bischöfe und über 400 Aebte, während die Zahl der übrigen Geistlichen, sowie die der Fürsten, Grafen, Ritter und sonstigen Laien ins Unermeßliche ging. In den ersten acht Tagen wurden weniger wichtige Dinge abgehandelt, dann aber versammelte Urban II. alle Anwesenden außerhalb der Stadt auf einer großen weiten Ebene und hielt da eine Rede an die Hunderttausende, welche die alleraußerordentlichste Wirkung hervorbrachte. Er sprach von der Bedrängniß der Christen im Morgenlande und von der Entweihung des geheiligten Bodens. Er erzählte, wie die Türken die Christentempel in Ställe umgewandelt und das Grab des Erlösers durch Hunde verunreinigt hätten. Er schilderte die Drangsale der Pilgrime, von denen Tausende gemartert, geknechtet und

Verlag von VOGLER & BEINHAUER in STUTTGART.



Peter von Amiens in Piacenza 1096.

hingemordet worden seien. Er wies hin auf die goldene Beute, welche den Abendländern im Morgenlande winke und versprach Jedem, auch wenn er einen Mord auf dem Gewissen habe, die vollkommenste Sündenvergebung. „Auf, auf, nach Jerusalem, das heilige Grab den unreinen Händen der Moslims zu entreißen!“ rief er zum Schlusse, und nun war es gerade, als ob die ganze Versammlung electrisirt worden wäre. „Gott will es; Gott will es!“ schrieen die Hunderttausende wie aus einer Kehle, und Jeder ohne Ausnahme beeilte sich, das rothe Kreuz, das sofort der Pabst und die ihn umgebende Priesterschaft in Masse austheilte, sich nach dem Vorgang des Bischofs Ademar von Puys, welcher dieß als der Erste that, auf die rechte Schulter zu heften.

Von diesem Kreuze nun erhielten die Kreuzzüge ihren Namen, denn Jeder, der das Kreuz trug, machte sich damit verbindlich, an dem nächsten Zuge gegen die Türken in Palästina mit den Waffen in der Hand Antheil zu nehmen. Weil aber so Viele das Kreuz genommen hatten, sammelten sich schon im Frühjahr 1096 ihrer 60,000, theils unter dem Ritter Walther von Perejo und seinem Neffen Walther Sensavahor, genannt von Habenichts, theils unter dem Einsiedler und Agitator Peter von Amiens, um durch Ungarn und über Constantinopel nach dem gelobten Lande zu gelangen. Allein sie bildeten solch' regellose, aller Disciplin ermangelnde Haufen, daß die Meisten von ihnen schon auf dem Zuge durch Ungarn und Serbien, wo sie gewaltsam Lebensmittel requirirten, den Untergang fanden. Ueberdem, wenn auch dieß nicht der Fall gewesen wäre, wie hätte man mit Menschen solcher Gattung eine kriegerische That vollbringen können? Abgesehen nemlich davon, daß sie aus einem Mischmasch von Nationalitäten bestanden, aus Franzosen, Normännern, Flandrern, Lothringern, Italienern, Schwaben und Baiern, welchen Ständen gehörten sie an? Wahrhaftig, die wenigsten den bessern, welche wirklich aus Begeisterung den Zug unternahmen. Vielmehr waren vielleicht die Hälfte unter ihnen Leibeigene, welche die Gelegenheit benützten, ihren Herren ungestraft entlaufen zu können, und auf anderen Tausenden lastete Blutschuld oder irgend ein sonstiges schweres Verbrechen. Kurz, die genannten zwei ersten Haufen

hatten sich fast durchaus aus Gesindel rekrutirt und unter ihnen spielten auch entlaufene Nonnen und Mönche, sowie liederliche Weibsleute aller Art, die sich in Mannskleider gesteckt hatten, eine nicht unbedeutende Rolle. Nun aber, wenn es bei den beiden ersten Kreuzheeren so aussah, welchen Namen verdiente erst das dritte, welches, wie die vorigen ebenfalls von Frankreich ausgehend, in Deutschland bis zu der Stärke von 200,000 Köpfen anschwoll und sich dann unter den Oberbefehl des durch seine schlimmen und liederlichen Streiche viel berüchtigten Grafen Emicho von Leiningen (unter ihm kommandirten die Priester Gottschalk aus der Pfalz und Volkmar aus Schwaben) stellte? Alle Strolche Frankreichs und Deutschlands, alle Mörder, Diebe und Räuber, welche es in den beiden Ländern gab, untermischt mit dem Auswurf des weiblichen Geschlechts, fanden sich unter diesem elenden Grafen von Leiningen zusammen, und langsam, sehr langsam wälzte sich deren ungeheure Heerschaar vorwärts. Natürlich übrigens war es ihnen nicht sowohl um die Befreiung des heiligen Grabes in Jerusalem als — die Religion sollte ihnen zum Deckmantel zur Ausübung der verruchtesten Verbrechen dienen — um Raub und Plünderung, sowie um Befriedigung ihrer viehischen Lüste zu thun, und somit erklärten sie, daß man, ehe man die Ungläubigen in Asien bekriege, vor allem mit den Ungläubigen in Europa, also mit jenen armen Juden, deren Vorfahren einst Christum ans Kreuz geschlagen hatten, aufräumen müsse. Diese Räuberanschauung war keineswegs deutschen Ursprungs — denn in Deutschland gewährte man den Juden, die man ihres Handelstalents wegen schätzte, allüberall Schutz und von Karl dem Großen an bis auf Heinrich IV. herab wetteiferten fast alle Regenten dieses Staates mit einander, denselben Handelsprivilegien zu ertheilen —, sondern stammte vielmehr aus Spanien her, von wo aus sie — Moslims nnd Juden wurden dort in ganz gleicher Weise bekriegt — einzelne Strolche, die als Kriegsleute von Profession daselbst gedient hatten, nach Frankreich und nach Deutschland importirten. Was Wunder aber, wenn ihre Genossen und Kameraden, aufgestachelt durch die Reichthümer, welche die Juden notorisch besaßen, auf die Idee sogleich mit Inbrunst eingingen, und wenn besonders ihr beutegieriger Oberanführer, der schlimme

Graf von Leiningen, frischweg behauptete, er sei von Christus selbst, der ihm erschienen, zur Vertilgung der Kinder Israels aufgefordert worden? So begann denn jetzt durch das dritte Kreuzheer in Deutschland eine Judenhetze, wie man sie nachher nie mehr erlebte, und allüberall, wo die Kinder Israels sich angesiedelt hatten, vom Rhein an bis nach Böhmen und Mähren hinein, wurden sie, nachdem man ihre Häuser ausgeplündert und ihre Weiber und Töchter geschändet, auf die grausamste Weise hingeschlachtet. Diese Gräuel näher zu beschreiben, möge mir erlassen sein, aber anführen muß ich doch, daß von den armen Schlachtopfern Viele, besonders Weiber und Jungfrauen, von der Verzweiflung getrieben, sich selbst den Tod gaben, während von den Männern sich doch wenigstens Einige tapfer wehrten. Nicht minder darf ich die Thatsache nicht verschweigen, daß von den deutschen Hochgestellten sich Mehrere der Bedrängten annahmen, wie ihnen denn z. B. der edle Bischof Johann von Speier, Heinrichs IV. Schwestersohn, in seinem Palaste vollkommenen Schutz gewährte. Umgekehrt aber machten sich andere Große, geistlichen wie weltlichen Standes, die Raserei der Pöbelmassen zu Nutzen und eigneten sich die Hauptjudenbeute zu. So z. B. der Erzbischof Ruprecht von Magdeburg, der die in dieser Stadt ansässigen Israeliten am Lauberhüttenfest unversehens überfallen und all' ihres Eigenthums berauben ließ, und so insbesondere der Erzbischof Ruthard von Mainz, der dieselben zuerst einlud, sich mit ihren Schätzen in seinen Palast zu flüchten und sie dann den Kreuzfahrern zur Abschlachtung (die Zahl der Geschlachteten belief sich auf mehr als tausend) überließ, während er selbst sich ihrer Schätze bemächtigte. Kurz also, die Judenhetze des dritten Kreuzheeres hätte scheußlicher gar nicht sein können und man schätzte die geraubte Beute auf Millionen, die Zahl der Getödteten aber auf mehr als 12,000. Im Uebrigen erhielten die gräßlichen Kreuzfahrer bald genug ihren Lohn, denn als sie, unter Schandthaten aller Art sich weiter und weiter fortwälzend, endlich nach Ungarn kamen, wurden sie von der dortigen Bevölkerung, die sich solche Schandthaten nicht gefallen ließ, großentheils niedergehauen und nur Wenigen, wie dem erbärmlichen Grafen von Leiningen selbst, gelang es, sich nach Deutschland zurückzuflüchten.

Meine Aufgabe ist es übrigens nicht, eine Geschichte der Kreuzzüge zu geben, soweit dieselben nicht speciell mit der Geschichte von Deutschland zusammenhängen, und somit bemerke ich nur kurz, daß es einem vierten Kreuzheere doch endlich glückte, am 15. Juli 1099 Jerusalem und das heilige Grab zu erobern. Dieses Heer war aber auch ganz anders zusammengesetzt, als die drei ersten, indem nur allein sein ursprünglicher Kern aus 10,000 Rittern und 70,000 streitbaren Männern zu Fuß bestand. Ueberdem wurde es von dem tapferen Herzog Gottfried von Niederlothringen, nach seinem Schlosse in den Ardennen genannt von Bouillon (der Leser kennt ihn schon), befehligt und ihm schlossen sich, außer seinen Brüdern Balduin und Eustach, auch noch andere Hochgeborne, wie der Graf Robert von Flandern, der Graf Hugo von Vermandois, der Bruder des Königs von Frankreich, der Graf Raimund von Toulouse, der Herzog Robert von der Normandie und die normännischen Fürsten Bohemund von Tarent und Tancred von Apulien mit ihren Schaaren an, so daß das Gesammtheer, wie es endlich im Jahr 1097 den asiatischen Boden erreichte, sich auf die ungeheure Anzahl von 600,000 Streitern belief. Dennoch brauchte dieses Heer volle zwei Jahre, bis es endlich nach den unsäglichsten Anstrengungen und nachdem in den Kämpfen mit den Ungläubigen (oder in Folge von Krankheiten) mehr als 500,000 Mann gefallen waren, Jerusalem in seine Gewalt bekam; nun aber, als man den angestrebten Zweck erreicht hatte, welches Resultat ging daraus hervor? Ei ja wohl, Jerusalem wurde jetzt ein christliches Königreich mit dem Herzog Gottfried von Bouillon an der Spitze, und die europäischen Pilgrime konnten sich, so lange die christliche Herrschaft in Paläßtina dauerte, ganz sicher nach dem heiligen Grabe aufmachen. Den Hauptnutzen von dem Allem aber hatte der Pabst, denn er war ja der Stellvertreter Christi, dessen Grabstätte die Hunderttausende nach Paläßtina zog, und auf seinen Befehl erstanden die mächtigen Kreuzheere, an welchen sich Hoch und Niedrig, Fürsten und Völker in gleichem Maße betheiligten. Ueberdem herrschte nicht sein Legat neben dem Könige in Jerusalem, und vermachten nicht unzählige Ritter und Hochadelige, die im Morgenlande fielen, ihre Güter der Kirche? So darf man wohl sagen, daß

die Allmacht der Kirche, welche Gregor VII. zu gründen begonnen hatte, erst durch die Kreuzzüge ihren wahren Höhepunkt erreichte, und insofern also bewirkte Urban II. durch jenes Concil von Clermont etwas noch viel Großartigeres, als er sich wohl im ersten Augenblick gedacht hatte.

Wir kommen jetzt auf Heinrich IV. und die Geschichte von Deutschland zurück. Ins Vaterland zurückgekehrt und, wie wir weiter oben gesehen haben, mit seinen letzten Feinden versöhnt, trachtete der Kaiser nach nichts Weiterem, als dem Reiche den Frieden zu sichern und insbesondere die tiefen Wunden zu heilen, die letzterem der lange unselige Bürgerkrieg geschlagen hatte. Zu diesem Behufe reiste er überall im Lande herum und erneuerte den sogenannten Gottesfrieden (von dem früher schon die Rede gewesen ist), auf das willkürliche Brechen desselben schwere Strafen setzend. Zu diesem Behufe versammelte er auch die deutschen Großen im Januar 1099 in Aachen, damit sie seinem zweiten Sohne Heinrich die Nachfolge im Reiche sicherten, denn der erstgeborne Konrad (der damals noch lebte) hatte natürlich durch seinen Hochverrath alle Ansprüche auf den Thron verloren. Alles hätte sich nun nach Wunsch gefügt, wenn nur in Rom kein Pabst gesessen wäre. Dort starb im Juli 1099 Urban II. und sofort erwählte die Geistlichkeit einen ächten Hildebrandianer, der sich Paschalis II. nannte, zum Nachfolger Christi. Dieser aber wußte gleich beim Antritt seines Amtes nichts Besseres zu thun, als den Bannfluch gegen Heinrich IV. und den Gegenpabst Clemens III. feierlichst zu erneuern und damit in die Fußstapfen seines Vorgängers zu treten. Gleich darauf, im September 1100, starb Clemens III. und wenn nun Heinrich IV. eben so unversöhnlich gewesen wäre, als der Hildebrandianerpabst, so hätte er augenblicklich dem Verstorbenen einen Nachfolger gegeben. Solches that aber der Kaiser nicht, sondern suchte vielmehr den Paschalis zu gewinnen, um den Wirren in der Kirche endlich ein Ende zu machen. Vergeblich übrigens, denn der Pabst blieb unversöhnlich und bethätigte dieß insbesondere dadurch, daß er alle Hebel in Bewegung setzte, um den Bürgerkrieg in Deutschland von neuem anzufachen. Lange Zeit gelang ihm dieß nicht, oder wenigstens nur vorübergehend (der Aufruhr

des Grafen Robert II. von Flandern im Jahr 1102 wurde nach kurzer Frist niedergeschlagen), allein endlich brachte er es doch zu Stande, obwohl allerdings nur durch ein fluchwürdiges Verbrechen. Ich habe soeben erzählt, daß Heinrich IV. seinen zweiten Sohn Heinrich, den nachherigen Heinrich V., in Aachen zu seinem Nachfolger krönen ließ, und setze nun noch hinzu, daß er demselben von jener Stunde an einen großen Einfluß auf die Regierung einräumte. Dieß Alles genügte jedoch dem jungen Prinzen nicht, denn ihn beseelte eine Herrschbegier sonder Gleichen, welche er übrigens unter der Maske einer heuchlerischen Frömmigkeit sehr gut zu verbergen wußte. Solcher Characterzug konnte natürlich dem Pabst zu Rom nicht verborgen bleiben und sofort ließ er den Prinzen durch verschiedene Mittelspersonen bearbeiten, daß er gegen den eigenen Vater revoltire. Einmal nämlich durch seinen Legaten, den Bischof Gebhard von Constanz; sodann durch einige weltliche Große, wie den Markgrafen Dietpold vom Nordgau und den Grafen Berengar von Sulzbach, denen es unbequem war, ihre Raubzüge, an die sie sich während des Bürgerkriegs gewöhnt hatten, des Gottesfriedens wegen einstellen zu müssen; endlich durch den Erzbischof Ruthard von Mainz, welcher sich wegen der niederträchtigen Judenverfolgung im Jahr 1096 mit der Absetzung von Seiten des Kaisers bedroht sah. Mit was nun aber köderten diese päbstlichen Agenten den jungen Heinrich? Nun einfach damit, daß sie ihm sagten, es werde ihm gar leicht werden, seinen Vater mit Hülfe des Pabstes zu entthronen, denn auf dem Vater ruhe ja des Pabstes Bannstrahl und dieß müsse nothwendig zur Folge haben, daß alle guten Katholiken, sobald das Zeichen gegeben werde, von ihm abfielen. Im December 1104 entwich also der junge Heinrich in der Nacht von der Seite seines Vaters, der eben zur Züchtigung des raubsüchtigen Grafen Dietrich von Katlenburg ausgezogen war, und begab sich ins Bairische, wo die Grafen Dietpold vom Nordgau und Berengar von Sulzbach seiner harrten. Schnell eilten nun auch der Erzbischof Ruthard von Mainz und der Bischof Gebhard von Constanz herbei, um die anfangs noch kleine Partei des Buben, der sich gegen den eigenen Vater empörte, zu verstärken, und überdem verabsäumte es der heilige Vater in Rom nicht, demselben

vor aller Welt seinen apostolischen Segen zu geben. Noch mehr, der heilige Vater sicherte ihm Straffreiheit selbst vor dem Richterstuhle Gottes zu und verdammte dagegen alle die in die unterste Hölle, welche fortfahren würden, dem alten Kaiser anzuhängen. Vergebens versuchten es die Erzbischöfe Friedrich von Köln und Bruno von Trier in Gemeinschaft mit dem Schwabenherzog Friedrich von Hohenstaufen, dem Kanzler Erlung und dem Patriarchen Ulrich von Aquileja, den jungen Prinzen von seinem niederträchtigen Vorhaben abzubringen; er blieb fest dabei beharren, mit der salbungsvollen Miene eines heuchlerischen Frömmlings erklärend, daß er keine Gemeinschaft mit seinem Vater haben könne, so lange derselbe sich im Banne befinde. Ja wohl, er krümmte sich vor Schmerz, daß er sich gegen den eigenen Vater auflehnen müsse; allein er könne nicht anders, sagte er, dieweil ihm das Heil seiner Seele höher stehe, als die gewöhnliche Sohnespflicht!

So begann denn im Sommer 1105 auf Befehl des Pabstes Paschalis II. der fluchwürdigste aller Kriege, der Empörungskrieg des Sohnes gegen den eigenen Vater, und zum großen Unglück des Letztern starb jetzt eben sein Eidam, der tapfere Schwabenherzog Friedrich von Hohenstaufen. Zum großen Unglück, sagte ich, denn es glückte sofort dem jungen Heinrich, den Markgrafen Leopold von Oestreich dadurch auf seine Seite zu bringen, daß er ihm die Hand seiner Schwester Agnes, der Wittwe des Staufers Friedrich, und mit ihr auch das Herzogthum Schwaben zusagte. Hand in Hand mit dem Markgrafen Leopold aber ging Boriwoy II., der Herzog von Böhmen, denn dieser hatte Leopolds Schwester Gerberge geheirathet. Trotzdem hätte der alte Kaiser, weil fast alle übrigen Fürsten des Reichs treu zu ihm hielten und weil er sich insbesondere auf die Bürger in den großen Städten am Rhein und in Süddeutschland verlassen konnte, durchaus keine Ursache gehabt, an einem siegreichen Erfolg zu verzweifeln, wenn er nur von der früheren Energie beseelt gewesen wäre. Allein eben diese fehlte ihm, da sich jetzt das Alter bei ihm geltend machte. Noch mehr deßwegen, weil ihm der niederträchtige Verrath des Lieblingssohnes fast das Herz brach. Was soll ich also viele Worte machen? Durch Lug und Trug aller Art,

durch Bestechung, Meineid und Verrath, hauptsächlich aber durch eine geheuchelte Frömmigkeit, die selbst die Erfahrensten täuschte, brachte es der nichtswürdige Sohn so weit, daß sich der Vater ihm am 22. December 1105 in Bingen am Rhein so zu sagen blindlings in die Hände gab (der Sohn stellte sich, als wäre er von der tiefsten Reue ergriffen und erlangte dadurch eine Zusammenkunft mit dem Vater, auf welcher er denselben gefangen nahm) und nun brachte er ihn auf die nahe Burg Böckelheim. Hier aber setzte er ihm, unterstützt von dem päbstlichen Legaten, sowie von den Bischöfen Gebhard von Speier und Robert von Würzburg, mit Mißhandlungen und Drohungen aller Art so lange zu, bis der alte Mann, der jetzt schon für sein Leben fürchtete, auf die Krone verzichtete und die Reichskleinodien auslieferte. Nun erst hörten die Qualen auf und Heinrich IV. durfte — Anfangs Januar 1106 — nach der Pfalz Ingelheim übersiedeln, um den Rest seiner Tage in Ruhe zu beschließen.

Das Gefühl empört sich bei der Erinnerung an diese Frevelthaten, welche, auf Anstiften des Pabstes zu Rom, ein Schandbube von einem Sohne an seinem eigenen Vater beging, aber damit hatten die Niederträchtigkeiten noch nicht einmal ihr Ende erreicht. Weil nemlich die Bürger von Ruffach am Oberrhein unweit von Colmar, empört über die dem alten Kaiser angethane Vergewaltigung, den Sohn, der sich jetzt nach Colmar begeben wollte, mit sammt seinen Reisigen aus ihrem Städtchen hinausschlugen, befürchtete dieser — der Sohn nemlich —, es möchte zu einem allgemeinen Aufstand der Städtebewohner in Deutschland kommen, und gab sofort Befehl, den Vater von neuem festzusetzen. Dazu kam es aber nicht, denn der alte Herr, von einigen Getreuen gewarnt, entfloh sofort — noch im Januar 1106 — nach Köln und von da zu seinem treuen Freund, dem Bischof Otbert von Lüttich. Freilich eilte jetzt der Sohn dem Vater mit einem schnell zusammengerafften Heere nach, um ihn wieder einzufangen; allein die Bürger Lüttichs, unterstützt von dem Herzog Heinrich von Niederlothringen — er war ein geborner Graf von Limburg und von Heinrich IV. zum Nachfolger des Herzogs Gottfried, genannt von Bouillon, als dieser nach Jerusalem zog, ernannt worden — traten ihm bei Viset zwischen Lüttich und Mastricht mit

den Waffen in der Hand entgegen und brachten ihm eine empfindliche Niederlage bei. Daraufhin erhoben sich die sämmtlichen Rheinstädte, das damals schon gewaltige Köln voran, gegen den unnatürlichsten aller Söhne und auch der tapfere Heinrich von Niederlothringen rüstete ein Heer aus, um den alten Kaiser zu unterstützen. Nicht minder erklärten sich viele andere Große, in denen jetzt das Gewissen erwachte, für den mißhandelten Vater und es stand also ein neuer großer Bürgerkrieg bevor. Auch schien es, der neue Kampf werde für den jungen Heinrich höchst unglücklich ausfallen, denn wie derselbe sofort zur Belagerung von Köln schritt, mußte er im Juli mit Schmach und Schande abziehen. Ja seine Lage wurde jetzt, weil zugleich in seinem Heere eine verheerende Seuche ausbrach, eine überaus mißliche und sein Untergang schien gewiß. Da starb plötzlich am 7. August 1106 der alte Kaiser, Heinrich IV., dessen Gesundheit durch Gram und Strapatzen aller Art — in seiner Jugend auch durch Ausschweifungen — längst untergraben war, und nun nahm natürlich der kaum ausgebrochene Krieg ein schnelles Ende. Auf dem Todtenbette verzieh der Vater dem Sohne und übermachte ihm seinen Siegelring und sein Schwert; so wenig kannte er die Rache. Nicht so aber handelten die Anhänger des Pabstes, denn sie ruhten nicht, als bis die Leiche des Kaisers, die der Bischof Otbert zu St. Lambert in Lüttich ehrenvoll hatte beisetzen lassen, wieder ausgegraben und ohne Sang und Klang auf eine wüste Insel der Maas geschafft wurde. Dort bewachte sie Jahre lang ein frommer Einsiedler, der eben als Pilgrim von Jerusalem zurückgekehrt war, und erst im Jahr 1111 nahm der Pabst Paschalis II. den Bann von ihr, wornach ihre feierliche Bestattung — am 7. August 1111 — im Dome zu Speier stattfand.

Es war ein vielgestaltetes Leben, das Leben dieses Heinrich IV.; aber einen Ruhm müssen wir ihm lassen, den nemlich, daß er es unter allen deutschen Herrschern zuerst unternahm, die Macht des Pabstthums, welches nach Alleinherrschaft über das ganze Abendland strebte, zu brechen. Es gelang ihm nicht und warum? Weil die kleinen deutschen Dynasten, um ihre Dynastieen fester zu begründen, mit dem Pabstthum sich verbanden und lieber das Vaterland zerrissen, als ihre selbstischen Ziele aufgaben.

## Siebtes Kapitel.

### Heinrich V., der letzte Salier.

(1106—1125).

Der ungerathene Sohn war jetzt unbestrittener König von Deutschland — als solcher hieß er Heinrich V. — und hatte also nicht mehr nöthig, eine Frömmigkeit, mit andern Worten eine Demuth gegen den Pabst zu heucheln, die er nicht besaß. Dieß sollte Paschalis II. bald genug erfahren, denn ihm zum Trotz besetzte er die Bisthümer, die in Erledigung kamen, ganz nach seinem Belieben und belehnte die Neuernannten mit Ring und Stab, ohne sich um das päbstliche Verbot der Laieninvestitur auch nur im geringsten zu bekümmern. Daraufhin hielt Paschalis II. im October 1106 eine Kirchenversammlung zu Guastalla, auf welcher er das Investiturverbot mit strengen Worten erneuerte, und schrieb dann auf den Mai 1107 zu demselben Zwecke eine zweite Versammlung nach Chalons in Frankreich aus. Da beschloß nun Heinrich V., den Pabst nicht in Ungewißheit darüber zu lassen, wie er in dieser Frage denke, und ordnete sofort eine solenne Gesandtschaft mit dem Erzbischof Bruno von Trier und dem Herzog Welf II. von Baiern (Welf I. war anno 1101 auf einer Pilgerfahrt nach Jerusalem gestorben und ihm folgte sein erstgeborner Sohn, der frühere Gemahl der Markgräfin Mathilde) an der Spitze nach Chalons ab. Diese Gesandtschaft aber hatte dem Pabst rundweg zu erklären, daß der deutsche König nie und nimmer von dem Rechte der Investitur, das seine Vorfahren seit Jahrhunderten geübt, lassen werde, denn mit jedem Bisthum seien Reichslehengüter verbunden, für deren Belehnung ein jeder neue Bischof den Eid der Treue zu leisten habe. Hiegegen remonstrirte natürlich der Pabst in heftiger Weise und nannte das Vorgehen Heinrichs V. eine Auflehnung gegen Gottes Gebote. Solches päbstliche Dictum aber rief eine noch heftigere Entgegnung der deutschen Gesandtschaft hervor und der Herzog Welf II. rief zornentbrannt: „Wohlan, so entscheide das Schwert, und zwar in Rom selbst.“

Zu solchem Schwertentscheid kam es nun aber nicht sogleich, denn vorher wollte Heinrich V. nochmals den Weg der Güte versuchen und überdem hatte er zunächst verschiedene Reichsangelegenheiten zu ordnen. In Sachsen war nemlich eben jetzt (August 1106) der Herzog Magnus, der letzte Billunger, ohne männliche Erben verstorben und es mußte also dieses Herzogthum neu vergeben werden. Zwei Hauptcandidaten waren da, der Graf Otto von Ballenstädt, genannt der Reiche, welcher die älteste Tochter des verstorbenen letzten Billungers, mit Namen Eulika (sie gebar ihm einen Sohn, von dem wir später noch sprechen werden, nämlich Albrecht den Bären) geheirathet hatte, und Heinrich der Schwarze, der Bruder Welfs II. des Herzogs von Baiern, welchem Wulfhild, die zweite Tochter des Herzogs Magnus (sie wurde die Mutter Heinrichs des Stolzen) angetraut war. Allein der deutsche König überging Beide, indem er ihnen nichts ließ, als die sehr bedeutenden Allodialgüter des Billungers, und gab das Herzogthum seinem getreuen Anhänger, dem Grafen Lothar von Supplinburg, dessen Stammschloß im jetzigen Braunschweigischen unweit Helmstädt lag. Eben so gewaltherrlich verfuhr Heinrich V. auch bei Besetzung anderer wichtigen Lehen und es erhielt z. B. das Haus Stade die Markgrafschaft in der Nordmark erblich, während der Graf Gottfried von Löwen von ihm zum Herzog von Brabant (das früher zu Niederlothringen gehört hatte) ernannt wurde. Kurz, Heinrich V. schaffte überall in ganz Deutschland — auch im slavischen Osten — Ordnung, und die deutschen Fürsten waren ganz erstaunt, in dem jungen König, der sich bisher nur als ein Werkzeug des Pabstes gezeigt hatte, einen Herrscher von ganz ungewöhnlicher Kühnheit, Festigkeit und Willenskraft zu finden.

Während Heinrich V. in dieser Weise thätig war, verabsäumte er auch nicht, mit dem Pabst in Unterhandlung zu treten, ob sich nicht der Investiturstreit gütlich beilegen ließe; allein Paschalis II., ein geistig sehr beschränkter und eben deßwegen auch sehr eigensinniger Mann, ging um keines Fingers Breite von seinen ursprünglichen Forderungen ab und somit blieb dem deutschen Könige nichts übrig, als den Weg der Gewalt einzuschlagen. Bereitwillig gewährten ihm im

Sommer des Jahres 1110 die in Regensburg versammelten Fürsten die erbetene Heeresfolge und noch im August zog der König mit einem gewaltigen Heere über die Alpen. Eingeschüchtert hiedurch wagten die Lombarden keinen Widerstand — die beiden Städte Novara und Arezzo allein ausgenommen, welche aber auch dafür schwer gezüchtigt wurden — und selbst die mächtige Markgräfin Mathilde bezeigte sich unterwürfig. Nun hielt Heinrich V. große Heerschau auf den ronkalischen Feldern und feierte das Weihnachtsfest in Florenz. Dann zu Anfang des Jahrs 1111 rückte er weiter gegen Rom zu und machte erst wieder Halt in Sutri, um abermalen mit dem Pabste Unterhandlungen anzuknüpfen. Er hoffte nemlich diesen jetzt geschmeidiger zu finden, weil selbst die Normannen erklärt hatten; sich mit den Deutschen in keinen Kampf einlassen zu wollen, und in der That wußte des Königs Kanzler, der Graf Adalbert von Saarbrücken, den Statthalter Christi zu einer ganz staunenswerthen Concession zu bringen. „Die Aebte, Bischöfe und Metropoliten in Deutschland", sagte der Kanzler zu Paschalis II., „haben sich im Verlaufe der Jahrhunderte — von Pipin und Karl dem Großen an — eine ungeheure Menge von Reichslehen (ganze Markgrafschaften, Grafschaften, Baronieen und Vogteien mit Markt-, Zoll-, Münz- und andern Rechten) schenken lassen und so lange sie diese Lehen besitzen, sind sie nothwendigerweise Vasallen des deutschen Königs; wollten sie aber auf diese Lehen verzichten und sie an das Reich zurückgeben, dann hätte der deutsche König keinen Grund mehr, sich in die Besetzung der hohen geistlichen Würden irgendwie zu mischen und man könnte die Laieninvestitur total abschaffen." Diese Worte machten einen tiefen Eindruck auf den Pabst, der, wie gesagt, sehr beschränkten Kopfes war, und sofort erklärte er, er sei ganz damit einverstanden, daß der Clerus alles Weltliche von sich abstreife, wenn dagegen der deutsche König sich verpflichte, sich unter keinen Umständen mehr in das Geistliche zu mischen; mit andern Worten, wenn er es dem Pabste allein überlasse, die Bischöfe und die andern hohen kirchlichen Würdenträger in ihr Amt einzusetzen. „Aber", wandte nun wieder der kluge Kanzler Adalbert, der an Alles dachte, ein, „wie dann, wenn die deutschen Bischöfe sich weigern, ihre großen weltlichen Lehen-

güter herauszugeben, und darauf bestehen, daß dieß ein schwerer Kirchenraub sei?“ Dieß war ein sehr gewichtiger Einwand, da die Herren Geistlichen noch immer und überall die Religion für gefährdet erklärt haben, wenn man ihnen einen Theil ihres weltlichen Besitzes nehmen wollte; allein Paschalis II. in seinem Eigensinn und Hochmuth nahm die Sache sehr leicht. „Ich selbst“, erklärte er, „werde den deutschen Kirchenfürsten kraft meiner apostolischen Gewalt und unter Androhung des Kirchenbanns befehlen, alle ihre weltlichen Lehen herauszugeben, denn sie sollen sich fortan mit dem Kirchenopfer, dem Zehnten und den freiwilligen Gaben der Laien begnügen, um so endlich von der Leistung von Kriegs- und andern Diensten, welche mit den Lehengütern verbunden sind, aber nicht für einen Diener des Altars passen, befreit zu werden.“ So kam denn auf diese Grundlagen hin am 4. Februar 1111 nachfolgender Vertrag — man nannte ihn später nur den Vertrag von Sutri — zwischen Kaiser und Pabst zu Stande: 1) Der Pabst befiehlt den deutschen Bischöfen und kirchlichen Würdeträgern, daß sie alle weltlichen Besitzungen, die sie bisher vom Reich zu Lehen hatten, an den deutschen König zurückgeben und sich verpflichten, nie mehr solche Lehen an sich bringen zu wollen; 2) der deutsche König entsagt der Investitur für immer, aber unter der ausdrücklichen Bedingung, daß die deutschen Bischöfe und Kirchenfürsten dem Befehle des Pabstes freiwillig Folge leisten; 3) der Pabst krönt den deutschen König augenblicklich zum Kaiser, sobald dieser seinerseits dem Vertrage nachgekommen ist.“

Einen für die Kirche in materieller Beziehung nachtheiligeren Vertrag hat weder früher noch nachher je ein Pabst mit einer weltlichen Macht abgeschlossen und man kann sich daher denken, wie glücklich sich Heinrich V. fühlte. Allein — es war noch nicht aller Dinge Abend. Am 11. Februar 1111 zog der deutsche König in Rom ein und am 12. versammelte man sich in der Peterskirche. Da war auf der einen Seite der Pabst mit seinen Cardinälen und seinem ganzen übrigen Hofe, auf der andern Seite der deutsche König mit seinen geistlichen und weltlichen Großen nebst dem andern bedeutenden Gefolge. Sofort verlangte nun Heinrich V. vor allem die Verlesung des Vertrags von Sutri, damit die deutschen Kirchen-

fürsten sich erklären könnten, ob sie demselben zustimmen wollten oder nicht, und natürlich mußte dem Verlangen entsprochen werden. Sowie man nun aber an die Stelle kam, in welcher den Bischöfen zugemuthet wurde, ihre weltlichen Güter zurückzugeben, da entstand unter ihnen ein solcher Tumult, daß man sein eigen Wort nicht mehr hörte. Sie nannten den Pabst einen Ketzer und gaben ihm sonst die beleidigendsten Schimpfwörter; zugleich aber schwuren sie hoch und theuer, daß sie ihre Güter nie und nimmer weggeben würden, und man konnte sich also allerseits überzeugen, daß der Pabst nicht im Stande sei, den abgeschlossenen Vertrag zu halten. Um so fester bestand der deutsche König darauf, daß jetzt wenigstens die Krönung vollzogen werde, weil er selbst jederzeit bereit sei, für das, was er versprochen, einzustehen. Deß weigerte sich aber Paschalis II. unter allerlei nichtigen Vorwänden und nun wurde der Tumult wieder ärger, als zuvor. Schon schien es zum Kampfe kommen zu wollen, indem Päbstliche wie Königliche die Schwerter zogen, da befahl Heinrich V. auf den Rath seines Kanzlers Adalbert, den Pabst mit den Cardinälen gefangen zu nehmen, und dieser Befehl wurde augenblicklich ausgeführt. Doch gelang es Mehreren der Letztern in der allgemeinen Verwirrung zu entkommen und diese stachelten nun die Römer in einer Weise auf, daß in der folgenden Nacht ein furchtbarer Aufstand ausbrach. Die Deutschen wurden schlafend überfallen und Heinrich V. selbst kam in die größte Lebensgefahr. Ja der Kampf wurde am 13. und 14. Februar fortgesetzt und Ströme voll Blutes flossen. Endlich aber wurden die Deutschen des einen Theils der Stadt, der jenseits der Tiber lag, vollkommen Meister und nun gab der deutsche König Befehl, den andern Theil vollständig einzuschließen. Er selbst zog, den Pabst und die Cardinäle, so weit sie gefangen waren, mit sich führend, in der Nacht vom 15. auf den 16. Februar nach Alba ab und schlug da ein Lager, um jeden Zuzug von Außen her unmöglich zu machen.

Allein wer sollte den Römern helfen? Die Markgräfin Mathilde konnte nicht, ohne ihr ganzes Besitzthum zu gefährden, und die Normannen wollten nicht, weil sie keinen Vortheil dabei gehabt hätten. Somit wurde die Bedrängniß der Römer mit jedem Tag eine größere und nicht minder fühlten sich der Pabst und seine Cardinäle

in ihrer strengen Haft auf dem Schlosse Trevi äußerst unwohl. Dazuhin lag die Gefahr nahe, daß der deutsche König einen Gegenpabst aufstellen würde, und die Folge von diesem Allem war, daß sich Paschalis II. dazu herbeiließ, am 11. April einen neuen Vertrag mit Heinrich V. abzuschließen, welcher Folgendes festsetzte. „Erstens: der Geistlichkeit steht allein das Recht zu, die Kirchenfürsten zu erwählen, aber die Wahl darf nur mit der Zustimmung des deutschen Königs erfolgen, der sich bei jeder Neuwahl durch seine Gesandte und Diener vertreten läßt. Zweitens: nach geschehener Wahl übt der König das Investiturrecht aus, das heißt, er belehnt die Aebte und Bischöfe mit Ring und Stab. Drittens: die kirchliche Weihe oder Consecration erfolgt erst nach geschehener Belehnung. Viertens: Wahlstreitigkeiten entscheidet der König. Fünftens: der König läßt den Pabst und die Cardinäle frei, gibt ihnen die confiscirten Güter zurück und sichert den Römern den Frieden. Sechstens: der Pabst schwört, den König wegen des Vorgefallenen nie mit dem Banne zu belegen und ihn sofort zum Kaiser zu krönen.“ Nachdem dieß so geordnet, wurde der Frieden allgemein hergestellt und am 13. April fand die feierliche Kaiserkrönung statt. Nicht blos aber dieß, sondern es nahmen auch beide Theile, der Pabst wie der neue Kaiser, vor allem Volk die Hostie darauf, daß sie das, was sie versprochen, heilig halten würden, und daraufhin kehrte Heinrich V. mit seinem ganzen Heere alsbald nach Deutschland zurück.

Der neue Kaiser hatte Alles erreicht, was er zu erreichen angestrebt hatte, und der ganze stolze Bau Gregors VII. schien über den Haufen geworfen zu sein. Um so wüthender wurde jetzt die hohe Geistlichkeit in Rom und die Cardinäle, die damals nicht mit dem Pabste gefangen gewesen waren, in Verbindung mit allen übrigen Priestern drangen sofort nach dem Abzug des Kaisers in Paschalis II., den abgeschlossenen Vertrag zu widerrufen. Einige Zeit lang weigerte sich dieser, aber endlich verstand er sich doch dazu. Am 18. März 1112 erklärte er also in einer lateranensischen Synode die Convention vom 11. April 1111, als erzwungen, für null und nichtig und belegte die Laieninvestitur von neuem mit dem Banne. Dagegen weigerte er sich beharrlich, den Kaiser selbst ebenfalls in den

Bann zu thun, weil er damals die Hostie darauf genommen, sich dieß nie zu erlauben, und so war man eine Zeitlang am Pabsthof in großer Verlegenheit, denn verflucht sollte der Kaiser, der sich unterfangen, einen Statthalter Christi gefangen zu setzen, unter allen Umständen werden. Doch wo waren die Herren Priester in die Länge je um einen Ausweg verlegen? Schnellstens mußte der Erzbischof Guido von Vienne, der erste Metropolit des burgundischen Reichs, in seiner Hauptstadt Vienne eine Synode um sich versammeln, und auf dieser sprach er als Legat des Pabstes am 16. September 1112 den Bannfluch über Heinrich V. als einen zweiten Judas aus. Der Pabst aber bestätigte diesen Synodalbeschluß durch ein Decret vom 20. October und erklärte zugleich, daß er damit seinen Eid nicht verletze, weil der Bannfluch nicht unmittelbar von ihm ausgegangen sei. Gewiß eine elende Ausflucht, einen Meineid zu beschönigen, aber eine Ausflucht des Nachfolgers so vieler gleichgesinnter Vorgänger ganz würdig!

Der erlassene Bannfluch war ein kühnes Wagniß der hildebrandianischen Partei und sicherlich würde dieselbe davor zurückgeschreckt sein, wenn sie nicht zuvor alle Fäden zu Entzündung eines neuen Bürgerkriegs in Deutschland gesponnen gehabt hätte. Natürlich, denn sonst wäre ja voraussichtlich Heinrich V. spornstreichs wieder über die Alpen geeilt, um die Hildebrandianer seinen schweren Arm fühlen zu lassen; wüthete aber in Deutschland ein Bürgerkrieg oder besser gesagt, kam es dort zu einem großartigen Aufstand gegen Heinrich V., nun dann war Hoffnung vorhanden, den Kaiser abzusetzen, oder wenn auch dieß nicht gelang, so wurde derselbe doch höchst wahrscheinlich so in die Enge getrieben, daß er sich zu Allem verstehen mußte, was ihm die Kirche und der Pabst vorschrieb. Doch wie griff es nun die päbstliche Partei an, um in Deutschland den Bürgerkrieg anzufachen? Ei sie wußte recht gut, daß es unter den dortigen Großen immer welche gab, die vor einer Empörung nicht zurückschreckten, wenn sie durch eine solche Aussicht hatten, ihre kleinen Dynastieen zu vergrößern, und wenn man dann einige Kirchenfürsten dazu brachte, mit diesen weltlichen Dynasten gemeinschaftliche Sache zu machen, siehe da, so hatte man den gewünschten Bürgerkrieg. Die

päbstliche Partei suchte also nach einem unzufriedenen Kirchenfürsten und fand ihn in dem Erzbischof von Mainz, dem früheren treuesten Anhänger Heinrichs V. Diesen Erzstuhl nemlich hatte letzterer nach dem Tode des Erzbischofs Rudhardt anno 1111 seinem langjährigen Kanzler, dem Grafen Adalbert von Saarbrücken, verliehen, aber es unterlassen, den Pabst zu zwingen, daß er die Belehnung bestätige. Dazu kam dann noch eine etwas rücksichtslose Behandlung, die er dem Erzbischof, den er immer noch als seinen Diener betrachtete, zu Theil werden ließ, und kurz und gut, der genannte Adalbert ging mit Sack und Pack, wie man es nennt, ins hildebrandtianische Lager über. Nunmehr handelte es sich noch darum, einige weltliche Dynasten zu finden, welche Ursache hatten, mit dem deutschen Könige unzufrieden zu sein, und mein Gott, wie schnell waren diese bei der Hand! So eben hatte der Graf Ulrich von Weimar, ohne männliche Erben zu hinterlassen, das Zeitliche gesegnet, und König Heinrich V. zog also, wozu er rechtlich ganz befugt war, die Grafschaft als Reichslehen ein. Auf diese machte aber der Pfalzgraf Siegfried am Rhein auf den Grund hin, daß seine Mutter Adelheid mit dem Verstorbenen nahe verwandt war, Ansprüche, und obwohl diese Ansprüche sich durch kein Gesetz begründen ließen (rechtlich erbten nur die männlichen Nachkommen, dem Herkommen nach jedoch gestattete man dieses Erben auch oft den Töchtern und ihren Ehegatten), so stellte sich doch sein Schwager, der Herzog Lothar von Sachsen (jener geborne Graf von Supplinburg, von dem ich oben gesprochen) auf seine Seite. Ebenso thaten auch seine Vettern, der Graf Wiprecht von Groitsch und der Landgraf Ludwig II. von Thüringen, genannt der Springer, sowie der Bischof Reinhard von Halberstadt nebst verschiedenen andern Großen, und da nun der obgenannte Erzbischof Adalbert sich ihnen selbstverständlich beigesellte, so war die Verschwörung fertig. Kaum übrigens hatten sich diese verschiedenen Großen geeinigt, um den Bürgerkrieg zu beginnen, so glückte es dem deutschen Könige, noch im Jahr 1112 den Erzbischof zu überfallen und gefangen zu nehmen, und da seine Schuld klar erwiesen war, ließ er ihn auf der Burg Trifels in schwere Haft bringen. Daraufhin schickte er seinen tapfern Kriegshauptmann, den Grafen Hoyer von Mannsfeld, gegen die

übrigen Verschwornen zu Felde und der Genannte eroberte nicht blos nach einander Halberstadt und Hornburg, sondern schlug auch die Empörer am 21. Februar 1113 bei Warnstädt unweit von Quedlinburg so sehr aufs Haupt, daß der ganze Bürgerkrieg damit zu Ende ging. Natürlich, denn der Pfalzgraf Siegfried am Rhein wurde in der Schlacht so schwer verwundet, daß er nur wenige Tage darauf starb, und die Grafen von Groitsch und Sommerseburg nebst vielen andern geriethen in Gefangenschaft; die Ueberlebenden aber, besonders der Herzog Lothar von Sachsen und der Landgraf Ludwig II. von Thüringen, baten tiefdemüthig um Gnade und bezahlten diese Gnade noch extra mit großen Geldsummen oder Güterabtretungen. So feierte denn Heinrich V. seine Hochzeit mit Mathilde, der Tochter Königs Heinrich I. von England, am 7. Januar 1114 zu Mainz in höchst feierlicher Weise und von den Erzbischöfen, Bischöfen und Aebten, sowie von den Herzogen, Grafen und Herren Deutschlands erschienen dabei fast alle ohne Ausnahme. Auch jene früheren Verschwornen kamen, aber wie man sich wohl denken kann mit Groll im Herzen und nur in der Absicht, zu einer neuen Verschwörung Freunde zu gewinnen. Hievon unterrichtet ließ Heinrich V. plötzlich den Landgrafen Ludwig II. von Thüringen, der mit einigen hohen geistlichen Herren beständig geheime Zusammenkünfte hatte, verhaften, in der Hoffnung, damit das ganze etwa beabsichtigte Unternehmen im Keime zu ersticken; allein dießmal hatte er falsch gerechnet, indem er durch die vorgenommene Gewaltthat nur Oel ins Feuer goß. „Die deutsche Freiheit ist in Gefahr“, riefen jetzt die mißvergnügten Grafen und Fürsten, denn unter dieser Freiheit verstanden sie nie etwas Anderes, als ihre dynastische Unabhängigkeit, welche erhaben sei über Recht und Gesetz. „Die Freiheit der Kirche ist in Gefahr,“ riefen umgekehrt die Bischöfe und Erzbischöfe, indem sie darauf hinwiesen, daß der Erzbischof Adalbert noch immer ein Gefangener sei. Hinter diesen Mißvergnügten aber stand, wie selbstverständlich, die päbstlich-hildebrandianische Partei, welche unausgesetzt hetzte und schürte und darauf hinwies, daß Heinrich V. ein Gebannter sei, welchen man eben deßwegen als abgesetzt zu betrachten habe. Sofort schlossen dieselben sächsischen Magnaten, welche schon vor einem Jahr revoltirt hatten,

abermalen eine Coalition gegen den deutschen König und besonders schwer wiegte hiebei der Umstand, daß sich auch die Erzbischöfe Adelgot von Magdeburg, Konrad von Salzburg und Friedrich von Köln nebst dem Bischof Erlung von Würzburg und Anderen an der Coalition betheiligten. Noch schwerer ins Gewicht fiel, daß sofort auf den Antrieb der Hildebrandtianer verschiedene päbstliche Legaten das deutsche Gebiet bereisten, um allüberall — wie z. B. der Cardinal Kuno von Präneste, ein geborner Graf von Urach, in den Städten am Rhein und der Cardinal Dieterich im Sächsischen und Thüringenschen — den deutschen König von neuem mit dem Bannstrahl zu belegen. Das allermißlichste aber war das, daß selbst einzelne große Städte, wie insbesondere Köln und Mainz, sich dem Aufstande anschlossen, die erstere Stadt dazu getrieben durch ihren Erzbischof Friedrich, die letztere aus dem Grunde, weil Heinrich V. sich weigerte, den gefangenen Adalbert freizugeben. Unter solchen Umständen war es kein Wunder, daß der König von den verbündeten Aufrührern hart bedrängt wurde, und als er nun schon im September 1114 bei Andernach eine Schlappe erhielt, beim Welfesholze aber, in der Gegend von Eisleben, am 11. Februar 1115, aufs Haupt geschlagen wurde — hier verlor des Königs tapferer Feldhauptmann, Graf Hoyer von Mannsfeld, im Einzelkampfe gegen den jungen Wiprecht von Groitsch das Leben — da schien seine Sache, besonders auch, weil ihn jetzt die Mainzer zwangen, die Bande des gefangenen Erzbischof Adalbert zu lösen, gänzlich verloren zu sein. Allein sie war es nicht, denn er selbst verlor weder den Kopf noch den Muth und eben so treu als mannhaft standen zu ihm der Herzog Welf II. von Baiern, sowie besonders seine beiden tapferen Neffen, die Brüder Friedrich und Konrad von Hohenstaufen, die Söhne seiner Schwester Agnes. Auch repräsentirten diese Dreie eine ziemlich ansehnliche Macht, denn wie Welf II. über Baiern, so hatte Friedrich II. von Hohenstaufen über Schwaben, dessen Herzog er nach seines Vaters, Friedrichs I., Tod geworden war, und endlich Konrad von Hohenstaufen über Ostfranken zu gebieten. Das Letztere könnte dem Leser auffallen und ich bemerke daher zur Erläuterung folgendes. Die fränkisch-salischen Könige setzten über ihr angestammtes Herzogthum Fran-

ken keine neuen Herzoge, sondern behielten es unter ihrer eigenen Verwaltung; weil sie aber natürlich diese Verwaltung nicht in Person besorgen konnten, stellten sie eigene Beamte auf, denen sie die verschiedenen Grafschaften, aus denen das Herzogthum bestand, unterordneten, und insbesondere wurden die unmittelbar am Rhein, links und rechts von diesem Strom gelegenen einem eigenen Pfalzgrafen übergeben, der von da an Pfalzgraf am Rhein (daher der Name „Rheinpfalz") hieß. Die östlich gelegenen aber erhielt zum größten Theil der Bischof von Würzburg zu Lehen und dadurch schwoll sein Bisthum zu einem mächtigen Fürstenthum an. Das blieb nun so, so lange die Bischöfe von Würzburg treu zu dem salischen Königsgeschlecht hielten; als aber, wie schon oben gemeldet, der Bischof Erlung zu der Rebellencoalition übertrat, löste Heinrich V. die genannten Reichslehen von seinem Bisthum ab und gab dieselben unter dem Titel eines Herzogthums Ostfranken seinem getreuen Neffen Konrad von Hohenstaufen. Gut also, die genannten drei Herzoge hielten treu bei Heinrich V. aus, und wenn sie auch nicht im Stande waren, über die große Rebellencoalition Herr zu werden, so machten sie dieser doch wenigstens den Sieg streitig. Da, nachdem der Kampf schon fast zwei Jahre lang gedauert hatte, sah Heinrich V. ein, daß derselbe seinen Hauptstützpunkt einzig und allein in der päbstlich-hildebrandtianischen Partei habe, denn diese hatte nach und nach fast alle deutschen Bischöfe auf ihre Seite herüberzuziehen verstanden. Sobald er aber dieß einsah, beschloß er, das Uebel an der Wurzel anzugreifen und den Hildebrandtianern in Rom selbst die Spitze zu bieten. Mit andern Worten, er beschloß, zu Anfang des Jahrs 1116 seine Waffen nach Italien hinüberzutragen und mit der Fortführung des Kampfes in Deutschland einstweilen seine beiden Neffen Friedrich und Konrad von Hohenstaufen in Verbindung mit dem Herzog Welf von Baiern zu betrauen.

Es war aber nicht blos dieser Grund, der ihn nach Italien rief, sondern auch noch ein anderer. Am 24. Juli 1115 hatte nemlich die Markgräfin Mathilde, jene fast überreiche Beschützerin des Pabstthums in Italien, die Augen geschlossen und über ihrem Erbe mußte nothwendig ein gewaltiger Streit entstehen. Ihr Testa-

ment besagte, daß dem römischen Stuhle Alles, über was sie verfügen konnte, gehöre, und darunter war nach dem bestehenden Rechte nichts Anderes zu verstehen, als ihr Allodialbesitz, oder zu deutsch ihr Privateigenthum im Gegensatz gegen den Lehenbesitz. Der Statthalter Christi aber, ohne nach dem Rechte auch nur das Geringste zu fragen, wollte sich sofort die ganze Hinterlassenschaft aneignen, also die großen Gebiete von Toskana (oder Tuscien), Spoleto und Kamerino nebst den Städten Mantua, Modena, Reggio, Parma und wie sie sonst hießen, und gedachte damit den Kirchenstaat um gut das Doppelte zu vergrößern. Das durfte nun der deutsche König natürlich nicht zugeben, denn jene Städte und Gebiete waren Lehen des Reichs, welche seine Vorfahren ihrer Zeit dem Markgrafen Bonifacius (wie wir längst wissen) und seinem Vater aus Gnaden übertragen hatten, und somit hatte Heinrich V. Grund genug, nach Italien zu eilen. Im März 1116 überschritt er also mit einem allerdings nur sehr mäßigen Heere die Alpen, allein so gering auch seine Macht war, so gelang es ihm doch, im Verlaufe des Jahrs fast alle mathildinischen Güter an sich zu ziehen. Nun wandte er sich an den Pabst Paschalis II., um eine Versöhnung anzubahnen, und hiebei stellte sich ein vornehmes römisches Adelsgeschlecht, das der Frangipani, welches neuester Zeit dort die erste Rolle zu spielen anfing, ganz auf seine Seite. Der Pabst erwies sich halsstarriger als je, und nun marschirte Heinrich V., von den Frangipanis eingeladen, im März 1117 selbst nach Rom. Seine Ankunft aber wartete Paschalis II. nicht ab, sondern entfloh eilends nach Benevent zu den Normannen. Daraufhin setzte Heinrich V. eine ihm ergebene Regierungsbehörde in der ewigen Stadt ein und kehrte schon im Mai 1117 nach Oberitalien zurück, wo es noch gar Vieles zu ordnen gab. Eine Zeitlang herrschte nun Ruhe in Rom; doch nur eine Zeitlang, denn bald regte sich die Partei des Pabstes wieder mit Macht und machte es demselben möglich, im Herbst 1117 seinen Sitz auf dem Vatican wieder einzunehmen. Nicht lange hernach, am 21. Januar 1118, starb er und nun beeilten sich die hildebrandtianisch gesinnten Cardinäle schon am 24. Januar in aller Heimlichkeit den bisherigen Kanzler der römischen Kirche, Johann von Gaëta, unter dem Namen

Gelasius II. zum Pabste zu erwählen. Kaum aber erfuhr dieß der mächtige Centius Frangipani, so stürmte er mit seinem Anhange den päbstlichen Palast und nahm den neuen Pabst gefangen. Ja nicht blos dieß, sondern auch schwer mißhandelt wurde der greise Kirchenfürst. Allein solche Grausamkeit erregte das Mitleid der übrigen Römer und sie stürmten also das Gefängniß, um den Eingekerkerten abermalen auf den Stuhl Petri zu setzen. Darob höchlich erbittert riefen die Frangipanischen den deutschen König aus Oberitalien zu Hülfe und in Eilmärschen rückte dieser herbei. Gelasius II. aber wartete seine Ankunft nicht ab, sondern entwich zu den Normannen nach Gaëta, von wo aus er seine Bannflüche auf Heinrich V. schleuderte. Nun wurde es Letzterem doch zu bunt und er setzte sofort am 10. März 1118 in dem portugiesischen Cardinal und Erzbischof von Braga, Mauritius Bordinus, einen Gegenpabst ein, der sich Gregor VIII. nannte. Daraufhin theilte sich die christliche Welt, indem die eine Hälfte den Gregor und die andere den Gelasius als rechtmäßigen Pabst anerkannte; die beiden Päbste aber verfluchten sich gegenseitig nach Herzenslust, zum besten Beweis, wie würdig sie waren, sich die Oberherren der ganzen Christenheit und zugleich die Nachfolger Christi zu nennen. Doch an diesen Schandauftritten war es noch nicht einmal genug, sondern es sollte zu noch viel gemeineren kommen. Nachdem nemlich der deutsche Kaiser und König im Mai 1118 Rom wieder verlassen hatte, schlich sich im darauffolgenden Juni Gelasius II. als Pilger verkleidet in die Stadt ein und verbarg sich bei seinen Freunden, um einem Raubritter gleich irgend einen Handstreich gegen Gregor VIII. auszuführen. Dessen Anhänger jedoch kundschafteten ihn aus und würden sicherlich kurzen Prozeß mit ihm gemacht haben, wenn es ihm nicht geglückt wäre, ihnen zu entrinnen. Nun verzweifelte er daran, dem Gregor in Italien je die Spitze bieten zu können und entwich mit den ihm treuen Cardinälen nach Frankreich, wo er in der Abtei Clugny mit Freuden aufgenommen wurde. Da starb er zu Ende des Jahrs 1118 und nun, hätte man meinen sollen, werde das scandalöse Doppelpabstthum ein Ende genommen haben. Allein Gott bewahre, sondern die Mönche in Clugny drangen in die bei ihnen befindlichen Cardinäle, sofort statt

des Verstorbenen einen neuen Pabst zu wählen, und richtig gingen diese auch darauf ein. Ihr Erkorner war jener Erzbischof Guido von Vienne, der sich im Jahr 1112 zuerst erkühnt hatte, den Bannfluch gegen Heinrich V. auszusprechen, und das Erste, was der neue Pabst — er nannte sich Calixt II. — that, war natürlich, daß er den früheren Bannfluch gegen den deutschen Kaiser feierlich wiederholte. Nicht blos aber dieß, sondern auch seinen Gegenpabst Gregor VIII. nebst allen seinen Anhängern verfluchte er und da dieser natürlich die Antwort nicht schuldig blieb, so war dieß wieder ein herzerhebendes Schauspiel für die ganze christliche Welt. Doch mit dem Gegenpabste sollte es jetzt bald ein Ende nehmen. Im Spätherbst 1118 nemlich, also zu einer Zeit, wo Stephan VIII. ganz unangefochten in Rom auf dem Stuhl Petri saß, war Heinrich V. nach Deutschland zurückgekehrt, um auch dort die Gegenpartei zu Paaren zu treiben, und somit konnte genannter Stephan, wenn er angegriffen wurde, auf die unmittelbare Hülfe des Kaisers nicht rechnen. Was that nun Calixt II.? Er war mit Geld und Gut gar reich gesegnet und dieses Geld und Gut wandte er dazu an, um sich eine starke Partei in Rom zu schaffen. Nicht minder theilte er es unter den Normannen mit freigebiger Hand aus und so glückte es ihm, um es kurz zu sagen, im Juni 1120 nach kurzem Kriege in Rom einzudringen. Sein Gegner Stephan VIII. mußte nach Sutri entweichen und hier hielt er sich noch fast ein ganzes Jahr lang. Da endlich bemächtigte sich Calixt II. am 22. April 1121 nach achttägiger Belagerung auch dieser Stadt und nicht minder glückte es ihm, den Gegenpabst zu fassen. Wie er nun aber diesem mitspielte! In ein zottiges Bocksfell gesteckt ließ er ihn verkehrt auf ein schäbiges Kameel festbinden und schleppte ihn so unter Geisselhieben und Steinwürfen wie ein wildes Thier durch die vom Pöbel angefüllten Straßen Roms, um ihn schließlich zu Fumone in einem scheußlichen Kerker Hungers sterben zu lassen. Also that Calixt II., der sich von jetzt an den einzigen rechtmäßigen Statthalter Christi nannte und darauf Anspruch machte, von der ganzen lebenden Menschheit wie ein anderer Herrgott angebetet zu werden.

Wir kehren nun zu Heinrich V. zurück, der im Spätherbst 1118 nach Deutschland heimgekehrt war, um den dort noch immer wüthen-

den Bürgerkrieg zu Ende zu bringen. Allein es wollte ihm im Anfang eben so wenig gelingen, als es seinen Stellvertretern, den tapferen Hohenstaufen-Brüdern, bis jetzt gelungen war. Doch endlich, schon mit dem Ende des Jahrs 1119, noch mehr im Verlauf des Jahrs 1120 trat auf Seiten der Rebellen eine große Erschöpfung ein und zugleich sahen die Klügsten unter ihnen, insbesondere die Bürger in den Städten, ein, daß sie eigentlich bisher nur allein zum Vortheil des Pabstthums die Waffen geführt hätten. Natürlich, denn wäre ihnen der Sieg geblieben, wer würde gewonnen haben? Ei, einzig blos der Pabst, der in Deutschland durch das freie Verfügungsrecht über die immens großen Kirchengüter, die bisher Reichslehen gewesen waren, zu einer fast unbeschränkten Allmacht gelangt sein würde. So besannen sie sich denn eines Bessern und ließen im Jahr 1120, den Herzog Lothar von Sachsen an der Spitze, dem Kaiser und Könige den Frieden antragen. Freilich setzten die päbstlichen Legaten nebst dem Erzbischofe Adalbert und verschiedenen andern Gesinnungsgenossen Himmel und Erde in Bewegung, daß ein solcher nicht zu Stande komme, und es gelang ihnen auch richtig, es dahin zu bringen, daß der unselige Krieg noch eine Zeitlang fortgesetzt wurde, allein wie nun die beiderseitigen Heere, das des Kaisers und das der Rebellen, im Sommer 1121 sich in der Nähe von Mainz abermalen gegenüberstanden, da drang doch die bessere Einsicht auf Seiten der Rebellen mit Gewalt durch und sie fragten sich, ob denn nochmals zu Gunsten eines tollherrschsüchtigen Priesters Ströme von deutschem Blut vergossen werden sollten. Ja sogar verschiedenen Bischöfen fiel jetzt die bisherige Verkehrtheit wie Schuppen von den Augen, darunter insonderheit dem Bischof Erlung von Würzburg (zur Belohnung hiefür gab ihm der Kaiser alle die früher entrissenen fränkischen Lehen, die er bereits in ein Herzogthum Ostfranken verwandelt hatte, zurück, und entschädigte seinen Neffen Konrad von Hohenstaufen durch die Verleihung der frühern mathildenschen Markgrafschaft Toskana sowie des Herzogthums Ravenna), und nach kurzen Unterhandlungen kam man überein, von beiden Seiten je zwölf Fürsten zu ernennen, die den Friedensvertrag festzusetzen hätten. Diesen Vertrag brachten die Fürsten auch richtig zu Stande und drei

Monate später, im September 1121, wurde er dann auf einem Reichstag zu Würzburg endgültig bestätigt. Was besagte aber der Vertrag? Einmal das, daß augenblicklich der allgemeine Landfrieden wieder herzustellen und jeder eigenmächtige Bruch desselben (Faustrecht) mit dem Tode zu bestrafen sei. Sodann das, daß ein jeder Graf, Fürst oder Bischof, auch jede Stadt in all' das Eigenthum, welches sie vor dem Beginn des Bürgerkriegs besessen, wieder eingesetzt werden solle, wie auch alle Gefangenen und Geiseln sofort in Freiheit gesetzt werden müßten. Endlich das, daß die Fürsten es übernähmen, den Streit über die Investitur, wegen dessen nun schon seit fünfzig Jahren so viel Blut geflossen war, mit dem Pabste in einer Weise zu vereinbaren, daß des Reiches und des Kaisers Würde trotz aller päbstlichen Bannflüche vollständig gewahrt bleibe.

Nach so langen blutigen Kämpfen war also endlich der innere Frieden in Deutschland wieder hergestellt, und wie man sieht, ohne besondere Rücksicht auf das Pabstthum. Da merkte Calixt II., daß es Zeit sei einzulenken, denn wenn man in Deutschland anfing, sich um die päbstlichen Bannflüche nichts mehr zu bekümmern, was standen ihm dann noch für Waffen zu Gebote? Er beschied also eine von den deutschen Fürsten an ihn abgeordnete Gesandtschaft äußerst freundlich und eben so freundlich schrieb er an Heinrich V. Noch mehr, als man gegenseitig übereinkam, den Investiturstreit auf einer im Herbst 1122 zu Worms abzuhaltenden großen Reichs- und Kirchenversammlung endgültig zu schlichten, schickte er dahin seine gemäßigsten Cardinäle, nemlich die Bischöfe Lambert von Ostia, Gregor von St. Angelo und Saxo von St. Stephan, und so fiel es nicht schwer, auch zwischen Pabst und Kaiser einen definitiven Frieden — man nannte denselben nachher nur das Wormser Concordat — herzustellen. Dessen Inhalt ging wesentlich dahin. Erstens, die Wahlen der Bischöfe, Aebte und sonstigen Kirchenhäupter werden künftig nur von der Geistlichkeit, also den Dom- und Klostercapiteln, vollzogen, aber sie haben in Gegenwart des Kaisers oder seiner Bevollmächtigten zu geschehen und diese sorgen dafür, daß es dabei mit rechten Dingen zugeht. Zweitens, bei zweispältigen Wahlen oder überhaupt bei Streitigkeiten entscheidet der Kaiser, natürlich übrigens mit Zuziehung

der Erzbischöfe und Metropoliten. Drittens, nach geschehener Wahl belehnt der Kaiser den Gewählten, so er ihm genehm ist, mit den weltlichen Gütern und sonstigen Regalien und der so Belehnte hat dem Kaiser zu leisten, was er ihm und dem Reiche schuldig ist; aber die Belehnung wird nicht mehr, wie bisher, mit Ring und Stab (den Zeichen der Bischofswürde) ertheilt, sondern mit dem Scepter (dem Zeichen der Herrschergewalt). Viertens, nach geschehener Belehnung wird der Belehnte zum Bischof geweiht und darf nun endgültig sein Amt antreten; doch findet hiebei für Italien (wegen der Entfernung von Deutschland) die Ausnahme statt, daß die Weihe unmittelbar nach der Wahl erfolgen darf, wogegen die Belehnung spätestens innerhalb sechs Monaten beim Reichsoberhaupte nachgesucht werden muß. Fünftens, der Pabst schließt mit dem Kaiser und seinen Anhängern einen ewigen Frieden und hebt die erlassenen Bannflüche auf. So wurde abgemacht und nun rühmte sich im Stillen jede Partei, den Sieg davon getragen zu haben. Der Pabst sagte: der Kaiser darf in Zukunft die Bischöfe und Aebte nicht mehr ernennen, sondern sie werden von der Geistlichkeit gewählt und mir bleibt die Investitur mit Ring und Stab; der Kaiser aber sagte: die Bischöfe und Aebte bleiben nach wie vor meine Vasallen und ob ihre Belehnung durch das Zeichen von Ring und Stab oder durch das Zeichen des Scepters vor sich geht, kann mir höchst gleichgültig sein. Beide hatten Recht oder Unrecht, wie man will, denn in Wahrheit hatten bei dem Handel nur die deutschen Fürsten gewonnen. Sie hatten dem Kaiser wie dem Pabst den Frieden dictirt und durften also das Bewußtsein in sich tragen, daß in ihrer Hand für die Zukunft die Gewalt sei.

Nunmehr, nachdem auch der Frieden zwischen Kaiser und Pabst hergestellt war, konnte ersterer daran denken, den vielen Unordnungen, welche in Folge des langen Bürgerkriegs in Deutschland Platz gegriffen hatten, besonders dem Raubritterthum und den Uebergriffen einzelner Hochadeligen zu steuern; allein ehe er noch damit fertig geworden war, starb er erst 44 Jahre alt an einem krebsartigen Geschwüre am 23. Mai 1125 zu Utrecht. Sein Hab und Gut erbten, weil er selbst keine Kinder besaß, seine beiden Neffen,

Friedrich und Konrad von Hohenstaufen. Ueber die Nachfolge im Reich hatte er keinerlei Anordnung getroffen.

---

## Achtes Kapitel.

### Kaiser Lothar III., der Supplinburger.

(1125—1137).

Längst schon hatten, wie der Leser weiß, die deutschen Fürsten sich dahin ausgesprochen, daß das deutsche Königreich kein Erb-, sondern ein Wahlreich sein solle; aber von diesem ihrem Grundsatz waren sie immer wieder mit Leichtigkeit abzubringen gewesen, und somit machte sich der Hohenstaufe Friedrich II., Herzog von Schwaben, mit Recht Hoffnung darauf, der Nachfolger des verstorbenen Kaisers zu werden. Mit Recht, wiederhole ich, denn nicht blos war er als Schwestersohn desselben dessen nächster Verwandter, sondern er besaß auch — besonders dadurch, daß er den Verstorbenen in Gemeinschaft mit seinem jüngeren Bruder Konrad erbte — die meiste Macht in Deutschland und zeichnete sich überdieß durch eine hohe geistige Begabung aus. Allein seiner freien Ansichten wegen haßte ihn die päbstlich-hildebrandtianische Partei — Pabst war aber nach dem Tode Calixts II. der frühere Cardinalbischof Lambert von Ostia unter dem Namen Honorius II. geworden — und der Träger dieser Partei war der Erzbischof Adalbert von Mainz, welcher als Kanzler des Reichs die Wahlhandlung zu leiten hatte. Er also, der genannte Erzbischof, stellte den deutschen Fürsten unter der Hand vor, daß sie jetzt die beste Gelegenheit hätten, ihre Machtstellung zu zeigen, wenn sie den Hohenstaufen übergingen, und zugleich trat er in geheime Unterhandlungen mit dem Herzog Lothar von Sachsen, um von ihm zu erfahren, was er der päbstlichen Partei bewillige, wenn die

Wahl auf ihn gelenkt würde. Nachdem nun so Alles gehörig vorbereitet, wurde die Wahl auf den 24. August 1125 nach Mainz ausgeschrieben und es erschienen dabei die Großen des Reichs so vollzählig, daß sie mit ihrem Gefolge eine Masse von 60,000 Köpfen repräsentirten. Ein großer Theil von ihnen war übrigens schon im voraus dafür gewonnen, für den Herzog Lothar zu stimmen, und es handelte sich jetzt nur noch darum, auch den Herzog von Baiern, Heinrich den Schwarzen (er war seinem Bruder Welf II. nach dessen Tode im Jahr 1120 in der Herzogswürde gefolgt) mit seinem großen Anhang auf die Seite zu bringen. Dieß hatte jedoch seine Schwierigkeiten, denn Friedrich II. von Hohenstaufen war durch seine Vermählung mit Judith, der ältesten Tochter Heinrichs des Schwarzen, des letzteren Schwiegersohn, und wenn nun auch diese Judith vor einigen Monden das Zeitliche gesegnet hatte, so herrschte deßwegen doch immer noch das beste Einvernehmen zwischen den beiden nahen Verwandten. Allein siehe da, der kluge päbstliche Legat, der Cardinal Gerhard, der sich ebenfalls bei der Wahlhandlung eingefunden hatte, besann sich auf einen Ausweg, und dieser bestand darin, daß der Herzog Lothar dem erstgebornen Sohn und Erben Heinrichs des Schwarzen, Heinrich dem Stolzen, die Hand seiner Erbtochter Gertrud versprechen mußte. Mein Gott, einem solchen Köder konnte der Baiernherzog nicht widerstehen, denn es war nicht blos das Allodial-Erbe Getruds ein sehr großes, sondern man konnte es ohne Zweifel auch noch bewerkstelligen, daß ihr Gemahl durch sie das Herzogthum Sachsen erhielt. Kurz also, der Erzbischof Adalbert mit seinen hildebrandtianischen Anhängern brachte es durch Umtriebe aller Art, die man mir näher zu beschreiben füglich erlassen kann, dahin, daß die deutsche Königskrone dem Herzog Lothar sicher war, noch ehe die eigentliche Wahlhandlung vor sich ging. Allein nun kam noch ein zweites Vorspiel, das nemlich, daß sofort — ebenfalls vor dem Wahlact selbst — die Bedingungen festgesetzt wurden, unter welchen Lothar die Krone empfangen sollte. Gewiß, Bedingungen mußte der Herzog Lothar gegenüber der päbstlich-hildebrandianischen Partei eingehen, und zwar solche, die schmählicher nicht hätten erdacht werden können. Nach dem Wormser Concordat durften die Wahlen der Aebte und

Bischöfe nur in Gegenwart des deutschen Königs oder seiner Bevollmächtigten vorgenommen werden, und man räumte damit dem deutschen Könige einen großen Einfluß auf die Wahlen ein. Jetzt mußte der Herzog Lothar auf die Anwesenheit der königlichen Bevollmächtigten bei dem Wahlact verzichten und selbstverständlich also auch auf die Beeinflussung der Wahlen selbst. Eben so sollte laut besagtem Concordat jeder Gewählte unmittelbar nach der Wahl mit den Reichslehen (dem Scepter) belehnt werden, und erst nachher die Weihe zum Bischof (mit Ring und Stab) durch den Pabst oder seine Legaten empfangen. Jetzt wurde festgesetzt, daß die Weihe unmittelbar auf die Wahl und die Belehnung mit dem Scepter erst zuletzt zu folgen habe. Warum aber dieß? Ei natürlich, durch die Weihe wurde ein Gewählter zum wirklichen Abt oder Bischof gemacht, oder wie man sich sonst ausdrückt, durch die Weihe wurde seine Wahl perfect; konnte ihm also dann hintendrein noch das Staatsoberhaupt die Belehnung mit den Reichsgütern versagen? Nein, gewiß nicht, sondern diese Belehnung verstand sich dann sozusagen von selbst und wurde zur bloßen Formsache. Kam aber die Weihe erst nach der Belehnung, so konnte dieselbe dadurch unmöglich gemacht werden, daß der deutsche König die Belehnung verweigerte und somit war es ganz undenkbar, daß irgend je ein mißliebiger Candidat ein höheres Kirchenamt erhalte. Endlich verstand sich Lothar auch noch dazu, den Pabst gleich nach vollzogener Königswahl um Bestätigung derselben zu bitten, und das war noch die schmählichste aller Concessionen. Natürlich, denn dadurch stellte er den Pabst gleichsam wie einen Patrimonialherrn über sich, erkannte ihn als Oberaufsichtsbehörde an und gestattete ihm, zu untersuchen, ob es bei der Wahl mit rechten Dingen zugegangen sei. Doch genug nun von dieser schmählichen Königswahl, die endlich am letzten August 1125 zu Stande kam und den Lothar von Supplinburg auf den Thron brachte.

Daß man von einem solchen Könige nichts Ehrenhaftes erwarten durfte, lag zu Tag; zum Ueberfluß aber bewies dieß Lothar III. (so müssen wir ihn von jetzt an nennen) gleich durch seine erste Regierungshandlung. Durch sein gemeines Verfahren nemlich gegen

den schwäbischen Herzog Friedrich II. von Hohenstaufen, durch welches die lange grimme Feindschaft zwischen den Welfen und Hohenstaufen, die fast durch das ganze Mittelalter hindurch ging und Ströme von Blut kostete, hervorgerufen wurde. Friedrich II., obwohl bei der Königswahl in solch' beleidigender Weise übergangen, unterwarf sich doch ohne Zögern dem neu gewählten Könige; aber dieser, eifersüchtig auf den höher Begabten, verfolgte den Staufer gleich von Anfang an mit einer mehr als kleinlichen Rachsucht. Zu allererst sah Friedrich II. auf dieses Treiben mit Verachtung herab, allein wie nun Lothar III., dadurch übermüthig gemacht, dem Staufer eine Menge von Gütern, die er von dem verstorbenen Kaiser Heinrich V. geerbt hatte, unter dem Vorwande absprach, daß dieselben keine Familien- oder Allodialgüter seien, sondern vielmehr Reichsgüter, da setzte sich Friedrich II. einer solchen gewaltthätigen Beraubung mit den Waffen in der Hand entgegen. So begann mit dem Jahr 1126 ein neuer Bürgerkrieg in Deutschland, an dem sich übrigens die deutschen Fürsten meist nicht betheiligten, indem sie denselben gleichsam wie eine Hausfehde zwischen Sachsen und Schwaben betrachteten. Weil es aber dem Lothar nicht gelang, Fortschritte zu machen, sondern Friedrich II. sein Eigenthum vielmehr mit Kraft vertheidigte, beschloß der Erstere dem Kampfe dadurch eine andere Wendung zu geben, daß er den mächtigen Herzog von Baiern ganz auf seine Seite bringe, und vermählte sofort, wie er früher schon versprochen, seine Erbtochter Gertrud mit Heinrich dem Stolzen, welcher soeben, im December 1126, von seinem verstorbenen Vater, Heinrich dem Schwarzen, das Herzogthum Baiern ererbt hatte. Noch mehr, er verlieh ihm gleich nachher (im Jahr 1127) zu seinem Herzogthum Baiern hin auch noch das Herzogthum Sachsen und versprach ihm zugleich dafür zu sorgen, daß kein anderer, als er, nach seinem Tode König von Deutschland werde. Was Wunder nun, wenn Herzog Heinrich der Stolze, das Oberhaupt der Welfen, die Sache Lothars III. von dieser Stunde an zur seinigen machte und den Krieg gegen Friedrich II. von Hohenstaufen mit allem Eifer aufnahm? Was Wunder aber auch, wenn den Staufer diese Kriegserklärung seines früheren Schwagers mit dem tiefsten Haß erfüllte, und wenn solcher Haß von allen

seinen Angehörigen getheilt wurde? So entstand die oben berührte Feindschaft zwischen Welfen (auf italienisch Guelphen) und Hohenstaufen (später Ghibellinen genannt, weil das Feldgeschrei der Hohenstaufen; „Hie, Waiblingen" — so hieß nemlich ihre im Remsthale unweit von Hohenstaufen gelegene Winterresidenz — war), und zwar repräsentirten die Welfen oder Guelphen die kirchliche, das ist die päbstlich-hildebrandtianische Partei, während die Ghibellinen das Recht des Königthums gegenüber den Anmaßungen der Päbste vertheidigten. Doch um nun wieder auf den Krieg zwischen Friedrich II. von Schwaben und dem König Lothar zurückzukommen, so machte letzterer, selbst nachdem sein neuer Schwiegersohn ihm seine Streitkräfte zugeführt hatte, keine erheblichen Fortschritte, denn auch Friedrich II. blieb nicht isolirt, sondern sein jüngerer Bruder Konrad, der Markgraf von Tuscien und Herzog von Ravenna, kehrte jetzt, zu Anfang des Jahrs 1127, eiligst von einer nach Jerusalem unternommenen Wallfahrt zurück, um im Vereine mit ihm zu kämpfen. So neigte sich das Glück bald auf diese, bald auf jene Seite und einmal, im Herbst des Jahrs 1127, waren die Waffen Lothars und der Welfen sogar im Nachtheil, indem diese beiden Verbündeten Speier verloren und vor Nürnberg eine ziemliche Niederlage erlitten. Von solchem Siege berauscht glaubte nun der leidenschaftliche Konrad von Hohenstaufen dem Kriege schnell dadurch ein Ende machen zu können, daß er, sich zum Gegenkönige aufwerfend, nach Italien ziehe und dort dem Pabste, dem Hauptstützpunkt Lothars III., auf den Leib rücke. Er trennte sich also von seinem Bruder und zog über die Alpen. Allein dieß erwies sich sogleich als ein grober Mißgriff. Einmal nemlich ergriffen nun schnellstens alle deutschen Bischöfe Partei gegen die Hohenstaufen, indem sie den Konrad mit dem Banne belegten, und sodann erhielt der Pabst in Rom, Honorius II., ebenfalls von allen Seiten her — südlich von den Normannen, nördlich von den deutschhassenden Städtern — Unterstützung. Was nützte es also den heißblütigen Konrad, daß ihm der mit dem Pabste auf gespanntem Fuße lebende Erzbischof Anselm von Mailand die Thore dieser Stadt öffnete und ihn sogar eigenmächtigerweise zum König der Lombardei krönte? Die übrigen Städte Oberitaliens wollten nichts von ihm

wissen und wie ihn gar vollends Honorius II., mit dem großen Banne belegte, stand er bald gänzlich isolirt. Nicht blos also war keine Rede davon, daß er hätte gegen den Pabst nach Rom ziehen können, sondern es gelang ihm nicht einmal, sich in seiner Markgrafschaft Tuscien oder Toskana zu behaupten, und nachdem er eine Stadt nach der andern, Ravenna und Parma allein ausgenommen, verloren, kehrte er am Ende des Jahrs 1129 — vielleicht auch erst anno 1130 — tief entmuthigt nach Deutschland zurück. Hier hatte sich inzwischen sein Bruder Friedrich II. mit großer Tapferkeit seiner Feinde zu erwehren versucht, allein nach der Trennung von Konrad zeigte es sich doch bald, daß diese ihm durchaus überlegen seien, besonders seitdem die deutschen Bischöfe sich fast ohne Ausnahme mit ihnen vereinigt hatten. Er verlor nacheinander Nürnberg und Speier, sowie noch einige andere hochwichtige Positionen und war nahe daran, gänzlich zu erliegen. Da kam ihm plötzlich ein hochwichtiges auswärtiges Ereigniß zu Hülfe, welches die Macht seiner Gegner zwietheilte, nemlich eine Doppelpabstwahl in Rom.

Ganz zu Anfang des Jahrs 1130, am 14. Februar, schloß Honorius II. die Augen und sofort erwählte ein Theil der Cardinäle den Cardinalbischof Gregor von St. Angelo unter dem Namen Innocenz's II. zum Pabste. Damit aber waren die übrigen Cardinäle, sowie auch der Adel Roms nebst sehr Vielen der Bürgerschaft durchaus nicht einverstanden und erkoren den Cardinal Peter von Sta. Maria in Trestevere zum Nachfolger des verstorbenen Honorius. Nun hatte man wieder das köstliche Schauspiel zweier sich gegenseitig verfluchenden Päbste und von diesem Fluchen und Anathematisiren machten sowohl Innocenz II. als auch Anaclet II. — so nannte sich der Cardinal Peter — den ausgiebigsten Gebrauch. Beim Bannen und Fluchen allein aber blieb es nicht, sondern man griff auch gegenseitig zu den Waffen und erfüllte die ganze Siebenhügelstadt mit Mord und Brand. Nicht übrigens auf allzulange, sondern schon am 16. December gelang es dem Anaclet, den Lateran, worin Innocenz II. sich festgesetzt hatte, zu erstürmen und nun mußte letzterer aus Rom flüchtig werden. Damit gab derselbe aber seine Sache noch nicht für verloren, denn Anaclet II. hatte einen Makel an sich, den man bei

den Fürsten Europas, besonders bei dem deutschen Könige, dem so unterwürfigen Knechte des Stuhles Petri, ausbeuten konnte. Wer war nemlich der Großvater Anaclets II. gewesen? Mein Gott, ein Jude, welchen Pabst Leo IX. getauft hatte. Freilich kein gewöhnlicher Jude von jener tief verachteten Sorte, wie man sie damals zu vielen Hunderten in Rom traf, sondern ein Mann von großen Reichthümern, ein Banquier erster Classe, mit welchem die ersten Notabilitäten Roms, die Hochadeligen, die Cardinäle und selbst der Pabst, weil sie seiner nur zu oft bedurften, auf einem sehr freundschaftlichen Fuße standen. Nicht lange nach seiner Bekehrung wurde dem Banquier-Crösus ein Sohn geboren und nun ließ sich Pabst Leo IX. so weit herab, bei dem Neugebornen Pathenstelle zu vertreten. Noch mehr, er gab demselben einen neuen christlichen Geschlechtsnamen, Pierleoni (eine Zusammensetzung von Petrus und Leo) und erhob ihn in den vornehmeren Adelsstand. Was war nun natürlicher, als daß dieser neugebackene Baron die großen Reichthümer, die er mit der Zeit von seinem Vater erbte, dazu benützte, um eine Menge von Palästen, Baronieen und sonstigen liegenden Gütern zusammenzukaufen, und sich dann aus einer der hochadelichsten Familien der Siebenhügelstadt eine Gattin zu holen? So gelang es ihm im Verlauf von wenigen Decennien das Geschlecht der Pierleoni, so neu es auch noch war, zu einem der respectirtesten emporzuschnellen, und um ihm nun vollends alles Odium seiner jüdischen Abstammung zu nehmen, bestimmte er einen seiner Söhne, mit Namen Peter, dem geistlichen Stande. Natürlich nicht zu dem Behufe, damit derselbe predige und Werke der christlichen Liebe ausübe, sondern deßwegen, um einen hochgestellten kirchlichen Würdenträger aus ihm zu machen, und dieß brachte er auch durch seinen großartigen Einfluß ohne viel Mühe zu Stande. Mit andern Worten, sein Sohn Peter stieg schnell von Stufe zu Stufe, und der Pabst Paschalis II. ernannte ihn am 2. Juni 1128 zum Cardinal-Bischof von Sta Maria in Trastevere. Das waren die Antecedenzien Anaclets II., und gestützt auf diese hoffte Innocenz II. (man verfolgte ja damals während der Kreuzzüge in Frankreich und Deutschland Alles, was Jude hieß, wie wir weiter oben schon gesehen haben) die weltlichen wie die geistlichen

Gewalten jenseits der Alpen fast sämmtlich für sich zu gewinnen.

Sogleich also nach seiner Vertreibung aus Rom schiffte sich Innocenz II. mit den ihm anhängenden Cardinälen in Genua nach Frankreich ein und dort gelang es ihm, sich durch die Bemühungen des hochberühmten Abts Bernhard von Clairvaux, der damals den außerordentlichsten Einfluß auf Hoch wie Niedrig ausübte (man nannte ihn nur den „honigfließenden Lehrer", sowie den „Schiedsrichter" zwischen Fürsten und Bischöfen), allgemeine Anerkennung zu verschaffen. Auch in England geschah so und nun wandte sich Innocenz II., begleitet von Bernhard von Clairvaux, im Frühjahr 1131 nach Lüttich, wo damals Lothar III. weilte, um auch diesen für sich zu gewinnen. Er sah nemlich wohl ein, daß nur der deutsche König im Stande sei, ihm durch einen Römerzug den Sieg über seinen Gegenpabst Anaclet II. zu verschaffen, und deßwegen hatte er vorher schon die deutschen Bischöfe durch seine Legaten in diesem Sinne bearbeiten lassen. Was that nun Lothar III.? Jetzt oder nie, wo der Pabst unmächtig als ein Bittender vor ihm stand, hatte er Gelegenheit, denselben zu zwingen, auf das Investiturrecht zu Gunsten der deutschen Königsmacht, wie diese es seit Jahrhunderten besessen, vollkommen zu verzichten, denn er durfte nur sagen: „wenn du es nicht thust, so unterstütze ich den Anaclet II.", und in der That nahm auch der König einen kleinen Anlauf hiezu. Allein ein Schwächling, wie er war, und überdem von jeher gewohnt, den kirchlichen Interessen wie ein Sclave zu dienen, ließ er sich ohne Mühe überreden, von solchem Beginnen wieder abzustehen, und wie ihm vollends Innocenz II. versprach, daß er zu Gunsten seiner auf alle Ansprüche an das Erbe der Mathildinischen Güter — also auch auf die Allodialgüter, welche einen ungeheuren Werth repräsentirten — verzichten wolle, da erklärte sich Lothar sofort zum Römerzuge bereit.

Er erklärte sich hiezu bereit, wiederhole ich, allein wegen des Bürgerkriegs in Deutschland mußte er hier seine Hauptmacht lassen, mit welcher sein Eidam, der Herzog von Baiern, den Kampf fortsetzte. Man spottete also über ihn, wie er im Spätherbst 1132 mit seiner kleinen Armee die Alpen überstieg, allein einen eigentlichen

Widerstand erfuhr er deßwegen doch nicht, weil die Oberitaliener wieder einmal, wie gewöhnlich, in verschiedene Partheien zersplittert waren. Somit erreichte er fast ungehindert im April 1133 das römische Gebiet und nun hoffte er, Anaclet II. werde von Furcht übermannt sofort die Flucht ergreifen. Mit Nichten aber, sondern unterstützt von einem kleinen Corps Normannen und dem Adel Roms wehrte sich dieser aufs tapferste und hielt sich in der Engelsburg und deren Umgebung (dazu gehörte auch der Vatican und die Peterskirche) gegen alle Stürme der Deutschen. So blieb dem deutschen Könige endlich nichts übrig, als sich von Innocenz II. in einer der übrigen Kirchen — wie man wissen will in der Basilica des heiligen Johannes — zum Kaiser krönen zu lassen, und diese Feierlichkeit wurde denn auch an ihm und seiner Gemahlin Richenza am 4. Juni 1133 aufs solennste vollzogen. Daraufhin verlangte der neue Kaiser, daß Innocenz II. auf die Mathildinischen Allodialgüter urkundlich verzichten solle, allein siehe da, dessen weigerte sich jetzt der Pabst und wollte sich schließlich nur dazu verstehen, den Kaiser damit gegen einen Jahreszins von hundert Mark Silbers zu belehnen. Ja wohl, der Pabst verlangte, daß der Kaiser sein Lehensmann werde, und dieser traurige Monarch ging in der That auf das Verlangen des Pontifex ein. Wie nun die Römer und übrigen Italiener des ärmlichen deutschen Herrschers spotteten! Welche Schmach und Schande aber vollends der Pabst selbst wegen dieser That auf Lothar III. häufte! Innocenz II. ließ nemlich später, als er ganz unangefochten auf dem Stuhl Petri saß, ein großes Bild verfertigen, auf welchem Lothar III. mit gefalteten Händen zu seinen Füßen lag und aus seinen Händen die Kaiserkrone als Lehen in Empfang nahm. Auch wurde unter dieses Gemälde, damit Niemand über seinen Sinn in Zweifel bleibe, eine Inschrift gesetzt, welche solche Lehensertheilung ausdrücklich bestätigte, und somit stellte der Pabst durch besagtes Bild die Behauptung auf, Lothar III. sei der Kaiserkrone wegen sein Dienstmann geworden. Das war nun freilich eine kolossale Fälschung, denn bei der Belehnung, so schmählich dieselbe an sich schon war, hatte es sich nicht um das Kaiserdiadem, sondern blos um die Mathildinischen Güter gehandelt, allein in ein Abhängigkeitsverhältniß

zum Pabst hatte sich Lothar III. deßwegen doch begeben und in Folge dessen deutete man allüberall mit Fingern auf ihn.

Fast unmittelbar nach seiner Kaiserkrönung, die ihn mit einer kindischen Freude erfüllte, also im Anfang August 1133, kehrte Lothar III. nach Deutschland zurück. Es geschah dieß, einmal weil in seinem kleinen Heere eine verheerende Seuche ausbrach; sodann weil ihn großer Geldmangel drückte; endlich und hauptsächlich, weil er fürchtete, die Normannen möchten mit Uebermacht über ihn herfallen und ihm eine schwere Niederlage bereiten. Der Uebergang über die Alpen wurde ihm aber schwer, denn in den Engpässen Tyrols stellte sich ihm der Graf Adalbert von Brixen, ein Anhänger der Hohenstaufen, entgegen und hielt ihn mit geringer Streitkraft verschiedene Tage lang auf. Doch kam er im Herbst 1133 glücklich in Deutschland an und man hätte nun meinen sollen, er werde sich sofort mit Macht auf die Hohenstaufen geworfen haben, um diese endlich gründlich zu besiegen. Allein nicht nur meinte sein Tochtermann, Heinrich der Stolze von Baiern, der den Kampf gegen dieselben bis jetzt allein und zwar trotz der Eroberung und Verbrennung Ulms, des staufischen Hauptwaffenplatzes, ohne nachhaltigen Erfolg fortgeführt hatte, es wäre viel klüger sich zu versöhnen, sondern auch seine (des Kaisers) Gemahlin Richenza drang auf den Friedensschluß, und insbesondere legte Innocenz II. für denselben Zweck sein gewichtiges Wort in die Wagschale. Was blieb also dem schwachen Kaiser anders übrig, als (im November 1134) nachzugeben, und zwar unter Bedingungen, die — wenigstens für den Schwabenherzog Friedrich II. — gar nicht günstiger hätten ausfallen können. Es wurde demselben nemlich nichts weiter auferlegt, als daß er auf dem nächsten Reichstag zu Bamberg (im März 1135) des Kaisers Vergebung in demüthiger Weise anzuflehen, sodann aufs neue Treue zu geloben und endlich zu versprechen habe, zu einer weiteren Heerfahrt über die Alpen sich mit seinem Contingente zu stellen; dagegen aber bestätigte ihn Lothar III. im Besitz all' seiner Lande, Rechte und Besitzungen und der Pabst befreite ihn vom Banne, mit dem man ihn vorher reichlich überschüttet hatte. Etwas später, im September 1135, kam auch der Frieden mit Konrad von Hohenstaufen zu Stande, und zwar ebenfalls haupt=

sächlich auf den Antrieb des Pabstes. Nicht minder unter Bedingungen, die kaum weniger günstig waren, als die, welche der Kaiser seinem Bruder gewährt hatte, denn Konrad hatte, um Alles, was er je besessen, zu behalten, nichts zu thun, als auf seinen angemaßten Königstitel zu verzichten und auf einem Tage zu Mühlhausen, im Herbst 1135, demüthig um Verzeihung zu bitten. Ja aus Freude über die Versöhnung ernannte ihn der Kaiser sogar zum Reichsfahnenträger und gab ihm damit einen Vorrang vor allen übrigen Fürsten des Reichs.

Warum nun aber war es hauptsächlich der Pabst, der auf die Beendigung des Bürgerkriegs in Deutschland hinarbeitete, während wir sonst immer gelesen haben, daß die Päbste den Bürgerkrieg daselbst hervorriefen oder doch schürten? Nun sie thaten dieß jeder Zeit, wenn es ihnen Vortheil brachte, und gerade aus demselben Grund wollte dießmal der Pabst den Frieden hergestellt wissen. Natürlich, denn ohne diesen Frieden konnte Lothar III. keinen neuen Römerzug unternehmen und eines solchen bedurfte doch Innocenz II. höchst nothwendiger Weise. Wir haben oben gesehen, daß es dem deutschen Könige auf seinem ersten Zuge nicht gelungen war, den Gegenpabst Anaclet II. ganz aus Rom zu vertreiben. Vielmehr behielt dieser die Engelsburg, den Vatican, die Peterskirche und das ganze damit verbundene Viertel, wozu ihm außer dem römischen Volk und Adel hauptsächlich auch ein kleines Corps von Normannen behülflich gewesen war. Unmittelbar aber nach dem Abzug Lothars III. gestalteten sich die Verhältnisse noch glücklicher für ihn. Damals nemlich, das heißt fast seit dem Anfang des 12. Jahrhunderts, herrschte unter dem Titel eines Grafen über die Insel Sicilien der tapfere Normannenfürst Roger I., während Apulien und Calabrien, oder besser gesagt das Festland von Unteritalien seinem Vetter Wilhelm, dem Enkel Robert Guiscards, gehörte. Nun starb anno 1127 der Herzog Wilhelm, ohne männliche Erben zu hinterlassen, und sogleich machte Roger auf die ganze Hinterlassenschaft Anspruch. Allein verschiedene mächtige Vasallen, die am liebsten unabhängig gewesen wären, setzten ihm bewaffneten Widerstand entgegen und so hatte er verschiedene Jahre lang heftige Kämpfe zu bestehen. In

diesen stand ihm Anaclet II., der wohl wußte, daß er seiner gar sehr bedürftig sei, um sich auf dem Pabststuhl zu erhalten, mit allen möglichen kirchlichen Mitteln, als da sind Bann und Interdict, von Anfang an getreulich zur Seite und ließ ihn sogar durch einen eigenen Cardinallegaten am 27. September 1130 in Palermo zum König von Neapel und Sicilien salben. Noch mehr, er ernannte ihn unter dem Titel eines Patricius von Rom zum Schirmvogt des apostolischen Stuhls und übertrug ihm damit alle die Rechte und Pflichten, welche früher Karl der Große — und nach ihm die deutschen Könige und Kaiser — vom Stellvertreter Christi erworben hatte. Was Wunder also, wenn König Roger I., nachdem er bis zum Jahr 1134 seine Feinde in Unteritalien sämmtlich besiegt, dem Anaclet mit all seiner Macht beistand und so den Gegenpabst Innocenz II. nöthigte, über Hals und Kopf aus Rom zu entfliehen? Was Wunder aber auch, wenn letzterer in Deutschland alle Hindernisse aus dem Wege räumte, um dem deutschen Kaiser einen neuen Römerzug zu ermöglichen, denn nur allein die deutsche Kraft und Macht war im Stande, dem König Roger die Spitze zu bieten und den Gegenpabst Anaclet II. für immer zu beseitigen.

Der Römerzug kam nun auch wirklich im Sommer 1136 zu Stande und zwar konnte dießmal Lothar III. über eine äußerst respectable Armee gebieten. Stellten doch alle Kirchenfürsten ihr Contingent und überdem — ihrem Versprechen gemäß — die hohenstaufischen Brüder nebst ihren früheren Gegnern den Welfen und Sachsen! Kaum nennenswerthen Widerstand erfuhr also Lothar III. in Oberitalien und eben so leicht wurde ihm später, nach der Flucht Anaclets II., die Besitznahme Roms. Nicht minder fiel ihm Apulien und Calabrien oder besser gesagt das unteritalienische Festland nach einem verhältnißmäßig kurzen Feldzug bis auf wenige Burgen und Städte in die Hände und selbst die Eroberung dieser festen Burgen gelang später größtentheils, obwohl allerdings nicht ohne blutige Opfer. Woher kam nun aber dieß? Einfach daher, daß König Roger I., wegen der deutschen Uebermacht eine offene Feldschlacht vermied und sich daher, nachdem er in die soeben berührten Burgen und Städte Unteritaliens starke Besatzungen geworfen, mit seinem Hauptheere auf

die Insel Sicilien zurückzog. Der Hauptzweck, die Einsetzung Innocenz's II. auf den Stuhl Petri, war also im Sommer 1137 erreicht und nun hätte man glauben sollen, der Pabst werde sich gegen den deutschen Kaiser recht dankbar erwiesen haben. Allein wie wenig kennt Einer, der solch' etwas voraussetzt, die Fürsten der Kirche! Nachdem das Festland Unteritaliens erobert war, wollte Lothar III. dasselbe einem deutschen Grafen zur Obhuth übergeben und hiezu hatte er als Eroberer das vollkommenste Recht. Innocenz II. aber stemmte sich dagegen mit aller Kraft, indem er erklärte, daß Apulien und Calabrien päbstliche Lehengüter seien, die nur er selbst zu vergeben habe. Es war dieß eine Anmaßung, die alle Begriffe überstieg, aber Innocenz II. wußte, wen er vor sich habe, und brachte auch richtig den Kaiser Lothar III. so weit, daß dieser sich dazu verstand, den tapfern Grafen Rainulph von Avellino „gemeinschaftlich mit dem Pabste" mit Apulien und Calabrien zu belehnen. So wurde durch die knechtische Nachgiebigkeit des ärmlichen Kaiserschwächlings der Frieden mit dem Stuhl Petri mit Mühe aufrecht erhalten, allein wenn nun auch das Oberhaupt der Deutschen sich dieser seiner Aermlichkeit nicht schämte, so trat dagegen solches Schamgefühl unter seinem Heere desto nachhaltiger hervor. „Was? Für einen solch' undankbaren und anmaßenden Priesterfürsten," riefen sich die Mannen, ihre Anführer voran, zu, „sollten wir unser Blut verspritzen? Nein, er mag selbst sehen, wie er zurechtkomme und also fort nach Hause!" Also erscholl der Ruf durch die ganze Armee und so wüthend wurden Einzelne, daß sie den Pabst mit seinen Cardinälen mit dem Tode bedrohten. Was blieb nun dem schwachen Kaiser, der Revolte seines Heeres gegenüber, anders übrig, als auf die Fortsetzung des Kriegs — diesen wollte er auf den Rath des Grafen Rainulph nach Sicilien hinüberspielen und die oberitalienischen Seestädte hatten zu diesem Behufe eine Flotte aufgebracht — zu verzichten und die Truppen nach Deutschland zurückzuführen? Der Heimmarsch wurde also im September 1137 angeordnet, aber er ging nur langsam von statten, weil bereits arge Seuchen im Heere ausgebrochen waren, welche jede Bewegung hemmten. Selbst Lothar III. wurde angesteckt und der Tod überraschte ihn in einer geringen Bauernhütte des

tyrolischen Dorfes Breitenwang im Oberinnthale am 3. December 1137. Den Leichnam brachte man nach dem von ihm gestifteten Kloster Königslutter im Sächsischen, um ihn da solenn beizusetzen; allein eigentliche Trauer trug Niemand um ihn, die kirchlichen Würdenträger, deren Spielball er gewesen war, allein ausgenommen.

Furchtbar viele Opfer hatte dieser abermalige Römerzug gekostet und schmählich, wie fast immer, war sein Ende gewesen. Die Hauptschmach aber sollte erst noch kommen. Kaum nemlich erscholl die Kunde von Lothars III. Tod in Unteritalien, so stürmte König Roger I. von Sicilien herüber und bemächtigte sich, begleitet von Anaclet II., unter den furchtbarsten Verheerungen (in seinem Heere befanden sich viele Saracenen) des Gebietes von fast ganz Unteritalien. Langsam zog sich der tapfere Graf Rainulph gegen Rom zurück, allein eben mit seinem Rückzug kam die Gefahr für die ewige Stadt näher und näher. Welcher Grimm nun den Pabst Innocenz II. erfüllte! Freilich das Glück begünstigte ihn auch jetzt noch, denn nicht blos starb Anaclet II. im Frühjahr 1138 schnell weg, sondern es verzichtete auch Victor IV., welchen die Anhänger Anaclets sofort zum Pabst erwählten, im Mai 1138 freiwillig auf den Stuhl Petri. In Rom selbst also stand dem Innocenz kein Feind mehr gegenüber; dagegen nahte jetzt der furchtbare Normannenkönig, und was Wunder also, wenn den heftigen Innocenz ein ganz entsetzlicher Grimm erfaßte! Nun wollte es auch noch das Mißgeschick, daß der tapfere Graf Rainulph im April 1139 das Zeitliche segnete und daß also kein hervorragender Führer mehr da war, den Normannenkönig aufzuhalten. Was nun beginnen? Ei, schnell entschlossen, stellte sich Innocenz II. in eigener Person an die Spitze des Heeres und zog den Normannen entgegen. In seinem Hochmuth bildete er sich ein, er als Pabst vermöge Alles; allein wie es nun am 22. Juli 1139 zur Schlacht kam, stiebten seine erbärmlich geführten Truppen auseinander und er selbst mit seinen Cardinälen wurde von König Rogers Sohn gefangen genommen. Jetzt handelte es sich um Sein oder Nichtsein, und da nun Innocenz II. das Sein vorzog, so ging er auf alle Friedens-

bedingungen ein, welche ihm König Roger I. dictirte. Mit andern Worten, der Pabst erkannte den König als solchen an und erhielt dafür die ersehnte Freiheit. So war also das viele deutsche Blut wieder einmal rein umsonst vergossen worden, denn das eroberte Unteritalien gehörte von nun an wieder, gerade wie zwei Jahre zuvor, den Normannen.

---

# Drittes Buch.

# Die Hohenstaufenzeit.

(1138—1268)

## Erstes Kapitel.

### Konrad III., der erste deutsche Herrscher aus dem Geschlechte der Hohenstaufen.

(1138—1152).

Man war bisher gewöhnt, die Hohenstaufenzeit mit einem ganz außerordentlichen Nimbus zu umgeben, und fast alle deutschen Geschichtsschreiber wetteiferten mit einander, dieselbe als die glorreichste, die unser Vaterland je erlebt, zu beweihräuchern. Auch muß zugegeben werden, etwas merkwürdig Heldenhaftes hatten sie, diese Herrscher aus dem Hohenstaufengeschlechte, und als Krieger und Eroberer, überhaupt als Typen der Mannhaftigkeit müssen wir sie bewundern. Allein was schufen sie für die Wohlfahrt Deutschlands? Was für sein materielles und geistiges Emporblühen? Mein Gott, ihnen lag — wie sich dieß zur Genüge zeigen wird — nichts am Herzen, als die Obergewalt über ganz Europa zu gewinnen und so die Kaiseridee

Otto's I. zu verwirklichen. Darum ruhte, so lange sie regierten, das Schwert nicht einen Augenblick lang in der Scheide und ebendarum, weil auch die Päbste die Allgewalt über Europa anstrebten, entbrannte zwischen ihnen und Rom ein Kampf auf Leben und Tod. Ja ein solch' furchtbarer Kampf, daß sein Ende unmöglich Versöhnung, sondern nur die Vernichtung des Einen oder des Andern der beiden Kämpfenden sein konnte. Werden aber solche Zustände das Glück der Völker im Gefolge gehabt haben?

Nach Lothars III. Tod zweifelte Herzog Heinrich der Stolze nicht einen Augenblick lang, daß er sofort auf den Thron von Deutschland erhoben werden würde. Solches war nemlich der innigste Wunsch seines Schwiegervaters, des eben genannten Kaisers, gewesen und daß dieser ihm nicht schon bei Lebszeiten die Nachfolge sicherte, daran trug nur sein jäher Tod die Schuld. Der beste Beweis übrigens, wie Lothar III. in dieser Beziehung dachte, lag darin, daß er dem Stolzen auf dem Todtenbette die Reichskleinodien übergab und im Besitz von diesen dachte Letzterer könne es ihm unmöglich fehlen. Dazu kam noch der weitere Umstand, daß die Macht Heinrichs die aller andern deutschen Fürsten bei weitem überragte, denn nicht blos besaß er außer dem Herzogthum Baiern auch noch, wie bereits erzählt, das Herzogthum Sachsen — nicht blos hatte er durch seine Mutter Wulfhild, was uns ebenfalls schon bekannt ist, die Hälfte der großen Billungenschen Stammgüter in Sachsen geerbt — nicht blos wurde jetzt eben nach dem Tode Lothars III., des Vaters seiner Gattin Gertrud, der sämmtliche supplinburgische Privatbesitz sein Eigenthum, sondern auch die unendlich reichen Mathildinischen Güter in Italien gingen jetzt an ihn, als den Alleinerben Lothars, über, und so reichte seine Herrschaft in Wirklichkeit von der Ostsee bis ans Mittelmeer. Wer würde es also, so dachte er, wagen, gegen ihn als Mitbewerber um die Krone von Deutschland aufzutreten? Zweierlei übrigens bedachte er nicht. Einmal das, daß ihn die deutschen Fürsten, Einer wie der Andere, weil er sich gegen sie von jeher, besonders aber auf dem letzten Römerzuge, ungemein herrisch, hochmüthig und gewaltthätig bewiesen hatte, nicht blos durchaus nicht liebten, sondern sogar eine nicht geringe Furcht vor ihm oder viel-

mehr davor hatten, er könnte die Königsmacht dazu mißbrauchen, um sie ihrer Freiheit, besser gesagt ihrer bisher angemaßten Unabhängigkeit berauben. Sodann das, daß er den Pabst Innocenz II. sehr thörichterweise schwer gegen sich aufgebracht hatte. Wer nemlich war Schuld, daß der sonst so schwache und kirchlich gesinnte Lothar III. bei Belehnung des Markgrafen Rainulph mit Apulien und Calabrien sich so hartnäckig erwiesen hatte? Ganz allein durch Heinrichs des Stolzen Einfluß auf seinen Schwiegervater war dieß so gekommen, wie denn besagter Heinrich auch bei andern Gelegenheiten, z. B. bei der Besetzung der Abtsstelle des Klosters Montecassino, sich keineswegs gegen den Statthalter Christi so gefügig zeigte, als es für diesen wünschenswerth gewesen wäre.. Kurz also, die Fürsten Deutschlands, wie auch der Pabst und die Cardinäle haßten und fürchteten den stolzen Heinrich und waren keineswegs geneigt, seine ohnehin schon fast außerordentliche Macht durch Verleihung der deutschen Königskrone noch zu vermehren. Schnell entschlossen sandte also Innocenz II. einen seiner Getreuesten, den Cardinalbischof Dietwin, einen gebornen Schwaben, als Legaten nach Deutschland, um gegen die Wahl Heinrichs zu wirken, und ganz denselben Auftrag erhielt auch der nicht minder getreue Erzbischof Albert von Trier, welcher (eigentlich hieß er Albero von Montreuil und Innocenz hatte seine Wahl schon anno 1131 durchgesetzt, trotzdem derselbe Frankreich sein Geburtsland nannte) sich eines um so größeren Einflusses erfreute, als die beiden Erzstühle von Mainz und Köln gerade damals (zu Anfang des Jahres 1138) erledigt waren. Doch wenn der stolze Heinrich übergangen werden sollte, wen wollte denn der Pabst zum König haben? Etwa den langjährigen Gegner der Welfen, Friedrich II. von Hohenstaufen, den man den Einäugigen nannte? Nein, dieser war als Herzog von Schwaben allzu mächtig; aber um so besser taugte dessen jüngerer Bruder Konrad, der sich schon einmal zum König von Deutschland aufgeworfen hatte. Ja wohl, der Staufer Konrad paßte, denn er durfte sich keines besonders großen Privatbesitzes rühmen und konnte also weder dem Pabste noch den deutschen Fürsten gefährlich werden. Ueberdem hatte sich derselbe während der letzten Romfahrt nicht gegenüber dem Pabste mit besonderer Ehrer-

bietung benommen und ließ sich also von ihm etwas Anderes erwarten als große Demuth und Gefügigkeit? Den Staufer Konrad wollte also Innocenz II. zum deutschen Könige machen, allein ließ sich dieses Ziel erreichen, wenn man die Königswahl ihren gewohnten Gang gehen ließ? Die deutschen Fürsten hatten den Wahltag gleich nach dem Tode Lothars III. auf Pfingsten 1138 festgesetzt und wenn man so lange wartete, so war es immerhin möglich, sogar wahrscheinlich, daß sich der stolze Heinrich durch seine große Macht die Mehrzahl der Stimmen sicherte. Man mußte also der regelrechten Wahl durch eine Ueberrumpelung zuvorkommen und diese leitete der kluge Erzbischof von Trier dadurch ein, daß er (in Gemeinschaft mit dem Legaten Dietwin) die Domcapitel von Mainz und Köln veranlaßte, die erledigten Erzstühle so schnell als möglich mit pabstfreundlichen Persönlichkeiten zu besetzen. Kaum war dieß geschehen, so berief er die neu ernannten Erzbischöfe nebst dem Bischof Burchart von Worms und einigen anderen Gleichgesinnten nach Koblenz, woselbst sich gleich darauf auch der Legat Dietwin mit Konrad von Hohenstaufen einfand, und sofort wählten diese Wenigen am 7. März 1138 den Staufer Konrad zum deutschen Könige. Noch mehr, sie verfügten sich unmittelbar darauf alle zusammen nach Aachen und dort setzte der päbstliche Legat dem so einseitig Gewählten, den wir von nun an Konrad III. zu nennen haben, schon am 13. März im Namen Seiner Heiligkeit des Pabstes Innocenz II. feierlichst die Krone auf.

Die Wahl war eine reine Parteiwahl und verstieß gegen alles Herkommen, Recht und Gesetz. Einstimmig hätten sich also alle übrigen deutschen Fürsten, besonders die weltlichen, welche man ganz umgangen hatte, gegen sie erklären sollen, allein es kam gerade umgekehrt. So gründlich nemlich haßten und fürchteten die Großadeligen Deutschlands den stolzen Welfen, daß sie fast sämmtlich auf dem von Konrad III. auf die Mitte des Monats Mai 1138 nach Bamberg ausgeschriebenen Reichstag erschienen und ihn da feierlichst anerkannten. Was that nun aber der stolze Heinrich? Nun, im allerersten Anfang ignorirte er in seinem Hochmuth die Koblenzerwahl geradezu; wie jedoch die Bestätigung derselben durch den Bamberger Reichstag so zu sagen einstimmig erfolgte, wurde er nicht

wenig eingeschüchtert, und wie dann vollends die hohe Geistlichkeit ihm beständig im Ohr lag, sich seines eigenen Vortheils wegen nicht zu widersetzen — denn wenn er dieß nicht thue, so werde ihm Konrad III. seinen ganzen Besitzthum, auch das Herzogthum Sachsen, sichern — ließ er sich sogar dazu bewegen, die Reichskleinodien herauszugeben. Mit andern Worten also, er erkannte den Staufer als deutschen König an. Nicht lange hernach aber bei einer Zusammenkunft mit Konrad III. in Augsburg merkte er, daß dieser ihm keineswegs besonders hold sei und weil er nun in Folge dessen mit dem Könige in einen harten Wortwechsel gerieth, entwich Konrad III., aus Furcht, von Heinrich, der viele Ritter bei sich hatte, gefangen genommen zu werden, in der Nacht nach Würzburg. Jetzt war der Zwiespalt da. Konrad III. that den Ausspruch, es sei durchaus ungesetzlich, daß ein einzelner Fürst zwei Herzogthümer in seiner Hand vereinige (der Fall war aber, wie wir wissen, schon oft vorgekommen und es gab darüber gar kein Gesetz) und sprach dem stolzen Welfen das Herzogthum Sachsen ab, das er sofort Albrecht dem Bären, dem mächtigen Markgrafen der Nordmark, verlieh. Noch mehr, weil der stolze Welfe sofort zu den Waffen griff, um sein Eigenthum zu vertheidigen, erklärte er denselben auch noch des Herzogthums Baiern für verlustig und verlieh dieses seinem Halbbruder dem Markgrafen Leopold von Oestreich.

Abermals also, wie schon so oft früher, brach der Bürgerkrieg aus und dießmal ein um so blutigerer, weil er in Süd- und Norddeutschland zugleich wüthete. Es dürfte aber nicht viel Interesse erregen, denselben in all' seinen Einzelnheiten zu verfolgen und so begnüge ich mich mit der Aufzählung der Hauptpunkte. Was zuerst den Kampf in Süddeutschland anbelangt, so war der neu ernannte Herzog von Baiern, der Markgraf Leopold von Oestreich, ein Sohn jener Agnes, Tochter des Kaisers Heinrich IV., welche ihrem ersten Gemahl Friedrich von Hohenstaufen als zweiten Sohn den jetzigen König Konrad III. geboren und dann nach dem Tode des ersten Gemahls (wie längst gemeldet) den Markgrafen Leopold, den man den Heiligen nannte, geheirathet hatte. Diesem schenkte sie ebenfalls einen Sohn, der wie sein Vater Leopold getauft wurde, und dieser

Sohn, der Stiefbruder Konrads III., erbte nach dem Tode seines Vaters anno 1136 die Markgrafschaft Oestreich. Seine Macht war schon an sich keine geringe, der Hauptvortheil für ihn aber lag in Zweierlei. Einmal darin, daß die Bischöfe Baierns, den Bischof von Regensburg voran, sich dem Pabste zu lieb für ihn erklärten, und sodann darin, daß sein zweiter Stiefbruder, Friedrich II. von Hohenstaufen, Herzog von Schwaben, genannt der Einäugige (der ältere Bruder Konrads III.) all' seine Mannen für ihn aufbot. Freilich stand Heinrich der Stolze ebenfalls nicht allein, sondern er hatte in dem Herzog Konrad von Zähringen einen starken Verbündeten gewonnen; allein des Herzogs von Schwaben, des Einäugigen, ältester Sohn, ebenfalls Friedrich geheißen (der nachmalige Kaiser Barbarossa), ein äußerst tapferer Jüngling, eroberte nach einander die festesten Burgen und Städte des Herzogs Konrad (Zürich und Freiburg mit der Stammburg Zähringen) und schlug diesen schließlich so sehr aufs Haupt, daß derselbe demüthig um Frieden bitten mußte. In Folge dessen verzweifelte Heinrich der Stolze daran, sich Süddeutschland unterwerfen zu können und wandte sich, seinem Bruder, dem Grafen Welf von Altdorf in Oberschwaben (die Burg Altdorf lag beim jetzigen Weingarten in der Nähe von Ravensburg) die Vertheidigung Baierns überlassend (er sollte sich, bis bessere Zeiten kämen, in den festen Plätzen halten) nach Sachsen, um wenigstens dieses Herzogthum zu retten.

Dasselbe hatte Konrad III. dem Markgrafen der Nordmark, Albrecht dem Bären, verliehen und diesem gebührte es auch in der That und Wahrheit, das heißt nach den Anschauungen der damaligen Großen. Schon sein Urgroßvater nannte sich von seinem weitläufigen Besitzthum an der mittleren Elbe einen Grafen von Ascanien (die Burg Ascanien lag auf dem Wolfsberg bei Aschersleben) und daraus ist dann der Name Anhalt (wer kennt nicht die Herzogthümer Anhalt-Dessau, Anhalt-Bernburg und Anhalt-Köthen?) entstanden. Sein Vater, Graf Otto der Reiche, dessen ich schon früher erwähnt habe, verband mit Ascanien auch noch die Grafschaft Ballenstädt (die Stadt Ballenstädt ist jetzt noch die Residenz des Fürsten von Anhalt-Bernburg), die sich von der Saale bis in den Harz erstreckte,

und führte daher gewöhnlich den Namen eines Grafen von Ballenstädt. Dieser Graf Otto nun aber heirathete, wie auch bereits erzählt, die älteste Tochter des Herzogs Magnus (des letzten Billungers) von Sachsen, mit Namen Eulike (oder Adelheid), und hoffte nun sicher, es werde ihm nach seines Schwiegervaters Tod das Herzogthum Sachsen zu Theil werden. Dieß geschah nicht, denn Kaiser Heinrich V. gab dasselbe dem Supplinburger Lothar und Graf Otto mußte sich mit dem reichen Allodialerbe begnügen. Dessenungeachtet hielt Otto treu zu Heinrich V. und ebenso that nach seinem Tode auch sein Sohn Albrecht, den man wegen seiner Stärke und Tapferkeit den Bären nannte. Um so gewisser zählte Letzterer darauf, daß ihn der Supplinburger Lothar, nachdem derselbe als Lothar III. den deutschen Thron bestiegen, mit Sachsen belohnen werde; es geschah aber wieder nicht, sondern Herzog von Sachsen wurde Heinrich der Stolze und Albrecht der Bär mußte sich damit begnügen, daß ihn König Lothar zum Markgrafen über die sächsische Nordmark (später auch Altmark genannt und gelegen zwischen dem Hannövrischen, Magdeburgischen und Brandenburgischen) mit der Hauptstadt Soltwedel oder Salzwedel (deßwegen schrieb sich der Bär manchmal auch „Markgraf von Salzwedel") einsetzte. Nun starb endlich anno 1137 im December Lothar III. und sogleich rüstete sich der Bär, um sich in Sachsen festzusetzen. Auch erhielt er dadurch ein Recht hiezu, daß ihn Konrad III. zum Herzog jenes Landes ernannte, und man kann sich nun denken, wie schnell er zur Eroberung desselben schritt. Im Anfang ging Alles gut, so lange Heinrich der Stolze in Süddeutschland abwesend war, denn wenn auch dessen Schwiegermutter Richenza, die Wittwe Lothars III., sich aufs äußerste anstrengte, dem Tochtermann das Herzogthum zu erhalten, so war doch in dem Widerstand kein rechter Plan und Zusammenhalt. Sowie aber Heinrich der Stolze zu Anfang des Jahrs 1139 in Person von Baiern herbeeilte, bekam Alles eine andere Gestalt und der Bär gerieth — weil fast alle sächsischen Burgherren und Grafen über die gewaltthätige Absetzung Heinrichs aufs höchste erbittert waren — nach kurzem in solche Bedrängniß, daß er den König Konrad aufs dringendste um Hülfe bitten mußte. Die Bitte war keine vergebliche, sondern Konrad III. erschien mit einem

großen Heere und bereits schien es im Juli 1139 bei Kreutzburg an der Werra unterhalb Eisenach zu einer Entscheidungsschlacht kommen zu wollen, als es dem Erzbischof Albero von Trier und einigen andern hohen Prälaten noch gelang, einen Waffenstillstand bis Pfingsten 1140 zu bewirken. Während desselben sollte dann zu Worms auf einem Fürstentag der Streit endgültig entschieden werden und einstweilen hätte jeder Part das zu behalten, was er gerade besaß. Das war nun recht und gut, allein siehe da, urplötzlich am 20. October 1139 erkrankte Heinrich der Stolze höchst gefährlich und nach wenigen Stunden war er eine Leiche. „Gift, Gift," schrieen sofort die Anhänger des Verstorbenen und kehrten sich, den jungen noch nicht zehnjährigen Sohn desselben, den nachherigen Heinrich den Löwen, zum Herzog ausrufend, nicht mehr an den Waffenstillstand. Daraufhin griff natürlich der Bär ebenfalls wieder zu den Waffen und so entbrannte der Kampf von neuem. Nicht übrigens zum Vortheil des Bären, sondern im Verlauf des Jahrs 1140 verlor er eine Position nach einander und es gelang seinen Gegnern, ihn sogar, weil die Hülfe des Königs Konrad ausblieb, aus der Nordmark zu verjagen.

Warum nun aber blieb die Hülfe Konrads III. aus? Einfach deßwegen, weil sich inzwischen die Verhältnisse in Süddeutschland wieder sehr ungünstig für die Hohenstaufen gestaltet hatten, denn der Bruder Heinrichs des Stolzen, der oben genannte Graf Welf, verstand sich so gut auf das Waffenhandwerk, daß er den Leopold von Oestreich im Frühjahr 1140 aufs Haupt schlug. Demgemäß mußte Konrad III. selbst nach Schwaben eilen, um dem Kampfe wieder eine andere Wendung zu geben, und endlich am 21. December 1140 kam es vor dem welfischen Städtchen Weinsberg zur Hauptschlacht. Konrad III. trug einen glänzenden Sieg davon und Stadt und Burg Weinsberg (der Leser kennt ohne Zweifel die berühmte Sage, welche sich an diese Eroberung knüpft und von der dann die Burgruine den Namen „Weibertreue" erhalten hat, allein leider ist die Sage nichts mehr als blos Sage und ich schweige daher lieber über dieselbe) nebst vielen andern welfischen Festungen mußte sich unterwerfen. Trotzdem gab sich der tapfere Welf noch lange nicht besiegt

und es blieben ihm, besonders auch weil seine Partei in Sachsen ein so großes Uebergewicht behauptete, in der That der Hülfsmittel noch viele. Allein sollte denn der gräßliche Bürgerkrieg noch länger fortdauern und Sachsen und Baiern total verwüstet werden? Jedem, welchem das Wohl des Vaterlandes auch nur ein klein wenig am Herzen lag, mußte es angelegen sein, dem furchtbaren Jammer endlich ein Ende zu machen, und siehe da, im Sommer des Jahrs 1141 eröffnete sich endlich eine Aussicht zum Frieden. Am 10. Juni 1141 starb nemlich die Kaiserin Wittwe Richenza, die Seele des sächsischen Widerstandes nach dem Tode ihres Eidams Heinrichs, den man den Stolzen nannte, und ihr folgte gleich darauf der Erzbischof Adalbert II. von Mainz, der aus rein persönlichen Gründen der unversöhnlichste Feind der Hohenstaufen geworden war, ins Grab nach. Sofort ergriff nun Adalberts II. Nachfolger, Erzbischof Markolf, die Gelegenheit, um nach allen Seiten hin versöhnend zu wirken, und wie nun auch der Oestreicher Leopold, der von Konrad III. neu ernannte Herzog von Baiern, am 18. October 1141 das Zeitliche segnete, kam im Mai 1142 auf einem Reichstage zu Frankfurt ein Friedensvertrag zu Stande. Festgesetzt wurde Nummer Eins, daß alle deutschen Fürsten den Staufer Konrad III. als König anzuerkennen hätten. Festgesetzt wurde Nummer Zwei, daß Heinrichs des Stolzen Sohn, der nachherige Heinrich der Löwe, auf Baiern verzichten müsse, dagegen aber das Herzogthum Sachsen behalten dürfe. Festgesetzt endlich wurde Nummer Drei, daß Albrecht der Bär wegen Aufgabe Sachsens anderweitig zu entschädigen sei, nemlich dadurch, daß ihn der deutsche König zum unmittelbaren Reichsfürsten (bisher war die Nordmark von den Herzogen von Sachsen abhängig gewesen) erhob und ihm zu seinen bisherigen großen Besitzungen hin auch noch die Mark Brandenburg, also alles Land zwischen der mittlern Elbe und der mittlern Oder (die einzelnen Theile dieses Landes hießen später die Altmark, die Mittelmark, die Uckermark, die Priegnitz, die Neumark und die Niederlausitz) verlieh.

Auf diese Abmachungen hin kam im Mai 1142 der Frieden zu Stande, aber zwei Männer, die in dem langen Bürgerkriege eine Hauptrolle gespielt hatten, wurden durch denselben nicht ganz befrie-

digt. Einmal nemlich Albrecht der Bär, denn obwohl er nun zum unmittelbaren Reichsfürsten ernannt worden war, erhielt er doch nur den Titel und Rang eines Markgrafen von Brandenburg, nicht den eines Herzogs, und, was die Hauptsache, ein großer Theil des ihm übertragenen Gebietes gehörte zwar nominell schon seit langen Jahren zum deutschen Reiche, mußte aber erst faktisch von den slawischen Wenden (wir werden später hierauf zurückkommen) erobert werden. Sodann und hauptsächlich der Graf Welf von Altdorf, der Bruder des verstorbenen Heinrichs des Stolzen, welcher nach dem Tode dieses Bruders und nachdem dessen minderjähriger Sohn, Heinrich der Löwe, gezwungen worden war, auf Baiern zu verzichten, darauf Anspruch machte, zum Herzog von Baiern ernannt zu werden. Freilich, verschiedene Monate lang nach dem Friedensschlusse hielt er sich ruhig, das heißt so lange, als Konrad III. das durch den Tod des östreichischen Leopolds erledigte Herzogthum nicht neu besetzte, weil er sich in dieser Zeit immer noch Hoffnung auf dasselbe machte. Wie nun aber der deutsche König den Rheinpfalzgrafen Heinrich Jasomirgott (so hieß man ihn, weil er immer den Schwur: „Ja, so mir Gott helfe" im Munde führte) seinen zweiten Halbbruder (den jüngeren Bruder Leopolds) nicht blos mit der erledigten Markgrafschaft Oestreich (Leopold hatte keine Söhne hinterlassen und Heinrich war also sein natürlicher Erbe) belehnte, sondern ihn auch mit der jungen erst sechs und zwanzigjährigen Wittwe Heinrichs des Stolzen, das ist mit Getrude, der Tochter Lothars III., vermählte und ihm im März 1143 als Heirathsgut das Herzogthum Baiern übertrug, da schlug der Welf los und der Bürgerkrieg entbrannte von neuem. Allerdings nicht mehr so heftig wie früher, weil dem Welf die Kraft fehlte, allein das Schlimme dabei war, daß zwei äußere Reichsfeinde, der König Bela von Ungarn und der König Roger von Sicilien und Unteritalien dem Welf mit Mannschaft sowohl als mit Geldmitteln beistanden, fest entschlossen, den Krieg nie zu Ende kommen zu lassen. Er kam aber doch zu Ende, und zwar ohne daß eine Hauptschlacht geliefert worden wäre, denn in den nächsten Jahren schon wurde Deutschland in eine große Bewegung hineingezogen, welche allen Fehden und inneren Kriegen so zu sagen mit einem Schlage ein Ende machte.

Jahrzehnte lang hatte es zwei Päbste neben einander gegeben und man wußte nicht, welches der rechte sei. Schon dieß mußte, weil jeder der Beiden im Namen Gottes regieren wollte, bei denkenden Menschen Skrupel genug erregen. Noch größeren Skandal machte es, daß regelmäßig jeder der beiden Gegenpäbste den Andern bis in die tiefunterste Hölle verfluchte und denselben, wenn er seiner habhaftig wurde, nicht so behandelte, wie man unter civilisirten Menschen Kriegsgefangene behandelt, sondern ihn vielmehr auf die raffinirt grausamste Weise massacrirte. Konnte nun unter so bewandten Verhältnissen ein mit Vernunft begabter Mensch vor dem Pabstthum noch Respekt haben? Mußte man aber nicht vollends ganz mit Verachtung erfüllt werden, wenn man in Betracht zog, wie diese Gegenpäbste lebten? Wie sie, um ihren luxuriösen Unterhalt, ihren zum Theil sogar liederlichen Wandel zu bestreiten und insbesondere um die nöthigen Kriegsheere gegen einander aufzubringen, frischweg Geld nahmen, wo sie welches fanden? Wie sie sogar die Kirchen und Altäre ihrer Kostbarkeiten beraubten und das Allerheiligste an wuchernde Juden verkauften? Gewiß, das damalige Pabstthum mußte jeden Denkenden mit Eckel erfüllen; allein so weit konnte man sich doch nicht aufraffen, deßwegen das Pabstthum selbst als etwas rein Unchristliches zu verwerfen. Mein Gott, die Idee desselben hatte sich durch eine Jahrhunderte lange Erziehung so tief in die Menschheit eingefressen, daß man allgemein glaubte, ohne einen Pabst könne die Kirche gar nicht existiren, und somit blieb nichts übrig als der Gedanke, das Pabstthum zu reformiren. Dasselbe sei, sagte man sich, durch seinen weltlichen Besitz und durch sein Streben nach weltlicher Herrschaft total verweltlicht worden und wenn es daher zu seiner früheren Reinheit zurückgeführt werden solle, so müsse man es seiner Weltlichkeit entkleiden. Mit andern Worten, man müsse ihm seine weltliche Herrschaft und alle seine irdischen Güter nehmen, damit es sich wieder in ein blos geistliches Amt verwandle. So dachten diejenigen, welchen die Vernunft nicht ganz abhanden gekommen war. Nicht aber blos vom Pabstthum dachten sie so, sondern auch von der übrigen Geistlichkeit, also von den Aebten, Bischöfen und Erzbischöfen. Auch diese waren, wie sich alle Sehenden auf den ersten Blick überzeugen

konnten, durch und durch verweltlicht; auch diese bekümmerten sich, wie der lange blutige Investiturstreit klar genug bewiesen hatte, nur um ihren irdischen Besitz, nur um ihre liegenden Güter und sonstige Gerechtsamkeiten, ohne von ihren geistlichen Pflichten oder gar vom Christenthum irgend Notiz zu nehmen; auch diese führten ewige Kriege mit einander, indem sie theils für diesen, theils für jenen Pabst das Schwert führten oder auch gegen den Pabst auf Seiten der weltlichen Potentaten standen; auch unter diesen hatte eine Verwilderung Platz gegriffen, welche nothwendig das furchtbarste Aergerniß im Gefolge haben mußte, und von einem Respekt oder gar einer Ehrfurcht gegen sie, die in ihrer ganzen Lebensweise sich durch nichts von dem weltlichen Adel unterschieden und diesen jedenfalls noch in der Schwelgerei und Zuchtlosigkeit übertrafen, konnte also keine Rede mehr sein. Wie war nun da zu helfen? Wahrhaftig durch nichts Anderes, als daß man die Herren Geistlichen ihrer weltlichen Güter und Geschäfte entkleidete und sie auf ihr rein geistliches Amt beschränkte. Solches hatte selbst ein Pabst, Paschalis II., wie wir weiter oben gesehen haben, anerkannt und darin stimmten in der Zeit, in welcher Konrad III. herrschte, merkwürdigerweise die beiden hervorragendsten kirchlichen Persönlichkeiten, Peter Abälard und der Abt Bernhard von Clairvaux, überein, obwohl sie sich sonst ihrer entgegengesetzten theologischen Richtung wegen auf das heftigste bekämpften. Eben aber diese Uebereinstimmung der beiden großen Gegner (Abälard war der Ansicht, daß man alle theologischen Glaubenssätze mit Vernunftgründen beweisen müsse und wurde durch diesen seinen Rationalismus der Hauptgründer der Scholastik; Abt Bernhard aber drang auf unbedingten Glauben, ohne daß man die Vernunft zu Rathe ziehe, und galt daher als der Hort der Mystiker unter den Theologen, wie wißbegierige Leser dieß aus der Kirchengeschichte mehr im Einzelnen erfahren können) gab dem durch sein Streben so hoch berühmt gewordenen Arnold von Brescia, einem Mönch voll Kraft und Feuereifer, der sich zugleich durch das wärmste Gemüth und durch ein rein sittliches Leben auszeichnete, den Muth, die Idee von der Entweltlichung der Geistlichkeit ins praktische Leben überzuführen. Sie gab ihm den Muth, die gesammte Geistlichkeit, ohne

Unterschied des Standes — also den Abt so gut wie den Bischof, und den Bischof so gut wie den Pabst — zwingen zu wollen, auf ihre weltlichen Geschäfte und Besitzungen Verzicht zu leisten und sich rein blos ihrem Amte zu widmen. Es war dieß ein furchtbar gewagtes Unternehmen, denn es lag auf der Hand, daß die ganze höhere Geistlichkeit, der Pabst natürlich voran, sich demselben entgegenstemmen würde, allein Arnold von Brescia, ein so kühner und gewaltiger Volkstribun, wie nur je einer das Licht der Welt erblickte, schreckte vor keinem Hinderniß zurück und begann sofort im Jahr 1137 oder 1138 in Oberitalien seine donnernde Predigt gegen alle weltliche Herrschaft sowie gegen allen irdischen Besitz der Priester und Geistlichen.

Man kann nun übrigens natürlich nicht von mir erwarten, daß ich die Geschichte der daraufhin entstehenden Bewegung des Näheren auseinandersetze, denn ich schreibe ja keine Kirchengeschichte; allein das wenigstens darf ich nicht verschweigen, daß der donnernde Mönch in allen bischöflichen und erzbischöflichen Städten Oberitaliens alsbald begeisterten Anhang fand. Natürlich, denn diese Städte, wie Mailand, Cremona, Pavia, Pisa, Genua, Ravenna, Brescia, Ferrara, Bergamo, Florenz und wie sie sonst hießen, waren im letztvergangenen Jahrhundert durch den Handel und andere günstige Umstände zu großen Metropolen herangewachsen und wollten sich nun, statt wie bisher von den geistlichen Herren unter dem Daumen gehalten zu werden, am liebsten selbst regieren. Daher kam es auch, daß da und dort die Bischöfe verjagt oder doch gezwungen wurden, ihre Residenz außerhalb der Mauern aufzuschlagen, wo sie fortan von Besoldungen leben mußten, die man ihnen aussetzte, und so drohte die Bewegung gegen die Verweltlichung der Kirchenfürsten eine ganz allgemeine zu werden. Darob ergrimmte der Pabst Innocenz II. gar mächtig und verbannte den Arnold von Brescia im Jahr 1139 für ewige Zeiten aus Italien. Allein was war die Folge? Arnold ging nach Zürich und seine Lehre verbreitete sich von dort aus über die ganze Schweiz sowie über das benachbarte Schwaben und Baiern. Nicht minder aber fuhr diese Lehre fort, in Oberitalien immer festeren Fuß zu fassen und am Ende, schon im Jahr 1140, eine überwiegende Masse

von Anhängern zu gewinnen. Ja selbst die Römer begeisterten sich dafür, daß der Pabst sich mit der geistlichen Herrschaft begnügen solle, und es kam so weit, daß sie nach Vertreibung des Statthalters Christi anno 1142 ihre Stadt für eine unabhängige Republik nach dem Muster vergangener Jahrhunderte erklärten. Innocenz II. starb also im September 1143 in der Verbannung und vergeblich versuchte es sein von den Cardinälen gewählter Nachfolger Cölestin II., die früheren Pabstrechte wieder zu erstreiten. Eben so vergeblich waren die Versuche des Pabstes Lucius II., der dem Cölestin im Jahr 1144 folgte, und derselbe wurde sogar im Februar 1145, als er das Kapitol zu stürmen unternahm, im Kampfe erschlagen. Nun wählten die Cardinäle Eugen III., einen Pisaner, zum Statthalter Christi, allein auch ihn nöthigte Jordan Pierleone, welchen (er war ein Bruder des früheren Gegenpabstes, Anaclets II.) die Römer inzwischen unter dem Titel eines Patricius zum obersten Consul oder Präsidenten ihrer Republik erwählt hatten, zur Flucht und am Ende blieb dem neuen Pabste nichts übrig, als nach Frankreich zu entweichen, von wo aus er den deutschen König, Konrad III., beschwor, ihm durch einen Römerzug wieder auf den Stuhl Petri zu verhelfen.

Bisher hatte der deutsche König sich um die römischen Wirren nichts bekümmert und daran sehr wohl gethan; allein wie nun die Römer von den Schritten Eugens III. erfuhren, erschracken sie, denn sie glaubten nicht anders, als Konrad III. werde, in die Fußstapfen seiner Vorfahren tretend, der Aufforderung zur Romfahrt sofort Folge leisten. Um also den Pabst zu überbieten, beorderten sie ebenfalls eine solenne Gesandtschaft an Konrad III. und versicherten ihn ihrer loyalsten Unterthanen-Treue. Noch mehr, sie ersuchten ihn, Rom zu seiner Hauptstadt zu erwählen, um von da aus als ächter Nachfolger der römischen Imperatoren das ganze Abendland zu beherrschen, und forderten ihn zugleich auf, die Päbste, wie früher, selbstständig zu ernennen. Es lag etwas ungemein Verführerisches in diesem Antrage und wenn nun auch Konrad III. nicht sofort darauf einging, so konnte man doch schon daraus, daß er den Romfahrtzumuthungen Eugens III. kein Gehör schenkte, ersehen, daß er

nicht gerade ungeneigt sei, die Anerbietungen der Römer anzunehmen. Wie nun der Statthalter Christi erschrack! Mein Gott, wenn der deutsche König so that, wie es die Römer haben wollten, dann war die weltliche Herrschaft der Päbste für immer dahin. Dann kamen sie wieder in dieselbe Abhängigkeit von den deutschen Königen, in der sie vor Gregor VII. gestanden waren und die Idee von der päbstlichen Oberherrlichkeit über alle Gewalten der Erde mußte sofort zu Grabe getragen werden. Ein solches Unglück mußte um jeden Preis verhütet werden; aber durch welche Mittel? Ha, es gab einen Ausweg, den nemlich, wenn man den deutschen König in eine andere Unternehmung verwickelte, welche seine ganze Thatkraft in Anspruch nahm; mit andern Worten, wenn man ihn dazu brachte, das Kreuz zu nehmen und gegen die Ungläubigen im Orient zu Felde zu ziehen.

Von dem ersten Kreuzzug und seinen Folgen habe ich dem Leser bereits erzählt. Seither aber waren Jahre verflossen und mit der Herrschaft über Jerusalem sowie über die andern neugegründeten römisch-katholischen Fürstenthümer, wie namentlich Antiochien, Tripolis und Edessa, welche gleichsam die Vormauer von Jerusalem bildeten, ging es schnell abwärts. Ja als im December 1144 das ungemein starke Edessa von dem saracenischen Sultan Zenki erstürmt wurde, wobei über 30,000 Christen das Leben lassen mußten, konnte kein Mensch mehr daran zweifeln, daß alle Errungenschaften des ersten Kreuzzugs in den nächsten Jahren schon verloren gehen müßten, wenn nicht schnellstens ein großartiges Kreuzheer die erlittenen Niederlagen wieder auswetze. In fulminanter Weise mußte also der so überaus beredte Abt Bernhard von Clairvaux, der wegen seiner hervorragenden Frömmigkeit vom ganzen Abendland auf's tiefste verehrt wurde, auf Eugens III. Befehl in Frankreich das Kreuz predigen und es gelang auch richtig im Jahr 1146 den französischen König Ludwig VII. zu bewegen, daß er sich mit einer Unmasse von Rittern zu einer Kreuzfahrt verpflichtete. Eine solche Macht hätte nun dem Anschein nach vollkommen genügt, die Muselmannen zu Paaren zu treiben, aber dem Pabste war es nicht sowohl um eine Kreuzfahrt zu thun, als vielmehr darum, den deutschen König von einer Romfahrt abzu-

halten und somit beorderte er augenblicklich den unwiderstehlichen Bernhard nach Deutschland, damit er Konrad III. und seine Deutschen bearbeite. Der berühmte Abt gehorchte natürlich und that sein Möglichstes. Auch übten seine begeisterten Reden und Zuschriften an vielen Orten einen wahrhaft zündenden Einfluß aus, besonders als ein schurkischer Mönch, Namens Rudolph, seine Ermahnungen, das Kreuz zu nehmen, dahin deutete, daß man die Pflicht habe, die Ungläubigen überall zu erschlagen, wo man sie finde, und damit das Zeichen gab, abermalen eine Jagd auf die Juden anzustellen. Auf dieses Zeichen hin nemlich hefteten, zuerst in Köln und Mainz, später aber in fast allen Rheinstädten Tausende das Kreuz auf die Schulter, um mit der scheußlichsten Grausamkeit über die armen Bekenner des mosaischen Glaubens herzufallen, und selbst bis nach Baiern, Kärnthen und Böhmen hinein erstreckten sich diese Schandexcesse. Doch ist rühmend anzuführen, daß dießmal die Staatsgewalten mit allem Eifer eingriffen, um den mit Raub, Brand und Mord Bedrohten Schutz zu gewähren, und wie dann auch noch der große Agitator Bernhard von Clairvaux die ganze Macht seiner Beredtsamkeit für die Verfolgten in die Wagschale warf, gelang es endlich im Verlauf des Jahrs 1146 der Judenhetze zu steuern. Die Flammreden des Abts von Clairvaux zündeten also auch in Deutschland, nur leider nicht in der von ihm gewünschten Weise, und das Betrübendste dabei war, daß Konrad III. selbst, auf den es der Prediger doch hauptsächlich abgesehen hatte, von einem Kreuzzug im Anfang durchaus nichts wissen wollte. „Es sei unmöglich," erklärte der deutsche König, „mit einem großen Heere auf dem Landweg viele hundert Stunden weit bis nach Asien vorzudringen, ohne den größten Theil des Heeres zu opfern, der Seeweg aber verbiete sich von selbst, weil Tausende von Schiffen, von denen man keine hundert besitze, dazu nöthig wären." Diese sehr vernünftige Antwort gab Konrad III. dem aufdringlichen Abt von Clairvaux mehrmals, besonders im November 1146 zu Frankfurt am Main. Wie er nun aber im December selbigen Jahres in Speier einen Reichstag abhielt, reiste ihm der Abt nach und bestürmte ihn in öffentlicher Messe vor allen versammelten Fürsten in einer Weise, daß der König, wenn er nicht für den verstocktesten und gottlosesten

Feind des Christenthums gelten wollte, unmöglich mehr widerstehen konnte. So nahm er denn aus Furcht vor der öffentlichen Meinung gegen seine eigene bessere Ueberzeugung das Kreuz und ging sofort daran, ein großes Heer zu sammeln.

Den nun folgenden Kreuzzug zu schildern, ist nicht meine Aufgabe, sondern solche Schilderung gehört in die Geschichte der Kreuzzüge. Anzuführen habe ich blos das, von was bei diesem Zuge Deutschland selbst berührt wurde, und somit darf ich nicht verschweigen, daß er in der großen Hauptsache dem deutschen Vaterlande nur den größten Schaden zufügte. Natürlich, denn eine Masse von Geld und Gut, das die Kreuzfahrer mitnahmen, ging elendiglich zu Grunde; eine Masse von Eigenthum, das die Kirchenfürsten um einen Spottpreis aufkauften, vermehrte künftig den Uebermuth dieser Fürsten, und eine Masse von Menschenleben, worunter viele Tausende der Edelsten und Tapfersten, kehrte nie mehr in die Heimath zurück. Doch in zweierlei Hinsicht wirkte der Zug auch vortheilhaft, einmal deßwegen, weil sich ihm eine ganze Unzahl von Strolchen, Vagabunden und Straßenräubern, von denen Deutschland damals in Folge der langen Bürgerkriege arg heimgesucht war, aus Abenteuer- und Raubsucht anschloß, und sodann deßwegen, weil er dem in Baiern immer noch fortwüthenden Kampfe zwischen dem grimmigen Welf und dem Herzog Heinrich Jasomirgott endlich ein Ziel setzte. Von der allgemeinen Bewegung wurden nemlich nicht blos die niederen Schichten, sondern auch fast aus jeder adeligen Familie wenigstens einige Mitglieder, ja selbst Viele der Höhergestellten — von Grafen der Graf Berthold von Andechs und die Markgrafen von Steiermark und Kärnthen, von Herzogen die von Lothringen und Böhmen sowie Friedrich der Rothbart von Hohenstaufen, des deutschen Königs Neffe (trotzdem sein Vater, Herzog Friedrich II. von Schwaben, genannt der Einäugige, so todtkrank in Alzei darniederlag, daß er nicht mehr aufkommen konnte), von Bischöfen Otto von Freisingen (der dann den Kreuzzug beschrieben hat) — mitfortgerissen und so konnten die beiden obgenannten Feinde, bestürmt von dem Abt von Ebrach, ebenfalls nicht umhin, wenn auch keinen definitiven Frieden, so doch wenigstens einen Waffenstillstand auf unbestimmte Zeit abzuschließen,

damit sie ebenfalls das Kreuz nehmen könnten. Kein Wunder also, wenn, bei solch' allgemeiner Theilnahme, das Heer, mit welchem Konrad III. auszog, sich auf die ungeheure Anzahl von nur allein 70,000 Geharnischten belief, während der gewöhnliche Troß (darunter auch Tausende von Weibsleuten, die ich nicht näher bezeichnen will) gut doppelt so stark sein mochte. Doch was richtete nun der deutsche König mit dieser kolossalen Menschenmasse aus? Es ist traurig, es sagen zu müssen, allein deßwegen muß es doch gesagt werden: Nichts, gar Nichts, so daß nicht einmal eine berühmtere Waffenthat zu verzeichnen ist. Schon auf dem Marsch nach Asien durch Ungarn und das byzantinische Reich verloren Tausende und Abertausende, theils durch die eigenen Ausschweifungen, theils durch den Mangel an Lebensmitteln, theils durch die heimtückischen Ueberfälle der Ungarn und Griechen (die übrigens nur zu oft hiezu fast genöthigt waren, weil die Kreuzfahrer raubten und plünderten, wohin sie kamen, von den übrigen Excessen ganz zu schweigen) ihr Leben, und noch weit gräßlicher wurde das Kreuzheer in Asien selbst decimirt. Ja so furchtbar wütheten Krankheiten aller Art, verbunden mit vergifteten Lebensmitteln, welche die Griechen lieferten, unter ihnen, daß das Schwert der Saracenen nur wenig Mühe hatte, mit dem Rest vollends aufzuräumen, und wie daher endlich im September 1148 Konrad III. von all' dem Elend fast zur Verzweiflung getrieben über Constantinopel den Rückweg antrat, bestand sein ganzes Gefolge aus kaum mehr fünfhundert Gewappneten. Freilich Andere der Kreuzfahrer hatten sich, wie insbesondere der Graf Welf, schon vorher nach Hause gemacht, allein im Ganzen genommen kehrten von all' den Ausgezogenen noch keine 5000 zurück und somit verlief also dieser Kreuzzug noch weit schmählicher als jener erste, von dem ich dem Leser bereits früher gemeldet habe.

Zur Ergänzung des eben Erzählten darf ich nicht vergessen anzuführen, daß die Norddeutschen sich von Anfang an unbedingt geweigert hatten, sich an das Kreuzheer anzuschließen, weil ihrem praktischen Verstande der wochenlange Marsch durch das Ungarische und Byzantinische gar zu gefahrdrohend vorkam. Vielmehr zogen es die Friesen an der Nordsee sowie die Flamänder am Niederrhein vor,

zur See nach dem gelobten Lande abzugehen, während die Sachsen erklärten, statt gegen die Ungläubigen im Oriente, lieber gegen die heidnischen Slaven (die Wenden und Obotriten) rechts und links von der Oder kämpfen zu wollen. Hiegegen ließ sich päbstlicherseits nicht viel einwenden und beide Expeditionen gingen vor sich. Die Flamänder, Kölner und Friesen schifften sich also im Sommer 1147 ein, segelten durch die Nordsee und den Kanal um Spanien herum und landeten unter ihrem tapferen Führer Arnulph von Aerschot an der portugiesischen Küste, um da Wasser und Lebensmittel zu fassen. Da hörten sie, daß der König Alphons von Kastilien die damals noch den Saracenen gehörige Stadt Lissabon schon lange vergeblich belagere, und sogleich erboten sie sich zur Beihülfe. Wie es nun aber am 25. October 1147 zum Sturme kam, hielten sie sich so tapfer, daß ihnen allein die Eroberung der Stadt zu verdanken war, und deßwegen ließ ihnen König Alphons den bei weitem größten Theil der Beute zukommen. Daraufhin, zufrieden mit solchem Resultate, kehrten sie in ihre Heimath zurück, erklärend, daß sie ihrerseits für das Kreuz gegen die Ungläubigen übergenug geleistet hätten. Auch die Sachsen, welche versprochen hatten, gegen die heidnischen Slaven zu Felde zu ziehen, hielten ihr Wort und an ihre Spitze stellten sich außer dem jungen Herzog Heinrich, später genannt der Löwe, Albrecht der Bär, der neue Markgraf von Brandenburg sowie noch verschiedene andere Fürsten und Große, wie namentlich auch der Markgraf Konrad von Meissen und die Bischöfe von Bremen und Werden. Weil aber nur sehr wenig Begeisterung unter ihnen herrschte und noch mehr deßwegen, weil die heerführenden Großen bald Händel unter einander bekamen, kehrten sie, sich damit begnügend, daß die Wenden und Obotriten versprachen, sich taufen lassen zu wollen, schon im Juni 1147 wieder um und so verlief auch dieser nordische Kreuzzug ohne irgend ein nennenswerthes Resultat.

Krank an Leib und Seele, ohne ein anderes Ergebniß, als daß er mit dem byzantinischen Kaiser Manuel Komnenus verabredet hatte, den König Roger I. von Sicilien gemeinsam zu bekriegen, kam im Mai 1149 Konrad III. wieder in Deutschland an. Sowie aber Pabst Eugen III. von obgenannter Verabredung hörte, ergrimmte er

in seinem Innersten, denn die Normannen in Sicilien und Apulien waren ja seine lieben Freunde, auf die er sich allein noch in Italien verlassen konnte. Ueberdem fürchtete er von neuem, der deutsche König, wenn er über die Alpen ziehe, möchte mit den Römern gemeinschaftliche Sache machen, und somit beschloß er eilends den Bürgerkrieg in Deutschland abermalen zu entzünden. Zuerst versuchte er es mit dem grimmigen Welf von Altdorf und dieser ließ sich in der That verleiten, schon zu Ende des Jahrs 1149 die Fahne des Aufruhrs abermalen in Baiern zu entfalten. Wie ihm aber Konrads III. junger Erstgeborner, Heinrich, (Konrad selbst lag krank darnieder) am 8. Februar 1150 bei Flochberg zwischen Nördlingen und Bopfingen eine empfindliche Niederlage beibrachte, bat er inständig um Frieden und dieser wurde ihm auch vom deutschen Könige unter keineswegs allzuschweren Bedingungen bewilligt. Jetzt steigerte sich die Gefahr für den Pabst immer mehr, denn im Sommer 1150 sandte Konrad III., der sich eben etwas besser fühlte, den Römern Botschaft, daß er ihrer Einladung, nach Rom zu kommen, demnächst Folge leisten werde, und somit ließ Eugen III. des schwarzen Heinrichs jungen Sohn, den Herzog von Sachsen, welchen man, weil sich in ihm der kühnste Muth, die tapferste Hand und der zäheste Ehrgeiz wunderbar vereinigten, später den Löwen nannte, heimlich daran erinnern, daß er auf das Herzogthum Baiern so gut ein Erbrecht habe, als auf das von Sachsen, indem der Verzichtleistungseid, den er früher (anno 1142) geleistet, als der eines Minderjährigen ungültig sei. Sofort fiel also Heinrich der Löwe im Frühling 1151 in Baiern ein und es schien wieder ein langjähriger Bürgerkrieg bevorzustehen. Doch glückte es den Bemühungen einiger Kirchenfürsten, sowie vor allem denen des jungen Schwabenherzogs Friedrichs III. von Hohenstaufen (sein Vater Friedrich II., der Einäugige, war richtig damals vor Beginn des Kreuzzugs in Alzei gestorben und er hatte dann das Herzogthum Schwaben geerbt) die streitenden Partheien noch vorher, ehe allzuviel Blut geflossen war, zu einem Waffenstillstand zu bewegen, und während dieses Stillstands starb am 15. Februar 1152, noch nicht 58 Jahre alt, der kranke König Konrad III.

So lange er regierte, hatte dieser erste Hohenstaufe keine That

begangen, die irgend hervorragend gewesen wäre, sterbend aber handelte er eines weisen Regenten würdig. Er besaß zwei Söhne, Heinrich und Friedrich, und von diesen sollte der ältere Heinrich sein Nachfolger werden, womit auch die deutschen Fürsten unmittelbar vor dem Kreuzzug sich einverstanden erklärten. Derselbe wurde aber schon im Jahr 1150 vom Tode hinweggerafft und es blieb nur noch Friedrich, damals ein Knabe von fünf Jahren, übrig. Sollte Konrad III. es nun versuchen, diesem Knaben nach seinem Tode den Thron zu verschaffen? Mein Gott, dann kam wieder eine vormundschaftliche Regierung, wie unter Heinrich IV., und eine solche Regierung mußte des Elends eine schwere Masse nach sich ziehen. Konrad III. überwand also die so natürliche väterliche Voreingenommenheit und empfahl den um sein Todtenbett versammelten Fürsten statt jenes Friedrich seinen Neffen, den Schwabenherzog Friedrich III., „den Rothbart", als den der Königskrone Würdigsten. Noch mehr, er übergab ihm auch die Reichskleinodien und ernannte ihn zum Vormund seines genannten Söhnleins. Das war eine größere That, als wenn er die blutigste Schlacht gewonnen hätte, und darum Ehre ihm nach seinem Tode. Im Uebrigen müssen wir noch Zweierlei über ihn bemerken. Einmal das, daß es ihm nie möglich wurde, einen Römerzug zu unternehmen, weßwegen er es auch nie zur Kaiserkrönung brachte. Sodann das, daß sich von ihm der Doppel-Adler als des deutschen Reiches Wappen herschreibt. Er nahm ihn an nach dem Muster der griechisch-byzantinischen Kaiser und diese führten ihn, zum Zeichen, daß sie die Herren des Abend- und Morgenlandes (oströmisches und weströmisches Kaiserthum) zugleich seien.

---

## Zweites Kapitel.

### Friedrich I., von den Deutschen der Rothbart, von den Italienern Barbarossa geheißen.

(1152—1190).

Nach Konrads III. Tod waren die zwei hervorragendsten Fürsten in Deutschland der Sachsenherzog Heinrich, genannt der Löwe, und der Schwabenherzog Friedrich, genannt der Rothbart, der erstere das Haupt der Welfen, der zweite das der Hohenstaufen, beide aber einander durch Friedrichs Mutter, wie uns bereits bekannt, sehr nahe verwandt. Welchen von ihnen sollten nun die deutschen Fürsten zu ihrem Könige wählen? Ei, der Löwe gefiel ihnen seiner Gewaltsnatur wegen viel weniger als der Rothbart, und überdieß hatten sie dem sterbenden Konrad das Versprechen gegeben, ihre Stimmen auf seinen Neffen zu vereinigen. So wurde denn schon drei Wochen nach Konrads III. Heimgang am 5. März 1152 Herzog Friedrich III. unter dem Namen Friedrich I. auf dem Reichstag zu Frankfurt zum deutschen Könige erwählt und fünf Tage später krönte ihn zu Aachen der Erzbischof Arnold II. von Köln. Merkwürdig bei der Wahl war übrigens zweierlei; einmal das, daß Heinrich der Löwe ohne Neid zustimmte, und sodann das, daß zum ersten Mal auch städtische Abgeordnete bei derselben anwesend waren.

Nachdem der feierliche Act vorüber, prieß sich in Deutschland Jedermann glücklich, denn von dem neuen Könige erwartete man mit Sicherheit, daß er den Streit mit Heinrich dem Löwen, seinem nahen Vetter und Freund, wegen der Ansprüche auf Baiern im Frieden schließe. Ueberdem war nicht der Rothbart überhaupt ein Mann, von dem sich nur Großes erwarten ließ? Schon das Aeußere seiner Erscheinung — er stand damals in der Blüthe seiner Jahre, denn er zählte eben dreißig, und konnte sich, was Kraft, Gewandtheit und edle körperliche Verhältnisse anbelangt, mit Jedem messen — mußte nothwendig für ihn einnehmen; noch mehr aber imponirte sein Geist.

Wußte man ja doch von ihm, daß er, was den Scharfsinn und die Kenntnisse anbelangte, höher stehe, als seine ganze Umgebung, und seine eminente Tapferkeit sowie sein ausgesprochenes Feldherrntalent hatte man längst aus Erfahrung kennen gelernt. Nur Zweierlei übersah man, weil beides erst nach seiner Thronbesteigung recht deutlich an den Tag trat, einmal nemlich seinen furchtbar kalten Stolz und sodann seinen fast wahnsinnigen Hochmuth. Der Mensch fing bei ihm erst mit dem Adel an und selbst der niedere Adel galt in seinen Augen noch nichts. Das sogenannte Volk aber, das ist die große Masse der Nichtadeligen benannte er kurzweg den Pöbel und in diesem einzigen Wort schon liegt die ganze Verachtung, mit welcher er auf jene viele Millionen herabsah. Damit übrigens ist noch lange nicht Alles gesagt, sondern mit dem furchtbaren Stolz war wie immer ein kolossaler Eigenwille verbunden, der nur das für das Rechte und Maßgebende gelten ließ, was von ihm selbst ausging. Um sein Ich drehte sich bei ihm Alles, gerade wie bei allen autokratischen Selbstherrschern, von denen uns die Geschichte erzählt, und sowie er nun König von Deutschland geworden war, so schwebte ihm kein anderes Ziel mehr vor, als ein anderer Karl der Große, wenn nicht gar ein anderer Augustus zu werden. Die Kaiserkrone also mußte er vor Allem erringen, aber nicht blos die nominelle, wie so viele seiner Vorgänger, sondern die wirkliche, welche die Weltherrschaft bedeutete. Ja wohl die Kaiserkrone, als deren Inhaber er eine Sacra Majestas, eine geheiligte Majestät wurde! Die Kaiserkrone, kraft welcher er als ein Höherer, denn die übrige Menschheit, dastand; kraft welcher er Niemanden über sich hatte, denn nur allein den Schöpfer der Welt, und kraft welcher er, weil über allem Recht und Gesetz erhaben, von Jedermann, selbst den Fürsten und Königen Europas den unbedingtesten Gehorsam, die tief unterthänigste Verehrung fordern konnte. Als einen solchen gewaltigen Selbstherrscher entpuppte sich der Rothbart im Verlaufe seiner langen Regentenzeit; in den Tagen aber, da man ihn zum König wählte, erkannte man diese seine Geistesrichtung noch nicht, sondern man hatte nur seine andern glänzenden Eigenschaften vor Augen und diese, weil sie in der That wie Sterne strahlten, mußten nothwendig alle Welt bestechen.

Die Kaiserkrone also wollte sich Friedrich I. gleich unmittelbar nach seiner Thronbesteigung in Rom holen. Genannte Stadt aber hatte sich damals, wie wir wissen, in eine Republik nach altrömischem Muster verwandelt und gleich nach der Vertreibung des Pabstes war der berühmte Arnold von Brescia dorthin zurückgekehrt. Er war die Seele jener Republik, denn von ihm ging die Lehre aus, daß die Geistlichkeit wieder zu den Anfängen des Christenthums zurückzukehren und namentlich auf allen weltlichen Besitz, auf alle weltlichen Hoheitsrechte zu verzichten habe. Kaum also hatte Friedrich I. den deutschen Thron bestiegen, so schickten ihm die Römer die dringende Einladung zu, alsbald in ihre Stadt zu kommen und von ihnen die Kaiserkrone zu empfangen. Noch mehr, sie begehrten in ziemlich hochtrabenden Worten von ihm, er solle — dasselbe Verlangen hatten sie auch wie wir wissen an Konrad III. gestellt — Rom zu seiner Residenz machen und von hier aus die abendländische Welt regieren. Welchen Eindruck jedoch machte dieses Ansinnen der Römer auf den Rothbart? Mein Gott, ihm war die ganze gegenwärtige Herrschaft in Rom eine Pöbelherrschaft und mit tiefer Verachtung wies er also das Ansinnen zurück. Um so bereitwilliger zeigte er sich dagegen, mit dem Pabste Eugen III., der sich zu gleicher Zeit schriftlich an ihn wandte, sich ins Benehmen zu setzen, und im Februar 1153, wo er sich in Constanz befand, erschienen also päbstliche Legaten bei ihm, um vollends Alles ins Reine zu bringen. Nach kurzem kam ein Vertrag zu Stande, welcher Zweierlei festsetzte; einmal das, daß der Rothbart den Pabst nach Rom zurückzuführen und ihm wieder zu seiner früheren weltlichen Macht zu verhelfen habe; sodann das, daß dem Pabste obliege, dem deutschen König die Kaiserkrone aufzusetzen und ihm gegen alle seine Feinde (besonders auch gegen die Democratie, welche, wie in Rom selbst, so fast in allen größeren Städten Oberitaliens die Oberherrschaft erlangt hatte) mit seiner ganzen Kirchenmacht beizustehen. Auch noch eine kleine Klausel wurde dem Vertrage angehängt, die nemlich, daß der Pabst dem Könige die Scheidung von seiner ihm verhaßt gewordenen Gemahlin Adelheid, einer Tochter des Grafen Diepold von Vohburg, bewilligte, welche Scheidung dann auch der Cardinallegat Johann Orsino

unter dem Vorwand, es bestehe Blutsverwandtschaft zwischen den beiden Ehegatten, schon im März 1153 im Namen Eugens III. aussprach.

Nach dem Abschluß des Uebereinkommens wäre der Rothbart am liebsten gleich gegen Rom aufgebrochen, aber es gab noch vorher Verschiedenes im deutschen Reiche zu ordnen. In Dänemark stritten sich zwei Throncandidaten, Kanut V. und Sueno oder Suend um die Königskrone und Ersterer, der von Letzterem vertrieben worden war, wandte sich klagend an den deutschen König, davon ausgehend, daß Dänemark seit Lothar II. ein Lehen Deutschlands geworden war. Friedrich I. berief also die Beiden, den Sueno und Kanut, vor eine Reichsversammlung nach Merseburg und entschied nach Untersuchung des Sachverhalts dahin, daß Sueno als des deutschen Reiches Vasall König bleiben, dagegen aber den Kanut mit Seeland entschädigen solle. Beide unterwarfen sich gutwillig dem Spruche und Friedrich I. setzte dem Sueno selbst die Krone auf, wobei dieser dem Rothbart zum Zeichen seiner Vasallentreue das Schwert vortrug. Nachdem dieser Streit geschlichtet, ging Friedrich I. an den weit wichtigeren, welcher wegen des Herzogthums Baierns bestand, denn dieses war, wie wir wissen, von Konrad III. dem Heinrich Jasomirgott verliehen worden, während Heinrich der Löwe behauptete, gerechte Erbschaftsansprüche daran zu haben. Auf zwei Reichstagen ließ Friedrich I. (im Juni 1153 zu Worms und im Februar 1154 zu Bamberg) über diese Rechtssache verhandeln, aber man kam zu keinem Ziele, hauptsächlich deßwegen, weil der König keinen von den beiden Herzogen, deren Hülfe er zu seinem beabsichtigten Römerzug so nothwendig bedurfte, vor den Kopf stoßen wollte. Endlich übrigens auf einem dritten Reichstage zu Goslar im April 1154 wurde doch eine Schlichtung zu Stande gebracht, obwohl allerdings auch jetzt noch keine definitive, sondern blos eine vorläufige. Dem Jasomirgott versprach nemlich der Rothbart, ihn anderweitig zu entschädigen, wenn er auf Baiern zu Gunsten des Löwen verzichte, und überdem gestattete er ihm, das genannte Herzogthum noch so lange zu behalten, bis er nach beendigter Römerfahrt seine Entschädigung erhalten habe. Dem Löwen aber schwur er zu, daß ihm Baiern unbedingt zufalle,

sowie derselbe auf dem Feldzug nach Italien seinen Pflichten gehörig nachkomme, und überdem wurde noch des Löwen Oheim, jener Graf Welf von Altdorf, der früher ebenfalls auf das Herzogthum Baiern Ansprüche erhoben hatte (seither führte er den Titel „Herzog"), damit zufrieden gestellt, daß ihm der Rothbart Hoffnung auf die mathildinischen Güter in Italien machte.

So konnte endlich der Rothbart im Herbste 1154 seine Romfahrt antreten und ein gewaltiges Heer war es, das er über die Alpen führte. Fast ohne Hinderniß gelangte er nach Piacenza und schlug dann auf den ronkalischen Feldern sein Lager, um die Huldigung der Großen entgegenzunehmen. Da erschien nun unter Andern auch der Markgraf von Montferrat (dieses Markgrafthum lag zwischen Mailand, Genua und Piemont) und beklagte sich darüber, daß ihm die Städte Asti und Chieri den Gehorsam verweigerten. Nicht minder kamen Abgeordnete der Städte Lodi und Como, welche sich über Gewaltthätigkeiten der Stadt Mailand beschwerten, und dieselbe Beschwerde führten Abgeordnete der Städte Cremona und Pavia gegen Tortona. Sofort beschloß der Rothbart ein Exempel zu statuiren, um durch die Furcht einzuwirken, und gab die Städte Asti und Chieri, obwohl sie keinen Widerstand leisteten, dem Mord, Raub und Brande der deutschen Soldaten Preis. Dann zog er in derselben Absicht gegen Tortona; aber diese Stadt war wohl befestigt und ihre Bürger leisteten den verzweifeltsten Widerstand. Vergebens ließ der Rothbart vor den Mauern einen kolossalen Galgen errichten, um den Belagerten zu zeigen, welches Loos sie erwarte, wenn sie fortführen, sich zu vertheidigen, und ebenso vergebens schritt er zur That, indem er alle Gefangenen, die er bei den Ausfällen machte, sofort aufknüpfen ließ. Zwei Monate lang wehrten sich die tapferen Bürger und erst als alle Vorräthe aufgezehrt und selbst die Brunnen versiegt waren, ergaben sie sich unter der Bedingung freien Abzuges. Skeletten gleich wanderten sie davon, der grausame Sieger aber ließ nun die Stadt an allen vier Ecken in Brand stecken und schließlich dem Erdboden gleich machen. Darauf marschirte er, das starke Mailand vor der Hand ganz bei Seite liegen lassend, weiter nach Pavia, dessen Bürger zu ihm hielten, und setzte sich dort am

Sonntag Jubilate, das ist am 17. April 1155, die lombardische Königskrone auf.

Auf diese Art inaugurirte Friedrich I. seinen Römerzug, indem er hoffte, durch sein unerbittlich-ehernes Auftreten alle seine Gegner in der Lombardei vor Schrecken starr gemacht zu haben; nunmehr aber brach er schnellstens nach Rom auf, um sich dorten, wo sich die Verhältnisse inzwischen ganz anders gestaltet hatten, die Kaiserkrone zu holen. Nachdem nemlich im Juli 1153 Eugen III. verstorben war, hatten ihm die Cardinäle in dem alten Anastasius IV. einen Nachfolger auf dem Stuhl Petri gegeben, und weil der Genannte schon wenige Monate darauf, im December 1154, ebenfalls das Zeitliche segnete, ward Hadrian IV. zum Pabste erwählt. Der letztere aber, von Hause aus Nikolaus Breakspear geheißen und vordem Mönch zu St. Alban in England, gehörte unter jene Charaktere, welche, um zum Ziele zu gelangen, selbst vor den furchtbarsten Mitteln nicht zurückschrecken, und wie daher die Römer sich weigerten, ihn als ihren Herrn und Regenten anzuerkennen, belegte er ihre Stadt frischweg mit dem Interdicte. Eine solch' haarsträubende Strafe (während des Interdicts durfte kein Geistlicher irgend eine kirchliche Handlung verrichten und also weder kopuliren, noch taufen, noch Beichthören, noch das Abendmahl reichen, noch die Messe lesen, noch eine Glocke läuten lassen, noch christlich beerdigen, noch den Kranken und Sterbenden beistehen, noch auch nur die Kirchen für die Trostsuchenden eröffnen) war noch von keinem Pabste über Rom verhängt worden und schaudernd verstanden sich also die Römer dazu, den Arnold von Brescia als den Urheber der bei ihnen eingeführten Republik aus Rom zu verbannen, wenn um diesen Preis der schreckliche Fluch von ihnen genommen werde. Demgemäß mußte am 23. März 1155 der edle Arnold, verrathen und geopfert von denen, welche ihn soeben noch vergöttert — wie manchem Propheten und Volksmanne ist es schon so gegangen? — aus der Siebenhügelstadt entfliehen und schon glaubte er sich verloren, als er nur wenige Stunden von Rom entfernt den Leuten eines Cardinals in die Hände fiel. Einen Augenblick später jedoch befreiten ihn die Grafen von Tusculum und brachten ihn, dem päbstlichen Banne Trotz bietend, auf eines ihrer

Schlösser in der Campagna in Sicherheit. Gerade in dieser Zeit rückte Friedrich I. gegen Rom heran und sandte sofort von Sutri aus, wo er sein Lager schlug, Botschaft an Hadrian IV., um mit ihm wegen der Kaiserkrönung zu unterhandeln. Der Pabst erklärte sich sogleich bereit zu derselben; aber er machte eine Bedingung, die nemlich, daß der deutsche Monarch den Arnold von Brescia fahe und ihm, dem Pabste, ausliefere. Hätte man nun nicht glauben sollen, daß der deutsche König eine solch' niederträchtige Zumuthung mit der tiefsten Verachtung zurückweisen werde? Aber nein, der berühmte Rothbart, sich zum Schergen des Pabstes erniedrigend, sandte Truppen nach jener Burg der Grafen von Tusculum, erzwang die Herausgabe des edlen Arnold und überlieferte ihn dem päbstlichen Legaten. Warum auch nicht? Jener Arnold war ja nur ein Mann aus dem Volke und in dem Volk sah der so hochgesinnte hohenstaufische Selbstherrscher nur den Pöbel! Doch um nun wieder auf Hadrian IV. zurückzukommen, so fühlte er sich durch die Auslieferung des so furchtbar gehaßten Arnold von Brescia vollkommen zufrieden gestellt, besonders als sich Friedrich I. auch noch so weit erniedrigte, ihm als dem Nachfolger der Apostel Paulus und Petrus den Steigbügel zu halten, was damals als ein Zeichen der tiefsten Ehrerbietung eines Niedrigeren gegen einen Höheren angesehen wurde; allein jetzt versuchten es die Römer, der Krönung des deutschen Königs ein Hinderniß in den Weg zu legen. Sie sandten ihm nämlich Botschaft nach Sutri hinaus, daß sie ihn nicht in ihre Thore einlassen würden, wenn er sich nicht vorher verpflichte, nur als Schutzherr ihrer neuen republikanischen Verfassung einzuziehen, und mit dieser Verpflichtung eine Kaiserspende von 5000 Pfund Silber verbinde. Eine solche Forderung von Seiten einer Pöbelregierung kam nun dem Rothbart höchst vermessen vor und er erwiderte daher den Gesandten kurzweg, daß er nicht gekommen sei, um von den Römern Befehle zu empfangen, sondern vielmehr, um sie ihnen zu geben. Darauf ließ er in der Nacht im Einverständniß mit dem Pabst die Peterskirche nebst deren Zugängen durch einige tausend Schwerbewaffnete besetzen und zog am andern Morgen, den 18. Juni 1155, mit großem Pompe nach jener Kirche. In ihr erwartete ihn der Pabst und

krönte ihn sofort in höchst solenner Weise zum Kaiser. Gleich nach der Krönung aber kehrte der Rothbart in sein Lager vor der Stadt zurück und sein ganzes Heer feierte den Tag durch ein großes Gelage. So weit ging Alles in bester Ordnung vorüber; allein siehe da, jetzt brachen die Römer wuthentbrannt aus den Thoren heraus und fielen die nichtsahnenden Deutschen an. Ein furchtbares Morden begann und der neugekrönte Kaiser hätte bei dem Ueberfall sicherlich sein Leben lassen müssen, wenn ihn nicht Heinrich der Löwe aus dem Getümmel herausgehauen hätte. Erst am Abend entschied sich der Sieg für die Deutschen, nachdem sie über tausend Römern die Schädel gespalten hatten; der Rothbart war aber nun so furchtbar erbittert, daß er Befehl gab, sofort das von dem Pabste über den gefangenen Arnold von Brescia verhängte Todesurtheil Angesichts der Stadt Rom zu vollstrecken. Augenblicklich ward also ein hoher Scheiterhaufen errichtet und auf ihm starb der große Volkstribun den Feuertod. Seine Asche aber streute man in die Tiber, damit sie den Römern nicht zum Gegenstand des religiösen Cultus werde.

Unmittelbar nach Vollbringung dieser Heldenthat — kein Wasser konnte den Schandfleck später mehr abwaschen — kehrte der Rothbart nach Deutschland zurück, denn es brachen nun in seinem Heere bösartige Fieber aus und die Grafen, Fürsten und Herzoge drangen auf die Heimfahrt. Ueberdem waren nicht die beiden Hauptsachen erreicht, einmal nemlich die Kaiserkrönung und sodann die Statuirung von Exempeln, um den sogenannten Patrioten Oberitaliens alle Lust zum Revoltiren zu nehmen? Ja wohl, so schien es, aber in letzterer Beziehung mußte der Rothbart auf dem Heimzug gar bittere Erfahrungen machen, denn mehrere Städte, wie besonders Spoleto, das deßhalb auch gründlich gezüchtigt wurde, verweigerten ihm den Durchzug und beim Uebergang über die Etsch hätten ihm die Veroneser fast eine schwere Niederlage beigebracht. All' dieß erregte seinen furchtbarsten Zorn und mit dem festen Vorsatze, solche Frechheit des italienischen Städtepöbels so bald als möglich recht gründlich zu bestrafen, kam er in Deutschland an. Natürlich übrigens sah er gar wohl ein, daß er, um dieß vollbringen zu können, mit

großer Macht in Italien erscheinen, sowie für längere, vielleicht sogar für sehr lange Zeit dort anwesend sein müsse, und somit ging er augenblicklich daran, die Verhältnisse in Deutschland so zu ordnen, daß ihm beides möglich werde. Vor Allem ließ er es sich angelegen sein, den Landfrieden wieder herzustellen, der während seiner Abwesenheit in Italien so vielfach gebrochen worden war, und daß er dabei — ganz seiner autokratischen Natur entsprechend — keine Rücksicht darauf nahm, ob der Friedensstörer ein Vornehmer oder ein Geringer, ein Geistlicher oder ein Weltlicher war, kann man sich denken. Demgemäß strafte er den Erzbischof Arnold von Mainz, sowie den Rheinpfalzgrafen Herrmann von Strahleck, welche mit allen ihren Lehensleuten ein ganzes Jahr lang sich auf's heftigste bekriegt hatten, gerade eben so streng, als die Herrn Raubritter am Rhein und Main, die von ihren Burgen herab auf die Züge der Händler und Kaufleute lauerten und zu dem Raub hin oft auch noch den Mord fügten. Ordnung wollte er haben und darum reiste er innerhalb der nächsten zwei Jahre von einer seiner Pfalzen oder Städte nach der andern (denn eine stabile Residenz gabs immer noch nicht), um dem Gesetze Achtung zu verschaffen. Wohin er aber kam, strömten ihm die Unterdrückten, neu aufathmend, von allen Seiten entgegen, und nach seiner Abreise pries man sich glücklich, einen solch' strengrechtlichen König zu besitzen. Insbesondere dankbar waren ihm auch die Baiern, daß er den Handel zwischen Heinrich Jasomirgott und Heinrich dem Löwen ganz im Frieden schlichtete, denn sie glaubten schon, es werde wegen der Herrschaft über ihr Land zu einem blutigen Bürgerkriege kommen. Diese Schlichtung aber kostete den Rothbart mehr Mühe, als alle die andern Händel im Reiche zusammengenommen, und kam erst nach Jahresfrist im September 1156 auf dem großen Reichstage in Regensburg zu Stande. Heinrich Jasomirgott verzichtete dorten feierlichst auf alle Ansprüche an das Herzogthum Baiern, und dieses wurde dem Herzog von Sachsen, Heinrich dem Löwen, zum erblichen Besitz übergeben. Dafür aber löste der Rothbart die Markgrafschaft Oestreich, die bisher von Baiern abhängig gewesen war, von diesem Herzogthume los und erhob dieselbe zu einem für sich bestehenden Herzogthum, mit dem er

den Heinrich Jasomirgott auf ewige Zeiten belehnte. Noch mehr, er ertheilte ihm sogar die Befugniß, dasselbe auf seine weiblichen Nachkommen fortzuvererben und machte ihn zum fast souverainen Landesherrn, was die übrigen Herzoge und Reichsfürsten mit nicht geringem Neid erfüllte.

Kurz vorher ging der Rothbart eine zweite Ehe (von der ersten Frau hatte er sich, wie wir wissen, scheiden lassen) ein, welche ihm ein hübsches Beibringen an Land und Leuten brachte, denn die Auserwählte war Beatrix, die eben so schöne als reiche Erbtochter des Grafen Reinold III. von Hochburgund, wie man damals noch die spätere Franche-Comté nannte. Nach dem Tode ihres Vaters hielt sie dessen Bruder, der Graf Wilhelm von Macon, gefangen, um sich ihr Erbe anzueignen; allein der Rothbart zwang ihn schon im Jahr 1153 zur Freilassung der jungen reichen Erbin und wurde sofort von ihren Reizen so bezaubert, daß er sie im Juni 1156 zu seiner Gemahlin erhob. Auch feierte man die Hochzeit sehr solenn in Würzburg, aber erst nachdem der Herzog Berthold IV. von Zähringen, welchem die Hand der Beatrix ursprünglich vom Rothbart zugesichert worden war, sich mit dem Investiturrecht auf die burgundischen Bisthümer Lausanne, Genf und Sitten hatte abfinden lassen. Mit andern Worten, der Rothbart verzichtete als deutscher König auf das Recht, die Bischöfe von Genf, Lausanne und Sitten mit ihren weltlichen Besitzthümern zu belehnen und machte damit den Zähringer (wozu er aber eigentlich gar nicht befugt war) zum Oberlehensherrn jener Bischöfe.

Mit dieser Heirath erstieg Friedrich I., der Rothbart, den Gipfel seines Glücks und wenn er sich damit begnügt hätte, welche Wohlthat wäre dieß für Deutschland gewesen. Allgemein erkannte man ihn als den ersten Monarchen der abendländischen Christenheit an und selbst die Könige von England und Frankreich beugten sich freiwillig vor ihm in Ehrfurcht. Den Einzigen aber, der es nicht that, den König Boleslaw IV. von Polen, den man auch den König Kraushaar nannte, demüthigte der Rothbart im August 1157 durch einen kurzen Feldzug so sehr, daß derselbe nicht blos die Oberlehensherrlichkeit des deutschen Reiches anerkannte, sondern sich auch dazu ver-

pflichtete, zur nächsten Romfahrt ein Kontingent leichter Reiterei zu stellen, und überdem eine bedeutende Geldbuße — über 3000 Mark Silber — zahlte. Ein solcher Erfolg eines kurzen Feldzugs war fast unerhört und der Rothbart verlieh daher auch in seiner Freude darüber dem Herzog Wladislaw II. von Böhmen, der am meisten dazu beigetragen hatte, für sich und seine Nachkommen den Königstitel. Wohlverstanden übrigens blos den Titel, ohne irgend sonstige Zugeständnisse; allein schon der bloße Titel berechtigte den Landesherrn von Böhmen dazu, künftighin allen deutschen Herzogen im Range voranzugehen.

Nunmehr, nach solch' glänzenden Resultaten, dachte Friedrich I. ernstlich an seine zweite Romfahrt, oder besser gesagt an seinen zweiten Zug nach Italien, denn der Grimm über die Frechheit des Städtepöbels in der Lombardei, wie sein exclusiv hochadeliger Stolz sich auszudrücken beliebte, hatte seit seiner Rückkehr von der ersten Romfahrt eher noch zu- als abgenommen und überdem lag in dem seitherigen Benehmen des Pabstes so viel Verletzendes, daß es noth that, mit ihm ebenfalls ein ernstes Wort zu sprechen. Bei seiner ersten Anwesenheit in Rom nemlich war der Rothbart in den Pabst gedrungen, jenes für die Deutschen so schmachvolle, auf Befehl Innocenz's II. angefertigte und im Lateran aufgehängte Gemälde, welches in schamlos lügenhafter Weise den Kaiser Lothar III., den Supplinburger, vor Innocenz II. knieend und die Kaiserkrone als päbstliches Lehen empfangend darstellte, vernichten zu lassen, und Hadrian IV. hatte es auch versprochen; allein sein Wort hielt der Pabst nicht und das ärmliche Gemälde hing nach wie vor im Lateran. Schon dieß mußte den Unwillen des Rothbarts hervorrufen, noch zorniger aber machte denselben eine neue Anmaßung des Statthalters Christi. Zu Ende des Jahres 1156 war der schwedische Erzbischof Eskil oder Eslyn von Lund auf einer Reise durch Burgund von dortigen Edelleuten beraubt und gefangen genommen worden, ohne daß dem Verlangen Hadrians IV., den Erzbischof augenblicklich frei zu geben und zu entschädigen, sofort entsprochen wurde. Dieß beleidigte den stolzen Priesterfürsten im höchsten Grade und wie nun der Rothbart im October 1157 nach beendigtem Polenkriege einen Reichs-

tag in Besançon abhielt, ließ er demselben durch eine eigene Gesandtschaft, an deren Spitze der Cardinal Roland Bandinelli aus Siena stand, ein Schreiben überreichen, worin er, der Pabst, vom Kaiser in wahrhaft gebieterischer Weise Genugthuung verlangte. Ja Hadrian IV. wagte es sogar Worte zu gebrauchen, als wäre der deutsche König und Kaiser sein Untergebener und namentlich erinnerte er ihn daran, daß er ihm erst vor kurzem mit der Gewährung der Kaiserwürde ein so großes „Beneficium" ertheilt habe. Dieses von Priesterhochmüth — und dieser Hochmuth eckelte um so mehr an, als Hadrian IV. in seiner frühesten Jugend, ehe er Mönch von St. Alban wurde, sein täglich Brod vor dem dortigen Klosterthore erbetteln mußte — strotzende Schreiben ließ Friedrich I. von seinem Kanzler Rainald von Dassel ins Deutsche übersetzen und dann vor der Reichsversammlung in Gegenwart der päbstlichen Gesandtschaft vorlesen. Wie nun aber die deutschen Reichsfürsten die anmaßende Sprache des Pabstes vernahmen und wie am Ende gar noch das Wort „Beneficium" in ihre Ohren tönte, da bemächtigte sich ihrer eine furchtbare Entrüstung. Das genannte Wort bedeutete nemlich in damaliger Zeit so viel wie „Lehen" und es kam also so heraus, wie wenn der Pabst hätte sagen wollen, er habe dem deutschen Könige die Kaiserwürde „als ein päbstliches Lehen" ertheilt. Statt nun den Pabst zu entschuldigen, daß er es nicht so gemeint habe, erlaubte sich der Cardinal Roland die freche Frage: „Von wem hat denn der Kaiser das Reich, wenn nicht von dem Herrn Pabst?" und sofort brach der Sturm los. Ja der Pfalzgraf von Baiern, Otto VI. von Wittelsbach, stürzte mit dem gezückten Schwert auf den frechen Cardinal los und würde ihn durchbohrt haben, wenn nicht Friedrich I. selbst dazwischen getreten wäre. Am Leben also blieb die päbstliche Gesandtschaft, aber sie erhielt in der Minute die Weisung, schon am nächsten Morgen in aller Früh die Heimfahrt anzutreten und zwar ohne sich irgendwie unterwegs aufzuhalten. Man sieht also, daß Friedrich I. gute Gründe hatte, mit dem Pabste höchst unzufrieden zu sein, und sicherlich würde er auch seinen Vorsatz, ein ernstes Wort mit demselben zu reden, ausgeführt haben, wenn nicht die römische Sprache urplötzlich eine andere geworden wäre. Kaum

nämlich vernahm Hadrian IV., daß Friedrich I. sich zu einem Kriegszug nach Italien rüste, so ergriff ihn eine schreckliche Angst, es möchte auf ihn abgesehen sein, und er beeilte sich sofort im Frühjahr 1158 eine neue Gesandtschaft an den Kaiser nach Deutschland abgehen zu lassen, durch welche er sich wegen seiner früher gebrauchten Sprachweise, sowie besonders auch wegen des Wortes „Beneficium“, das er ganz anders verstanden habe, aufs demüthigste entschuldigte. Des Papstes wegen brauchte also der Rothbart keine Romfahrt anzutreten, allein er trat sie deßwegen doch an, denn er hatte sich schon vor zwei Jahren fest vorgenommen, die obern italienischen Städte auf eine Art zu demüthigen, daß ihnen der Unabhängigkeitsgeist für immer und ewig vergehen sollte.

Mit genannten Städten war in den letzten hundert und fünfzig Jahren eine große Veränderung vorgegangen. Früher war die ganze Lombardei in ähnlicher Weise geordnet, wie Deutschland; das heißt, das Land erschien in verschiedene Grafschaften und Bisthümer abgetheilt, über welche theils weltliche, theils geistliche Fürsten herrschten, und die Oberherrschaft führte als oberster Landesherr der deutsche König und Kaiser. Nun verzehnfachte sich aber in Folge der Kreuzzüge der Handel der dortigen Städte und mit dem Reichthum kam ein solches Selbstgefühl in ihre Bürger, daß sie sich nicht mehr wie willenlose Unterthanen behandeln lassen mochten. Ihr Bestreben mußte also naturgemäß dahin gehen, sich selbst zu regieren oder besser gesagt ein selbstständiges Stadtregiment herzustellen und in diesem ihrem Bestreben wurden sie durch zwei Umstände wesentlich unterstützt. Einmal dadurch, daß die deutschen Könige oft ganze Jahrzehnte lang nicht in der Lombardei erschienen, um ihre oberste Gewalt aufrecht zu erhalten, und somit den Italienern Zeit ließen, sich nach ihrem eigenen besten Ermessen zu constituiren. Sodann hauptsächlich dadurch, daß in Folge der langen furchtbaren Kämpfe der deutschen Kaiser mit den Päbsten die Grafen und Bischöfe Oberitaliens genöthigt waren, entweder auf diese oder jene Seite zu treten, und somit der Beihülfe der ihnen untergebenen Städte bedurften, um sich gegen ihre Feinde von der entgegengesetzten Parthei zu halten. Wenn sie aber dieser Beihülfe bedurften, wie allein konnten sie derselben

theilhaftig werden? Ich denke, das Beispiel des Erzbischofs von Mailand, Ariberts II., hat uns dieß hinlänglich gezeigt, denn er sah sich schon anno 1038 (also mehr als 120 Jahre vor dem Rothbart) genöthigt, um eine starke Miliz zu bekommen, alle Bürger Mailands zu bewaffnen und eben damit auch die Unfreien frei zu geben. So errangen sich die Bürger in den Städten von ihren bisherigen Oberherren, den Grafen und Bischöfen, eine Gerechtsamkeit oder Freiheit nach der andern und hierunter begreife ich insbesondere die eigene Gerichtsbarkeit, sowie das Befestigungs-, das Münz-, das Zoll- und das Marktrecht. Mit andern Worten, sie waren nach und nach, bis zur Mitte des 12. Jahrhunderts, förmliche Republikaner geworden, welche (die nähere Ausführung dieser Thatsache muß mir übrigens der Leser erlassen, da dieselbe nicht in die Geschichte der Deutschen, sondern vielmehr in die der Italiener gehört) keinen Herrn mehr über sich erkannten, als nur allein den Kaiser, weil dieser als rechtlicher Regent der Lombardei galt. Noch mehr, selbst ein großer Theil des Adels, hauptsächlich des mittleren und niederen, hatte sich im Verlaufe der Zeit dazu herbeigelassen, in den Städten Bürgerrecht zu nehmen, denn er fand bedeutende Vortheile dabei, da man des großen Ansehens halber, das er genoß — besonders wenn seine Schlösser und Schloßgüter außerhalb der Stadt ihm bedeutende Revenuen abwarfen, so daß er, was man sagt, ein Haus machen konnte — die meisten Vorstands- und Richterstellen aus seiner Mitte besetzte und ihm jedenfalls die Führerschaft bei ausbrechenden Kriegen übertrug. Wenn nun aber die Macht der Städte in solcher Weise anwuchs, was blieb den Grafen und Bischöfen noch übrig? Nun, das weltliche Besitzthum der Bischöfe war auf deren ländlichen Besitz, auf die Territorien außerhalb den Städten, reducirt, und sie residirten auch meistentheils auf irgend einem dieser Territorien; von den weltlichen kleinen Dynasten aber hatten sich kaum noch sechs oder sieben in ihrem alten Glanze erhalten können und wenn es mit dem Wachsthum der Städte, von denen Viele, wie Mailand, Florenz, Genua und Andere bereits ein Gebiet außerhalb ihrer Mauern erworben hatten, noch eine Weile so fortging, so mußte man, weil sie dann den Städten nicht mehr gewachsen waren (man

denke an die Klagen des Markgrafen von Montferrat), selbst ihre Tage als gezählt ansehen.

So sah es zu den Zeiten des Kaisers Friedrichs I. in Oberitalien aus und man kann sich denken, mit welchem Eckel und Haß dieses selbstständig-republicanische Auftreten der Städte denselben erfüllen mußte. Wäre er ein Regent gewesen, der, das Banner der bürgerlichen Freiheit aufpflanzend, eingesehen hätte, daß für alle Staatsbürger ohne Unterschied die gleiche Verfassung, das gleiche Recht und das gleiche Gesetz gelten müsse, so hätte er die freien Einrichtungen der lombardischen Städte bestätigt und diese wären ihm dann als die loyalsten Unterthanen gegen alle seine Feinde (hauptsächlich auch gegen die Päbste) mit Geld und Mannschaft auf Leben und Tod beigestanden; weil bei ihm aber, wie immer bei Autocraten, das Menschenthum erst mit dem Adel anfing, konnte er das Gebahren jener Städte nur für eine freche Anmaßung aufrührerischer Pöbel-Massen ansehen und somit stand auch sein Entschluß fest, solcher Anmaßung ein Ende mit Schrecken zu machen. In früheren Zeiten hatte es nur ein Herrenthum und ein Leibeigenthum gegeben, und so sollte es wieder werden. Das Rad der Zeit wollte also der Rothbart um einige Jahrhunderte zurückdrehen, und um dieß möglich zu machen, mußten die Städte mit ihren freien Bürgern von der Erde verschwinden. Ja es durfte künftig blos noch offene Dörfer geben, deren Bewohner als Hörige von den kleineren oder größeren Dynasten abhingen, und wer sich gegen dieses Dictat auflehnte, der war ein Empörer gegen die geheiligte Majestät des Kaisers. Man sieht hieraus, bis zu welchem Wahnsinn sich eine Autocratennatur versteigen kann, selbst wenn es mit ihr in allen übrigen Beziehungen aufs vortrefflichste bestellt ist, und es bedurfte beim Rothbart der allertiefsten Demüthigungen, bis er endlich zu der besseren Einsicht gelang, daß er doch nicht im Stande sei, den Weltgeist retourschreiten zu machen.

Trotzdem nun aber der Kaiser in den Wahnsinn verfiel, den Weltenlenker in seinen Anordnungen verbessern zu wollen, sagte ihm doch sein Verstand, daß die lombardischen Städte keineswegs gesonnen sein würden, sich ihre Existenz ganz ohne Widerstand nehmen zu

lassen, und somit war es seit der Rückkehr von dem ersten Römerzug sein eifrigstes Bestreben, ein Heer auf die Beine zu bringen, wie noch nie eines von Deutschland aus die Alpen überschritten hatte. Es gelang, denn von allen Herzogen, Erzbischöfen, Bischöfen, Fürsten, Grafen und Herren erschien jeder zur bestimmten Zeit — Juni 1158 — mit seinen Mannen in der Umgebung von Augsburg und zu Anfang des Monats Juli brach das Heer in vier mächtigen Kolonnen auf. Wiederum also handelte es sich um die Unterjochung eines Volkes, welches sich von dem deutschen in seinem ganzen Wesen unterschied, um die Niederwerfung eines Landes, welches schon die Natur durch die Aufbauung des Alpengebirges von Deutschland getrennt hatte, und wiederum also spuckte das fluchwürdige Kaiserphantom. Eben aber, weil es dasselbe Kaiserphantom war, welches den Rothbart in den gräßlichen Kampf mit den freien Städten Oberitaliens jagte, werde ich mich damit begnügen dürfen, von jenem Kampfe nur die Umrisse und die Resultate zu geben, denn für Deutschland hatte derselbe nur in so fern Interesse, als er es sein bestes Blut nebst seinem Hab und Gut kostete, ohne ihm auch nur den geringsten Vortheil zu bringen. Vor allem sollte Mailand gezüchtigt werden, denn diese Stadt war die stolzeste, reichste, mächtigste und einflußreichste unter allen Städten Oberitaliens und überdem kochte in dem Kaiser der Zorn, daß er sie, weil er sich nicht stark genug fühlte, vor drei Jahren bei seiner ersten Romfahrt hatte ganz unberührt lassen müssen. Endlich, war es nicht offene Rebellion gegen seine allerheiligste Majestät, daß die Mailänder es gewagt hatten, während seiner letzten Abwesenheit in Deutschland die Städte Lodi und Como, welche wie wir wissen klagweise gegen sie aufgetreten waren, hiefür derb abzustrafen und umgekehrt die Stadt Tortona, welche er, der Rothbart, zerstört, wieder aufbauen zu helfen? Gegen Mailand also richtete der Kaiser seinen ehernen Tritt und schon am 6. August 1158 gelang es ihm, die Stadt mit seinem furchtbaren Heere — 15,000 Ritter und 100,000 Fußgänger — von allen Seiten zu umschließen. Vergebens boten die Belagerten durch einen ihrer vornehmsten Bürger, den Grafen Guido von Biandrate, ihren obersten Feldherrn, große Summen, um das Aergste von

sich abzuwenden; der Rothbart bestand auf der Unterwerfung auf Gnade und Ungnade und die Belagerung mit allen ihren Schrecken nahm ihren Fortgang. Vier Wochen lang nun vertheidigten sich die Mailänder tapfer genug, aber nunmehr begannen Hunger, Krankheiten und Nöthen aller Art so schrecklich unter ihnen zu wüthen, daß sie sich zu allen und jeden Bedingungen herbeilassen mußten. Der genannte Graf Guido von Biandrate übernahm wieder die Vermittlung und auf die Zusprache des böhmischen Königs Wladislaw II. sowie des Erzbischofs Arnold von Mainz genehmigte der Rothbart am 7. September 1158 folgende Kapitulation. Die Mailänder mußten demüthige Abbitte leisten und von neuem Treue und Gehorsam schwören; sie mußten auf alle Hoheits- und Regierungsrechte (Münz- und Zollrecht, eigene Gerichtsbarkeit u. s. w.) verzichten und sämmtliche Eroberungen (das Gebiet um ihre Stadt herum) herausgeben; sie mußten endlich eine kaiserliche Burg innerhalb ihrer Mauern neu aufbauen und die ungeheure Buße von 9000 Mark Silber zahlen. Dagegen wurde ihre Stadt weder geplündert noch zerstört und sie behielten das Recht, ihre Consuln (die höchsten Spitzen ihrer Obrigkeit) selbst zu wählen; doch durften die letzteren erst nach erlangter kaiserlicher Bestätigung ihr Amt antreten. Nachdem dieß so abgemacht war, erschien die Einwohnerschaft Mailands im deutschen Lager vor der Stadt, die Geistlichkeit, der Adel und die Obrigkeiten barfuß mit den Schwertern auf den Nacken festgebunden, die Gemeinen barfuß ohne Oberkleid und mit Ketten um den Hals; der Kaiser aber saß wie ein zürnender Gott auf einem hohen Thron, vor welchem sich die Gedemüthigten in den Staub niederwerfen mußten.

Wie nun das Herz des Rothbarts aufjubelte! Die Mailändische Pöbelwirthschaft hatte er in den Staub geworfen und somit konnte es ihm nicht schwer werden, auch den Freiheitsschwindel der übrigen Lombardenstädte von Grund aus zu bannen. Zu dem Behufe zog er, nachdem er sich in Monza die lombardische Königskrone hatte aufsetzen lassen, nach der Ebene von Roncaglia (dem ronkalischen Felde) bei Piacenza und versammelte da im November 1158 außer den weltlichen und geistlichen Großen Oberitaliens die Abgeordneten

(Consuln) der Städte, 28 an der Zahl, um sich. Auch citirte er hierher vier der berühmtesten Rechtslehrer von Bologna (allda existirte schon seit dem 5. Jahrhundert eine berühmte Rechtsschule, welche nachher von den Päbsten zur Universität erweitert wurde), mit Namen Martinus Gosia, Bulgarus, Jacob und Hugo de Porta Ravegnana, und beauftragte sie, für die Italiener ein neues Recht zu entwerfen. Wohlgemerkt aber, der so versammelte Reichstag wurde rings von den deutschen Truppen umstellt und von einer ehrlichen freien Berathung konnte also keine Rede sein. Was kam nun da zu Stande? Nun, der Rothbart erklärte, daß er der Rechtsnachfolger der römischen Imperatoren sei und daß ihm also alle die Rechte zugesprochen werden müßten, welche die altrömischen Kaiser zu ihrer Zeit besessen hätten. Diesem Dictate stimmten nothgedrungen die sämmtlichen Versammelten zu und sofort forderte der Kaiser die vier Rechtslehrer auf, alle die Rechte aufzuzählen, welche die Kaiser des alten Roms, bekanntlich die unumschränktesten Monarchen der Welt, die an gar kein Gesetz gebunden waren, auszuüben befugt gewesen seien. Natürlich gehorchten die Rechtslehrer und höchstmerkwürdige Dinge kamen da zu Tage. Dem Kaiser sollte zustehen die Ernennung aller Obrigkeiten, also die der Grafen auf dem Lande sowie die der Consuln oder Schultheissen in den Städten. Ferner stehe es dem Kaiser allein zu, die Gerichtsbarkeit auszuüben und die Steuern auszuschreiben. Endlich gehören ihm allein die Einkünfte der Zölle, sowie der Salz- und Bergwerke, und nicht minder habe er allein über die Hafen-, Fluß- und Brückengelder nebst den Münz-, Mühlen- und Fischereigerechtsamen zu verfügen. Den Italienern sollte also so ziemlich Alles genommen werden, die Luft allein, die sie athmeten, ausgenommen; allein Angesichts des furchtbaren Looses, das soeben der Stadt Mailand bereitet worden war, wagten die Mitglieder des auf der Ebene von Roncaglia versammelten Reichstags nicht zu widersprechen und so wurde denn das neue Gesetz als rechtsgültig für Oberitalien publicirt.

Jetzt war der Triumph des Rothbarts ein vollständiger, denn jetzt hatte er das letzte Ziel erreicht, welches ein Autocrat und Selbstherrscher nur überhaupt erreichen kann. Vor seiner Herrlichkeit ver-

schwand Alles, was bis jetzt noch auf Selbstständigkei Anspruch gemacht hatte, und er war das geworden, was nachher ein anderer Autocrat, Ludwig XIV. von Frankreich, von sich sagte: „Der Staat bin ich.“ Allein konnte er wirklich so verblendet sein zu glauben, daß die Italiener und besonders die italienischen Städte, die sich seit langen Jahrzehnten der großen Wohlthat einer freien Verfassung erfreuten, sich solche Tyrannei gefallen lassen würden? Nun, er sollte es bald genug erfahren. Unmittelbar nemlich nach dem Schluß des Reichstags von Roncaglia sandte er überallhin kommissarische Beamte, um die neue Ordnung der Dinge einzuführen, und richtig erlebte er die Freude, daß da und dort, auch in einzelnen kleineren Städten, welche die Uebermacht der größeren fürchteten oder in denen es ihm gelungen war, eine Parthei zu gewinnen, wie in Cremona, Lodi, Pavia und Parma, die Kommissäre auf keinen Widerstand stießen. Nicht so aber in Genua und Mailand, welche beide Städte den Reigen des Nichtgehorchens eröffneten. Weil nun übrigens Genua als Seestadt unermeßliche Hülfsquellen besaß und überdem seine Vertheidigungsanstalten alsobald in umfassendster Weise traf, begnügte sich der Rothbart damit, daß die Genueser einmal für allemal 1200 Mark Silbers Steuer bezahlten, und ließ ihnen dafür ihre bisherige republicanische Verfassung. Um so unerbittlicher dagegen zeigte er sich gegen die Mailänder, welche es gewagt hatten, seinen mit der Invollzugsetzung der ronkalischen Gewaltsmaßregeln betrauten Kommissären, dem Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach und dem Reichskanzler Rainald von Dassel, zu trotzen, denn mit ihnen, die er eben erst besiegt hatte, hoffte er nicht allzuschwer fertig zu werden. Er erklärte sie also im April 1159 als Rebellen und Reichsfeinde in die Acht und decretirte, daß ihre Güter der Plünderung, ihre Stadt der Zerstörung und ihre Personen der Sclaverei verfallen seien.

Also der Stadt Genua ließ er ihre bisherige Freiheit, weil er fürchtete, im Kampfe gegen sie den Kürzeren zu ziehen; über die Stadt Mailand aber, der er sich gewachsen fühlte, verhängte er einen Machtspruch, wie ihn selbst ein orientalischer Despot nicht tyrannischer hätte ausdenken können. War das eines großen Kaisers würdig? Ich überlasse das Urtheil dem Leser selbst, mich begnügend,

die nackten Thatsachen angeführt zu haben. Im Uebrigen mußte er mit dem Vollzug der über Mailand verhängten Acht eine geraume Zeitlang warten, denn einmal hatte sich sein Heer nach dem Reichstag von Roncaglia bedeutend geschwächt, weil viele der deutschen Großen (sie hatten sich blos zu einem Feldzug von sechs Monaten verpflichtet) mit ihren Mannen nach Hause gekehrt waren, und sodann kam es jetzt zu einem Zerwürfniß mit dem Pabst, welches die nachtheiligsten Folgen für den Kaiser nach sich ziehen sollte. Von welch' grenzenlosem Hochmuthe Hadrian IV., der ehemals ein Bettelknabe gewesen, beseelt war, habe ich bereits erzählt und es erweckte daher dessen grenzenloseste Erbitterung, als der Rothbart erklärte, die Ronkalischen Gesetze hätten auch für den Kirchenstaat Geltung. „Was", rief der Pabst, „auch in den Städten und Territorien des Kirchenstaats will der Kaiser die Hoheitsrechte ausüben? Auch hier will er die Obrigkeiten und Richter ernennen, auch hier Steuern ausschreiben und einziehen, auch hier auf die Zoll-, Hafen-, Fluß- und Brückengelder, sowie auf die Münz-, Mühlen- und Fischereirechte Anspruch machen? Beim Himmel, das darf nicht sein, denn in Rom und im Kirchenstaate bin ich der absolute Herr." In Folge dessen entstand ein äußerst scharfer Briefwechsel zwischen dem Pabst und dem Kaiser und weil darin der letztere dem ersteren zu Gemüth führte, daß der römische Stuhl Alles, was er besitze, nur allein der Großmuth und Freigebigkeit der deutschen Könige verdanke, wurde der erstere nur immer erboster. Einen weiteren Zankapfel bildeten die Mathildinischen Güter, denn Hadrian behauptete, dieselben gehörten nach einem zwischen Innocenz II. und dem Supplinburger Lothar abgeschlossenen Vertrag von dem Todestag Heinrichs des Stolzen an der römischen Kurie, der Rothbart aber verfügte über dieselben wie über vakante Lehen und übergab sie seinem Versprechen gemäß (der Leser wird sich desselben noch erinnern) dem Bruder seiner verstorbenen Mutter, jenem Grafen oder Herzog Welf (dem Bruder Heinrichs des Stolzen und Oheim Heinrichs des Löwen), von dem schon so oft die Rede gewesen ist. Endlich ergrimmte der Pabst noch aufs höchste darüber, daß der Kaiser zwei Erzstühle, die von Köln und Ravenna, mit Männern besetzte — den von Ravenna

mit dem noch sehr jungen Sohn des Grafen Guido von Biandrate und den von Köln mit seinem Kanzler, dem Grafen Rainald von Dassel —, die ihm gar nicht genehm waren, und was Wunder nun, wenn der hochmüthige Priesterfürst sich beharrlich weigerte, diese zwei Erzbischöfe in ihrem Amte zu bestätigen? Was Wunder, wenn er die stolzen Briefe des Kaisers mit noch stolzeren beantwortete und stricte auf der Herausgabe der Mathildinischen Güter beharrte? Was Wunder schließlich, wenn er, weil der Kaiser in keinerlei Weise nachgab, insgeheim — im August 1159 — mit den kaiserfeindlichen Lombardenstädten Mailand, Piacenza, Brescia und Crema ein Schutz- und Trutzbündniß abschloß und als Gegenleistung für die materielle Hülfe dieser Städte versprach, auf den Kaiser in den nächsten vierzig Tagen den Bannstrahl zu schleudern? Freilich starb er schon am 1. September 1159, noch ehe er dieses Versprechen zur Ausführung bringen konnte, allein die Mehrzahl der Cardinäle gab ihm in dem Cardinal Roland von Bandinelli (der Leser kennt denselben von Besançon her) einen würdigen, das heißt gleichgesinnten Nachfolger — er nannte sich Alexander III. — und es nützte den Kaiser nichts, daß er ihm in dem Cardinal Octavian einen Gegenpabst, Victor IV., setzte. Nein, gar nichts nützte es ihn, denn Alexander III. wurde fast von der ganzen Christenheit, besonders England und Frankreich, anerkannt und nicht minder stand der Normannenkönig Wilhelm I. von Sicilien zu ihm. Was aber noch weit schwerer in die Wagschale fiel, Alexander III. schleuderte sofort den Bannstrahl wider den Kaiser nebst seinem Gegenpabste und schloß ein offenes Bündniß mit den obgenannten Lombardenstädten, durch welches er diese in ihrem Widerstande gegen die kaiserliche Macht geradezu sanctionirte. Jetzt waren die revoltirenden Städte in den Augen der Welt zum Widerstand berechtigt und der Kaiser, der sie angriff, galt in der ganzen Christenheit als ein willkührlicher Despot. Dem Pabst aber zollte man eine doppelte und dreifache Verehrung, weil man in ihm den Hort der Freiheit (schon Gregor VII. hatte, wie wir früher gesehen, diesen Mantel umgehängt, und dasselbe thaten spätere Päbste immer, sobald sie sich von solcher Lüge einen Vortheil versprachen) erblickte, der allen Unterdrückten gegen ihre Tyrannen beistehe.

Man sieht, daß sich der Rothbart große Fehler zu Schulden kommen ließ, denn wenn er siegen wollte, mußte er ein Zusammengehen des Pabstes mit den lombardischen Städten um jeden Preis verhindern. Allein in seiner ungeheuren Selbstüberschätzung vermeinte er, der ganzen Welt gewachsen zu sein, und begann sofort seinen Vernichtungskrieg gegen die vereinten Städte, sobald neue Truppen aus Deutschland, um die er dringend gebeten hatte, zu ihm gestoßen waren. Zuerst wandte er sich gegen Crema, weil es ihn mit dem unmäßigsten Zorn erfüllte, daß dieses verhältnißmäßig so kleine Städtlein so frech gewesen sei, ihm durch den Beitritt zu dem Bündniß mit Mailand trotzen zu wollen. Wenn er aber meinte, das Städtlein mit leichter Mühe zu bezwingen, so täuschte er sich sehr, denn er fand einen Widerstand, wie ihn nur Männer leisten können, welche für die höchsten irdischen Güter, für Freiheit, Leben und Eigenthum kämpfen. So gelang ihm die Eroberung erst zu Ende Januar 1160, nachdem er sich beinahe verblutet, und zur Strafe hiefür ließ er die Stadt nicht blos plündern, sondern auch vollständig zerstören. Das erste Opfer der Wuth des Rothbarts war also gefallen und nun wandte er sich gegen Mailand. Vor seinen Thoren angekommen schwur er einen theuern Eid, die lombardische Krone nicht eher wieder auf sein Haupt zu setzen, als bis er die Mauern der Stadt gebrochen und sie selbst dem Erdboden gleich gemacht habe. Das war ein böser Schwur, da er die Mailänder nur um so mehr anfeuerte, sich bis aufs äußerste zu vertheidigen, und ganz denselben Erfolg hatte auch die unmenschliche Grausamkeit, mit der er alle Gefangenen, die seine Truppen bei Ausfällen machten, behandelte. Weil er nemlich diese Gefangenen ohne Ausnahme entweder Angesichts der Belagerten aufknüpfen oder durch Abhauen der rechten Hand sowie durch Ausstechen der Augen verstümmeln ließ, überzeugten sich die Mailänder, daß ihr Schicksal, falls sie sich ergäben, ein gräßliches sein würde, und kämpften demnach mit einer Todesverachtung, die unsere höchste Bewunderung verdient. In Folge dessen erlitt das Belagerungsheer im Verlaufe der Zeit solche Verluste, daß der Rothbart zweimal Succurs aus Deutschland kommen lassen mußte, um seine gelichteten Reihen wieder zu ergänzen; allein auch die Be-

lagerten büßten eine Menge von Menschen ein, und dazu kamen dann noch Seuchen aller Art, sowie die gräßlichste Hungersnoth. Was blieb also der Stadt am Ende, nachdem die Belagerung über zwei Jahre lang gedauert hatte, anders übrig, als an die Uebergabe zu denken? Solche boten denn die Mailänder dem Kaiser zu Anfang des Jahrs 1162 an und zwar unter Bedingungen, die er, wenn er kein Herz von Stein hatte, annehmen mußte. Sie versprachen nemlich, die Mauern und Festungswerke ihrer Stadt niederzureißen, sich in keinerlei Bündnisse mit andern Städten mehr einzulassen, die Bürgermeister oder Consuln, welche der Kaiser ihnen geben würde, anzuerkennen, allen Hoheitsrechten (Zoll, Münze, Gerichtsbarkeit u. s. w.) für immer zu entsagen, die kaiserliche Pfalz mit Pracht wieder aufzubauen, eine Geldsumme von 8000 Mark Silber zu zahlen und für die Einhaltung von diesem Allen 300 Geisseln zu stellen. Das war doch gewiß ein preiswürdiges Anerbieten, aber der Rothbart wies es stolz zurück, darauf bestehend, daß Mailand sich bedingungslos auf Gnade und Ungnade ergeben müsse. Dazu kam es nun endlich am 1. März 1162, an welchem die Consuln von Mailand die Schlüssel ihrer Stadt dem Kaiser überlieferten; der Haupttag aber war der darauf folgende 6. März, denn an diesem Sechsten mußten die sämmtlichen Bürger Mailands in hundert Schaaren getheilt mit Stricken um den Hals, Asche auf dem Haupte, Kreuze in den Händen und barfuß, im kaiserlichen Lager bei Lodi erscheinen, um die Gnade des unerbittlichen Selbstherrschers anzuflehen. Allein so grenzenlos hart und grausam erwies sich dieser gegen die armen Bittsteller, die vor Elend und Hunger mehr Skeletten als Menschen glichen, daß er sie, bevor er sie anhörte, mehrere Stunden lang im strömenden Regen warten und selbst dann ihnen nicht einmal Gnade angedeihen ließ. „Das Leben sollten sie behalten“, sagte er ihnen mit eisiger Kälte; „ihr sonstiges Schicksal würden sie später erfahren.“ Worin aber bestand solches? Nun, dreizehn Tage später, am 19. März, ließ er den Befehl ergehen, daß die Mailänder im Laufe der nächsten Woche, vom 19. an gerechnet, ihre Stadt zu verlassen und sich in vier Flecken ringsherum, je in einer Entfernung von zwei Meilen, anzusiedeln hätten. Noch mehr,

ein zweiter Befehl dictirte, daß der Landbau für die Zukunft die einzige Beschäftigung der früheren Mailänder sein müßte, und daß also keiner von ihnen sich künftighin mit Handel und Gewerbe befassen dürfe. Ein dritter Befehl aber verfügte vollends gar, daß die Stadt Mailand vollständig zerstört werden solle, und zur Vollbringung dieses Geschäfts wurden außer den deutschen Soldaten auch noch die Bürger von Cremona, Pavia und einigen anderen auf Mailand erbosten Städten commandirt. So begann denn am 26. März 1162, nach gründlicher Plünderung (unter andern Kostbarkeiten raubte der Graf Rainald von Dassel die Ueberreste der heiligen drei Könige und brachte diese kostbare Reliquie nach seinem Erzstift Köln, wo sie noch heute ein Gegenstand der tiefsten Verehrung sind), das Werk der Niederreissung und sechs volle Tage lang arbeiteten viele Tausende daran. Am 1. April aber glich Mailand ganz und gar einem Trümmerhaufen und wenn auch da und dort von einer Kirche, einem Palast oder einem Thurm Mauerreste emporragten, weil die massiven Steinbauten der gänzlichen Zerstörung widerstanden, so gab es doch keine einzige bewohnbare Behausung mehr, wenn nicht etwa für wilde Thiere.

Das war kein Strafact, sondern ein Racheact, eingegeben von dem grimmigsten, leidenschaftlichsten Hasse und also eines gerechten Herrschers ganz unwürdig; aber der Rothbart hatte seine innigste Freude daran, sowie auch seine nähere Umgebung. Natürlich, denn der Kaiser sah nur auf die allernächsten, für ihn sehr erfreulichen Folgen, nicht aber auf die Zukunft. Die allernächsten Folgen nemlich bestanden darin, daß in Anbetracht des Entsetzens, welches die Zerstörung von Mailand in ganz Oberitalien verbreitete, fast alle Städte sich beeilten, dem Rothbart ihre Unterwürfigkeit in der demüthigsten Sprache zu bezeigen und sich, wie insbesondere Piacenza, Bologna, Faenza, Immola, Brescia und Tortona, sogar dazu verstanden, neben Bezahlung großer Geldsummen ihre Festungswerke freiwillig niederzureißen. Ja selbst die Seestädte Genua und Venedig unterwarfen sich; doch begnügte sich der Kaiser bei ihnen mit der Entrichtung einer starken Geldbuße, weil er sich ihrer Flotten bei der künftigen Eroberung von Unteritalien und Sicilien bedienen

wollte. Nachdem nun auf besagte Weise ganz Oberitalien zum schweigenden Gehorsam gebracht worden war, setzte der Rothbart allüberall seine Beamten, meist Deutsche, unter dem Titel von Vögten oder Gewaltboten (Podestà von Potestas, wie früher schon erwähnt) ein und kehrte dann für den Augenblick nach Deutschland zurück, weil da seine Anwesenheit sehr nothwendig geworden war. Nicht Wenige der Herren vom Adel nemlich hatten des Kaisers Abwesenheit dazu benützt, um den Landfrieden abermalen in frechster Weise zu brechen, und nicht minder auch waren in einigen Bischofsstädten zwischen den Bürgern und ihren geistlichen Oberherren schwere Zerwürfnisse (welche zum Beispiel in Mainz dahin führten, daß der Erzbischof Arnold in einem gegen ihn ausgebrochenen Aufruhr erschlagen wurde) entstanden. Der Rothbart hielt es also für nothwendig, schnellstens wieder Ordnung zu schaffen und damit wurde er auch in dem kurzen Zeitraum von wenigen Monaten fertig. Aber auch hier nicht auf anderem Wege, als dem der despotischen Gewalt, die er besonders in dem Mainzer Handel an den Tag legte, denn ohne zu untersuchen, wen da etwa die eigentliche Schuld treffe, erklärte er die Stadt in die Acht, ließ ihre Mauern brechen und degradirte sie zu einem Dorfe, ihre Bürger auf ewige Zeiten für ehrlos erklärend. Nach dieser Gewaltthat, durch welche er bewies, daß er die Bürger in den deutschen Städten gerade so gut für Pöbel erachtete, wie die in den italienischen, kehrte er im October 1163 wieder nach Italien zurück, und daß er dieß so schnell that, dazu hatte er seine gewichtigen Gründe.

Ich habe soeben gemeldet, daß er allüberall in den Städten und Districten Oberitaliens seine eigenen Vögte und Beamten aufstellte, welche in seinem Namen regieren und die Steuern eintreiben sollten; allein in welcher Weise diese kaiserlichen Diener ihr Amt verwalteten, davon wird sich der Leser kaum einen Begriff machen können. Allüberall erbauten sie neue Zwingburgen oder kaiserliche Paläste und nöthigten die Eingebornen, dabei die drückendsten Frohndienste zu leisten. Allüberall führten sie neue Steuern und Abgaben ein, welche die bisher gewohnten thatsächlich um das Siebenfache überstiegen. Allüberall plünderten sie die Begüterten, indem sie ihnen

Vergehen in die Schuhe schoben, welche gar nie begangen worden waren. Allüberall beraubten sie Wittwen und Waisen des Erbes, das ihnen gesetzlich gebührte. Ja sie verkauften Recht und Gerechtigkeit öffentlich an die Meistbietenden, und wenn Irgendeiner es wagte, gegen solchen Frevel zu protestiren, so mußte er dafür ins Gefängniß wandern. Solche schrankenlose Willkühr, verbunden mit dem unersättlichsten Geize, war aber noch nicht einmal das Schlimmste; nein, jene Kleintyrannen griffen auch mit unerhörter Frechheit in das Heiligthum der Familien ein und wo ein schönes Weib oder eine schöne Tochter ihre Sinne reizte, da raubten sie dieselben ohne Erbarmen. Eine solch' schandbare Wirthschaft mußte selbst ein Lamm in einen Wolf verwandeln und man kann sich also denken, wie es in den Herzen der Lombarden kochte. Freilich war ihre Demüthigung nach dem Falle Mailands eine allzugroße, als daß sie sogleich hätten zum Schwerte greifen können, allein der Entschluß dazu reifte mehr und mehr in ihnen und sie warteten nur auf eine günstige Gelegenheit, um sofort zur That zu schreiten.

Es lag also eine düstere Schwüle auf der Lombardei und diese Schwüle war es, welche den Rothbart veranlaßte, im Herbst 1163 so schnell wieder nach Italien zu eilen. Allein auch nach seiner Ankunft that er nichts, um die Gemüther zu versöhnen, sondern er ließ seine Vögte in gewohnter Weise fortwirthschaften und alle bei ihm angebrachten Klagen wies er, als wären sie eitel Lügen, mit finsterer Strenge ab. Durch Gewalt allein wollte er herrschen und vermittelst der Besatzungen, die er in alle Städte gelegt hatte, gelang ihm dieß auch bis fast in den Sommer des Jahrs 1164 hinein. Da trat aber urplötzlich eine mächtige Veränderung ein. Daß es damals wieder einmal zwei Päbste, den von der Mehrzahl der Cardinäle erwählten Alexander III. und den vom Rothbart eingesetzten Victor IV., gegeben habe, ist von mir bereits erzählt worden und ich muß nur noch hinzusetzen, daß sich Alexander III. schon zu Anfang des Jahrs 1162 genöthigt sah, aus Italien nach Frankreich zu flüchten. Natürlich, denn Friedrich I. hatte ja damals in ganz Oberitalien die Uebermacht auf seiner Seite und nach dem Fall Mailands wagte ihm auch in Mittelitalien keine Stadt mehr zu trotzen. Victor

IV. herrschte also zu Rom, aber keineswegs hoch angesehen, indem es eine große Parthei — die ersten kirchlichen Würdeträger voran — innerlich mit Alexander III. hielt. Eben so unbedingt hing dem letztern Frankreich und England an und selbst in Deutschland standen viele Bischöfe, besonders auch der Erzbischof Konrad II. von Salzburg, zu ihm. Darum, wie nun im April 1164 Victor IV. schnell hinwegstarb, hoffte Alexander III. mit Bestimmtheit, es werde ihm gelingen, seinen Frieden mit dem Kaiser zu machen, und dieser hätte ohne Zweifel sehr klug gehandelt, wenn er sich dazu verstanden haben würde. Allein sein böser Rathgeber, der Kanzler und Erzbischof Graf von Dassel, bestand darauf, einen neuen Gegenpabst zu creiren und zu solchem ward der Bischof Guido von Crema unter dem Titel Paschalis III. ausersehen. Nun erkannte Alexander III., daß auf gütlichem Weg mit dem Rothbart nichts auszurichten sei, und alsbald erschienen Geheimboten von ihm in Oberitalien, um die dortigen Städte zum Aufstand gegen den Kaiser aufzureizen. Hierauf ging Venedig, damals die reichste und mächtigste Handelsrepublik Europas, sogleich ein, denn Friedrich I. hatte Aeußerungen fallen lassen, welche es sehr wahrscheinlich machten, daß er es auch auf die Vernichtung dieser Stadt abgesehen habe. Noch leichter ließ sich Padua hiezu bewegen, weil soeben dort von Seiten des kaiserlichen Podestà eine äußerst freche That (derselbe hatte die eben so schöne als edle Speronella Talesmani geraubt) begangen worden war, und nun folgten auch noch die Städte Vicenza, Treviso und Verona. Sie alle schlossen in letzterer Stadt mit dem Pabste Alexander III. einen Bund (den man deßhalb den Bund von Verona nannte), sich von nun an der kaiserlichen Uebergriffe bis auf den letzten Mann zu erwehren, und den Anfang machte die Stadt Padua damit, daß sie den despotischen Podestà verjagte. Welcher Grimm nun den Rothbart erfaßte! Sogleich beschloß er, die Rebellen (wie er die Paduaner nannte) mit der Schärfe des Schwertes zu züchtigen, allein wie dieß möglich machen? Die Besatzungen in den verschiedenen Städten durfte er nicht an sich ziehen, weil sonst allüberall Ruhestörungen entstanden wären, und sein sonstiges Heer belief sich nur auf wenige tausend Mann, indem nach der Eroberung Mailands die deutschen Großen

fast allesammt mit ihren Mannen nach Hause gezogen waren. Schnell entschlossen übrigens zog er die Milizen der wenigen Städte, die es stets mit ihm gehalten hatten, also die von Pavia, Cremona, Lodi, Lucca und Ferrara, an sich und brach sofort mit ihnen gegen Padua auf. Allein siehe da, mitten auf dem Marsch nach Padua, unweit von Verona, stellten sich ihm die Veronesen vereint mit den Bürgern von Treviso, Vicenza, Padua und Venedig in Schlachtordnung entgegen, während umgekehrt die Milizen von Pavia, Cremona, Lodi, Lucca und Ferrara laut murrten, daß sie gezwungen sein sollten, gegen ihre Landsleute zu fechten. Sollte er nun unter solchen Umständen eine Schlacht wagen? Nein, denn er sah ein, daß er sie nothwendig verlieren müßte, und somit zog er sich eilends, obwohl vor Wuth knirschend, nach Pavia zurück. Noch mehr, er säumte keinen Augenblick, nach Deutschland selbst zu reisen, um die dortigen Großen zu bewegen, daß sie sich ihm von neuem zu einer Heerfahrt nach Italien anschlössen, denn nur seine persönliche Gegenwart und Ueberredungskunst konnte dieß zu Stande bringen.

Im October 1164 kam der Rothbart in Deutschland an und natürlich zweifelte er nicht daran, daß er schon nach wenigen Monden wieder nach Italien werde aufbrechen können, allein aus den paar Monaten wurden zwei volle Jahre, denn inzwischen hatten in Deutschland wieder böse Wirren den Frieden gestört. So mußte ein blutiger Streit zwischen dem Pfalzgrafen Hugo von Tübingen und dem jüngern Welf, dem Sohne des Herzogs Welf von Altdorf, und wieder ein anderer zwischen dem Grafen von Arensberg und den Bischöfen von Minden, Münster und Paderborn geschlichtet werden. So mußte der Kaiser gegen den Erzbischof Arnold von Mainz, als Anhänger Alexanders III., zu Felde ziehen, um ihm in der Person Christians I., eines eben so tapferen Kriegers als gelehrten Herrn, einen besseren Nachfolger zu geben. So mußte — — doch es hat keinen Werth, die bösen Wirren alle im Einzelnen aufzuführen, sondern es dürfte genügen, wenn ich wiederhole, daß der Rothbart volle zwei Jahre nöthig hatte, um sie zu schlichten. Im Späthherbste 1166 aber hatte er wieder vollständige Ordnung in Deutschland geschaffen und da ihm auf seinen Zuspruch die meisten deutschen Fürsten

und Bischöfe mit ihren Contingenten beistanden, so konnte er im November selbigen Jahres mit einem recht ansehnlichen Heere über die Alpen ziehen. Und wahrhaftig, er bedurfte dieses Heeres, denn in Italien hatten sich in dieser Zeit die Verhältnisse noch mehr zu seinen Ungunsten verändert.

Während er nemlich in Deutschland abwesend war, stieg die Gährung in Oberitalien, der fortwährenden Bedrückungen der kaiserlichen Vögte wegen, immer höher und dabei übernahm, wie man sich wohl denken kann, Alexander III., der noch immer im Exil in Frankreich verweilte, nach gewohnter Weise die Rolle des Hetzers und Schürers. Zu gleicher Zeit arbeitete seine Parthei in Rom unabläßig daran, die Bürger zu bewegen, daß sie sich gegen den Kaiser auflehnen und dessen Pabst Paschalis III. fortjagen sollten. Der Wurf gelang und mit dem Beginn des Jahrs 1166 ging eine Gesandtschaft von Rom nach Frankreich ab, um den Pabst Alexander III. einzuladen, daß er in die Siebenhügelstadt wieder einziehe. Freudig sagte Alexander zu und, von Ludwig VII., dem Könige von Frankreich, gehörig mit Geld unterstützt, trat er im Juni 1166 die Reise an. Sie ging über Südfrankreich zu Schiff nach Sicilien, wo ihn König Wilhelm I. höchst ehrenvoll aufnahm, und von da abermalen zu Wasser nach Ostia an die römische Küste. Gleich darauf fand der feierliche Einzug in Rom statt, aus welchem Paschalis III. bei Nacht und Nebel entfliehen mußte, und nunmehr verdoppelte Alexander III. seine Thätigkeit, um alle lombardischen Städte zu gemeinsamen Handeln gegen „die deutschen Unterdrücker“ aufzustacheln. Ja sogar den byzantinischen oder griechischen Kaiser Manuel I. mußte er durch das Versprechen, ihm wieder zu der abendländischen Kaiserkrone zu verhelfen, dahin zu bringen, daß derselbe sich nicht blos zu großartigen Geldunterstützungen herbeiließ, sondern sogar eine Flotte nach Ancona sandte, um diese Stadt mit einer starken Besatzung zu versehen. Die Verhältnisse in Italien hatten sich also, wie ich schon sagte, sehr zu Ungunsten des Rothbarts gestaltet und es war die höchste Zeit für ihn dorthin zu eilen, wenn nicht Alles verloren gehen sollte.

Mit dem Ende des Jahrs 1166 kam er mit seinem Heere in

der lombardischen Ebene an und sofort machte er sich seinen Feldzugsplan zurecht. Vor Allem wollte er Ancona den Byzantinern wieder entreißen, weil er es für das Gefährlichste hielt, diese in Italien festen Fuß fassen zu lassen, und dann beschloß er gegen Rom zu ziehen, um seinen Pabst Paschalis dort wieder einzusetzen. Hatte er aber dieß vollbracht, so konnte es ihm, wie er wähnte, nicht schwer werden, die Städte, welche an dem Veroneser-Bund Theil genommen, bis aufs Mark zu züchtigen und damit allen Aufstandsgelüsten in der übrigen Lombardei ein schnelles Ende zu bereiten. Mit seinem Hauptheere wandte er sich also südlich gegen Ancona, indem er zugleich die zwei kriegskundigen Erzbischöfe Rainald von Köln und Christian I. von Mainz mit einem kleineren Corps beauftragte, den Weg nach Rom zu säubern. Wenn er übrigens geglaubt hatte, mit der Eroberung Ancona's in kürzester Frist fertig zu werden, so täuschte er sich sehr, denn diese Stadt wehrte sich mit der tapfersten Ausdauer, und konnte dieß um so leichter, als sie von der Wasserseite her mit Lebensmitteln und Kriegsmaterial ganz ungehindert versorgt wurde. Inzwischen blieb Alexander III. auch nicht müssig und schleuderte vor allem den Bannfluch auf den Kaiser. Nicht minder entband er alle Lombarden des Eides, den sie demselben geleistet und seine Legaten bereisten die sämmtlichen Städte Oberitaliens, um sie zum Widerstand gegen die deutsche Gewalt aufzustacheln. Auch brachte er es in der That nach kurzem dahin. Mit andern Worten, am 7. April 1167 fanden sich in aller Stille Abgeordnete der Städte Bergamo, Brescia, Ferrara und Mantua, sowie auch der vier Dörfer, in welchen sich die Mailänder hatten niederlassen müssen, im Kloster Pontida zwischen Mailand und Bergamo zusammen und beschworen da nach dem Muster der Veronesen einen feierlichen Bund, jeder Ungerechtigkeit der kaiserlichen Vögte künftighin mit den Waffen in der Hand entgegenzutreten. Nicht aber vereinzelt wollten sie sich der Tyrannei entgegenstemmen, sondern sie alle zusammen zu einem Ganzen vereint, denn „besser sei es“, so lauteten die Worte ihres Vertrags, „rühmlich zu sterben, als länger in Schande und Unterdrückung zu leben“. Auch gaben sie jetzt sogleich ein großartiges Beispiel ihrer Einmüthigkeit, indem die Gesammtbürgerschaft der ver-

bündeten Städte in starken Abtheilungen auf den Platz rückte, wo die Ruinen des zerstörten Mailands lagen, und sofort im Verein mit den Mailändern begann, die Stadt wieder aufzubauen. Ja so groß war die Begeisterung, daß die Frauen und Jungfrauen der Verbündeten ihren Schmuck opferten, um Mailand in all' seiner früheren Herrlichkeit wieder auferstehen zu machen, während ihrerseits die Veronesen mit den Venedigern und Paduanern in der Opferbereitwilligkeit ebenfalls nicht zurückblieben. So erhob sich die zerstörte Stadt in unglaublich kurzer Zeit aus ihren Trümmern und es war ein Fest sonder Gleichen, als die Mailänder von ihren Verbündeten in die neue Metropole zurückgeführt wurden.

Indessen hatte der Rothbart seine Ziele consequent verfolgt und endlich zu Anfang des Juli 1167 war es ihm gelungen, die Capitulation von Ancona zu erzwingen. Nun zog er in Eilmärschen gegen Rom, das bis jetzt den Angriffen der Erzbischöfe von Köln und Mainz, trotz der schmälichen Niederlage, den diese den ausmarschirten Römern bei Tusculum (dort standen 2000 Deutsche gegen 20,000 Römer) bereitet hatten, tapfer widerstand. Wie nun aber der Kaiser selbst mit seinem Hauptheere heranrückte, da wurde die Stimmung unter den Bürgern eine andere, und wie es vollends den Kaiserlichen gelang, nach einer Belagerung von nur acht Tagen die Peterskirche zu erstürmen, entsank den Anhängern des Pabstes Alexander der letzte Muth. Es blieb also dem letzteren nichts übrig, als in der Nacht auf den 30. Juli heimlich in Pilgertracht zu entfliehen, und am 1. August hielt der Rothbart in Begleitung des Gegenpabstes Paschalis III. seinen feierlichen Einzug. Das Kriegsglück schien sich also abermalen an die Fersen des Kaisers zu heften, und nachdem er sich von Paschalis III. nochmals feierlichst hatte krönen lassen, überlegte er schon, welche von den aufrührerischen Städten in Oberitalien er zuerst in Schutt und Asche legen solle. Denn darüber war er mit sich einig, daß sie alle ohne Ausnahme ihre Existenz verwirkt hätten und also von der Erde vertilgt werden müßten. Dazu jedoch sollte es nicht kommen, sondern die Schicksalsmächte hatten vielmehr beschlossen, seinem despotischen Starrsinn ein gebieterisches Halt zuzurufen. Plötzlich nemlich, gleichsam über Nacht, entstand im

deutschen Heere eine pestartige Seuche, erzeugt ohne Zweifel durch die Glühhitze des damaligen Sommers, und in wenigen Tagen wurden Tausende von ihr hinweggerafft. Vergebens verschrieben die Aerzte Recepte, vergebens veränderte man die Quartiere, vergebens die Nahrungsmittel; in der kurzen Frist von einer einzigen Woche zählte das deutsche Heer über 25,000, sage fünf und zwanzig tausend Leichen. Es starben der Herzog Friedrich IV. von Schwaben, der Erzbischof Rainald von Köln, der Graf (oder Herzog) Welf der Jüngere (der Sohn jenes schon so oft genannten Welf von Altorf), die Bischöfe von Augsburg, Lüttich, Prag, Regensburg, Speier, Verdun und Zeitz, die Grafen — — doch wozu die Namen alle anführen? Genug, jeder Tag endete entsetzlicher als der vorangegangene und die ganze Armee schien dem Untergange geweiht. Was Wunder also, wenn alle Ordnung sich auflöste und die deutschen Krieger schaarenweise sich da und dorthin davonmachten, um dem sonst gewissen Tode zu entrinnen? Was Wunder, wenn auch der Kaiser schnellstens mit den paar tausend Mann, auf die er noch zählen konnte, nach dem Apennin und Oberitalien aufbrach, weil er hoffte, daß da das schreckliche Sterben ein Ende nehmen werde? Der Rückzug aber wurde ihm äußerst schwer gemacht, denn die Bürger der verbündeten Städte hatten die Engpässe von Pontremoli stark besetzt, und wenn ihn daher nicht der Markgraf Malaspina, der in diesen Gegenden jeden Fußbreit Erde kannte, auf Schleichwegen weiter geführt hätte, so wäre er mit seinen wenigen Truppen sicher verloren gewesen. Nun sollte man meinen, er werde dem Himmel gedankt haben, als er am 12. September 1167 wohlbehalten, obwohl nur noch von Wenigen begleitet, Pavia erreichte, und nicht minder durfte man erwarten, daß er darüber nachdenken werde, ob er den Verlust seines Heeres nicht als eine Strafe des Schicksals für seine gräßliche Despotie anzusehen habe. Allein von all' dem war bei dem Rothbart keine Rede, sondern kaum in Pavia angekommen, verhängte er über sämmtliche oberitalienischen Städte, einige wenige, wie das immer treue Pavia, sowie Novara, Vercelli und Lodi, ausgenommen, die Acht und versuchte es sofort, von neuem ein Heer zusammenzubringen. Auch führten ihm die letztgenannten Städte, sowie die

Markgrafen Malaspina und von Montferrat in der That einige Truppen zu; allein die Hülfe aus Deutschland, wohin er Eilboten über Eilboten sandte, blieb beharrlich aus und so beschränkten sich alle seine kriegerischen Unternehmungen auf eben so ärmliche als zwecklose Räubereien und Gebietsverwüstungen. Umgekehrt dagegen traten jetzt fast alle oberitalienischen Städte, zuerst Venedig, Verona, Padua und Vicenza, etwas später auch Bologna, Parma, Piacenza, Modena, Novara, Vercelli, Treviso und selbst Lodi, dem Bunde von Pontida bei und verjagten nicht blos alle kaiserlichen Vögte und Beamte, sondern schlossen sich auch unter selbstgewählten Anführern zu einem gewaltigen Heere zusammen, das nach wenigen Monden so weit eingeübt war, um dem Kaiser auf den Leib rücken zu können. Kurz, es kam so weit, daß dem Rothbart schließlich — im März 1168 — nichts übrig blieb, als die Flucht nach Deutschland zu ergreifen und selbst diese wäre ihm nicht gelungen, wenn sich nicht in Susa der treue Ritter Herrmann von Siebeneichen, der seine Kleidung anlegte, für ihn geopfert hätte. Wenn er nun aber auch im Dunkel der Nacht, in dem Gewande eines Dieners und von nur fünf Getreuen begleitet, glücklich über die savoyenschen Gebirge entkam, was brachte er außer seiner Person sonst noch zurück? Nichts als seine verlorne Ehre und die Verwünschungen der Lombarden. Nichts als das fluchwürdige Andenken an die Greuel von Tortona, Crema und Mailand.

Doch selbst jetzt noch trat bei dem Rothbart keine Sinnesänderung ein, trotzdem sein ganzes Heer auf wälschem Boden moderte. Nein, selbst jetzt noch blieb er der Alte und am liebsten hätte er alsobald eine neue Fahrt über die Alpen angetreten, um sich an dem Lombarden-Pöbel und dem triumphirenden Alexander III., dem natürlich jetzt Paschalis III. wieder weichen mußte, zu rächen. Auch bewies er diese seine Gesinnung alsobald thatsächlich dadurch, daß er, als gleich darauf (am 20. September 1168) Paschalis III. starb, keine Versöhnung mit Alexander III. anstrebte, sondern sofort einen neuen Gegenpabst, Calixt III., einsetzte und zugleich einen heiligen Eid schwur, den Alexander nie anerkennen zu wollen. Allein von jener Heerfahrt mußte er wenigstens vorderhand abstehen, denn unter

den deutschen Fürsten war auch nicht ein Einziger, der für jetzt etwas davon hören wollte. Mein Gott, es gab ja in ganz Deutschland nicht zwei adelige Familien, die nicht unter den vor Rom Dahingerafften einen Sohn, einen Bruder oder einen andern Verwandten zu beweinen gehabt hätten, und jetzt sollte man schon wieder neue Opfer bringen? Welschland glich einem furchtbaren Wirbel, welcher Alles, was in seine Nähe kam, unwiderstehlich in die Tiefe hinabzog, und seit der ersten Romfahrt hatten schon zwei oder dreimal hunderttausend Deutsche daselbst ihr Grab gefunden. Sollte man in diesen Schlund noch weitere Tausende hinabwerfen und dazuhin auch noch seine beste Habe opfern? Nein, dazu konnten sich die deutschen Fürsten nicht entschließen und es blieb also dem Rothbart nichts übrig, als sich in das Unvermeidliche zu schicken. Ueberdem, that nicht seine Gegenwart dem deutschen Reiche auf's höchste Noth? Mein Gott, die inneren Fehden und Kriege hatten während seiner letzten langen Abwesenheit unter den kleinen und großen Dynasten unseres Vaterlandes wieder so überhand genommen, daß keine Heerstraße mehr sicher war und weder Handel noch Ackerbau emporkommen konnte. Es mußte also vor allem Ordnung geschaffen werden und dieser seiner Pflicht unterzog sich auch der Kaiser auf's energischste. Wir treffen ihn daher das eine Mal in Bamberg, das andere Mal in Salzburg, das dritte Mal in Passau, und das vierte, fünfte und sechste Mal in Fulda, Goslar und Köln. Kurz, allüberall erschien er, wo seine Anwesenheit von Nöthen war, und man muß es ehrlich bekennen, daß er in dieser Zeit unendlich viel Gutes stiftete. Allein seine Rache verlor er deßwegen nicht einen Moment lang aus den Augen und endlich nach Verfluß von sechs Jahren, im Herbst 1174, setzte er doch seinen Willen, eine abermalige — die fünfte — Fahrt über die Alpen anzutreten, durch. Gewiß, er setzte seinen Willen durch, aber doch nicht — trotz all' seiner gewohnten Gewaltthätigkeit — in der Weise, wie er es gewünscht hätte. Mehrere Fürsten verweigerten nemlich auch jetzt noch ihre Beihülfe und blieben unter allerlei Vorwänden zu Hause. Andere bezeugten ihre Widerwilligkeit damit, daß sie keine vollzählige Contingente stellten, und wieder Andere damit, daß sie erklärten, mit ihren Mannen später

nachkommen zu wollen. So sah sich der Kaiser hauptsächlich auf seine Hausmacht angewiesen und, um diese zu verstärken, griff er nach dem außerhalb Deutschland damals schon seit längerer Zeit gewohnten Auskunftsmittel, ganze Schaaren von auswärtigen Miethsoldaten in Sold zu nehmen. Man hieß sie Brabancionen, weil sie meist aus den französischen Provinzen, die an Niederlothringen grenzten (aus dem Brabantischen und dessen Nachbargebieten), stammten, allein es waren gar viele räudige Schafe unter ihnen, die schon in den Kreuzheeren oder in Spanien gegen den Muselmann gedient hatten und sich neben dem Fechten auch viel auf's Stehlen, Plündern und Rauben verlegten. Viel Gutes ließ sich von ihnen also nicht erwarten, an Tapferkeit jedoch ließen sie es meist nicht fehlen und so zog der Rothbart im October 1174 frohen Muthes über die Alpen, vollkommen überzeugt, daß es ihm nicht unschwer gelingen werde, eine lombardische Stadt nach der andern, gerade wie früher Mailand, Crema und Tortona, von der Erde wegzurasiren.

Während dieser sechs Jahre übrigens hatten die oberitalienischen Städte ebenfalls die Hände nicht in den Schoß gelegt, sondern alle Maßregeln getroffen, um ihre Macht zu verstärken. Ihre Bürger übten sich sorgfältig in den Waffen und tüchtige Oberanführer wurden gewählt, um die einzelnen Corps zu leiten. Weitere Städte traten in den Bund und dieser erhielt eine vollkommen einheitliche Gestaltung. An der Erweiterung der Befestigungswerke der einzelnen Städte arbeitete man Tag und Nacht und insbesondere erhielt Mailand seine alte Kraft wieder. Was aber die Hauptsache, die Verbündeten beschlossen, zwischen Pavia und Asti in einer äußerst günstigen Lage eine neue große Festung anzulegen, ganz dazu geschaffen, die genannten zwei Städte nebst den Markgrafen von Montferrat und Malaspina, die sämmtlich zum Kaiser hielten, im Zaume zu halten, und gleich nach der Flucht des Barbarossa, also noch im Jahr 1168, gingen sie ans Werk. Die neue Festung und Stadt, die so schnell anwuchs, daß sie schon im Jahr 1170 15,000 Streiter stellen konnte, wurde zu Ehren des Pabstes, Alexanders III., des hohen Verbündeten der Lombardenstädte, Alessandria getauft und dem Pabste feierlichst zu Recht, Zins und Eigenthum übergeben; er aber, der

Pabst, errichtete sofort daselbst ein Bisthum und ertheilte der Stadt das Recht, ihre Obrigkeiten (Consuln und Richter) selbst zu wählen, sowie überhaupt sich nach dem Muster der andern Lombardenstädte frei zu constituiren.

In Oberitalien war man also gar wohl gerüstet, den Kaiser nach Gebühr zu empfangen; allein dessenungeachtet trat dieser, sowie er die Alpen überschritten hatte, auf seine Unüberwindlichkeit vertrauend, mit der gewohnten Barbarei auf und seine erste That war die Einäscherung der Stadt Susa. Natürlich, denn aus Susa hatte er ja vor sechs Jahren bei Nacht und Nebel im Gewand eines Lacquaien entfliehen müssen und dafür sich zu rächen, hatte er sich längst vorgenommen. Von Susa zog er über Asti, das er ebenfalls schwer heimsuchte, gegen die neue Stadt Alessandria, wohl einsehend, daß er gegen die andern Städte der Lombardei so lange nichts ausrichten könne, als diese Festung ihm nicht gehöre. Auf anderem Wege aber hatte er schon früher den tapferen Erzbischof Christian I. von Mainz gegen Ancona gesandt, welches wieder von dem byzantinischen Kaiser unterstützt wurde, und sein Plan war, sowie Alessandria und Ancona gefallen seien, sich mit Christian I. in der Gegend von Mailand zu vereinigen. Allein der Plan mißlang in allen seinen Theilen. Ancona nemlich widerstand so standhaft, daß der Mainzer Erzbischof noch im Jahr 1174 die Belagerung aufheben mußte, und in dieselbe Lage kam auch Friedrich I., obwohl erst im April 1175. Gewiß, nichts, gar nichts hatte der Rothbart gegen Alessandria ausrichten können, obwohl er wieder in gewohnter Weise gegen die Gefangenen, die in seine Hände fielen, mit Hängen und Augenausstechen vorging, in der Hoffnung, durch solche gräßliche Schreckmittel die Uebergabe zu erzwingen. Nichts, gar nichts hatte ihn sogar ein Hauptsturm, den er im März 1175 unternahm, gefruchtet, denn die tapferen Bürger von Alessandria schlugen die Stürmenden nicht blos zurück, sondern brachten ihnen auch eine schwere Niederlage bei. Was aber noch viel schwerer ins Gewicht fiel, die verbündeten Lombarden fingen gleich bei Beginn der Belagerung von Alessandria an, ihr Bundesheer zu sammeln und mit diesem zogen sie zu Anfang des Aprils 1175 zum Entsatz herbei. Jetzt mußte der Rothbart die Belagerung

aufgeben, wenn er nicht zwischen zwei Feuer gerathen wollte, und sofort zog er dem Heere der freien Bürger entgegen. Allein was zeigte sich jetzt? Das Heer des Rothbarts war durch die während der Belagernng erlittenen Verluste äußerst geschwächt und überdem hatten sich von den Miethtruppen viele fahnenflüchtig gemacht; die Bundesarmee der Lombarden aber stand wohlgerüstet und so vollzählig, daß man nicht daran zweifeln konnte, sie werde, wenn es zum Kampfe komme, siegreich aus demselben hervorgehen. Unter solchen Umständen fand es denn doch der Kaiser für gerathener, Friedensunterhandlungen anzuknüpfen, und die Lombarden waren nachgiebig genug, den kaiserlichen Vorschlägen Gehör zu schenken. Man ernannte also von beiden Seiten die nöthigen Commissäre, und während diese tagten, zog der Kaiser sein Heer nach Pavia.

Also über den Frieden unterhandelte man vom 15. April 1175 an, und da nun die Forderungen der Lombarden sehr mäßige waren (sie wollten sich verpflichten, für die Zukunft dem Kaiser als treue Unterthanen zu gehorchen, wenn sie ihre Obrigkeiten selbst erwählen, ihre Festungswerke behalten und gegen auswärtige Angriffe Bündnisse unter einander errichten dürften), so wäre das Friedenswerk ohne Zweifel schon nach kurzem zu Stande gekommen, wenn der Rothbart dasselbe in der That gewünscht hätte. Allein ihm war es nur darum zu thun, Zeit zu gewinnen, bis er ein neues gewaltiges Heer aus Deutschland an sich gezogen habe, um dann in blutiger Weise mit dem Bürgerpöbel abzurechnen. Ja wohl, nur Zeit wollte er gewinnen, und deßwegen zog er auch die Verhandlungen unter allerlei Vorwänden ein ganzes Jahr lang hin, indem er sich bald nachgiebig stellte, bald wieder alle seine Einräumungen zurückzog. Die ihm gewordene Frist aber benützte er dazu, um Boten über Boten nach Deutschland abzusenden und auf schleunigste Hülfeleistung zu dringen. Natürlich, denn ohne solche konnte er nichts ausrichten; allein so dringend er auch wurde, die deutschen Fürsten wollten sich in ihrer großen Mehrzahl zn nichts herbeilassen und die Hauptschuld hieran trug offenbar der Doppelherzog von Sachsen und Baiern, Heinrich der Löwe. Dieser nemlich hatte längst einsehen gelernt, daß Italien ein Ungeheuer sei, welches das beste Blut Deutschlands

mit unersättlicher Gier trinke, und wollte also seine Mannen nicht zwecklos opfern. Ueberdem fühlte er sich von dem Rothbart schwer beeinträchtigt und das hing folgendermaßen zusammen. Welf der Jüngere war, wie wir wissen, anno 1167 von der Pest vor Rom dahingerafft worden und da sich nun sein Vater, der alte Herzog Welf, kinderlos sah, fing er an, ein ganz eigenthümlich üppiges Leben zu führen, um seinen Schmerz zu übertäuben. Auf der Ravensburg unweit des Bodensees hielt er ein stets offenes Haus und es wimmelte da von Minnesängern, Schalksnarren und Abenteurern, sowie auch von Abenteurerinnen aller Art. Jeder Tag brachte ein anderes Festgelage und auf dem Lechfelde bewirthete er oft den ganzen Adel Oberschwabens und Oberbaierns. Solch' tolle Wirthschaft kostete aber unendlich viel Geld, so daß das Einkommen des alten Welf, trotz der ungewöhnlichen Größe desselben, nicht mehr zureichte, und somit gerieth er nur zu oft in tiefe Verlegenheiten. Da wandte er sich an den Sohn seines verstorbenen Bruders, das ist an Heinrich den Löwen, und erbot sich, ihn zum einzigen Erben einzusetzen, wenn er dafür die begehrte Geldunterstützung erhalte. Hierauf aber ließ sich der Löwe nicht ein, sondern nannte den Ohm einen tollen alten Verschwender. Voll Zorn ging nun der alte Welf den Sohn seiner verstorbenen Schwester, das ist den Kaiser Friedrich I., mit derselben Bitte an, und siehe da, der letztere willfahrte ihm augenblicklich. Die Folge war, daß der Welf dem Rothbart seine großen Lehengüter in Italien abtrat und ihn überdem noch mit Umgehung des Löwen zum Erben seiner sämmtlichen deutschen Lande einsetzte. Dieß wurmte den Löwen und von da an faßte er einen tiefen Groll gegen den Vetter Rothbart. Was Wunder also, wenn er jetzt die Gelegenheit ergriff, sich an dem Kaiser zu rächen und ihm die erbetene Hülfsmannschaft verweigerte? Was Wunder aber auch, wenn die deutschen Fürsten, sich auf sein hervorragendes Beispiel berufend, ebenfalls fest darauf beharrten, keine weiteren Truppen mehr nach Italien abgehen zu lassen, und dadurch den Rothbart fast zur Verzweiflung brachten? Da kam dem letzteren der Gedanke, es sei doch noch möglich, den Löwen anderer Gesinnung zu machen, wenn er sich persönlich an ihn wende, und somit brach er in aller Heimlichkeit mitten im Winter

— im Februar 1176 — von Pavia auf, um, nur von sehr Wenigen begleitet, über das Gebirge nach Baiern zu gelangen. Ungefährdet kam er nach Schloß Werdenfels (oder, wie Andere wissen wollen, nach Partenkirchen am Fuße der Zugspitze) und dort traf auf seine dringende Einladung hin zu Anfang des Monats März auch Heinrich der Löwe ein. Nun versuchte der Rothbart alle Mittel, um den Löwen dahin zu bringen, daß derselbe seinen Starrsinn aufgebe; allein es gelang ihm nicht, sondern der Löwe blieb fest dabei, keinen weiteren Mann nach Italien abzugeben und am allerwenigsten wollte er selbst dahin ziehen.

Das war ein harter Schlag für den Kaiser und tief erschüttert kehrte er nach Pavia zurück. Kaum aber dort angekommen, erhielt er die Botschaft, daß doch wenigstens einige wenige deutsche Fürsten — die Bischöfe von Münster und Worms nebst den Erzbischöfen von Magdeburg, Trier und Köln — auf dem Marsche nach Italien begriffen seien, und von neuem Muth fassend, vereinigte er sich Anfangs Mai mit ihnen in Como. Kaum war dieß geschehen, so brach er alle Friedensunterhandlungen ab und eröffnete von neuem die Feindseligkeiten. Einen Hauptschlag übrigens wollte er so lange nicht führen, bis er auch noch das Corps des Erzbischofs von Mainz, sowie die Hülfstruppen des Markgrafen von Montferrat herbeigezogen hätte; allein die Lombarden, solches merkend, verlegten ihm, obwohl sie selbst ihre ganze Macht ebenfalls noch nicht beieinander hatten, bei Lognano, zwischen dem Ticino und der Olona, den Weg und zwangen ihn so am 29. Mai 1176 zur Schlacht. Von beiden Seiten wurde mit großer Tapferkeit gestritten und der Rothbart selbst legte eine Kaltblütigkeit, Geistesgegenwart, Energie und Geschicklichkeit an den Tag, wie man solche nur von einem Feldherrn erster Größe erwarten konnte. In Folge dessen neigte sich auch der Sieg, nachdem der Kampf sechs Stunden gedauert, auf die Seite der Deutschen und schon flohen einzelne Haufen der Städter; allein jetzt brach Alberto Giussano, den man den Riesen nannte, mit der mailändischen Reserve, dem Banner mit dem Todtenkopf, in die Reihen der Deutschen ein und zugleich stürmten die Brescianer aus einem Hinterhalt hervor. Dieß gab dem Kampfe plötzlich eine andere Wendung und die ermü-

beten Deutschen fingen an zu wanken. Da erschlug der Riese den kaiserlichen Fahnenträger und zugleich stürzte der Rothbart mit dem Pferde. „Der Kaiser ist todt!" schrie sofort seine nächste Umgebung und diesem Schrei folgte der andere: „Rette sich, wer kann!" So wurde das Wanken der Deutschen urplötzlich zur Flucht und die Flucht hatte eine totale Niederlage zur Folge. Ganze Schaaren wurden niedergemetzelt oder in den Ticino gesprengt. Nicht minder Viele gaben sich gefangen und das ganze Lager des Rothbarts fiel in die Hände der Städter. Ja sogar des Kaisers Schild und Kreuz, sowie seine Fahne und Lanze wurden eine Beute der Sieger und es klingt fast wie ein Wunder, daß der Rothbart selbst entkam. Er entkam aber in der That, obwohl schwer verwundet, und erschien am dritten Tage wieder in Pavia, wo man, weil man ihn allgemein für todt hielt, bereits Trauer um ihn angelegt hatte.

Eine solche Niederlage war fast noch nie erlebt worden, aber sie fiel zum Heile für Italien wie für Deutschland aus, denn sie drückte den Rothbart so furchtbar, daß plötzlich, gleichsam über Nacht, eine totale Sinnesänderung mit ihm vorging. Ihm, der sich bisher als Kaiser so unendlich erhaben über allen Sterblichen gewähnt hatte, war eine Demüthigung sonder Gleichen geworden, und diese Demüthigung sagte ihm, daß er selbst ebenfalls nicht mehr sei, denn ein Mensch. Ja wohl, solche Gedanken wurden in ihm lebendig und alsobald faßte er den Entschluß, wieder gut zu machen, was er gesündigt. Vor allem wollte er ein ehrliches Abkommen treffen mit den Lombarden, denn er sah jetzt ein, daß sie kein verächtlicher Pöbel seien, sondern tapfere, entschlossene Männer von demselben Werthe, wie die edelstgeborenen Ritter. Zugleich aber trachtete er darnach, seinen Frieden mit dem Pabste, Alexander III., zu schließen, dieweil ja dieser bis jetzt der innigste Verbündete der oberitalienischen Städte gewesen war und also weder mit ihm, noch mit den Städten einseitig pactirt werden konnte. Ueber die jetzt folgenden Verhandlungen selbst glaube ich mich übrigens kurz fassen zu dürfen, da ja nur das Resultat derselben für den Leser Interesse hat, und ich führe also blos an, daß sie von den Erzbischöfen Christian I. von Mainz und Wichman von Magdeburg, zu dem sich noch der Patriarch Udalrich II.

von Aquileja gesellte, mit dem besten Geschick geleitet wurden. Die Friedenspräliminarien mit Alexander III. kamen also schon im November 1176 zu Anagni zu Stande, der eigentliche Frieden mit dem Pabste aber wurde erst zu Venedig am 22. Juli 1177 abgeschlossen, woselbst sich zugleich die lombardischen Städte zu einem sechsjährigen Waffenstillstand mit dem Kaiser herbeiließen. Den Städten bewilligte der Rothbart Alles, wegen dessen er sie bisher bekämpft hatte, nemlich das Recht, ihre Obrigkeiten selbst zu wählen, das Recht, sich nach Belieben zu befestigen und das Recht, unter sich gegen alle etwaigen Widersacher Bündnisse abzuschließen; mit einem Worte also das Recht, sich selbstständig zu regieren, was von Seiten des Kaisers nichts anderes hieß als Aufgebung der unseligen ronkalischen Beschlüsse. Ebenso nachgiebig erwies sich der Rothbart auch gegen Alexander III., denn er anerkannte ihn ohne Umschweife als den einzig rechtmäßigen Pabst mit dem Beisatz, daß der bisherige kaiserliche Pabst Calixt III. mit einer reichen Abtei zu entschädigen sei. Weiter erstattete er ihm alle Güter zurück, die er ihm bisher mit Gewalt entzogen hatte, und bestätigte ihn in dem Rechte, den Stadtpräfecten in Rom zu ernennen. Endlich erklärte er noch feierlich in offener Versammlung, daß er dem Pabste künftig stets die schuldige Ehrerbietung erweisen werde, und verstand sich sogar dazu, demselben die Füße zu küssen. Dagegen nahm der Pabst den Bann vom Haupte des Kaisers, gab ihm die mathildinischen Güter auf die folgenden fünfzehn Jahre zur Nutznießung, erkannte desselben ältesten Sohn Heinrich als künftigen König und Kaiser an und bestätigte alle die Bischöfe und Erzbischöfe, welche der Kaiser bis jetzt (während des langen Streites) auf ihre Stellen befördert hatte, in ihren Aemtern.

Unter solchen Bedingungen wurde dem furchtbar langen Kampfe ein Ende gemacht, und welche Vortheile ärndtete nun der Rothbart davon, daß er in Italien Ströme von Blut vergossen hatte? Der Pabst thronte mächtiger, als je, im Vatikan und den lombardischen Städten war es gelungen, nicht blos ihre bisherigen Freiheiten zu behaupten, sondern dieselben sogar noch zu erweitern.

Während übrigens in Italien das beste Herzblut Deutschlands auf solch' unnütze, wenn nicht frevelhafte Weise verspritzt

wurde, fanden in Ost- und Norddeutschland Kämpfe ganz anderer Art statt, Kämpfe, von denen man mit Recht sagen kann, daß sie das Fundament zu der zukünftigen Größe unseres Vaterlandes legten, und auf diese muß ich jetzt zu sprechen kommen, ehe ich in der Geschichte des Rothbarts fortfahre. Zum unmittelbaren Reichsfürsten über all' die zwischen der Elbe, der Havel und der Oder gelegenen weitgestreckten Lande hatte, wie wir wissen, Konrad III. Albrecht den Bären unter dem Titel eines Markgrafen von Brandenburg ernannt, aber diese uranfänglich deutschen Lande befanden sich seit den Zeiten Ottos II. fast ohne Ausnahme in den Händen der Slaven, indem all' die seither mit diesen Stämmen geführten Kriege entweder von gar keinem oder doch wenigstens von einem nur vorübergehenden Erfolge begleitet gewesen waren. Ganz anders faßte die Sache Albrecht der Bär an, denn mit der Uebernahme seiner Herrschaft gieng sein einziges Dichten und Trachten dahin, sich die besagten Gebiete dauernd zu unterwerfen; zugleich aber sagte er sich, daß dieses Ziel nicht zu erreichen sei, außer wenn er dieselben dem Christenthum und Deutschthum zumal gewinne, und somit faßte er den großartigen Entschluß nicht zu ruhen, als bis jene weiten Lande vollkommen christianisirt und germanisirt seien. Doch soll ich nun den ganzen Kampf schildern, den er durch zwanzig Jahre hindurch mit jenen Slaven- und Wendenstämmen führte? Es gehört dieß in die Specialgeschichte der Mark Brandenburg und für meinen Zweck muß ich mich mit einigen Pinselstrichen begnügen. Zuerst eroberte er den Landstrich, welchen man nachher die Priegnitz (zwischen Hannover, Mecklenburg, Magdeburg und der Altmark mit den Städten Perleberg, Havelberg und Wittstock) genannt hat, und erneuerte daselbst das Bisthum Havelberg. Dann drang er weiter und weiter vor, bis in das Land der Ukern (woher der Namen Ukermark), und jeden Bezirk, den er sich unterwarf, sicherte er sich durch Errichtung von Burgen und festen Städten. Den meisten Vortheil aber hotte er davon, daß sich der Fürst der Haveller, Pribislaw, welcher sich den König des Havellandes nannte, von ihm bewegen ließ, zum Christenthum überzutreten und daß dann derselbe Fürst, weil kinderlos, im Jahr 1150 so weit gieng, ihn zum Erben des Havellandes einzusetzen. Jetzt nemlich erst

bekam der Bär die Hauptstadt dieses Landes, Brannibor oder Brandenburg (Brannibor war von Heinrich dem Vogler anno 926 erobert worden, aber unter Otto II. anno 983 wieder an die Slaven verloren gegangen) in die Hände und von nun an konnte er sich mit Recht „von Brandenburg“ schreiben, während vorher dieser Name blos ein Titel, ohne den factischen Besitz, gewesen war. Zwar allerdings versuchte es nur wenige Jahre später Jaczo, ein naher Verwandter des verstorbenen Pribislaw, ihm das Havelland wieder zu entreißen und hatte, alle seine Stammesgenossen, welche das Deutschthum wie das Christenthum gleich sehr haßten, zum Kampfe auffordernd, sogar den Erfolg, Brandenburg selbst zu erstürmen; allein in einer blutigen Schlacht, im August 1157, brachte der Bär dem Rivalen eine furchtbare Niederlage bei und von nun an war die Kraft der Haveller oder vielmehr der Slaven in der Mark Brandenburg für immer gebrochen. Damit übrigens hielt er seine Aufgabe keineswegs für gelöst, denn ein mit des Schwertes Spitze unterworfener Unterthan ist noch lange kein getreuer Unterthan, und doch wollte der Bär nur solche Unterthanen haben. Er ließ also das strenge Gebot ergehen, daß jeder Slave in seinen Landen entweder das Christenthum annehmen oder aber auswandern müsse, und bei diesem Edict blieb er unerbittlich stehen. Dagegen aber bezeigte er sich gegen diejenigen, welche im Lande blieben, ungemein milde und schützte sie nicht nur in dem Besitz ihrer Habe, sondern bestrafte auch alle die strenge, welche Lust bezeugten, sie wie Leibeigene zu behandeln. Durch solches Entgegenkommen hoffte er sie viel eher für sich zu gewinnen, als durch übermüthige Härte, und wie sehr er recht hatte, das zeigte der Erfolg. Im Uebrigen wurde er in diesen seinen Bestrebungen von der Geistlichkeit, die er überall in seinen Landen installirte, aufs trefflichste unterstützt und insbesondere viel leistete in dieser Beziehung der Bischof Anselm von Havelberg. Nicht minder viel zur Gewinnung und Cultivirung der slavischen Eingebornen trugen bei die Dutzende von Klöstern, welche der Bär in seiner Markgrafschaft stiftete, denn es waren keine Klöster von faulen Dickbäuchen, sondern Cistertienserklöster, die in ganz öden Gegenden angelegt wurden, um allda durch Urbarmachung des Landes den neubekehrten

Slaven ein gutes Beispiel zu geben. Doch all' dieß zusammen hätte aus der Mark Brandenburg noch lange nicht das urkräftige Land gemacht, als welches jene Mark sich später hervorgethan hat, sondern es gehörte dazu noch eine ganz andere Maßregel des Bären, welche ihm sein guter Genius eingab. Ringsum nemlich, über die ganze Mark zerstreut, lagen große weite Landesstrecken verödet, denn einmal hatten die letzten Kämpfe eine Menge der Eingebornen hinweggerafft und sodann waren noch weit Mehre, welche das Deutschthum und Christenthum gleich sehr haßten, weiter östlich und nördlich zu den Slaven in Pommern und Preußen gezogen. Ließ nun der umsichtige Markgraf diese menschenleeren Districte ohne weiteres ihrem Schicksale über? Nein gewiß nicht, sondern einen Theil derselben gab er zur Belohnung seinen sächsischen Kriegern; die Hauptheile aber besetzte er mit urdeutschen Colonisten, welche er sowohl aus Sachsen, als auch und hauptsächlich vom Niederrhein herbeizuziehen wußte. Dort am Niederrhein nemlich herrschte damals eine große Heimsuchung durch Ueberschwemmungen und so waren die Bewohner froh, sich in einem ganz ähnlichen Land und Clima, in den Niederungen der Elbe und Havel, eine neue Heimath gründen zu können. Doppelt froh aber war Albrecht der Bär, als es ihm durch die Mission des Bischofs Anselm von Havelberg nach Utrecht gelang, durch große Versprechungen von abgabenlosem Land besagte Colonisten zu gewinnen, denn er schaffte sich dadurch eine urkräftige Bevölkerung, welche sich auf die Bewirthschaftung des Landes hundertmal besser verstand, als die slavische Ureinwohnerschaft.

Sieht man nun, welch' ungemein Großes Albrecht der Bär im Norden unseres Vaterlandes durch seine Kämpfe mit den Slaven leistete? Gewiß und wahrhaftig, durch diese Kämpfe wurde er der Begründer der Mark Brandenburg und aus dieser Mark wuchs dann der brandenburgisch-preußische Staat hervor, ohne welchen Deutschland elend zersplittert und als Ganzes vernichtet worden wäre. Er, der Bär, ein kleiner deutscher Fürst, that dieß; der große Rothbart aber, das ist der hohenstaufische Friedrich I., der als Kaiser vermeinte eine Art Vicegott in Europa zu sein, was leistete er mit seinen langen Kämpfen in Italien?

Gerade wie Albrecht der Bär gegen Osten und Nordosten hin wirkte, so Heinrich der Löwe gegen die Wenden in Pommern, auf Rügen, in Mecklenburg und zum Theil auch noch im Holsteinischen und Oldenburgischen. All' diese Länder nemlich hatten die Obodriten und andere wendischen Stämme im Verlauf der letzten hundert Jahre besetzt und selbst bis auf die dänischen Inseln, also noch Seeland, Laaland und Fünen waren sie vorgedrungen, denn sie fühlten sich auf der See so gut zu Hause als auf dem Lande. Da machte nun der dänische König Waldemar (genannt der Große, weil er die andern Kronprätendenten überwand) dem Herzog Heinrich dem Löwen im Jahr 1157 den Antrag, die wendischen Slaven gemeinsam zu bekriegen, und darauf gieng der Löwe sogleich ein. Mit dem Beding jedoch, daß ihm alles eroberte Festland bleiben und der Dänenkönig sich mit der Befreiung seiner Inseln begnügen sollte. Solcher Vertrag hatte nun zur Folge, daß nach und nach bis zum Jahr 1164 (außer der Befreiung der Inseln Seeland, Laaland und Fünen von den wendischen Seeräubern) das ganze Obodritenland — das jetzige Mecklenburg — erobert und dem Löwen zugesprochen wurde. Mit demselben Glücke bekämpfte der Löwe auch die Wagrier im Osten Holsteins, sowie die mit ihnen verbündeten Polaben, aus deren Land nachher die Grafschaft Ratzeburg gebildet wurde, und selbst bis nach Pommern drang er vor. Kurz alle die Districte an der Nord- und Ostsee, welche zwischen der Weser und Elbe liegen, wußte er sich zu unterwerfen, und um sie in gut deutsche Landschaften zu verwandeln, verfuhr er ganz auf dieselbe Weise, wie Albrecht der Bär in der Mark Brandenburg. Ueberall an geeigneten Plätzen legte er feste Burgen an, über welche er sächsische Edelleute setzte, und nicht minder auch gründete er feste Städte, worunter Lübeck besonders hervorragte. Weiter stiftete er Klöster, wie zum Beispiel das berühmte Dobberan, theils damit die Mönche den Boden urbar machten, theils damit sie der unwissenden Jugend Unterricht gäben; außer den Klöstern aber rief er auch noch neue Bisthümer ins Leben, als da sind Schwerin und Ratzeburg, oder erneuerte er ältere, wie namentlich Oldenburg. Endlich sorgte er dafür, daß die vielen verödeten Landstrecken (bei der Eroberung dieser Lande waren die eingebornen Slaven zu

Tausenden todtgeschlagen worden und noch weit Mehre zogen sich weit weg nach Osten hin, um nicht das verhaßte Christenthum annehmen zu müssen) Colonisten bekamen und diese zog er, natürlich nicht ohne die Zusage bedeutender Vergünstigungen, hauptsächlich aus Westphalen, Friesland und Holland herbei. So hob sich der Ackerbau bald ungemein, aber nicht bloß dieser, sondern auch der Handel nebst allem, was daran hieng, und insbesondere stieg Lübeck durch die so überaus rührigen Friesen und Holländer, die sich in den Mauern der neuen Stadt niederließen, mit einer wahrhaft erstaunlichen Schnelligkeit zu einer großen Seestadt — der ersten deutschen an der Ostsee — empor. Natürlich, denn Heinrich der Löwe begünstigte diese seine Schöpfung — gerade wie auch Braunschweig, seine andere Lieblingsstadt — ganz ungemein und gab ihr, außer vielen andern Privilegien, welche die Märkte, den Zoll und die Münze betrafen, eine fast durchaus selbstständige Verwaltung.

Das waren Leistungen von größtem Gewinn für Deutschland und sicherlich mehr werth, als alle die Kämpfe der verschiedenen Kaiser in Italien. Allein weil nun Heinrich der Löwe durch diese Eroberungen ein so überaus mächtiger Fürst wurde, erweckte er sich trotz seiner sprüchwörtlichen Großmuth, mit der er alle seine Mitkämpfer belohnte (so den tapfern Heinrich von Badewide mit der Lehngrafschaft Ratzeburg, und den kühnen Guncelin von Hagen mit der Grafschaft Schwerin, insbesondere aber mit Mecklenburg den christgewordenen und ihm treu anhängenden früheren Obobritenfürsten Pribislaw, von dem die jetzt noch herrschenden mecklenburgischen Herzoge abstammen), eine Menge von Neidern und überdem wurden ihm viele seiner Nachbarn wegen seiner rücksichtslosen Gewaltthätigkeit gram. Unter diesen Vielen nenne ich den Markgrafen von Brandenburg, Albrecht den Bären, den Landgrafen von Thüringen, Ludwig den Eisernen, und den Markgrafen von Meissen, Otto den Reichen; seine Hauptfeinde aber waren die Erzbischöfe Rainald von Köln, Hartwig I. von Bremen und Wichmann von Magdeburg, sowie die Bischöfe Herrmann von Hildesheim und Ulrich von Halberstadt, denn gegen diese Herren Kirchenfürsten benahm er sich nichts weniger als zuvorkommend. Im Gegentheil trat er dem

Treiben derselben, die sich in alle weltlichen Händel mischten, immer entschieden entgegen und schaltete und waltete mit den Kirchenstellen in seinen Landen ganz nach eigenem besten Ermessen. Mehrmals nun traten diese seine vielen Feinde zusammen, um ihn gemeinsam zu bekriegen, allein das Resultat war immer, daß er die Oberhand behielt und die Gegner zu einem Frieden nöthigte, der ihnen keinen Vortheil brachte. Ja selbst, als sie auch noch den König Waldemar I. von Dänemark, der mit dem Löwen wegen des Besitzes der den Slaven abgenommenen Insel Rügen in Streit kam, in ihren Bund zogen, unterlagen sie und Waldemar mußte die genannte Insel mit dem gewaltigen Heinrich theilen. Mit dem Jahr 1178 jedoch gestalteten sich die Verhältnisse ganz anders, denn im Frühjahr 1178 kehrte der Kaiser Friedrich I., genannt der Rothbart, aus Italien, wo jetzt Frieden herrschte, nach Deutschland zurück, und welche Erbitterung in diesem gegen den Löwen nach jener fehlgeschlagenen Zusammenkunft in Partenkirchen kochte, kann man sich denken. Jetzt also durfte man hoffen, daß der Kaiser selbst Parthei gegen denselben ergreifen werde, und selbstverständlich mußte letzterer dann, wenn das ganze Deutschland gegen ihn zusammenstand, unterliegen. Wie nun die Feinde des Löwen, besonders der Erzbischof von Köln, Philipp von Heinsberg, der Nachfolger des gestorbenen Rainald, und der Bischof Ulrich von Halberstadt, an dem Rothbart schürten! Wie sie in ihn drangen, den Löwen nicht noch mächtiger werden zu lassen, sondern ihn wegen seiner vielen begangenen Gewaltthätigkeiten zu strafen! Auch fielen diese Hetzereien auf keinen unfruchtbaren Boden, denn der Kaiser glaubte ganz in seinem Rechte zu sein, den Löwen dafür zu züchtigen, daß er, der Vasalle, ihm, dem Beherrscher Deutschlands, die verlangte Hülfe gegen die Feinde in Italien verweigert habe. Trotzdem wollte der Rothbart, der jetzt, wie wir wissen, ein anderer geworden war, nicht mit Gewalt, vielmehr in nur ganz gesetzmäßiger Weise vorgehen, und beschied den Löwen auf den Reichstag nach Worms, den er dorthin auf den Januar 1179 ausschrieb. Der Löwe, Schlimmes ahnend, erschien nicht; allein immer noch zögerte der Kaiser mit der Strafe, und schrieb auf den Juni 1179 einen neuen Reichstag nach Magdeburg aus. Wiederum

blieb der Löwe weg und ebenso von Goslar, wo im August ein dritter Reichstag stattfand. Nun gieng' den versammelten Fürsten die Geduld aus und sie verhängten die Acht über den Widerspenstigen, ihn aller seiner Lehen für verlustig erklärend. Demgemäß hätte der Rothbart, wenn er blos dem Rachegefühle gefolgt wäre, den Löwen sogleich mit Krieg überziehen können; allein seiner veränderten Gesinnungen wegen schauderte er vor einem Bürgerkrieg — besonders vor einem aller Voraussicht nach sehr lang andauernden — zurück und trat mit dem Feinde in Privatunterhandlungen. Er wollte denselben überreden, sich in Güte zu fügen, und setzte ihm zur Strafe für seine versäumte Vasallenpflicht nicht mehr als die nicht allzugroße Summe von 5000 Mark Silber an. Weil jedoch der Löwe, sich seiner Kraft bewußt, auch hievon nichts wissen wollte, berief der Rothbart zu Anfang des Jahrs 1180 einen vierten Reichstag nach Würzburg und hier nun — der Löwe kam abermal nicht — wurde beschlossen, die Acht an dem Ungehorsamen unter allen Umständen zu vollziehen. Mit andern Worten, ihn aller seiner Reichslehen, sowie insbesondere der Herzogthümer Sachsen und Baiern zu entsetzen. Uebrigens selbst jetzt noch gieng der Rothbart, ganz gegen seine frühere Gewohnheit, mit großer Vorsicht zu Werk, denn er mußte sich sagen, daß es, obwohl fast alle unmittelbaren Reichsfürsten zu ihm standen, keine Kleinigkeit sei, einen so überaus mächtigen Herrn, wie den Löwen, zu Paaren zu treiben, und so ließ er sich denn aus lauter Vorsicht zu einer Handlung verleiten, welche unserem Vaterlande später den größten Nachtheil brachte. Um nemlich dem Löwen seine bisherigen Freunde zu entziehen und zugleich um ihm recht inflammirte Feinde zu schaffen, zerriß er Sachsen und Baiern in verschiedene Theile, gab diese Theile einzelnen Hochgestellten als unabhängige Fürstenthümer oder Grafschaften und schuf so eine Menge von Dynastengeschlechtern, welchen nachher nicht mehr das Vaterland, sondern nur ihre eigene Dynastie am Herzen lag. So erhielt der Erzbischof Philipp von Köln alles sächsische Land links der Weser unter dem Titel eines Herzogthums Westphalen und Engern (diese alten Namen werden dem Leser aus der deutschen Urgeschichte noch bekannt sein) und so Bernhard, Graf von Anhalt, der

jüngste Sohn des anno 1170 verstorbenen Markgrafen von Brandenburg, Albrechts des Bären, Ostphalen, das ist das rechts von der Weser gelegene Land, unter dem Namen eines Herzogthums Sachsen. So wurden die Grafen von Schwerin, von Oldenburg, von Holstein, von Ratzeburg und von Mecklenburg (der frühere Obodritenfürst Pribislaw), ja selbst die beiden Pommerfürsten Bogislaw und Kasimir, die sich der Löwe zuletzt noch zinsbar gemacht hatte, für sich und ihre Nachkommen zu reichsunmittelbaren Dynasten erhoben, während sie bisher ihre Grafschaften vom Löwen, als dem Regenten Sachsens, zu Lehen getragen hatten. So kamen eine Menge von Gütern, worunter ganze Vogteien und Grafschaften, an die Erzbischöfe von Bremen und Magdeburg, sowie an die Bischöfe von Hildesheim, Halberstadt, Münster und Verden, wodurch diese Priestersitze ebenfalls zu Fürstenthümern anwuchsen. So löste der Rothbart Steiermark für immer von Baiern los, erhob es (wie früher schon mit Oesterreich geschehen war) zum Herzogthum und machte dadurch seinen bisherigen Markgrafen, Ottokar VIII., aus dem Geschlecht der Grafen von Styre oder Steier, zum reichsunmittelbaren Herrn. So geschah auch mit dem Grafen Berthold von Andechs (der Name rührt von einem alten Bergschloß am Ammersee her), dessen unmittelbare Vorfahren außer der Markgrafschaft Istrien weitausgedehnte Ländereien an der Etsch, am Inn und in Dalmatien (also bis ans adriatische Meer hin, woher der Name „Meer — an" oder Meran, hinter welcher Stadt sich das Schloß „Tyrol" erhebt) erworben hatten, denn der Kaiser beschenkte ihn mit dem Titel eines Herzogs von Meran. Das war freilich nur ein Titel, aber dessen Inhaber wurde dadurch ein von Baiern unabhängiger Fürst, oder mit andern Worten der erste Regent der nachmaligen reichsunmittelbaren Grafschaft Tyrol. So belehnte endlich der Kaiser mit dem auf die genannte Art beschnipfelten Herzogthum Baiern den Pfalzgrafen Otto VI. von Wittelsbach und rief mit ihm ein Dynastengeschlecht an die Spitze Baierns, welches später in seinen Unabhängigkeitsbestrebungen alle andern Dynastengeschlechter weit hinter sich ließ. Wer war nun aber dieser Wittelsbacher? In gerader Linie stammte er ab von jenem tapfern Luitpold, dem Feldherrn Kaiser Arnulphs,

welchem dieser das Herzogthum Baiern, um es gegen die Ungarn zu vertheidigen, übertragen hatte; Luitpolds Nachfolger aber konnten diese hohe Würde nicht behaupten und Kaiser Otto I. war ihnen so feind, daß er sie wegen ihrer innigen Verbindung mit seinem rebellischen Sohne Liudolph anno 954 sogar auf eine Zeitlang in die Verbannung sandte. Später erhielten sie die Erlaubniß nach Baiern zurückzukehren, aber nur als Privatleute, und nun nannten sie sich nach ihrer Burg Scheyern bei Pfaffenhofen in Oberbaiern Grafen von Scheyern. Wiederum etwas später, im Jahr 1108, verwandelten sie diese Burg in ein Kloster und residirten von nun an auf Schloß Wittelsbach, das sie sich bei Aichach, ebenfalls in Oberbaiern, erbaut hatten. Seither kommen sie nun in der Geschichte als Grafen von Wittelsbach vor und Einen von ihnen, den Grafen Otto V., ernannte Kaiser Heinrich V. seiner treuen Dienste wegen zum Pfalzgrafen von Baiern. Sein Sohn und Erbe aber, Pfalzgraf Otto VI., wurde dem Kaiser Friedrich I., dem Rothbart, als Krieger wie als Staatsmann geradezu unentbehrlich und zur Belohnung hiefür erhielt er eben jetzt, im Jahr 1180, das Herzogthum Baiern. Auf diese Art machte der Kaiser Friedrich I. den Anfang mit der Schaffung verschiedener Dynastengeschlechter in Deutschland und legte damit den Grund zu der so überaus verderblichen Kleinstaaterei, welche zu bezwingen erst in der allerneuesten Zeit dem Staate Preußen, wie wir später sehen werden, gelungen ist.

Alle die hohen Herren, welche auf die eben beschriebene Weise bei der Theilung Sachsens und Baierns reichsunmittelbare (das heißt nur noch vom Kaiser und Reich abhängige) Fürsten geworden waren, kannten von jetzt an nichts mehr als die bitterste Feindschaft gegen Heinrich den Löwen (denn sie wollten sich selbstverständlich ihre neu gewonnenen Dynastieen erhalten, was nur möglich war, wenn der Löwe gestürzt wurde) und so hatte der Rothbart bei dem sofort beginnenden Kampfe gegen denselben keine allzuschwere Arbeit. Doch soll ich nun diesen Kampf des Weitläuftigen schildern? Es wird genügen, wenn ich sage, daß der Löwe sich so wehrte, wie es seines Namens würdig war, und sogar im Anfang, bei Weissensee und Osnabrück, bedeutende Erfolge errang. Allein als der Rothbart die

ganze Reichsmacht gesammelt und nach der ziemlich leichten Bezwingung von Baiern (Regensburg wurde darauf zur reichsunmittelbaren Stadt oder Reichsstadt erhoben) mit derselben in Sachsen einrückte, fiel eine Stadt, eine Festung nach der andern in seine Hände. Selbst Lübeck, das so schnell aufgeblühte, übergab sich und erhielt zum Lohne (wie das oben genannte Regensburg) Reichsfreiheit. Endlich im Herbst 1181 fiel auch das feste Stade und wie darauf der Rothbart gegen Lüneburg rückte, wo der Löwe seine Familie geborgen hatte, sah letzterer ein, daß ihm nichts bleibe, als unbedingte Unterwerfung. Solche bot er dem Kaiser an und auf dem glänzenden Reichstag von Erfurt am 30. November 1181 warf er sich ihm zu Füßen, seine Kniee umklammernd. Der Rechtsspruch, der nun über ihn gefällt wurde, lautete streng genug, denn alle seine Reichslehen, also namentlich auch die beiden Herzogthümer Sachsen und Baiern, wurden ihm entzogen, so daß ihm nichts blieb als seine väterliche Stammbesitzung Braunschweig mit Lüneburg, und überdem mußte er auf sieben Jahre aus dem Reich hinaus in die Verbannung ziehen. Auf die Fürbitte des Pabstes und anderer Hochgestellten verwandelte der Kaiser später die sieben in drei Jahre, allein bei letzterm verblieb es ohne Gnade und im Frühjahr 1182 zog der Löwe mit Weib und Kind ins Exil nach der Normandie zu seinem Schwiegervater Heinrich II., dem Könige Englands und der Normandie. Ein solches Ende nahm die Herrschaft des gewaltigen Welfenherzogs, Heinrichs des Löwen, der mehr ein König, als ein Herzog gewesen war; aber die Zertrümmerung des starken Sachsens in verschiedene kleinere Fürstenthümer sollte später die bittersten Früchte tragen. Bisher nemlich hatten die Herzoge von Sachsen ihre schlimmen Nachbarn, die Dänen, im Zaum gehalten und insbesondere streng hielt Heinrich der Löwe ihren König Waldemar unter dem Daumen. Die genannten kleinen Fürsten aber waren vereinzelt — und aus Eifersucht gegen einander blieben sie fast immer vereinzelt, weil es jedem von ihnen, der Natur der Sache nach, nur um sein eigenes kleines Dynasten-Ich zu thun sein konnte — denselben nicht gewachsen und so suchten die Dänenkönige schon sehr bald ihre Herrschaft auf Deutschlands Kosten immer weiter auszudehnen. Noch

mehr, sie führten Deutschland gegenüber, auf dessen Uneinigkeit pochend, eine Sprache, die anmaßender und unverschämter gar nicht sein konnte, und dieß hat bis in unsere Tage hinein fortgedauert. Ja, den ersten, obwohl noch bescheidenen Anfang machte schon Waldemars Sohn und Erbe, König Knud oder Kanut VI., welchem es gelang, jene beiden obengenannten Pommerfürsten Bogislaw und Kasimir, sowie den kleinen Dynasten von Mecklenburg Pribislaw anno 1185 in seine Vasallen zu verwandeln, ohne daß die andern deutschen Fürsten — der Kaiser Friedrich I. war damals, wie wir jetzt sogleich sehen werden, wieder in Italien abwesend — auch nur die Hand gerührt hätten.

Nicht lange nach der Bezwingung Heinrichs des Löwen näherte sich der mit den Lombardenstädten abgeschlossene Waffenstillstand seinem Ende und diese trafen auf einer großen Versammlung in Piacenza bereits die nöthigen Vorbereitungen, um einem etwaigen neuen Kriegszug Friedrichs I. zu begegnen; allein dieser, der die Kraft des freien Bürgerthums bei Legnano zur Genüge kennen gelernt hatte, sehnte sich nach einem definitiven Frieden mit den genannten Städten und ohne lange Streitigkeiten kam derselbe im Juni 1183 in Konstanz zu Stande. Der Kaiser genehmigte den Bund der Lombardenstädte und diese behielten das Recht, nicht blos nach Belieben Festungswerke anzulegen und Schutz- und Trutzbündnisse zu ihrer Vertheidigung unter einander zu schließen, sondern auch ihre Obrigkeiten frei zu wählen und alle ihre Angelegenheiten selbst zu ordnen. Dagegen aber anerkannten die verbündeten Städte die staatliche Oberhoheit des deutschen Reichs und verpflichteten sich bei den Heerzügen der Kaiser nach Italien für gute Wege und Brücken zu sorgen. Weiter dazu, den Truppen die nöthigen Lebensmittel zu liefern und den Kaisern bei deren Besuchen in Italien jederzeit ihre Thore zu öffnen. Endlich, ihnen die üblichen Geschenke darzubringen und sie in der Erhaltung ihrer Oberherrschaft über den nicht-städtischen Theil von Oberitalien (die Markgrafschaften) kräftigst zu unterstützen. Ueberdem wurde der Entscheid in allen bedeutenderen Rechtsstreitigkeiten (was über 25 Pfund Reichsmünze gieng) der oberstrichterlichen Gewalt des Kaisers vorbehalten; doch durften die Städte auch dieses

Regal mit 2000 Mark Silber ablösen. Kurz also, es wurde den lombardischen Städten ihre vollste Freiheit, obwohl natürlich unter kaiserlicher Oberhohheit, bewilligt und so das städtische Bürgerthum zu einer dem Adel ebenbürtigen Staatsmacht emporgehoben. Dieses Verfahren gegen die Lombardenstädte aber hatte wieder seine Rückwirkung auf Deutschland, denn der Rothbart, dem nun die freien Bürger kein Pöbel mehr waren, konnte natürlich nicht umhin, auch hier sehr vielen Städten (zum Beispiel Nürnberg, Rothenburg an der Tauber, Memmingen, Hagenau, Speier, Reutlingen, Eßlingen, Ravensburg und Ulm) ganz ähnliche Rechte zu verleihen. Mit andern Worten, diese Städte wurden reichsunmittelbar, gerade wie Regensburg und Lübeck, und hatten also keinen Quälgeist von einem kleinen Dynasten mehr über sich, sondern nur allein den Kaiser.

Trotzdem nun übrigens Friedrich I. auf seine unumschränkte Gewalt über die Städte in Oberitalien verzichtet hatte, lag ihm Italien doch immer gleich sehr am Herzen, weil der Gedanke, der Nachfolger der altrömischen Imperatoren zu sein, ihn, so lange er lebte, nie verließ, und wie sich ihm daher eine Gelegenheit zeigte, ganz Unteritalien ohne Schwertstreich für sein Haus zu erobern, griff er, was man sagt, mit beiden Händen zu. Ueber Unteritalien und Sicilien herrschte damals König Wilhelm II., der Sohn König Rogers, allein seine Ehe mit der englischen Prinzessin Johanna war kinderlos und weil es ebensowenig andere legitime Thronerben männlichen Geschlechtes gab, so mußte die Krone beider Sicilien (wie man sich später ausdrückte) nothwendig an die Prinzessin Konstanze, die Schwester des verstorbenen Königs Roger (also Wilhelms II. Tante) fallen. Wie nun, wenn der Rothbart diese Erbin für seinen Erstgebornen, den jungen Heinrich (nachher Kaiser Heinrich VI.) als Gattin gewann? Es war freilich richtig, die Prinzessin Konstanze zählte volle zehn Jahre weiter, als des Rothbarts Erstgeborner, und hatte bis jetzt keine Lust bezeugt, in den Stand der Ehe zu treten; solche kleine Hindernisse ließen sich jedoch leicht überwinden und somit kam der Gedanke an dieses Ehebündniß dem Rothbart nicht mehr aus dem Sinn. Nein, keinen Augenblick lang mehr, und schon im Frühjahr 1184 beschloß er eine neue Fahrt nach Welschland. Nicht übrigens

eine militärische, weil er ja jetzt mit den Lombarden auf dem besten Fuße stand, sondern eine ganz friedliche, um von Ort und Stelle aus die Verhandlungen mit Wilhelm II. und der Prinzessin Konstanze desto erfolgreicher leiten zu können. Ehe er übrigens seinen Zug antrat, feierte er das Pfingstfest des Jahres 1184 auf der großen Ebene von Mainz in einer Pracht, wie man solche früher nie gesehen hatte, denn das Fest sollte den Frieden verherrlichen, der jetzt im ganzen Reiche hergestellt war. Alle Fürsten, die geistlichen wie die weltlichen, hatte er dazu geladen und sie alle erschienen mit ihren ganz unabsehbaren Gefolgen. Ueber 70,000 Menschen sollen da unter Zelten versammelt gewesen sein und die Festlichkeiten, bei welchen der Kaiser den freigebigsten Wirth machte, nahmen eine ganze Woche in Anspruch. Ja so wunderbar herrlich gestaltete sich Alles, daß das Andenken an dieses Pfingsten noch nach Jahrhunderten fortlebte und durch dasselbe um die Stirne des Kaisers Barbarossa ein Glorienschein gewoben wurde, der durch keinen nachfolgenden Kaiser verdunkelt werden konnte. Doch auch diese Tage giengen vorüber und nun zog der Rothbart zum sechsten Male im September 1184 über die Alpen. Mit offenen Armen empfiengen ihn die lombardischen Städte und am meisten strengte sich Mailand an, den hohen Herrn zu ehren. Auch verweilte letzterer während seines jetzigen, sehr langen, fast dritthalbjährigen Aufenthalts in Italien fast die ganze Zeit in den Mauern der genannten Stadt und seine Huld gewann ihm nunmehr alle Herzen. Natürlich übrigens verlor er den eigentlichen Zweck seiner Fahrt keinen Moment lang aus den Augen und es gelang ihm richtig, hauptsächlich durch die Bemühungen des Erzbischofs Walther von Palermo, eines geborenen Engländers, den er ganz für sich zu gewinnen verstanden hatte, schon im October 1185 die Verlobung, sowie dann fünfzehn Monate später die Vermählung seines Sohnes Heinrich mit der Erbin Konstanze zu Stande zu bringen. Diese Vermählung feierte man am 27. Januar 1187 in Mailand, denn die Mailänder hatten so lange mit Bitten nicht nachgelassen, bis der Kaiser sich dazu verstand, und es wurde dabei wieder eine Pracht entfaltet, wie zwei Jahre zuvor in Mainz. Jetzt war der Rothbart seinem großen Ziele, ganz Italien seiner Herrschaft zu

unterwerfen, bereits äußerst nahe gerückt und man kann sich also denken, welche stolze Gefühle seine Brust anschwellten; allein in all' dieß Glück fiel doch ein tiefer Schatten hinein.

Seit Gregor VII. hatten sich die Päbste in Beziehung auf ihre Machtstellung in Italien hauptsächlich auf zwei Gewalten verlassen. Einmal auf die lombardischen Städte in Oberitalien und sodann auf die Normannenkönige in Unteritalien. Jetzt herrschte tiefer Frieden zwischen dem Kaiser und jenen Städten, und wenn es nun dem Rothbart auch noch gelang, der Erbe der Normannenkönige zu werden, so saßen die Päbste mitten innen, fast ohne sich mehr rühren zu können. Selbstverständlich mußte also die römische Kurie dem Ehebündniß zwischen dem jungen Heinrich und der Erbin Konstanze durchaus entgegen sein und der Kaiser erwartete auch von dieser Seite her den heftigsten Widerstand; allein ein großes Glück für ihn war, daß, nachdem Alexander III. im August 1181 verstorben war, am nächsten 1. September Lucius III. zum Pabst erwählt wurde, welcher keineswegs die geistige Kraft seines Vorgängers besaß. Dieser neue Pabst vermochte es also nicht zu hindern, daß die Verlobung zwischen Heinrich und Konstanze zu Stande kam. Er starb jedoch im November 1185 und sein Nachfolger wurde Uberto Crinello, Erzbischof von Mailand, der sich Urban III. nannte, ein geschworener Feind der Deutschen. Nicht blos übrigens ein geschworener Feind der Deutschen war er, sondern auch sonst so zänkisch und gewaltthätig, daß ihn die Römer aus ihren Mauern jagten und er in Verona seinen Sitz nehmen mußte. So lähmte er sich selbst seine Kraft und alle seine Protestationen gegen die bewußte Heirath halfen nichts. Im Gegentheil gieng diese, wie wir gesehen haben, im Januar 1187 vor sich und wenn nun auch Urban III., darob vor Zorn außer sich, am liebsten sogleich alle seine Donnerkeile losgelassen hätte, so wurde er doch hievon durch Zweierlei abgehalten. Einmal dadurch, daß er sich in Verona von der kaiserlichen Macht eingeschlossen sah, und zum andern dadurch, daß die deutschen Bischöfe dießmal fast einmüthig zum Kaiser standen. So sah er sich genöthigt, um nicht seine eigene Existenz aufs Spiel zu setzen, mit dem Bannstrahl zu zögern und inmitten dieser Zögerung ereilte ihn im October 1187 der Tod. Sein Nach-

folger Gregor VIII. war mehr friedliebender Natur und von ihm hätte somit Friedrich I. nicht viel zu fürchten gehabt. Doch starb er schon zwei Monate später, im December 1187 und ihm folgte der viel energischere Clemens III., von welchem man allerdings voraussetzen durfte, daß er in die Fußstapfen Urbans III. treten werde. Auch wäre dieß sicherlich geschehen, wenn nicht jetzt eben ein furchtbares Ereigniß die ganze Christenheit erschüttert hätte, nehmlich die Eroberung Jerusalems durch die muhammedanischen Saracenen.

Durch das Blut von Hunderttausenden war Palästina mit Jerusalem vor neunzig Jahren den Ungläubigen entrissen worden und seither hatten christliche Könige dort geherrscht. Wie sie aber herrschten und welch' schwere Schuld überhaupt die Christen während dieser neunzig Jahre im Morgenlande auf sich luden, dieß zu beschreiben gehört nicht hierher, Genug, am 2. October 1187 eroberte der egyptische Sultan Saladin — eigentlich Salah-ed-din-Jussuh-Ebu-Ayut —, nachdem er zuvor die Christen am See Tiberias bis zur Vernichtung geschlagen, die heilige Stadt und wie nun die Kunde hievon verschiedene Wochen später nach Europa gelangte, entstand eine furchtbare Aufregung. Ja, geschürt vom Pabste, der alle seine schönen Träume von der Ausdehnung seiner Herrschaft auch über den Orient mit einem Male vernichtet sah, wurde die alte Begeisterung, wie beim ersten Kreuzzuge, wieder lebendig, und alle Welt, Hoch wie Niedrig, Christlich wie Weltlich, selbst unumschränkt regierende Könige, wie die von Frankreich und England — kurz Alles drängte sich herzu, das Kreuz zu nehmen. Wie hätte nun da der heldenmüthige Friedrich I. der Aufforderung des Pabstes, der ihm auf einmal freundlichst entgegenkam, einen Widerspruch entgegensetzen können? Wohl zählte er damals bereits an die siebzig Jahre und in solchem Alter ist man zur Ertragung von Strapazen nicht mehr ganz geeignet; aber gleichviel, der Rothbart ergriff das Kreuz mit dem Muthe eines Jünglings und sein hohes Beispiel wirkte nun vollends ansteckend. Trotz der Begeisterung übrigens vergaß der Kaiser auch die Vorsicht nicht. Vielmehr traf er die umfassendsten Vorkehrungen, um sich den Sieg zu sichern, und keinerlei Gesindel durfte sich an dem Zug betheiligen. Endlich nachdem Alles gehörig geordnet und auch für das Regiment

in Deutschland — der Rothbart ernannte seinen Erstgeborenen zum Reichsverweser — aufs beste gesorgt war, trat der Kaiser im Mai 1189 am Gregoriustag von Regensburg aus den Zug ins Morgenland an und siehe da, wie er sein Heer musterte, zählte dasselbe 30,000 geharnischte Ritter nebst 82,000 Kriegern zu Fuß. Unter den Rittern aber waren nicht weniger als 11 Bischöfe und Erzbischöfe, 2 Herzoge (Leopold von Oestreich und Friedrich von Schwaben, des Kaisers eigner zweitgeborner Sohn) und 52 Mark-, Pfalz- und andere Grafen, worunter Philipp von Flandern, Herrmann von Baden, Berthold von Meran, Florens von Holland, Ruprecht von Nassau und Engelbert von Berg. Gewiß also darf man mit Recht behaupten, daß die Alleredelsten mitzogen, allein die Hoffnungen, die man auf den Erfolg setzte, bewährten sich trotzdem keineswegs, sondern schlugen vielmehr in das gerade Gegentheil um. Ich will mich übrigens kurz fassen, denn ich darf auch diesen dritten Kreuzzug nur in so weit berühren, als er mit der deutschen Geschichte zusammenhängt, und muß also den Leser in allem Uebrigen auf die Geschichte der Kreuzzüge selbst verweisen. Welche unendliche Schwierigkeiten zu überwinden waren, bis das Kreuzheer nur auf asiatischem Boden stand — ich erinnere nur an die furchtbare Länge des Marsches durch Ungarn, Serbien, Bosnien, Bulgarien und die übrigen Provinzen der jetzigen europäischen Türkei; dann an die fast unlösbare Aufgabe, sich die nöthigen Lebensmittel für so viele Leute zu verschaffen; weiter an den niederträchtigen verrätherischen Charakter der Griechen, die oft und viel sogar vergiftetes Mehl lieferten; endlich an die ewigen Angriffe der Saracenen, sowie man deren Gebiet erreichte — kann man sich denken und ebenso auch, wie in Folge dessen die Reihen der Streiter sich täglich lichteten. Dessenungeachtet verrichteten die Kreuzfahrer unter ihrem tapferen Kaiser, dem ersten Feldherrn damaliger Zeit, sobald es mit den Muhammedanern zum eigentlichen Schlagen kam, bewunderungswürdige Heldenthaten und die bewunderungswürdigste war wohl die Erstürmung von Iconium, der Hauptstadt des Sultans Kilidsch Arslan, am 17. Mai 1190. Gleich nachher zu Anfang des Juni erreichte das Heer die Ebene von Seleucia und nun hoffte Alles, daß die Hauptnoth ein Ende habe. Allein gerade

hier sollte die Kreuzfahrer das Herbste treffen. Am Flusse Salaph (bei den Alten Kalykadnus geheißen) angekommen nemlich ließ sich der greise Rothbart verleiten, in den klaren Wellen seinen Leib zu erfrischen, allein der Fluß war tiefer und reißender, als er geahnt, und ehe man ihm zu Hülfe kommen konnte, fand er in demselben seinen Tod. Solches geschah am 10. Juni 1190 und welch ein unsäglicher Jammer darob entstand, darüber brauche ich wohl kein Wort zu verlieren. Doch endlich rafften sich die Verzweifelnden wieder auf und zogen unter Führung des Herzogs Friedrich von Schwaben, des zweitgeborenen Sohnes des Verblichenen, weiter nach Antiochien, wo man die kaiserliche Leiche feierlichst beisetzte. Dann trennte sich das Kreuzheer und ein Theil desselben, total entmuthigt, kehrte zu Schiffe nach Europa zurück. Der andere Theil, jedoch nur noch 7000 Mann stark, worunter noch nicht einmal 1000 Ritter, vereinigte sich unter Friederichs Führung mit einem neuen soeben zu Schiff von Frankreich angekommenen Kreuzheer, welches Akkon belagerte und hier fand dann der tapfere Herzog von Schwaben am 20. Januar 1191 seinen Tod. Kurz vorher noch ergriff er die sich ihm darbietende Gelegenheit, eine Stiftung zu machen, die für Deutschland später von größter Wichtigkeit werden sollte, ich meine die Stiftung des Deutsch-Herrenordens, von dem ich dem Leser in einem folgenden Kapitel Mehreres erzählen werde. Darin bestand aber auch der einzige nennenswerthe Erfolg des ganzen Kreuzzugs, denn von der Wiedereroberung Jerusalems war auch nicht entfernt die Rede. Ja von all' den vielen Tausenden, die so muthig ausgezogen waren, sahen nur einzelne Wenige ihr Vaterland wieder, während die Gebeine der Andern auf asiatischem Boden moderten.

In Deutschland wollte man es lange nicht glauben, daß der Kaiser Barbarossa auf so geringe Weise sein Leben verloren habe, und es bildete sich über ihn eine wunderbare Sage, die durch Jahrhunderte fortdauerte. Im Kyffhäuser Berge auf der goldenen Aue in Thüringen dachte man ihn sich schlafend und an seiner Seite schliefen auch seine Helden. Sein Bart aber wuchs durch den Marmortisch, an den er sich lehnte, und um den Berg herum flogen die Raben, seinen Schlaf zu bewachen. Und warum schlief er allda,

statt sich in kühler Erde betten zu lassen? Weil — so flüsterte man sich zu — eine Zeit kommen muß, wo die Raben nicht mehr fliegen und wo er von neuem sein Schwert umgürtet, um das deutsche Volk nach einem großen Sieg über alle seine Feinde zum ersten der Welt zu machen. Eine wunderbar herrliche Sage, die wohl in unsern Tagen ihre Lösung gefunden hat.

---

## Drittes Kapitel.

### Heinrich VI., der erste staufische König von Neapel und Sicilien.

(1190—1197).

Der Nachfolger des Rothbarts wurde sein Erstgeborner, Heinrich VI., ohne daß eine Wahl nöthig gewesen wäre, denn die Fürsten Deutschlands hatten ihn schon in seinem vierten Jahre, im Frühjahr 1169, auf den Wunsch seines Vaters zum deutschen König erkoren, worauf dann am 15. August 1169 seine Krönung zu Aachen durch den Erzbischof Philipp von Köln erfolgt war. Man erwartete Großes von ihm, weil er schon in früher Jugend ebensoviel Verstand als Muth und Tapferkeit zeigte; allein leider hatte man ihn, wie vor und nach ihm so viele andere Königssöhne, in dem Glauben erzogen, daß er als Erstgeborner eines Kaisers weit erhaben sei über das sonstige Menschengezücht, und so setzte sich ein Hochmuth und Starrsinn in ihm fest, der ihn nur zu oft zu den schlimmsten Handlungen hinriß. Widerspruch konnte er gar keinen ertragen und noch weniger Widerstand. Kam es aber dennoch vor, daß Irgendwer seinen Willen durchkreuzte, so ergriff ihn eine unnennbare Wuth und in dieser Wuth verübte er Dinge, deren nur ein Wütherich fähig ist. Natürlich übrigens traten die letzt genannten Eigenschaften bei ihm

erst hervor, nachdem er an die Gewalt gelangt war, denn vorher hütete er sich wohl, sie zu zeigen, und so lag es ganz in der Natur der Sache, daß man vor seinem Regierungsantritt sehr bedeutende Hoffnungen auf ihn setzte.

Als ihn sein Vater beim Antritt des verhängnißvollen Kreuzzuges zum Verweser des deutschen Reichs ernannte, hatte er ihm die Wege bestens geebnet, damit ja kein schlimmes Vorkommniß seine Verweserei störe und dahin gehörte insbesondere auch die abermalige Entfernung Heinrichs des Löwen aus seinen Stammlanden. In diese war letzterer, wie wir wissen, mit Erlaubniß des Rothbarts anno 1185 zurückgekehrt und hatte sich da bis jetzt ruhig verhalten. Der Rothbart aber, nach dem Orient ziehend, befürchtete, der Löwe möchte seine Abwesenheit benützen, nm sich wieder in den Besitz der verlorenen Herzogthümer Sachsen und Baiern zu setzen, und stellte ihm daher die Alternative, entweder mit ihm nach Palästina aufzubrechen, oder aber von neuem auf drei Jahre in die Verbannung zu gehen. Der Löwe wählte das Letztere und fuhr zu seinem Schwager, dem König Richard I., genannt Löwenherz, nach England hinüber. Nicht lange aber befand er sich da, so erfuhr er, daß gleich nachdem der Rothbart den Kreuzzug angetreten, verschiedene seiner alten Feinde in seine Erblande Braunschweig und Lüneburg eingefallen seien, ohne daß der Reichsverweser Heinrich diesem gewaltthätigen Treiben Einhalt gethan hätte, und nun stachelte sein Schwager Richard Löwenherz von England, sowie sein Tochtermann Kanut VI. von Dänemark an ihm, solchen Friedensbruch zu seinem Vortheil auszubeuten. Der alte Löwe, gelockt durch solchen Gesang, schiffte sich sofort nach Deutschland ein und erklärte, nicht eher ruhen zu wollen, als bis er seine verlornen Herzogthümer wieder erobert habe. Das Glück begünstigte ihn im Anfang und es gelang ihm, die Städte Bardewick, Lübeck und Lauenburg in kürzester Frist zu erobern. Nun aber rückte der Reichsverweser mit gewaltiger Macht heran, erstürmte Hannover und warf sich dann auf Braunschweig, dieses von allen Seiten berennend. All dieß geschah im Spätherbst und Winter 1189 und es hatte ganz den Anschein, als ob der begonnene Krieg recht viel Blut kosten würde. Da kam zu Anfang des Jahres 1190 dem Reichs-

verweser eine äußerst wichtige Nachricht aus Unteritalien zu und diese bewog ihn, so schnell als möglich mit dem Löwen Frieden zu machen. Solcher wurde auch in der That im Juli 1190 durch die Erzbischöfe von Mainz und Köln zu Fulda vermittelt und zwar unter Bedingungen, welche dem Löwen nicht ungünstig waren. Er erhielt nemlich außer Braunschweig und Lüneburg die wichtige Stadt Lübeck nebst deren Gebiet zugesprochen, mußte sich aber dafür verpflichten, die Feste Lauenburg zu schleifen und dem Reichsverweser eine tüchtige Mannschaft zu dem von diesem beabsichtigten Zug nach Unteritalien zu stellen. Nach diesem Abkommen ruhten die Waffen, obwohl allerdings, wie ich jetzt schon bemerken will, nur für kürzere Zeit.

Doch welches war nun die wichtige Nachricht aus Unteritalien, welche den Reichsverweser Heinrich bewog, so schnell zu seinem eigenen — odor vielmehr des Reiches — Nachtheil mit dem Löwen Frieden zu schließen? Am 16. November 1189 hatte in Palermo König Wilhelm II., der letzte legitime männliche Sproß des normannischen Herrschergeschlechts in Unteritalien, unerwartet schnell das Zeitliche gesegnet und rechtlich gehörte von dieser Stunde an das Königreich Neapel und Sicilien dem Erstgebornen des Barbarossa, dem so eben genannten Reichsverweser Heinrich, denn seine Gemahlin Constanze war die allgemein anerkannte Alleinerbin. Nun erhob sich aber gleich nach dem Tode Wilhelms II. in der Person des Grafen Tancred von Lecce, eines natürlichen Sohnes des schon sehr frühe verstorbenen Herzogs Roger von Apulien, eines Bruders Wilhelms II., ein Thronrivale, und ihm huldigten fast alsbald alle Städte. Mein Gott, die Neapolitaner und Sicilianer wollten nichts von einem deutschen Herrscher wissen, der in ihren Augen ein ebenso roher als unwissender Barbar war, und so brachte es der Graf Tancred schon im Januar 1190 soweit, daß er in Palermo zum König gekrönt wurde. Ja selbst der Pabst in Rom, Clemens III. (seit 1187 der Nachfolger Gregors VIII.) stimmte dieser Usurpation zu, denn es däuchte dem heiligen Vater äußerst gefährlich zu sein, wenn der Beherrscher Deutschlands und Oberitaliens auch noch in Unteritalien gebiete. Man sieht also, wenn der Reichsverweser Heinrich nicht sein unteritalienisches Erbe verlieren wollte, so mußte er mit Waffengewalt

auftreten und nun wird es dem Leser klar sein, warum er so schnell mit dem Löwen Frieden schloß. Ueberdem lief nicht jetzt eben die Nachricht ein, daß sein Vater, der Kaiser Friedrich I., im Orient verstorben sei, und hatte er nun nicht doppelten Grund, den Zug nach Italien zu beschleunigen? Er mußte sich ja dorten die Kaiserkrone holen, denn der Besitz dieser Krone werde ihm, vermeinte er in seinem Hochmuth, die Herrschaft der ganzen Welt sichern! Noch im November 1190 überstieg er also die Alpen und da er so klug war, gegen die lombardischen Städte keine feindseligen Handlungen vorzunehmen, sondern ihnen vielmehr die von seinem Vater nach so schweren Kämpfen erlangten Rechte bestätigte, so wurde er wenigstens in Oberitalien freundlichst aufgenommen. Von dort zog er im März nach Tusculum, also in die nächste Nähe von Rom, um von da aus mit Pabst Clemens III. wegen der Kaiserkrönung zu unterhandeln. Da starb am 25. März 1191 Clemens III. und sein Nachfolger, der hochbejahrte Cardinal Hyacinth, der sich Cölestin III. hieß, erklärte sich bereit, die Krönung zu vollziehen, so wie Heinrich VI. (diesen Namen führte der neue deutsche König nach dem Tode seines Vaters) sich dazu hergebe, die Tusculanen den Römern Preis zu geben. Zwischen den Bürgerschaften von Tusculum und Rom nemlich herrschte seit vielen Jahren schon eine tiefeingewurzelte Feindschaft und die Römer hätten das kleinere Tusculum längst von der Erde vertilgt, wenn dieses nicht stets wegen seiner Deutschfreundlichkeit von den kaiserlichen Statthaltern in Schutz genommen worden wäre. Wozu entschloß sich nun aber Heinrich VI., als Cöstelin III. ihm sein Ansinnen kund that? Ei, sein Vater hatte sich die Kaiserkrone mit dem Blut des herrlichen Arnold von Brescia erkauft, also brauchte er, der Sohn, sich nicht daran zu schämen, wenn er für denselben Zweck die deutschgesinnten Tusculaner opferte. Das that er denn auch und mit einer Wuth ohne Gleichen fielen sofort die Römer über die ihnen so sehr verhaßte Stadt her. Sie wurde von Grund aus zerstört und von den Einwohnern kamen nur Wenige mit dem Leben davon. Dagegen empfing Heinrich VI. am Osterfeste (15. April) 1191 zum Lohn für seine Niederträchtigkeit die Kaiserkrone und führte dann augenblicklich seine Armee weiter nach Apulien, um mit dem Usurpator Tancred

abzurechnen. Anfangs ging auch hier Alles nach Wunsch und eine ganze Reihe von Städten ergab sich ihm; allein wie er nun zur Belagerung von Neapel schritt, da wandte sich das Glück und es traf ihn ein harter Schlag nach dem andern. Zuerst mußte er es mitansehen, wie die Flotte, welche ihm die Pisaner gestellt hatten, im Hafen von Neapel von der Tancred'schen vernichtet wurde. Dann brach in Folge der Sommerhitze eine pestartige Seuche in seinem Heere aus, welche nicht blos Tausende — darunter den Erzbischof Philipp von Köln, den Herzog Otto von Böhmen und viele andere Edle — dahinraffte, sondern auch ihn so schwer ergriff, daß man ihn für verloren erachtete. Weiter verließ der junge Heinrich Welf, des Löwen Sohn, plötzlich mit allen seinen Mannen die kaiserliche Armee, erklärend, daß er keine Lust habe durch längeres Bleiben sich den gewissen Tod zu holen, und brachte dadurch den Geist der Meuterei auch in die übrige Armee. Endlich gerieth Heinrichs VI. Gemahlin, die Kaiserin Konstanze, in Salerno durch Verrath in die Gefangenschaft Tancreds, welcher sie sofort nach Messina (jedoch nur, um sie auf den Zuspruch des Pabstes nach wenigen Monden schon ohne Lösegeld wieder frei zu lassen) bringen ließ, und zu gleicher Zeit lief die Nachricht ein, daß in Deutschland, wo man den Kaiser für todt herumtrug, bedeutende Unruhen ausgebrochen seien. Wie konnte nun bei solcher Anhäufung von Mißgeschick Heinrich VI. daran denken, den Krieg gegen den Usurpator Tancred noch länger fortzusetzen? Wahrhaftig eine schwere Niederlage wäre ihm gewiß gewesen und somit blieb ihm nichts übrig, als so schnell als möglich mit den wenigen Truppen, die er noch besaß, nach Deutschland zurückzukehren.

Noch im Spätherbst 1191 traf er hier ein, aber welche Zustände erwarteten ihn! Zwar allerdings der alte Welf, jener unverwüstliche Lebemann, welchen der Kaiser Rothbart durch viele Geldspenden seiner Zeit — wie früher gemeldet — für sich zu gewinnen verstand, hatte soeben die Augen geschlossen und Heinrich VI. erbte nun alle seine weitläuftigen Besitzungen; allein wie stand es im Uebrigen um das kaiserliche Ansehen in Deutschland? Allüberall, besonders am Unterrhein, herrschte blutige Fehde unter den Großen, denn weil sich die Nachricht verbreitet hatte, der Kaiser habe vor

Neapel sein Leben lassen müssen, wollte jeder zugreifen, um seine kleine Dynastie zu vergrößern. Insbesondere heftig wogte der Kampf um die Besetzung des Bisthums Lüttich und bei diesem Kampfe betheiligten sich außer dem Herzog Heinrich I. von Brabant der Herzog Heinrich von Limburg, die Erzbischöfe Bruno von Köln und Konrad von Mainz, die Herzoge Berthold V. von Zähringen und Ottokar von Böhmen, Landgraf Herrmann I. von Thüringen, Markgraf Albrecht der Stolze von Meißen, die Grafen von Bozen und Ortenberg, und vor allem der alte Heinrich der Löwe. Heinrich VI. hatte also einen äußerst schweren Stand und mehrmals wäre es wegen der Härte, mit welcher er eingriff, beinahe zu einer großen Fürstencoalition gegen ihn gekommen. Trotzdem glückte es ihm in der kurzen Frist von zwei Jahren, die Ordnung wenigstens soweit wiederherzustellen, daß es sich zu Anfang des Jahres 1193 nur noch darum handelte, den alten Löwen und seine Verbündeten zu bezwingen und siehe da auch dieses Ziel wurde erreicht und zwar zumeist in Folge eines ganz außergewöhnlichen Ereignisses.

Den letzten Kreuzzug hatte unter vielen andern regierenden Häuptern auch Richard I., König von England, den man wegen seines Muthes und seiner Stärke „Löwenherz“ nannte, mitgemacht, aber durch sein anmaßendes und grobes, oft sogar brutales Gebahren sich eine unendliche Menge von Feinden geschaffen. Insbesondere haßten ihn zwei Fürsten, nemlich der König Philipp August von Frankreich, den er wie einen Unterthanen behandelte, und der Herzog Leopold VI. von Oesterreich, dessen Fahne er in den Staub getreten hatte. Ueberdem lag noch für Kaiser Heinrich VI. Grund genug vor, demselben feindlich gesinnt zu sein, denn einmal war es hauptsächlich Richard Löwenherz, der seinen Schwager, Heinrich den Löwen, beständig zum Kampfe mit dem deutschen Reichsoberhaupte aufreizte, und sodann hatte derselbe Richard auf seinem Zuge in den Orient die zum Hohenstaufischen Erbgut gehörige Insel Sicilien, auf der er sieben Monate lang Winterquartier nahm, in solch' gewaltthätig-räuberischer Manier (er stürmte zum Beispiel die Stadt Messina, weil sie sich seinen Räubereien widersetzte, und plünderte sie rein aus) heimgesucht, daß die feindlichen Saracenen es nicht gräßlicher hätten treiben

können. Gut also, im Herbst 1192 erfuhr der deutsche Kaiser, daß der so allgemein gehaßte englische König das Morgenland verlassen habe, um nur von wenigen Rittern begleitet über Italien und Deutschland nach England heimzukehren, und sofort schickte er an alle Grenzvasallen den gemessensten Befehl, den König alsobald beim Betreten des deutschen Bodens zu verhaften. Nun wollte es das Geschick, daß das Schiff, welches den König trug, zwischen Venedig und Aquileja strandete, und daraufhin beschloß Richard Löwenherz über die istrischen Alpen durch das Oestreichische nach Norddeutschland zu ziehen, wo sein Schwager, der Löwe, seiner wartete. Weil er Grund hatte, den Herzog von Oestreich, den er so schwer beleidigt, zu fürchten, hüllte er sich mit seinen Begleitern in ein unscheinbares Pilgergewand und hoffte unerkannt durchzukommen. Vergeblich übrigens, denn im Dorfe Erdberg bei Wien, wo er sich eben — am 21. December 1192 — in eigener Person ein Huhn zubereitete, wurde er erkannt und sofort nach der Feste Dürrenstein an der Donau gebracht. Daraufhin verlangte Heinrich VI. seine Auslieferung, weil es sich nicht gezieme, daß ein König in der Haft eines Herzogs verbleibe, und am 23. März 1193 fand auch wirklich diese Auslieferung statt. Natürlich aber nicht für Nichts und wieder Nichts, sondern gegen das urkundliche Versprechen, daß Leopold VI. von dem zu bedingenden Lösegelde 50,000 Mark Silber erhalte, womit der Oestreicher natürlich gar wohl zufrieden sein konnte. Nun wurde Richard nach Trifels, später nach Worms und noch später nach Speier transportirt, und wenn auch allda seine Haft eine anständige war, so ängstigte man ihn dagegen mit der Drohung, man werde ihn an seinen Todfeind, den König von Frankreich, ausliefern. So kams, daß der englische König, um nur endlich loszukommen, sich zu Allem verstand, was man von ihm verlangte, obwohl allerdings — der harte Charakter Heinrichs VI. zeigte sich hier in seiner vollen Stärke — fast Unerhörtes verlangt wurde. Erstens nemlich mußte Richard 150,000 Mark Silbers Lösegeld zahlen, welche für damalige Zeiten ganz exorbitante Summe das Königreich England kaum aufzubringen vermochte. Zweitens hatte der englische König den deutschen Kaiser als seinen Oberlehensherrn anzuerkennen und ihm nicht blos den Vasalleneid zu

leisten, sondern sich auch zu einem Jahreszins von 5000 Pfund Sterling zu verpflichten. Drittens endlich wurde dem Könige auferlegt, seinen Schwager, den Löwen, dahin zu bestimmen, daß er dem langen Streit mit dem hohenstaufischen Hause entsage und sich mit dem zufrieden gebe, was ihm der Kaiser Rothbart gelassen hatte. Unter diesen harten Bedingungen wurde Richard Löwenherz am 4. Februar 1194 freigelassen und durfte in seine Staaten über das Meer zurückkehren. Man muß es ihm aber nachrühmen, daß er eifrigst bemüht war, Alles genau zu erfüllen, was er versprochen hatte.

Demgemäß brachte er auch eine Versöhnung zwischen dem Kaiser und dem Löwen zu Stande, oder vielmehr, er war nahe daran, sie zu Stande zu bringen, als ein unerwarteter Zwischenfall den Streit beinahe wieder zur hellen Flamme angefacht hätte. Des Pfalzgrafen Konrad am Rhein, eines jüngeren Stiefbruders des verstorbenen Rothbarts, Erbtochter, mit Namen Agnes, war schon in ihrer Kindheit dem ältesten Sohn des Löwen, wie dieser Heinrich geheißen, verlobt worden und wie nun das junge Brautpaar heranwuchs, wurde es sich in treuer Liebe zugethan. Weil es aber nicht lange hernach, seit 1191, zwischen dem alten Löwen und dem Kaiser, dem Oberhaupt des hohenstaufischen Hauses, zu den bekannten blutigen Händeln kam, sah sowohl der alte Löwe als der Kaiser das Verlöbniß als nicht mehr zurechtbestehend an und letzterer drang darauf, daß die holde Agnes die Bewerbung des Königs von Frankreich, Philipp Augusts, der soeben seine zweite Gemahlin Ingeburg von Dänemark verstoßen hatte, nicht von der Hand weise. Darob grämte sich die junge Dame gar sehr, denn sie liebte den Welfensohn Heinrich von ganzem Herzen, während sie vor dem weiberverstoßenden Philipp August einen wahren Abscheu hatte. Ihren Thränen aber konnte die Mutter Irmengard, eine geborene Gräfin von Henneberg, nicht widerstehen und somit sandte sie heimlich Botschaft an den jungen Heinrich, sofort in guter Verkleidung, damit man ihn nicht entdecke, nach der Burg Stahleck zu kommen. Mit der Eile des Verliebten fand sich der Erstgeborne des Löwen ein und noch am selbigen Tage wurde er in Abwesenheit des Pfalzgrafen Konrad, der sich eben beim Kaiser

aufhielt, mit der schönen Agnes getraut. Einige Tage später kam der Pfalzgraf nach Hause und erschrack furchtbar, als man ihn von dem Factum unterrichtete, denn er fürchtete den Zorn Heinrichs VI. Natürlich übrigens versäumte er nicht, dem Letzteren alsbald Alles mitzutheilen, und siehe da, es kam ganz so, wie der Pfalzgraf gefürchtet hatte. Heinrich VI. tobte, als wollte er die Welt zerreißen, und schwur, die Ehe müsse augenblicklich getrennt werden. Ueber Nacht jedoch überlegte er sich die Sache besser und fand, daß es wohl gar der Wille Gottes sei, durch diese unerwartete Verschwägerung zwischen Hohenstaufen und Welfen eine dauernde Versöhnung der beiden edlen Geschlechter hervorzubringen. In Folge dessen ließ er sich zu Ende März 1194 soweit herab, in eine persönliche Zusammenkunft mit dem alten Löwen zu willigen, und diese Zusammenkunft fand sofort auf der alten Kaiserpfalz Tilleda am Fuße des Kyffhäusers statt. Da standen sie einander gegenüber, Heinrich der Löwe, durch Alter und Unglück gebeugt, der Kaiser Heinrich VI. aber in der vollsten Manneskraft, die Stirne voll von hochstrebenden Entwürfen. Und sie reichten sich die Hände und gelobten einen ewigen Frieden. Und dann erfreute der Kaiser den Löwen mit der Nachricht, daß er seinen Erstgebornen, den so eben mit der schönen Agnes Vermählten, zum Nachfolger Konrads, des Rheinpfalzgrafen, bestimmt habe, wogegen sich der junge Heinrich verpflichten mußte, den Kaiser mit all' seinen Mannen nach Italien zu begleiten.

Dahin nemlich stand der Sinn Heinrichs VI. und den größten Theil des kolossalen Lösegelds, welches Richard Löwenherz hatte zahlen müssen, verwandte er dazu, um ein tüchtiges Heer auszurüsten. Sein Erbe, Neapel und Sicilien, wollte er um jeden Preis erwerben und um diesen Zweck zu erreichen, hätte er auch keinen günstigeren Zeitpunkt wählen können. So eben nemlich war des Usurpators Tancred Erstgeborner, Roger, ein tapferer Jüngling, und gleich darauf (am 20. Februar 1194) auch der Usurpator selbst gestorben, so daß nun das Regiment in Unteritalien in die Hände eines Knaben, das ist des zweitgebornen Sohnes des verstorbenen Tancred, mit Namen Wilhelm, oder besser gesagt in die Hände seiner Mutter Sibylle, der Wittwe Tancreds, welche für die Minderjährigen die Vor-

mundschaft übernahm, zu liegen kam. Mit einer solch schwachen Regierung aber fertig zu werden, konnte wahrhaftig nicht schwer fallen, und voll froher Hoffnungen überstieg daher Heinrich VI. im Mai 1194 die Alpen. Alles ging nach Wunsch, sogar über Erwarten. Nicht nur nemlich legten die oberitalienischen Städte dem Kaiser nicht das geringste Hinderniß in den Weg; nicht nur hatte der altersschwache Pabst Cölestin kein Wort des Widerspruchs; nicht nur ergaben sich fast alle Städte Apuliens und Calabriens, ja selbst Neapel, ohne erheblichen Widerstand zu leisten, so daß eigentlich nur Salerno erstürmt werden mußte, wofür es aber auch exemplarisch (der Kaiser ließ es plündern, dann anzünden und zum Schluß die Einwohnerschaft massacriren) gestraft wurde; nein, nicht bloß dieß, sondern die Pisaner und Genuesen stellten dem Kaiser auch ihre mächtigen Flotten zur Verfügung, um damit seine Truppen nach Sicilien hinüberzuschiffen, und so gelang es ihm auch, ganz Sicilien mitsammt Messina und Palermo in kürzester Frist (die Schlacht in der Ebene von Catania am Fuße des Aetna, welche des Kaisers Feldherr, der tapfere Heinrich von Kalatin oder Kelten, der Stifter des Pappenheimischen Hauses, gegen die Sicilianer gewann, entschied über den ganzen Feldzug) zu erobern. Nur allein das feste Schloß Kalatabellota, wohin sich die Reichsverweserin Sibylle mit ihrem Söhnlein Wilhelm geflüchtet hatte, hielt sich tapfer und es hätte wohl viel Zeit, Mühe und Blut gekostet, sich desselben zu bemächtigen. Da machte der Kaiser der Wittwe Sibylle den Antrag, er wolle ihrem Söhnlein Wilhelm die Grafschaft Lecce und das Fürstenthum Tarent als Erb-Herrschaft überlassen, wenn sie ihm dafür die sicilianische Krone ausliefere, und die arglose Sibylle ging mit Freuden darauf ein. Draufhin ward Heinrich VI. am nächsten Weihnachtsfeste (25. Dezember 1194) feierlichst in Palermo zum Könige gekrönt und mit dem stolzen Normannenreiche hatte es von nun an für immer ein Ende. Ja ganz Sicilien und Unteritalien fügte sich in stummer Unterwürfigkeit und von einem Ende des Reichs bis zum andern herrschte die tiefste Ruhe. Trotzdem fühlte Heinrich VI. gar wohl, daß ihn die Unteritaliener nicht liebten, sondern vielmehr Gott gedankt hätten, wenn er mit seinen Deutschen wieder über die Alpen gezogen wäre. Ueberdem

konnte er sich denken, daß ihm, sobald es zu einem Aufstand komme, der junge Wilhelm als der letzte Sproß des normännischen Königshauses würde entgegengestellt werden, und so beschloß er mit der kalten Hartherzigkeit, die ihm im Blute lag, eine solche Eventualität durch die furchtbarsten Gewaltsmaßregeln unmöglich zu machen. Schon den Tag nach seiner Krönung erklärte er also, die sichersten Beweise dafür zu haben, daß eine Verschwörung gegen ihn bestehe, und sofort setzte er (obwohl er an diesem Tage hätte besonders mild gestimmt sein sollen, weil ihm seine Gemahlin Constanze am Morgen desselben einen Sohn schenkte, nemlich den nachmaligen Kaiser Friedrich II.) eine Commission nieder, um die Sache des Nähern zu untersuchen. Natürlich aber gehörten die Mitglieder dieser Commission zu seinen blindesten Anhängern und man konnte sich somit das Resultat ihrer Untersuchung schon zum voraus denken. Hunderte und Aberhunderte wurden schuldig befunden und man fällte die gräßlichsten Bluturtheile. Ja diesen Urtheilen entging Niemand, der nur irgend verdächtig war, zu den sogenannten Patrioten, d. h. zu den Feinden der deutschen Eroberer zu gehören, und selbst arme Frauen verschonte man nicht. So ließ der Kaiser die arme Sibylle, die Wittwe Tancreds, mit ihren drei kleinen Töchtern Albine, Constanze und Mandonia ins Kloster Hohenburg im Elsaß bringen und alle Viere mußten dort den Schleier nehmen. So wurde der Prinz Wilhelm, der letzte Sproß aus dem normännischen Königshause, auf der schwäbischen Burg Hohenems auf Lebenszeit eingesperrt, aber nicht ohne daß er vorher auf des Kaisers Befehl entmannt und geblendet worden wäre. So kamen der Seeheld Margaritone und der Graf Richard, ein Oheim des Prinzen Wilhelm, auf die Burg Trifels, aber ebenfalls nur nachdem man sie des Augenlichtes beraubt hatte. So mußten der Kanzler Matthäus und seine drei Söhne den schimpflichen Tod am Galgen erleiden und verschiedene Andere, theils Bischöfe, theils weltliche Edle, vergrub man entweder bei lebendigem Leibe oder auch spießte und verbrannte man sie. Ja den Grafen Jordanus, auf den Heinrich VI. besonders erbost war, setzte man auf einen Thron von glühenden Eisen und nagelte ihm eine glühende Krone auf den Kopf, so daß ihn der Schmerz nach kurzem wahnsinnig

machte. Kurz, der Eroberer Unteritaliens und Siciliens wüthete allda mit einer so raffinirten Grausamkeit, daß er selbst einen Nero und Caligula übertraf, und die einzige Person von Wichtigkeit, die er verschonte, war Irene, die Tochter des griechischen Kaisers Isak Angelus, die hinterlassene wunderschöne junge Wittwe des so früh verstorbenen Prinzen Roger. Warum aber verschonte er diese? Etwa deßwegen, weil sie eine Rose ohne Dornen, eine Taube ohne Galle war, wie der große Minnesänger Walter von der Vogelweide von ihr singt? O nein, sondern weil er auf ihre Person seine besonderen Pläne gründete, von denen gleich nachher die Rede sein wird.

Mit den Schätzen Siciliens und Apuliens beladen kehrte Heinrich VI., nachdem er die Regierung über diese Lande seiner Gemahlin Constanze übertragen, im Sommer 1195 nach Deutschland zurück und gleich nach seiner Ankunft dorten starb am 6. August Heinrich der Löwe. Mit dieser Persönlichkeit aber glaubte Heinrich VI. alle und jede Hindernisse, welche ihn bisher gehindert hatten, als unumschränkter Monarch aufzutreten, aus dem Wege geräumt. Ja er hoffte sogar, die deutschen Fürsten jetzt mit Leichtigkeit dafür gewinnen zu können, daß sie ihm die Erblichkeit der Monarchie in seinem Geschlecht zugestünden, oder mit andern Worten, er wollte Deutschland aus einem Wahlreich in ein Erbreich verwandeln und spannte nun alle seine Kräfte an, um diesen seinen Plan durchzusetzen. Den Kirchenfürsten nemlich versprach er, auf das sogenannte Spolienrecht verzichten zu wollen, das heißt, auf die den deutschen Königen seit Jahrhunderten zustehende Befugniß, den ganzen beweglichen Nachlaß der verstorbenen Aebte, Bischöfe und Erzbischöfe für sich einzuziehen; die weltlichen Großen aber suchte er durch die Lockspeise zu kirren, daß sie für die Zukunft das Recht haben sollten, ihre Reichslehen auch auf Töchter und Seitenverwandte, wenn keine Söhne da seien, zu vererben. Ueberdem machte er sich verbindlich, das soeben in Besitz genommene unteritalienische Reich der deutschen Monarchie einzuverleiben, wenn man ihm seinen Willen thue, und da er natürlich auch das Geld nicht sparte, so gelang es ihm in der That auf dem im April 1196 in Würzburg zusammengetretenen Reichstag nicht weniger als zweiundfünfzig Fürsten sich günstig zu stimmen. Schon

hielt er also den Sieg für sicher; da traten die sächsischen und rheinischen Großen mit einmüthiger Entschiedenheit gegen ihn auf, indem sie erklärten, daß durch eine Erbmonarchie die Freiheit des Adels wie die der Kirche gleich sehr gefährdet werde. Ebenso protestirte auch der Pabst durch seine Legaten, denn welchen Werth hätte das Recht der Kaiserkrönung für den Statthalter Christi noch gehabt, wenn Deutschland eine Erbmonarchie geworden wäre? Also hart gedrängt mußte Heinrich VI. auf seinen Plan verzichten; dagegen aber setzte er wenigstens das durch, daß die Fürsten fast einstimmig sein junges Söhnlein, den nachherigen Kaiser Friedrich II., zu seinem Nachfolger erwählten. Für die nächste Zeit also ließen sie das Erbrecht doch gelten und wenn dann Friedrich II. es ebenfalls wieder durchsetzte, daß ihm sein Erstgeborner folgte, war dann das Erbreich nicht factisch vorhanden? Gewiß, das große Ziel wurde doch noch erreicht, besonders wenn es dem Kaiser gelang, seine übrigen großartigen Entwürfe ins Leben zu rufen, durch welche er Deutschland zu einem Weltreich erheben wollte.

Mit dem Frühling des Jahrs 1196 kehrte der Kaiser nach Italien zurück und ordnete da die Dinge ganz in der Manier eines unumschränkten Monarchen, wobei er sich aber, um keinen Bürgerkrieg anzufachen, wohl hütete, die Rechte der oberitalischen Städte anzutasten. Mit Toscana und den mathildinischen Gütern dagegen belehnte er seinen jüngeren Bruder Philipp, ohne daß er auf den Protest des Pabstes irgend Rücksicht genommen hätte. Weiter erhob er zum Herzog der Romagna (Ravenna) seinen erprobten Senneschall Markward von Anweiler und machte ihn auch noch zum Markgrafen von Ankona. Eben so eigenmächtig verlieh er dem schwäbischen Ritter und Feldhauptmann Konrad von Uerslingen das Herzogthum Spoleto und nicht minder freigebig belohnte er auch seine übrigen Getreuen. Ja sogar in Rom selbst schaltete er wie ein Selbstherr und der dortige Präfect durfte nur mehr von ihm, nicht aber vom Pabste, Befehle annehmen. Was aber die Hauptsache, es gelüstete ihn auch nach Griechenland, oder besser gesagt nach dem byzantinischen Reiche und zu diesem Behufe vermählte er seinen Bruder Philipp, indem er ihn zugleich zum Herzog von Schwaben sowie während sei-

ner eigenen Abwesenheit in Unteritalien zum Reichsverweser in Deutschland machte, mit der obgenannten Irene, der Tochter des griechischen Kaisers Isak Angelus. Letzterer war nemlich von seinem Bruder Alexius des Thrones beraubt und gefangen gesetzt worden, behauptete aber sein Recht auf den Thron nach wie vor und schickte insgeheim Botschaft an Heinrich VI., um ihn zu einem Krieg gegen Alexius zu bewegen. Dafür versprach er ihm Zweierlei; einmal ihm selbst die Abtretung der griechischen Lande von Epidamnus bis Thessalonich nebst der Insel Cypern, und sodann seinem Bruder Philipp die Nachfolge in Byzanz, weil Irene seine einzige rechtmäßige Erbin sei. Es war also kein bloßer Traum, wenn Heinrich VI. mit dem Plan umgieng, sein Reich durch die Erwerbung Griechenlands und Constantinopels zu einem Weltreich zu machen, denn den Usurpator Alexius zu besiegen konnte jetzt, nachdem der deutsche Kaiser durch die Erwerbung des Normannenreichs sich im Besitz einer mächtigen Kriegsflotte befand, nicht mehr besonders schwer fallen, besonders wenn man bedenkt, wie erbärmlich es um die Streitkräfte des byzantinischen Reiches schon seit langem stand. Sicherlich also würde Heinrich VI. mit dem Beginn des Jahrs 1197 zu der Bekriegung des Usurpators Alexius geschritten sein, da er hoffen durfte, seine Rüstungen bis dahin nahezu vollendet zu haben, wenn nicht eine furchtbare Empörung, die zu Ende des Jahrs 1196 in Apulien und Sicilien ausbrach, ihn genöthigt hätte, seine ganze Macht zu Niederschmetterung dieser Empörung zu verwenden. Warum aber entstand besagter Aufstand? Einfach deßwegen, weil die ganze Einwohnerschaft Unteritaliens in Folge der tyrannischen Grausamkeit Heinrichs VI. von dem bittersten Haß erfüllt war und eher sterben, als noch länger unter solcher Despotie leben wollte. Freilich hatten die Anstrengungen der Sicilianer und Apulier kein anderes Resultat, als daß der deutsche Kaiser den Aufstand niederschlug und nachher gegen alle Theilnehmer an demselben, ja gegen alle nur irgend Verdächtigen wo möglich noch toller wüthete, als im Jahr 1194; allein es gehörte Zeit dazu, bis alles dieß ins Werk gesetzt wurde, und somit konnte Heinrich VI. den Feldzug gegen Byzanz im Frühjahr 1197 nicht eröffnen. Später hätte er es wohl ohne Zweifel gethan, aber jetzt trat der Tod dazwischen.

Er starb nemlich am 28. September 1197 nach verhältnißmäßig nur kurzer Krankheit und nicht wenige Zeitgenossen waren der Ansicht, daß die Ursache dieser Krankheit Gift gewesen sei. Ja wohl Gift, und mit dieser Vergiftungsgeschichte wurde sogar der Name seiner Gattin, der Kaiserin Constanze, in Verbindung gebracht, indem man behauptete, daß sie über die gräßliche Mißhandlung ihrer Landsleute und Verwandten in Sicilien und Apulien aufs höchste erbittert gewesen sei. Weit wahrscheinlicher ist dagegen, daß sich der Kaiser nach einem heißen Jagdtag durch einen hastigen Trunk eine starke Verkältung zuzog, in Folge deren er vom August 1197 an das Krankenlager hüten mußte. Doch sei dem wie ihm wolle, er starb erst zwei und dreißig Jahre alt in Messina am 28. September 1197 und dieser sein Tod, der allen seinen weitfliegenden Plänen mit einem Male ein Ende machte, zeigt wieder deutlich genug, wie ärmlich und vergänglich alles Menschliche ist. Er deuchte sich einen Gott auf Erden und war in Wirklichkeit nichts als ein Häufchen Staub.

---

## Viertes Kapitel.

### Der Hohenstaufe Philipp und der Welfe Otto IV.

(1197—1208.)

Kurz vor seinem Tode berief Heinrich VI. seinen Bruder Philipp, den Gemahl der Irene, von Deutschland, wo derselbe als Reichsverweser fungirte, nach Palermo, um ihm sein damals noch nicht vierjähriges Söhnlein Friedrich Roger (den nachmaligen Kaiser Friedrich II.) zu übergeben. Philipp sollte es nach Deutschland bringen, um

leisten, sondern sich auch zu einem Jahreszins von 5000 Pfund Sterling zu verpflichten. Drittens endlich wurde dem Könige auferlegt, seinen Schwager, den Löwen, dahin zu bestimmen, daß er dem langen Streit mit dem hohenstaufischen Hause entsage und sich mit dem zufrieden gebe, was ihm der Kaiser Rothbart gelassen hatte. Unter diesen harten Bedingungen wurde Richard Löwenherz am 4. Februar 1194 freigelassen und durfte in seine Staaten über das Meer zurückkehren. Man muß es ihm aber nachrühmen, daß er eifrigst bemüht war, Alles genau zu erfüllen, was er versprochen hatte.

Demgemäß brachte er auch eine Versöhnung zwischen dem Kaiser und dem Löwen zu Stande, oder vielmehr, er war nahe daran, sie zu Stande zu bringen, als ein unerwarteter Zwischenfall den Streit beinahe wieder zur hellen Flamme angefacht hätte. Des Pfalzgrafen Konrad am Rhein, eines jüngeren Stiefbruders des verstorbenen Rothbarts, Erbtochter, mit Namen Agnes, war schon in ihrer Kindheit dem ältesten Sohn des Löwen, wie dieser Heinrich geheißen, verlobt worden und wie nun das junge Brautpaar heranwuchs, wurde es sich in treuer Liebe zugethan. Weil es aber nicht lange hernach, seit 1191, zwischen dem alten Löwen und dem Kaiser, dem Oberhaupt des hohenstaufischen Hauses, zu den bekannten blutigen Händeln kam, sah sowohl der alte Löwe als der Kaiser das Verlöbniß als nicht mehr zurechtbestehend an und letzterer drang darauf, daß die holde Agnes die Bewerbung des Königs von Frankreich, Philipp Augusts, der soeben seine zweite Gemahlin Ingeburg von Dänemark verstoßen hatte, nicht von der Hand weise. Darob grämte sich die junge Dame gar sehr, denn sie liebte den Welfensohn Heinrich von ganzem Herzen, während sie vor dem weiberverstoßenden Philipp August einen wahren Abscheu hatte. Ihren Thränen aber konnte die Mutter Irmengard, eine geborene Gräfin von Henneberg, nicht widerstehen und somit sandte sie heimlich Botschaft an den jungen Heinrich, sofort in guter Verkleidung, damit man ihn nicht entdecke, nach der Burg Stahleck zu kommen. Mit der Eile des Verliebten fand sich der Erstgeborne des Löwen ein und noch am selbigen Tage wurde er in Abwesenheit des Pfalzgrafen Konrad, der sich eben beim Kaiser

aufhielt, mit der schönen Agnes getraut. Einige Tage später kam der Pfalzgraf nach Hause und erschrack furchtbar, als man ihn von dem Factum unterrichtete, denn er fürchtete den Zorn Heinrichs VI. Natürlich übrigens versäumte er nicht, dem Letzteren alsbald Alles mitzutheilen, und siehe da, es kam ganz so, wie der Pfalzgraf gefürchtet hatte. Heinrich VI. tobte, als wollte er die Welt zerreißen, und schwur, die Ehe müsse augenblicklich getrennt werden. Ueber Nacht jedoch überlegte er sich die Sache besser und fand, daß es wohl gar der Wille Gottes sei, durch diese unerwartete Verschwägerung zwischen Hohenstaufen und Welfen eine dauernde Versöhnung der beiden edlen Geschlechter hervorzubringen. In Folge dessen ließ er sich zu Ende März 1194 soweit herab, in eine persönliche Zusammenkunft mit dem alten Löwen zu willigen, und diese Zusammenkunft fand sofort auf der alten Kaiserpfalz Tilleda am Fuße des Kyffhäusers statt. Da standen sie einander gegenüber, Heinrich der Löwe, durch Alter und Unglück gebeugt, der Kaiser Heinrich VI. aber in der vollsten Manneskraft, die Stirne voll von hochstrebenden Entwürfen. Und sie reichten sich die Hände und gelobten einen ewigen Frieden. Und dann erfreute der Kaiser den Löwen mit der Nachricht, daß er seinen Erstgebornen, den so eben mit der schönen Agnes Vermählten, zum Nachfolger Konrads, des Rheinpfalzgrafen, bestimmt habe, wogegen sich der junge Heinrich verpflichten mußte, den Kaiser mit all' seinen Mannen nach Italien zu begleiten.

Dahin nemlich stand der Sinn Heinrichs VI. und den größten Theil des kolossalen Lösegelds, welches Richard Löwenherz hatte zahlen müssen, verwandte er dazu, um ein tüchtiges Heer auszurüsten. Sein Erbe, Neapel und Sicilien, wollte er um jeden Preis erwerben und um diesen Zweck zu erreichen, hätte er auch keinen günstigeren Zeitpunkt wählen können. So eben nemlich war des Usurpators Tancred Erstgeborner, Roger, ein tapferer Jüngling, und gleich darauf (am 20. Februar 1194) auch der Usurpator selbst gestorben, so daß nun das Regiment in Unteritalien in die Hände eines Knaben, das ist des zweitgebornen Sohnes des verstorbenen Tancred, mit Namen Wilhelm, oder besser gesagt in die Hände seiner Mutter Sibylle, der Wittwe Tancreds, welche für die Minderjährigen die Vor=

mundschaft übernahm, zu liegen kam. Mit einer solch schwachen Regierung aber fertig zu werden, konnte wahrhaftig nicht schwer fallen, und voll froher Hoffnungen überstieg daher Heinrich VI. im Mai 1194 die Alpen. Alles ging nach Wunsch, sogar über Erwarten. Nicht nur nemlich legten die oberitalienischen Städte dem Kaiser nicht das geringste Hinderniß in den Weg; nicht nur hatte der altersschwache Pabst Cölestin kein Wort des Widerspruchs; nicht nur ergaben sich fast alle Städte Apuliens und Calabriens, ja selbst Neapel, ohne erheblichen Widerstand zu leisten, so daß eigentlich nur Salerno erstürmt werden mußte, wofür es aber auch exemplarisch (der Kaiser ließ es plündern, dann anzünden und zum Schluß die Einwohnerschaft massacriren) gestraft wurde; nein, nicht bloß dieß, sondern die Pisaner und Genuesen stellten dem Kaiser auch ihre mächtigen Flotten zur Verfügung, um damit seine Truppen nach Sicilien hinüberzuschiffen, und so gelang es ihm auch, ganz Sicilien mitsammt Messina und Palermo in kürzester Frist (die Schlacht in der Ebene von Catania am Fuße des Aetna, welche des Kaisers Feldherr, der tapfere Heinrich von Kalatin oder Kelten, der Stifter des Pappenheimischen Hauses, gegen die Sicilianer gewann, entschied über den ganzen Feldzug) zu erobern. Nur allein das feste Schloß Kalatabellota, wohin sich die Reichsverweserin Sibylle mit ihrem Söhnlein Wilhelm geflüchtet hatte, hielt sich tapfer und es hätte wohl viel Zeit, Mühe und Blut gekostet, sich desselben zu bemächtigen. Da machte der Kaiser der Wittwe Sibylle den Antrag, er wolle ihrem Söhnlein Wilhelm die Grafschaft Lecce und das Fürstenthum Tarent als Erb-Herrschaft überlassen, wenn sie ihm dafür die sicilianische Krone ausliefere, und die arglose Sibylle ging mit Freuden darauf ein. Draufhin ward Heinrich VI. am nächsten Weihnachtsfeste (25. Dezember 1194) feierlichst in Palermo zum Könige gekrönt und mit dem stolzen Normannenreiche hatte es von nun an für immer ein Ende. Ja ganz Sicilien und Unteritalien fügte sich in stummer Unterwürfigkeit und von einem Ende des Reichs bis zum andern herrschte die tiefste Ruhe. Trotzdem fühlte Heinrich VI. gar wohl, daß ihn die Unteritaliener nicht liebten, sondern vielmehr Gott gedankt hätten, wenn er mit seinen Deutschen wieder über die Alpen gezogen wäre. Ueberdem

konnte er sich denken, daß ihm, sobald es zu einem Aufstand komme, der junge Wilhelm als der letzte Sproß des normännischen Königshauses würde entgegengestellt werden, und so beschloß er mit der kalten Hartherzigkeit, die ihm im Blute lag, eine solche Eventualität durch die furchtbarsten Gewaltsmaßregeln unmöglich zu machen. Schon den Tag nach seiner Krönung erklärte er also, die sichersten Beweise dafür zu haben, daß eine Verschwörung gegen ihn bestehe, und sofort setzte er (obwohl er an diesem Tage hätte besonders mild gestimmt sein sollen, weil ihm seine Gemahlin Constanze am Morgen desselben einen Sohn schenkte, nemlich den nachmaligen Kaiser Friedrich II.) eine Commission nieder, um die Sache des Nähern zu untersuchen. Natürlich aber gehörten die Mitglieder dieser Commission zu seinen blindesten Anhängern und man konnte sich somit das Resultat ihrer Untersuchung schon zum voraus denken. Hunderte und Aberhunderte wurden schuldig befunden und man fällte die gräßlichsten Bluturtheile. Ja diesen Urtheilen entging Niemand, der nur irgend verdächtig war, zu den sogenannten Patrioten, d. h. zu den Feinden der deutschen Eroberer zu gehören, und selbst arme Frauen verschonte man nicht. So ließ der Kaiser die arme Sibylle, die Wittwe Tancreds, mit ihren drei kleinen Töchtern Albine, Constanze und Mandonia ins Kloster Hohenburg im Elsaß bringen und alle Viere mußten dort den Schleier nehmen. So wurde der Prinz Wilhelm, der letzte Sproß aus dem normännischen Königshause, auf der schwäbischen Burg Hohenems auf Lebenszeit eingesperrt, aber nicht ohne daß er vorher auf des Kaisers Befehl entmannt und geblendet worden wäre. So kamen der Seeheld Margaritone und der Graf Richard, ein Oheim des Prinzen Wilhelm, auf die Burg Trifels, aber ebenfalls nur nachdem man sie des Augenlichtes beraubt hatte. So mußten der Kanzler Matthäus und seine drei Söhne den schimpflichen Tod am Galgen erleiden und verschiedene Andere, theils Bischöfe, theils weltliche Edle, vergrub man entweder bei lebendigem Leibe oder auch spießte und verbrannte man sie. Ja den Grafen Jordanus, auf den Heinrich VI. besonders erbost war, setzte man auf einen Thron von glühenden Eisen und nagelte ihm eine glühende Krone auf den Kopf, so daß ihn der Schmerz nach kurzem wahnsinnig

machte. Kurz, der Eroberer Unteritaliens und Siciliens wüthete allda mit einer so raffinirten Grausamkeit, daß er selbst einen Nero und Caligula übertraf, und die einzige Person von Wichtigkeit, die er verschonte, war Irene, die Tochter des griechischen Kaisers Isak Angelus, die hinterlassene wunderschöne junge Wittwe des so früh verstorbenen Prinzen Roger. Warum aber verschonte er diese? Etwa deßwegen, weil sie eine Rose ohne Dornen, eine Taube ohne Galle war, wie der große Minnesänger Walter von der Vogelweide von ihr singt? O nein, sondern weil er auf ihre Person seine besonderen Pläne gründete, von denen gleich nachher die Rede sein wird.

Mit den Schätzen Siciliens und Apuliens beladen kehrte Heinrich VI., nachdem er die Regierung über diese Lande seiner Gemahlin Constanze übertragen, im Sommer 1195 nach Deutschland zurück und gleich nach seiner Ankunft dorten starb am 6. August Heinrich der Löwe. Mit dieser Persönlichkeit aber glaubte Heinrich VI. alle und jede Hindernisse, welche ihn bisher gehindert hatten, als unumschränkter Monarch aufzutreten, aus dem Wege geräumt. Ja er hoffte sogar, die deutschen Fürsten jetzt mit Leichtigkeit dafür gewinnen zu können, daß sie ihm die Erblichkeit der Monarchie in seinem Geschlecht zugestünden, oder mit andern Worten, er wollte Deutschland aus einem Wahlreich in ein Erbreich verwandeln und spannte nun alle seine Kräfte an, um diesen seinen Plan durchzusetzen. Den Kirchenfürsten nemlich versprach er, auf das sogenannte Spolienrecht verzichten zu wollen, das heißt, auf die den deutschen Königen seit Jahrhunderten zustehende Befugniß, den ganzen beweglichen Nachlaß der verstorbenen Aebte, Bischöfe und Erzbischöfe für sich einzuziehen; die weltlichen Großen aber suchte er durch die Lockspeise zu kirren, daß sie für die Zukunft das Recht haben sollten, ihre Reichslehen auch auf Töchter und Seitenverwandte, wenn keine Söhne da seien, zu vererben. Ueberdem machte er sich verbindlich, das soeben in Besitz genommene unteritalienische Reich der deutschen Monarchie einzuverleiben, wenn man ihm seinen Willen thue, und da er natürlich auch das Geld nicht sparte, so gelang es ihm in der That auf dem im April 1196 in Würzburg zusammengetretenen Reichstag nicht weniger als zweiundfünfzig Fürsten sich günstig zu stimmen. Schon

hielt er also den Sieg für sicher; da traten die sächsischen und rheinischen Großen mit einmüthiger Entschiedenheit gegen ihn auf, indem sie erklärten, daß durch eine Erbmonarchie die Freiheit des Adels wie die der Kirche gleich sehr gefährdet werde. Ebenso protestirte auch der Pabst durch seine Legaten, denn welchen Werth hätte das Recht der Kaiserkrönung für den Statthalter Christi noch gehabt, wenn Deutschland eine Erbmonarchie geworden wäre? Also hart gedrängt mußte Heinrich VI. auf seinen Plan verzichten; dagegen aber setzte er wenigstens das durch, daß die Fürsten fast einstimmig sein junges Söhnlein, den nachherigen Kaiser Friedrich II., zu seinem Nachfolger erwählten. Für die nächste Zeit also ließen sie das Erbrecht doch gelten und wenn dann Friedrich II. es ebenfalls wieder durchsetzte, daß ihm sein Erstgeborner folgte, war dann das Erbreich nicht factisch vorhanden? Gewiß, das große Ziel wurde doch noch erreicht, besonders wenn es dem Kaiser gelang, seine übrigen großartigen Entwürfe ins Leben zu rufen, durch welche er Deutschland zu einem Weltreich erheben wollte.

Mit dem Frühling des Jahrs 1196 kehrte der Kaiser nach Italien zurück und ordnete da die Dinge ganz in der Manier eines unumschränkten Monarchen, wobei er sich aber, um keinen Bürgerkrieg anzufachen, wohl hütete, die Rechte der oberitalischen Städte anzutasten. Mit Toscana und den mathildinischen Gütern dagegen belehnte er seinen jüngeren Bruder Philipp, ohne daß er auf den Protest des Pabstes irgend Rücksicht genommen hätte. Weiter erhob er zum Herzog der Romagna (Ravenna) seinen erprobten Senneschall Markward von Anweiler und machte ihn auch noch zum Markgrafen von Ankona. Eben so eigenmächtig verlieh er dem schwäbischen Ritter und Feldhauptmann Konrad von Uerslingen das Herzogthum Spoleto und nicht minder freigebig belohnte er auch seine übrigen Getreuen. Ja sogar in Rom selbst schaltete er wie ein Selbstherr und der dortige Präfect durfte nur mehr von ihm, nicht aber vom Pabste, Befehle annehmen. Was aber die Hauptsache, es gelüstete ihn auch nach Griechenland, oder besser gesagt nach dem byzantinischen Reiche und zu diesem Behufe vermählte er seinen Bruder Philipp, indem er ihn zugleich zum Herzog von Schwaben sowie während sei-

ner eigenen Abwesenheit in Unteritalien zum Reichsverweser in Deutschland machte, mit der obgenannten Irene, der Tochter des griechischen Kaisers Isak Angelus. Letzterer war nemlich von seinem Bruder Alexius des Thrones beraubt und gefangen gesetzt worden, behauptete aber sein Recht auf den Thron nach wie vor und schickte insgeheim Botschaft an Heinrich VI., um ihn zu einem Krieg gegen Alexius zu bewegen. Dafür versprach er ihm Zweierlei; einmal ihm selbst die Abtretung der griechischen Lande von Epidamnus bis Thessalonich nebst der Insel Cypern, und sodann seinem Bruder Philipp die Nachfolge in Byzanz, weil Irene seine einzige rechtmäßige Erbin sei. Es war also kein bloßer Traum, wenn Heinrich VI. mit dem Plan umgieng, sein Reich durch die Erwerbung Griechenlands und Constantinopels zu einem Weltreich zu machen, denn den Usurpator Alexius zu besiegen konnte jetzt, nachdem der deutsche Kaiser durch die Erwerbung des Normannenreichs sich im Besitz einer mächtigen Kriegsflotte befand, nicht mehr besonders schwer fallen, besonders wenn man bedenkt, wie erbärmlich es um die Streitkräfte des byzantinischen Reiches schon seit langem stand. Sicherlich also würde Heinrich VI. mit dem Beginn des Jahrs 1197 zu der Bekriegung des Usurpators Alexius geschritten sein, da er hoffen durfte, seine Rüstungen bis dahin nahezu vollendet zu haben, wenn nicht eine furchtbare Empörung, die zu Ende des Jahrs 1196 in Apulien und Sicilien ausbrach, ihn genöthigt hätte, seine ganze Macht zu Niederschmetterung dieser Empörung zu verwenden. Warum aber entstand besagter Aufstand? Einfach deßwegen, weil die ganze Einwohnerschaft Unteritaliens in Folge der tyrannischen Grausamkeit Heinrichs VI. von dem bittersten Haß erfüllt war und eher sterben, als noch länger unter solcher Despotie leben wollte. Freilich hatten die Anstrengungen der Sicilianer und Apulier kein anderes Resultat, als daß der deutsche Kaiser den Aufstand niederschlug und nachher gegen alle Theilnehmer an demselben, ja gegen alle nur irgend Verdächtigen wo möglich noch toller wüthete, als im Jahr 1194; allein es gehörte Zeit dazu, bis alles dieß ins Werk gesetzt wurde, und somit konnte Heinrich VI. den Feldzug gegen Byzanz im Frühjahr 1197 nicht eröffnen. Später hätte er es wohl ohne Zweifel gethan, aber jetzt trat der Tod dazwischen.

Er starb nemlich am 28. September 1197 nach verhältnißmäßig nur kurzer Krankheit und nicht wenige Zeitgenossen waren der Ansicht, daß die Ursache dieser Krankheit Gift gewesen sei. Ja wohl Gift, und mit dieser Vergiftungsgeschichte wurde sogar der Name seiner Gattin, der Kaiserin Constanze, in Verbindung gebracht, indem man behauptete, daß sie über die gräßliche Mißhandlung ihrer Landsleute und Verwandten in Sicilien und Apulien aufs höchste erbittert gewesen sei. Weit wahrscheinlicher ist dagegen, daß sich der Kaiser nach einem heißen Jagdtag durch einen hastigen Trunk eine starke Verkältung zuzog, in Folge deren er vom August 1197 an das Krankenlager hüten mußte. Doch sei dem wie ihm wolle, er starb erst zwei und dreißig Jahre alt in Messina am 28. September 1197 und dieser sein Tod, der allen seinen weitfliegenden Plänen mit einem Male ein Ende machte, zeigt wieder deutlich genug, wie ärmlich und vergänglich alles Menschliche ist. Er deuchte sich einen Gott auf Erden und war in Wirklichkeit nichts als ein Häufchen Staub.

---

## Viertes Kapitel.

### Der Hohenstaufe Philipp und der Welfe Otto IV.

(1197—1208.)

Kurz vor seinem Tode berief Heinrich VI. seinen Bruder Philipp, den Gemahl der Irene, von Deutschland, wo derselbe als Reichsverweser fungirte, nach Palermo, um ihm sein damals noch nicht vierjähriges Söhnlein Friedrich Roger (den nachmaligen Kaiser Friedrich II.) zu übergeben. Philipp sollte es nach Deutschland bringen, um

es dort zum Könige krönen zu lassen; überdem, um ihm eine sorgfältige deutsche Erziehung zu geben. Wie nun aber Philipp in Begleitung von nur etwa 300 Rittern bis nach Viterbo gekommen war, erhielt er die erschütternde Kunde von dem Tode seines Bruders, des Kaisers, sowie davon, daß sich sofort in ganz Unteritalien und Sicilien alle Städte und Dorfschaften erhoben hätten, um das deutsche Joch abzuschütteln. Von einer Weiterreise nach Palermo konnte also keine Rede sein, sondern Philipp mußte vielmehr den jungen Friedrich in der Obhut seiner Mutter seinem Schicksal überlassen und so schnell als möglich nach Deutschland zurückkehren, weil er sonst leicht in die Gefangenschaft der Aufständischen hätte gerathen können. In den letzten Tagen des Jahrs 1197 kam er wieder in der Heimath an und nun beeilte er sich, die tonangebenden Fürsten daran zu erinnern, daß sie erst vor zwei Jahren geschworen hätten, das einzige Söhnlein Heinrichs VI. zu dessen Nachfolger zu machen. Mit andern Worten, er drang darauf, daß der junge Friedrich als König von Deutschland anerkannt werde, allein hievon wollte kein einziger der deutschen Großen etwas wissen. „Wir wollen keine vormundschaftliche Regierung und können also keinen minderjährigen König brauchen," war die Antwort, die er überall erhielt, und im Hinblick auf die Zeiten von Heinrichs IV. Minderjährigkeit konnte man den deutschen Großen nicht Unrecht geben. Doch wen wollten nun die Großen zum Könige haben? Darüber herrschte keine Einstimmigkeit, denn die Einen — die Welfisch Gesinnten — meinten, man solle vom Geschlecht der Hohenstaufen ganz absehen, da sich dasselbe viel zu herrisch und gewaltthätig erwiesen habe, die Andern aber — und zwar die Mehrzahl — wollten dem Hause der Hohenstaufen treu bleiben und forderten den Reichsverweser Philipp auf, die Krone aus ihrer Hand anzunehmen. Letzterer, als er sah, daß für seinen Neffen Friedrich gar keine Aussicht vorhanden sei, erklärte sich hiezu bereit, und so wurde er denn am 6. März 1198 von der größeren Mehrheit der Fürsten und Bischöfe zu Arnstadt in Thüringen zum Könige gewählt. Umgekehrt kamen die Welfischgesinnten, an deren Spitze der Erzbischof Adolph I. von Köln stand, in Köln zusammen und trugen die deutsche Krone zuerst dem Herzog Berthold

V. von Zähringen, dann als dieser vor einem Bürgerkrieg zurückschreckte, dem Herzog Bernhard von Sachsen, endlich weil derselbe ebenfalls keine Lust zu einem Diadem bezeugte, das erst noch zu erobern war, dem Welfen Otto, dem zweitgebornen Sohn Heinrichs des Löwen (der erstgeborne Heinrich, der schönen hohenstaufischen Agnes Gemahl, ließ sich nicht ködern) an. Der Genannte, als deutscher König nachher Otto IV. geheißen, befand sich damals gar nicht in Deutschland, da ihn sein Oheim, Richard I. von England (von dem weiter oben die Rede gewesen ist), zum Statthalter seiner schönsten französischen Besitzungen, des Herzogthums Aquitanien und der Grafschaft Poitou, eingesetzt hatte, allein wie ihm nun der Erzbischof von Köln die Kunde von dem gab, was in Köln beschlossen worden war, griff er mit beiden Händen zu und schon am 12. Juli 1198 ward er in Aachen zum Könige gesalbt. Es gab also jetzt zwei Könige in Deutschland, wie es schon so oft zwei Päbste gegeben hatte, und ein Bürgerkrieg konnte nicht ausbleiben. Doch schien es im Anfang, daß derselbe sehr bald ein Ende nehmen werde, da die Parthei Otto's IV. offenbar die bei weitem schwächere war, trotzdem zwei auswärtige Könige, Richard I. von England und Waldemar II. von Dänemark, sich als Verwandte auf seine Seite stellten. Allein nun griff eine dritte Macht ein, die Pabstmacht nemlich, und diese brachte es richtig dahin, daß der Bürgerkrieg volle zehn Jahre dauerte.

Am 8. Januar 1198 war der altersschwache Cölestin III. mit Tod abgegangen und sofort setzten die Cardinäle, um die Schäden wieder auszugleichen, welche das ärmliche Regiment des Verstorbenen dem Pabstthum gebracht hatte, einen Mann auf den Stuhl Petri, welcher an Kraft, Umsicht und Entschlossenheit, nicht minder aber auch an Hochmuth, Herrschsucht und Gewaltthätigkeit alle früheren Päbste, selbst den gewaltigen Gregor VII. übertraf. Es war dieß der Cardinal Lothario, Sohn des Grafen Trasimund von Segni, der bei seiner Erwählung — er nannte sich Innocenz III. — erst siebenunddreißig Jahre zählte und also in der vollen Kraft des Mannesalters stand. Er erkannte augenblicklich, daß die Umstände ihm außerordentlich günstig seien, um die weltliche Macht des Pabst-

thums, die durch den Kaiser Heinrich VI. fast auf Null reducirt worden war, wiederherzustellen, denn die sämmtlichen Italiener dürsteten darnach, den Boden des Vaterlandes von den Deutschen zu befreien, und die deutschen Statthalter der verschiedenen italienischen Herzogthümer und Grafschaften (ich habe sie weiter oben genannt) konnten aus Deutschland, wo wegen der zwiespältigen Königswahl die größte Verwirrung herrschte, auch nicht einen einzigen Mann zur Hülfe herbeiziehen. Vor allem forderte also Innocenz III. den kaiserlichen Präfekten von Rom auf, ihm zu huldigen, und als dieser sich weigerte, verjagte er ihn mit Hülfe der jubelnden Römer. Dann bestürmte er die Einwohner der Marken Ancona und des Herzogthums Spoleto, unter das süße Joch der Kirche zurückzukehren, und auch sie folgten jauchzend dem Aufruf. Mit andern Worten, sie verjagten, sich in Masse erhebend, die kleinen deutschen Besatzungen, und sowohl der tapfere Konrad von Uerslingen als auch der erprobte Markward von Anweiler mußten über die Alpen nach Deutschland zurückweichen. Ebenso erging es den übrigen deutschen Stadthauptleuten und Grafen und in weniger als Jahresfrist gehorchte ganz Mittelitalien dem Pabste. Nicht blos aber dieß, sondern auch die gewaltigen Städte Oberitaliens verbanden sich mit dem Statthalter Christi und dasselbe that die Kaiserin Konstanze, welche nach dem Tode ihres Gatten als Vormünderin ihres Söhnleins Friedrich über Apulien und Sicilien herrschte. Ja die letztere that noch mehr. Weil nemlich die Sicilianer und Apulier, welche von ihrem Gatten Heinrich VI. so schwer mißhandelt worden waren, nach dessen Tode einen Aufstand erregten, warf sie sich total in die Arme des Pabstes und dieser versprach ihr auch wirklich nnter zwei Bedingungen seinen Schutz. Einmal nemlich unter der, daß alle Deutschen, welche eine nur irgend höhere Stellung einnahmen, von ihr aus dem ganzen normännischen Reiche entfernt werden müßten, und sodann unter der, daß sie für sich wie für ihren Sohn die Oberherrlichkeit des römischen Stuhles anzuerkennen, oder noch deutlicher gesagt, daß sie dem Pabst den Vasalleneid zu leisten habe. Auf alles dies ging die schwache Konstanze mit Freuden ein, und da nun der Pabst den Aufstand durch sein Machtwort zu dämpfen verstand, ließ sie sich sogar dazu herbei, Seine

Heiligkeit testamentarisch auf den Fall ihres Todes zum Vormund ihres vierjährigen Söhnleins, sowie zum Verweser des ehemaligen normännischen Reichs zu machen. Gleich darauf, am 27. November 1198, starb sie wirklich und Innocenz III. wurde also Vormund des jungen Friedrich und Reichsverweser. Daß er aber diese gedoppelte hochwichtige Stellung so ausbeutete, wie es sein Vortheil erheischte, das heißt, daß er den jungen Friedrich im Sinne der Kirche erziehen ließ und in Sicilien nebst Apulien nur solche Einrichtungen traf, welche dem römischen Stuhl Vortheil brachten, darüber ein Wort zu verlieren, dürfte nicht nöthig sein.

Aus all' dem sieht man, wie sehr das Glück den neuen Pabst begünstigte, denn faktisch wurde er in der kurzen Frist von anderthalb Jahren Herr von fast ganz Italien, ohne daß er deßhalb nöthig gehabt hätte, auch nur eine Stunde lang Krieg zu führen. Kaum aber war er dieß, so wandte er seine Blicke nach Deutschland und siehe da, auch hier lagen die Karten so, daß es ihm nicht allzuschwer werden mußte, dieselben Erfolge zu erzielen, wie einst der furchtbare Hildebrand. Er schrieb also an die deutschen Bischöfe und Fürsten eine lange Epistel und in dieser erklärte er ihnen, daß der Pabst als Stellvertreter Christi gesetzt sei über die Völker und Königreiche, weßhalb sie auch den in Deutschland wüthenden Thron-Streit einzig und allein seiner Entscheidung zu überlassen hätten. Damit erreichte er für den Anfang wenigstens so viel, daß sich beide Partheien, die welfische wie die hohenstaufische, bemühten, ihn für sich zu gewinnen, denn sein Bannstrahl, sowie überhaupt sein Einfluß auf die Menge, hatte immerhin ein großes Gewicht. Trotzdem zögerte Innocenz III. längere Zeit, sich mit Bestimmtheit für einen der beiden Königsrivalen zu entscheiden, ohne Zweifel, weil er hoffte, durch diese Zögerung dieselben dahin zu bringen, daß sie sich in ihren Zugeständnissen an ihn gegenseitig überbieten würden. Endlich jedoch, nachdem der blutige Streit in Deutschland schon über drei Jahre lang gewährt hatte, sah Innocenz III. ein, daß der hohenstaufische Philipp sich keineswegs zu derselben Unterwürfigkeit herbeilasse, wie der Welfe Otto, und somit erklärte er in einer Bulle vom 1. März 1201, daß Otto IV. als einzig rechtmäßiges Reichsoberhaupt anzusehen sei.

Es war ein merkwürdig hoher Ton, den sich der Pabst in dieser Bulle erlaubte, ein Ton, wie ihn selbst Gregor VII. nicht gewagt hatte. „Wir nehmen dich," mit diesen Worten wandte er sich an den Welfen Otto, „durch das von dem allmächtigen Gott in der Person des heiligen Petrus uns verliehene Ansehen zum Könige an, und befehlen, daß dir die einem Könige schuldige Ehrerbietung hinfüro geleistet werde. Auch werden wir dich nach Vollendung aller gesetzlichen Förmlichkeiten zur Empfangnahme der Reichskrone berufen und sie dir mit der Hülfe Gottes eigenhändig ertheilen." Ueber den Hohenstaufen Philipp aber drückte sich Innocenz III. so aus: „Wir verwerfen ihn, weil er jenem Geschlechte angehört, welches von jeher die Kirche grausam verfolgte, und insbesondere, weil er, als er noch geringe Macht hatte, während seines Aufenthalts in Italien als Statthalter von Toscana durch seine Handlungen bewies, daß er den Stuhl Petri nicht achte."

Jetzt, nachdem sich der Pabst entschieden, hofften die Welfischen, daß sie mit Leichtigkeit über die Hohenstaufischen siegen würden, denn Innocenz III. schleuderte nicht blos auf den König Philipp selbst den Bannstrahl, sondern auch auf alle diejenigen, welche ihm ferner noch anhängen würden. Allein die Welfischen täuschten sich dennoch. Otto IV. hatte nemlich die päbstliche Anerkennung durch eine Selbsterniedrigung erkaufen müssen, die man sich in der That schmachvoller gar nicht denken konnte. Er hatte dem päbstlichen Cardinallegaten Bischof Guido von Präneste einen theuern Eid leisten müssen, dem Pabste nicht blos all' das viele Land und Gebiet, über welches derselbe soeben durch die Schwäche der Deutschen und den Patriotismus der Italiener Herr geworden war (also alles Land von Raticofani bis Caperano, das Exerchat Ravenna, die sogenannte Pentapolis, das ist die fünf Städte Rimini, Urbino, Pesaro, Fano und Osimo, die Mark Ancona, das Herzogthum Spoleto, die Mark Toscana und alles Land der Gräfin Mathilde, worüber schon so viel Blut geflossen war, mit der Grafschaft Bertinoro und dem Herzogthum Benevent), als Eigenthum der römischen Kurie zu überlassen, sondern ihm auch Apulien und Sicilien als ewiges Vasallenreich, nöthigenfalls mit Waffengewalt, zu erhalten, und ihn überhaupt als seinen Herrn, dem er

unbedingten Gehorsam schuldig sei, anzuerkennen. Das Alles zu beschwören war die Bedingung, unter welcher Innocenz III. sich für den Welfen Otto erklärte, und von nun an bediente sich Otto IV. in seinen Schreiben an den Pabst stets des Ausdrucks: „Von Gottes und Deiner Gnade römischer König.“ Von nun an erklärte er wohl hundertmal, daß er nur dem päbstlichen Wohlwollen den Purpur verdanke und daß ohne die Huld der römischen Curie seine Sache in Staub und Asche zerfallen wäre. Mußte nun aber eine solch' schmähliche, fast hündische Unterwürfigkeit nicht jedem ehrlichen Deutschen die Röthe der Scham ins Gesicht jagen? Gewiß, das konnte gar nicht anders sein und so verloren die bisherigen Anhänger des hohenstaufischen Philipp keineswegs den Muth. Im Gegentheil, sie fochten von jetzt an mit erneuerter Kraft und es traten sogar Manche zu ihnen über, welche bisher auf welfischer Seite gestanden waren. Umgekehrt aber scheuten die Welfischen, in dieser Beziehung vom Pabste mit fast teuflischer List berathen, kein Mittel, um ihre Zwecke zu erreichen, und die päbstlichen Legaten mußten allüberall in Deutschland herumreisen, um diese Mittel in Anwendung zu bringen. Außerdem bewog der Pabst den König Johann (in seiner Jugend genannt „ohne Land“) von England, den Bruder und Nachfolger Richards I., seinen Schützling Otto (den Neffen Johanns) mit äußerst reichen Geldspenden zu unterstützen und mit diesen Spenden wurden viele Grafen und Herrn, selbst der Herzog Ottokar von Böhmen und der Landgraf Herrmann von Thüringen, für die Welfischen gewonnen. Endlich war Otto IV. nach dem Willen des Pabstes gar so niederträchtig, sich mit den alten Reichsfeinden Deutschlands, den Dänen, zu befreunden, um die Hohenstaufischen zu bedrängen, obwohl er diese Bundesgenossenschaft nur mit den schmählichsten Opfern erkaufen konnte. Damit nemlich, daß er seine älteste Tochter mit dem Könige der Dänen, Waldemar II., vermählte und derselben die mit so viel Anstrengung germanisirten Lande Holstein, Mecklenburg und Pommern nebst den herrlichen Städten Lübeck und Hamburg als Heirathsgut überließ. So dauerte der gräßliche Krieg fort und fort und die Zwietracht drang selbst bis ins Innere der Häuser und Familien. Aller Handel, aller Gewerbfleiß, aller Ackerbau verfiel und Raub,

Mord und Plünderung waren so an der Tagesordnung, daß selbst Klöster, Kirchen und Bischöfssitze nicht verschont blieben. Was aber die Hauptsache, auf fast jede Abtei, sowie auf fast jeden Bischofs- und Erzbischofssitz machten zwei Candidaten zugleich mit Waffengewalt Anspruch, weil jeder der beiden Königsrivalen seinen eigenen Candidaten (so stritten sich um den Erzstuhl Mainz der Bischof Leopold von Worms und der Dompabst Sifried und so um den Erzstuhl Köln der Erzbischof Adolph und der Graf Bruno von Sayn) ernannte, und unter den weltlichen Fürsten verschwand alle Treue und Redlichkeit, weil jeder sich an den verkaufte, der ihn am besten bezahlte. Endlich aber neigte sich doch der Sieg auf die Seite des Rechts und nicht wenig trug dazu bei, daß der Hohenstaufe Philipp durch seine Güte und Leutseligkeit, sowie durch seine feine Bildung und sein lauteres häusliches Leben gar Viele für sich zu gewinnen wußte, während Otto IV. durch seine grenzenlose Roheit, verbunden mit Trotz und Sittenlosigkeit, fast Alle, die ihn näher kennen lernten, von sich abstoßen mußte. Es fielen also von letzterem ab einmal der Erzbischof Adolph von Köln, sodann der Herzog Heinrich I. von Brabant, weiter der Herzog Heinrich von Limburg und endlich sogar der Rheinpfalzgraf Heinrich, Otto's eigener (ältester) Bruder und bisher seine Hauptstütze. Was Wunder denn, wenn auch die übrigen Reichsfürsten, selbst die Bischöfe nicht ausgenommen, ihren Frieden mit dem Hohenstaufen Philipp zu machen suchten, so daß bis zum Jahr 1207 Otto IV. über kein Land weiter mehr zu gebieten hatte, als über die einzige Stadt Braunschweig? Was Wunder endlich, wenn selbst Innocenz III., der gewaltige Pabst, jetzt einzulenken versuchte, weil er mit Recht befürchtete, Philipp werde, sobald er sich in Deutschland vollends befestigt habe, nach Welschland hinüberziehen, und ihm nicht blos seinen bisher angemaßten Besitz wieder abnehmen, sondern ihn auch so züchtigen, wie er es längst verdient hätte? Der Pabst knüpfte also mit dem Hohenstaufen im Jahr 1207 Unterhandlungen an und erwies sich gleich beim Beginn derselben so gefügig, daß er den auf Philipp und seinen Anhängern ruhenden Bannstrahl löste. Demnach läßt sich nicht daran zweifeln, daß Otto IV. im Jahr 1208 vollständig erlegen wäre; allein nun trat ein gräßliches Ereigniß ein, welches den Verhältnissen urplötzlich eine ganz andere Wendung gab.

Die Wittelsbacher waren von den Hohenstaufen von jeher mit Wohlthaten überhäuft worden und hatten namentlich auch das Herzogthum Baiern von ihnen erhalten. Eben jetzt herrschte dorten als Herzog Ludwig I. von Wittelsbach und ein Vetter desselben, Otto von Wittelsbach, war vom König Philipp zum Pfalzgrafen von Baiern ernannt worden. Letzteren liebte König Philipp sogar so sehr, daß er ihm eine seiner Töchter zur Gemahlin versprach, allein als derselbe in seinem wilden Jähzorn sich zu vielen schlimmen Thaten (darunter war auch ein gemeiner Mord) hinreißen ließ, nahm der König sein Versprechen zurück, den Pfalzgrafen auffordernd, vorher ein anderer Mensch zu werden, ehe er sich ihm, dem Könige, wieder nähere. Hierüber wüthend schwur der Jähzornige, er werde sich blutig rächen, und in diesem seinem Vorsatz bestärkten ihn noch zwei sogenannte Freunde, der Bischof Ekbert von Bamberg und der Markgraf Heinrich von Andechs und Istrien, welche beide den König Philipp aus Privatursachen (die übrigens nicht näher bekannt geworden sind) ebenfalls tödtlich haßten. Ja diese schlimmen Freunde ruhten nicht, als bis sich der Pfalzgraf hoch und theuer vermaß, den Hohenstaufen mit dem Schwerte niederzustoßen, und dann reisten sie zusammen im Juni 1208 nach Bamberg, dem Anschein nach, um dem König ihre treuergebenste Aufwartung zu machen. Dort nemlich hielt im genannten Monat der hohenstaufische Philipp Hof, theils um seine Rüstungen zum letzten Feldzug gegen Otto IV. zu vollenden, theils um die Hochzeit seiner Nichte Beatrix, der einzigen Tochter seines verstorbenen jüngeren Bruders Otto, Herzogs von Burgund, mit dem Herzoge Otto I. von Meran zu feiern. Am 21. Juni Morgens fand diese Hochzeit statt und dem abreisenden Brautpaar gab der König auf eine Strecke Wegs das Geleite. Dann kehrte derselbe nach seiner Residenz, der Altenburg in Bamberg, zurück und war eben mit seinen Vertrauten, dem Bischof Konrad III. von Speier, seinem Kanzler, und dem Ritter Heinrich von Waldburg, seinem Truchseß, in traulichem Gespräch begriffen, als der Pfalzgraf Otto von Wittelsbach unangemeldet ins Zimmer hereinstürzte. „Nieder mit dem Meineidigen!“ schrie der Pfalzgraf und sein Schwert schwingend brachte er dem Könige einen Hieb in den Hals bei.

Daraufhin verwundete er auch noch den Truchsessen von Waldburg, der sich ihm entgegenstellte, und machte sich dann eiligst auf die Flucht. Nicht minder entkamen auch der Bischof Ekbert von Bamberg und der Markgraf Heinrich von Andechs und Istrien, denn in der ersten Verwirrung hatte Alles am Hofe den Kopf verloren. Kein Wunder übrigens, da König Philipp, obwohl dem Anschein nach nur leicht verwundet, schon nach wenigen Minuten den Geist aufgab, weil ihm die Pulsader durchschnitten worden war! Einer elenden Privatrache also fiel König Philipp, vielleicht der Edelste und jedenfalls der Liebenswürdigste aller Hohenstaufen, zum Opfer und sein Tod kostete auch seine Gemahlin, die Königin Irene, jene „Rose ohne Dornen", wie ich sie weiter oben genannt, das Leben. Tieferschüttert von der jähen Freventhat nemlich eilte sie, geleitet von dem treuen Grafen Ludwig von Württemberg, auf das Stammschloß Hohenstaufen, allein die Folgen des Schreckens blieben nicht aus und sie starb dorten in Folge einer Frühgeburt schon am 28. August 1208.

König Philipp hatte keine Söhne, sondern nur Töchter hinterlassen, und somit richteten sich die Blicke gar Vieler unter den Fürsten nach dem jungen Sohne Heinrichs VI., ich meine nach jenem Friedrich, „dem verlassenen Kinde von Sicilien," wie es ein Schriftsteller genannt hat. Allein der Knabe — er zählte übrigens jetzt vierzehn Jahre — war fern, tief unten in Welschland, und der Pabst hielt ihn dort in fester Obhut. Darum wie nun jetzt Innocenz III. die Fürsten ermahnte, doch endlich dem langen entsetzlichen Bürgerkrieg dadurch ein Ende zu machen, daß sie den Welfen Otto anerkannten (er selbst hatte sich, nur durch die Noth gezwungen, eine Zeit lang von ihm abgewendet), und wie er dann sich an genannten Otto wandte, um ihm Milde, Demuth, Freigebigkeit und Versöhnung ans Herz zu legen, da kam über Viele ein anderer Sinn. Sie wußten wohl, daß der Pabst nicht die gute Sache, sondern nur seinen eigenen Vortheil im Auge habe, aber sie konnten sich nicht verhehlen, daß Deutschland zu Grunde gehe, wenn man den Bürgerkrieg noch länger fortsetze, und so wurde es dem Erzbischof Adalbert von Magdeburg, der zuerst als Friedensstifter auftrat, ziemlich leicht, die Thü-

ringischen und Sächsischen Grafen auf einer Zusammenkunft in Halberstadt günstig für Otto IV. zu stimmen. Noch eindringlicher wirkte die Nachricht, daß der französische König Philipp August sich Mühe gebe, in dem Herzog Heinrich I. von Brabant einen weiteren — natürlich ganz von ihm abhängigen — Gegenkönig aufzustellen, und wie nun Otto's älterer Bruder, der Rheinpfalzgraf Heinrich, sich auch auf die Seite der Friedlichgesinnten stellte, da konnten die übrigen Fürsten um so weniger halsstarrig bleiben, als Otto IV. mit Versprechungen und Leistungen die Freigebigkeit selbst war. Kurz auf dem großen Reichstag, welchen man ganz zu Anfang des Novembers 1208 in Frankfurt abhielt, wurde der Welfe allseitig anerkannt und mit dem zehnjährigen Bürgerkrieg hatte es nunmehr ein Ende. Damals, auf dem Frankfurter Reichstag, trat, geführt von dem Bischof Heinrich von Speier, Beatrix, das älteste Töchterlein des ermordeten Philipp, vor Otto IV. und verlangte Gerechtigkeit von ihm. Sogleich verhängte der neue König die Reichsacht über den Mörder und seine Mitschuldigen, und mit dem Vollzug der Acht ward der Marschall Heinrich von Kalentin beauftragt. Dieser fand den Otto von Wittelsbach auf einem Hofe der Mönche von Ebrach an der Donau, wo er sich verborgen hielt, schlug ihm sofort das Haupt ab, das er in die Donau warf, und überließ den übrigen Leichnam den Vögeln des Himmels. Auch ließ der Herzog von Baiern, Ludwig I., dessen Burgen, selbst die alte Wittelsbach, die Wiege des Geschlechtes, brechen und an deren Stelle zur Sühne eine Kirche erbauen. Die Mitschuldigen des Mörders aber, der Bischof Ekbert und der Markgraf Heinrich, konnten von der Rache nicht ereilt werden, denn sie hatten sich zu ihrer Schwester Gertrud, der Gemahlin des Königs von Ungarn, geflüchtet, und es glückte ihnen sogar später, obwohl erst nachdem sie sich tief gedemüthigt, für ihre Mitwissenschaft an der begangenen Frevelthat volle Verzeihung zu erhalten.

Otto IV., der Welfe, war jetzt allgemein anerkannter König von Deutschland und verlobte sich sofort, um die Hohenstaufischen vollends zu versöhnen, mit der obgenannten Beatrix; die Vermählung aber konnte für jetzt noch nicht stattfinden, weil die Braut erst acht Jahre zählte. Draufhin, im Frühjahr 1209, traf Otto IV. die

nöthigen Anordnungen, um sich aus den Händen des Pabstes die Kaiserkrone zu holen, und gerne gaben sich die deutschen Großen, die geistlichen wie die weltlichen, dazu her, ihn in stattlichem Zuge zu begleiten. Auch der Pabst machte keinen Einwand, doch nicht, ohne daß er zuvor von Otto IV. verlangte, er solle sich nochmals eidlich verpflichten, Alles das getreulich zu halten, was früher schon von ihm in die Hände des Cardinallegaten Bischofs Guido von Präneste beschworen worden war, und diesen Eid leistete Otto IV. demselben Legaten am 22. März 1209 zu Speier in feierlichster Weise. Dann überstieg er im kommenden Sommer durchaus ungehindert die Alpen, wurde in Mailand und Pisa höchst freundlich aufgenommen, kam sofort mit dem Pabste in Viterbo zusammen und hielt am 27. September seinen feierlichen Einzug in Rom, um am 4. October 1209 aus den Händen des Pabstes die Kaiserkrone zu empfangen. Er hatte jetzt Alles erreicht, was er je zu erreichen hoffen konnte, und welch' ein unendlicher Stolz erfüllte nun sein Herz!

## Fünftes Kapitel.

### Friedrich II., der größte aller Autocraten und Selbstherrscher.

1209—1250.

Nicht allzulange übrigens sollte Kaiser Otto IV. sich in seinem Stolze blähen. Von Natur gemein, grob und trotzig, hatte er gegen den Pabst den Tiefunterwürfigen gespielt, so lange er desselben bedurfte, um sich den Thron zu sichern; sobald er aber seinen Zweck erreicht sah, that er sich keinen Zwang mehr an und zeigte sich in seiner wahren Gestalt. Außerdem konnte es ihm nicht verborgen

bleiben, daß von den deutschen Fürsten gar Viele mit tiefer Verachtung auf ihn blickten, weil er sich nicht schämte, sich zum Vasallen und Knecht eines Priesters herabzuwürdigen, und selbst das wurde ihm bekannt, daß von den damals lebenden deutschen Sängern, Dichtern und Chronisten mehrere, wie Walter von der Vogelweide und der Probst Burchard von Ursperg ihn sogar öffentlich in ihren Schriften verhöhnten. Solches zu ertragen war ihm unmöglich und er beschloß also, von nun an gegen den Statthalter Christi mit der ungeschminktesten Rücksichtslosigkeit aufzutreten. Auch leitete er diese Rücksichtslosigkeit alsobald nach seiner Krönung damit ein, daß er sein Heer, das er nach Rom mitgebracht, sofort in den Landschaften Mittelitaliens, welche jetzt kraft seines Eidschwures dem Pabste gehörten, Winterquartiere beziehen ließ, ohne nach den Einwendungen des heiligen Vaters auch nur ein Wörtchen zu fragen. Gleich darauf ging er noch weiter und verlieh nicht blos die Mark Ancona dem Markgrafen Azzo von Este, sondern belehnte auch den Grafen Diepold von Acerra mit dem Herzogthum Spoleto und schaltete und waltete überhaupt mit den dem römischen Stuhl eidlich zugesprochenen Herrschaften und Fürstenthümern, als wären diese noch immer Lehengüter des deutschen Reichsoberhauptes. Ja er rückte im Frühjahr 1210 selbst in Apulien ein, um auch Unteritalien nebst Sicilien seinem Scepter zu unterwerfen, obwohl diese Länder noch nie zum deutschen Reiche gehört hatten.

Man kann sich denken, welchen Eindruck das Gebahren Otto's IV. auf den Pabst machen mußte. Er war seit langen Jahren gewöhnt, denselben als sein Geschöpf zu betrachten, und es erfaßte ihn daher zuerst ein starres Erstaunen, als er gewahrte, daß dieses Geschöpf sich erdreiste, gegen seinen Schöpfer zu revoltiren. Gleich darauf aber entbrannte sein Zorn und mit Donnerworten fiel er über seine bisherige Creatur her. „Vergiß nicht," rief er ihm zu, „daß nur allein die Kirche dich erhoben; gedenke vielmehr des Königs Nebukadnezar, der seiner Macht übermüthig vertrauend in einen heufressenden Ochsen verwandelt wurde." Solche Donnerworte machten aber keinen Eindruck auf den Kaiser, sondern er vergalt dieselben mit groben Rückantworten und fuhr fort in Apulien eine Stadt nach

der andern zu erobern. Da verwandelte sich der Zorn des Pabstes in Haß und sofort stand sein Entschluß fest, den meineidigen Undankbaren in sein früheres Nichts zurückzuwerfen. Am 18. November 1210 also schleuderte er den Bann auf ihn uad traf zugleich Anstalt, ihm in der Person des jungen Friedrich von Sicilien, Kaiser Heinrichs VI. und der Konstantia Sohn, einen Nachfolger auf den deutschen Königsthron zu geben.

Wie der am 26. Dezember 1194 zu Jesi in der Mark Ancona geborne Friedrich als ganz junger Knabe unter die Vormundschaft Innocenz's III. kam, haben wir weiter oben gesehen. Nicht minder wissen wir, daß dei Pabst mit der Vormundschaft zugleich auch die Reichsregierung in Apulien und Sicilien, dem Erbe Friedrichs, übernahm. Nun haßte aber Innocenz III. das ganze hohenstaufische Geschlecht von Grund des Herzens, denn alle hohenstaufische Kaiser waren bis jetzt der Kirche, das heißt dem Pabstthum, feindlich gegenübergetreten und es schien gleichsam in ihrem Blute zn liegen, dasselbe zu bekämpfen. Unter solchen Umständen zu erwarten, daß der Pabst keinen andern Gedanken gehabt habe, als Apulien und Sicilien aufs Beste zu verwalten, um es dereinst seinem Mündel bei dessen Großjährigkeit als ein blühendes Königreich zu übergeben, wäre eine Tollheit gewesen. Im Gegentheil gestattete Innocenz III. den sicilianischen Großen, sich von der Königsgewalt so unabhängig als möglich zu machen, und war zufrieden, wenn nur ein recht ansehnlicher Tribut in seine Kassen floß. Noch weniger fiel es ihm ein, seinen Mündel sorgfältig zu erziehen, damit dereinst ein Monarch aus ihm werde, der im Stande sei, seine Unterthanen glücklich zu machen. Vielmehr bekümmerte er sich anfangs fast gar nichts um den königlichen Knaben; sogar so wenig, daß er demselben nicht einmal einen anständigen Unterhalt auswarf, sondern es der Freigebigkeit der Bürger von Palermo überließ, denselben zusammen mit den wenigen deutschen Dienern, die ihm nach dem Tode seiner Mutter geblieben waren, zu ernähren. Später, als der Knabe in das Alter kam, wo der Unterricht zu beginnen hat, übergab er ihn dem sicilianischen Kanzler Walter, einem gebornen Deutschen, auf den er sich aber durchaus verlassen zu können vermeinte, und lebte nun der Zuver-

sicht, daß der so überaus strenge Mentor seinen Mündel hart genug unter dem Daumen halten werde. Allein es kam ganz anders, als Innocenz III. gedacht hatte. Der Knabe, der von Natur eine ganz außerordentliche Begabung besaß, lernte nemlich überraschend schnell und schon in seinem zehnten Jahre wurde er von seiner Umgebung wie ein Wunderkind angestaunt. Das Eigenthümliche dabei aber war, daß nicht blos die von dem Kanzler aufgestellten Priester, die ihn mit den alten Sprachen, sowie mit der römischen und griechischen Cultur bekannt machten, auf ihn einwirkten, sondern auch die obgenannten alten deutschen Diener, die man ihm um so lieber ließ, als sie beinahe gar nichts kosteten. Und wie nun wirkten diese Diener auf ihn ein? Nun, sie erzählten ihm von seinem Vater und Großvater und weckten seinen Geist, daß er bald nach nichts Höherem trachtete, als es diesen beiden gewaltigen Selbstherrschern gleich zu thun. Ja wohl ein Held wollte er werden, wie sie, und ein nicht minder allgebietender Autocrat; wenn aber der Pabst sich diesen seinen Entwürfen entgegenstemmte, ei dann — — Doch halt, für jetzt noch mußte eine solche Gesinnung — so lehrten ihn seine treuen Diener — tief verschwiegen bleiben, denn für jetzt noch stand er unter der Obhut des Statthalters Christi in Rom, und er mußte also die Miene annehmen, als ob er denselben aufs tiefste verehre. Unter solchen Einflüssen wuchs der junge Friedrich auf und ist es da zu verwundern, wenn er schon sehr frühe sich eine gewisse Selbstständigkeit im Denken wie im Handeln aneignete? Wenn er schon frühe die Kunst der Verstellung aus dem Fundament erlernte und zugleich in der Kenntniß der Menschen ganz außerordentliche Fortschritte machte? Weil aber der junge Friedrich sich so vortrefflich zu verstellen verstand, lebte Innocenz III. der felsenfesten Ueberzeugung, daß sein Mündel in Verehrung und Liebe zu ihm ersterbe, und darin wurde er noch bestärkt, als derselbe, nachdem er fünfzehn Jahre alt und also — nach jenem bekannten Brauche, der den Königssöhnen einen andern Verstand zutraut, als sonstigen Menschenkindern — volljährig geworden war, mit tiefster Unterwürfigkeit eine Gemahlin aus seiner Hand annahm, die seine Mutter hätte sein können. Diese Gattin war Constantia, Schwester des Königs Pedro II. von Arra-

gonien, und die Hochzeit wurde im August 1209 gefeiert. Auch blieb die Ehe, trotz der Verschiedenheit des Alters, nicht kinderlos, sondern es ging aus derselben ein Sohn hervor, dem man in der Taufe den Namen Heinrich gab. Im Uebrigen hielt nun der junge Friedrich seit seiner Verheirathung in Palermo Hof, allein mit seinem Reiche, dessen selbstständige Regierung er zu gleicher Zeit übernahm, sah es betrübt genug aus. Die verschiedenen Grafen und Barone nemlich, welche in Sicilien und Apulien große Ländereien besaßen, hatten sich unter des Pabstes vormundschaftlicher Regierung eine beinahe vollkommene Unabhängigkeit angemaßt und wollten von Vasallendiensten nichts mehr wissen. Nicht minder unbotsam erwiesen sich andere Theile seines Reichs (besonders in Sicilien, worauf wir später ausführlicher zu sprechen kommen werden) und von allen größeren Städten gehorchten ihm allein Palermo und Messina. Das war schlimm, sogar sehr schlimm; allein Barbarossa's Enkel fühlte sich trotz seiner jungen Jahre Manns genug, all' dieser Rebellion ein Ende zu machen, und richtig gelang es ihm auch, wenigstens in Sicilien, innerhalb der Jahre 1209 und 1210 große Erfolge zu erzielen. Da erwuchs ihm, wie wir gesehen haben, in dem Kaiser Otto IV. ein neuer Feind und gegen diesen aufzukommen, schien fast unmöglich. Wie ein Sturm bemächtigte sich Otto Apuliens und Calabriens und nachdem Tarent und Otranto gefallen waren, schickte er sich an, auf Galeeren, welche Pisa geliefert hatte, nach Sicilien überzusetzen. Doch siehe da, plötzlich im November 1211, gab er seinen Vorsatz auf und zog sich mit seiner ganzen Armee nach Oberitalien zurück, um von da schnellstens nach Deutschland heimzukehren. Was war aber der Grund dieser höchst auffallend.n Handlungsweise? Ei, er lag einfach in den allarmirenden Nachrichten, welche Otto IV. ganz unerwartet von jenseits der Alpen erhielt.

Innocenz III. hatte ihn, wie wir wissen, mit dem Bann belegt und zugleich beschlossen, ihn zu Gunsten des jungen Friedrich der deutschen Königskrone zu berauben. Er haßte zwar die Hohenstaufen als erklärte Feinde des Pabstthums; allein von Friedrich setzte er aus obengenannten Gründen voraus, daß derselbe sein ganzes Leben lang ein unterwürfiger Knecht des Stuhles Petri sein werde. Kaum

also war im November 1210 der Bannstrahl gegen Otto IV. geschleudert, so sandte Innocenz III. seine Legaten nach Deutschland, um diesen Bannstrahl allüberall dorten zu verkünden. Das Machtwort des Pabstes that seine Wirkung und bestürzt fragten sich Viele, ob sie dem gebannten Kaiser noch fernerhin treu sein dürften. An die Spitze dieser Bestürzten stellten sich die Erzbischöfe Siegfried II. von Mainz und Albrecht II. von Magdeburg, die treuergebensten Diener des Pabstes, und wenn nun auch Otto's IV. älterer Bruder, der Rheinpfalzgraf Heinrich, sofort den Krieg gegen sie mit so viel Glück eröffnete, daß Albrecht II. sich kaum in Magdeburg behaupten konnte, während Siegfried II. sich genöthigt sah, sich zu seinem Freunde, dem Landgrafen Herrmann I. von Thüringen zu flüchten, so gelang es den Legaten des Pabstes doch, dem Kaiser Otto IV. immer mehr Feinde zu erwecken. Die Hauptsächlichsten derselben waren einmal der Erzbischof von Trier, dann die Herzoge von Baiern, Oestreich und Böhmen, endlich der König Philipp August von Frankreich. Warum aber dieser? Einfach deßwegen, weil der Todfeind Frankreichs, König Johann von England, die Sache Otto's IV., seines Neffen, auf alle Weise, besonders mit Geld, unterstützte. Ueberdem, weil Philipp August hoffte, durch Begünstigung des Friedrich den Pabst dahin zu stimmen, daß er ihn von seiner verhaßten Gemahlin, der Dänin Ingeburg, scheide. Kurz, es kam so weit, daß die obgenannten Grafen, die drei Erzbischöfe und die drei Herzoge nebst dem Landgrafen von Thüringen zu Anfang des Octobers 1211 in Nürnberg zusammenkamen und dort, sich auf Frankreichs Hülfe stützend, statt Otto's IV., den sie des Thrones für verlustig erklärten, den Hohenstaufen Friedrich, unter dem Titel Friedrich II. zum Könige von Deutschland erwählten. Auch sandten sie alsbald zwei tapfere schwäbische Ritter, Heinrich von Neuffen und Anselm von Justingen, beide hohenstaufische Vasallen, nach Palermo, um dem Gewählten die Kunde zu überbringen, und die zwei Ritter machten sich sofort auf den Weg.

Das waren die allarmirenden Nachrichten, welche den Kaiser Otto IV. bestimmten, im November 1211 eilends nach Deutschland aufzubrechen. Kaum nun übrigens hatte er im Anfang des Jahres

1212 den deutschen Boden wieder betreten, so berief er schnell nach einander zwei Reichstage nach Frankfurt und Nürnberg, um auf ihnen die deutschen Fürsten zu bearbeiten, und richtig gelang es ihm, die Herzoge von Baiern und Oesterreich wieder auf seine Seite herüberzuziehen. Ueberdem erhielt er von mehr als achtzig Fürsten und Grafen das Versprechen, daß sie ihm gegen den Rest der Rebellen mit all' ihrer Macht beistehen wollten. Nun schwoll ihm wieder der Kamm, und hoffend, daß er auch diejenigen unter den Großen, welche noch zauderten, auf welche Seite sie treten sollten, für sich gewinnen werde, wenn er jetzt schnell die ihm verlobte Beatrix, die Tochter Philipps und Irena's, sich antrauen lasse, feierte er besagte Hochzeit am 7. August 1212. Allein die arme Beatrix starb schon vier Tage nachher, am 12. August, ohne Zweifel vergiftet von den welschen Buhlerinnen, welche Otto aus Apulien mitgebracht hatte, und schreckenerfüllt verließen sofort alle Schwaben und Baiern das kaiserliche Lager. Auch erscholl jetzt die Kunde, daß Friedrich II., der Enkel des Rothbarts, den deutschen Boden betreten habe, und dadurch entstand ein Umschwung der Dinge, der nur mit dem Verderben des Welfen Otto endigen konnte.

Als die beiden obgenannten schwäbischen Ritter vor Friedrich II. erschienen, um ihn einzuladen, sich an die Spitze der Parthei zu zu stellen, welche ihn zum Könige erwählt habe, stand augenblicklich sein Entschluß fest, dem Rufe zu folgen. Wohl ermahnten ihn seine sicilianischen Getreuen, den welschen Boden nicht zu verlassen, und stellten ihm die Gefahren vor, denen er entgegengehe. Wohl flehte ihn seine Gattin, das kleine Söhnlein auf dem Arme, an, bei ihr zu bleiben. Er hörte nicht auf sie und am 18. März schiffte er sich zu Palermo ein, um nach Gaëta überzusetzen. Am 7. April kam er dann in Rom an, um sich mit dem Pabste auseinanderzusetzen, und das war mehr als eine Feuerprobe. Innocenz III. athmete nichts als Rache gegen Otto IV. und weil er wohl wußte, daß dessen Sturz nur dadurch möglich sei, wenn Friedrich II. ihm als Gegenkaiser gegenübergestellt werde, hatte er selbst die deutschen Erzbischöfe ermahnt, den Friedrich zum Könige zu erwählen. Allein deßwegen war er doch durchaus nicht gesonnen, den Gegenkaiser frei gewähren

zu lassen, sondern derselbe sollte ein gefügiges Werkzeug in seinen Händen bleiben. Was mußte also Friedrich II. dem Pabste schwören, ehe dieser ihn mit seinem Segen nach Deutschland entließ? Einmal das, daß er, wenn aus dem Kampfe mit Otto IV. siegreich hervorgegangen, dem Pabste in Deutschland alle die Rechte einräumen und belassen werde, welche ihm Otto IV. seiner Zeit durch einen feierlichen Eidschwur eingeräumt hatte. Sodann das, daß er, König von Deutschland geworden, die Krone von Apulien und Sicilien nicht selbst forttragen, sondern seinem Söhnlein Heinrich übermachen wolle, welches dieselbe aus den Händen des Pabstes als dessen Lehen in Empfang zu nehmen habe. Solchen Eid forderte Innocenz III. von Friedrich II. und dieser leistete ihn auch ohne zu zögern, denn es war ihm darum zu thun, mit des Pabstes Unterstützung die Herrschaft über Deutschland zu gewinnen. Was aber noch viel mehr besagen wollte, er leistete ihn mit einer Virtuosität in der Verstellungskunst, durch die er den Pabst, dessen scharfer Blick doch im Innersten der Menschen zu lesen gewohnt war, vollkommen über seine wahren Absichten täuschte, besonders als er die Demuth gar so weit trieb, sich einen König „von Gottes und des Pabstes Gnaden" zu nennen.

Im Mai 1212 reiste Friedrich II. von Rom ab, um so schnell als möglich die deutschen Gauen zu erreichen, allein obgleich Innocenz III. alle Oberitaliener ermahnte, seinem Schützling getreulich beizustehen, fand der junge Hohenstaufe doch die größten Schwierigkeiten, auch nur bis an den Fuß der Alpen zu kommen. Die Mailänder nemlich mit ihren Verbündeten wollten, in Erinnerung an das viele Schlimme, das ihnen seiner Zeit der Rothbart angethan, fernerhin keinen Hohenstaufen auf den deutschen Thron sehen und verlegten ihm alle Wege und Stege. Ueberdem war der junge Abenteurer, denn ein solcher durfte er damals mit Recht genannt werden, fast von allen Mitteln entblößt und seine Begleitung bestand nur aus ganz wenigen Getreuen. Trotzdem gelang es ihm, obwohl allerdings nur unter Fährlichkeiten aller Art, durch die Theilnahme der Städte Genua, Pavia, Cremona und Verona, sowie mit Hülfe der Markgrafen von Este und Montferrat das obere Etschthal zu erreichen, und von da geleitete ihn der Graf von San-Bonifacio sicher bis nach

Chur. Hier aber nahm ihn der Bischof als ein getreuer Anhänger des Pabstes mit großer Zuvorkommenheit auf und ebenso that auch der benachbarte Fürstabt von St. Gallen. Nicht minder schaarten sich die Grafen von Kyburg und Habsburg mit einem kleinen Gefolge um ihn und sofort öffnete ihm die hohenstaufisch gesinnte Stadt Constanz die Thore. Dieß geschah an einem Frühmorgen in der Mitte des Septembers 1212 und die ganze Streitmacht, über die Friedrich damals gebot, bestand aus sechzig Rittern. Hätte aber die Stadt Constanz ihn an jenem Morgen abgewiesen, so würde unbezweifelt der ganze Verlauf der nächsten fünfzig Jahre ein total anderer geworden sein. Otto IV. nemlich, von seinen Spionen davon unterrichtet, daß Friedrich II., aus Italien glücklich entkommen, auf dem Wege nach Chur begriffen sei, rückte von Thüringen, dessen Markgrafen er eben bekämpfte, mit einem kleinen Heere in Eilmärschen nach dem Bodensee und kam um dieselbe Zeit in Ueberlingen an, in welcher der Hohenstaufe in Constanz Einlaß begehrte. Drei Stunden später stand er vor Constanz und verlangte die Auslieferung seines Gegners. Die Constanzer verweigerten sie und nun wagte er mit seinen paar hundert Rittern einen übereilten Sturm. Mit Nachdruck zurückgeschlagen zog er sich nach Breisach ins Elsaß hinüber, um hier ein größeres Heer zu sammeln, allein weil seine Mannen, ebenso roh als er selbst, sich gegen Breisachs Frauen Gewaltthätigkeiten erlaubten, erhoben sich die Bürger in Masse und jagten ihn zu ihren Thoren hinaus. Zu gleicher Zeit hörte er, daß Friedrich II. von allen Gauen Süddeutschlands begeisterten Zuzug erhalte, und nun beschloß er, nach Norddeutschland zurückzugehen, weil dieses den Welfen von jeher zur Hauptstütze diente. So bekam Friedrich II. Luft und mit einer Klugheit, die man einem achtzehnjährigen Jüngling kaum zugetraut hätte, wußte er diesen Glücksfall zu benützen. Wohl wissend nemlich, daß die meisten Menschen nur ihr eigenes liebes Ich, nur ihre eigenen Vortheile im Auge haben, erwies er sich in Versprechungen aller Art, sowie in Verschenkung von Reichsgütern, die erst noch zu erobern waren, freigebig über die Maaßen und dadurch gewann er sich außer den hohen Herren, die ihn aus Italien berufen hatten, eine Menge von Anhängern. So, um nur die Vor-

nehmsten zu nennen, den Herzog Friedrich von Lothringen und den König-Herzog Ottokar von Böhmen. So, den Bischof von Speier, Konrad von Scharfeneck, seinen nachherigen Hofkanzler, und durch diesen den Herzog Ludwig von Baiern. So — — doch wozu soll es dienen, noch meitere Namen aufzuführen? Genug, sein Anhang vermehrte sich von Tag zu Tag und wie er nun vollends von Frankreich (auf einer persönlichen Zusammenkunft — zwischen Toul und Vaucouleurs — mit dem Thronerben Ludwig von Frankreich erneuerte er am 19. November das schon früher von den Erzbischöfen von Mainz und Magdeburg mit dem französischen Könige Philipp August abgeschlossene Bündniß) die bedeutende Summe von 20,000 Mark Silbers unter dem Titel von Hülfsgeldern erhielt, da gewann er sich erst recht viele Freunde. Woher kam nun aber dieß? Ei einfach daher, daß er keinen Augenblick zögerte, all' das viele Geld unter die deutschen Großen zu vertheilen, während umgekehrt Otto IV. durch seinen Geiz nur zu viele seiner bisherigen Anhänger von sich stieß. Was Wunder also, wenn Friedrich II. am 12. Dezember 1212 in einer großen Reichsversammlung zu Frankfurt am Main von der Mehrzahl der deutschen Großen, unter Mitwirkung der päbstlichen und französischen Gesandten, einstimmig zum deutschen König erwählt und vier Tage darauf, am Sonntag den 9. Dezember, in Mainz vom Erzbischofe Siegfried II. feierlichst gekrönt wurde?

In dem blutigen Kriege, den damals England und Frankreich auf Tod und Leben mit einander führten, war also Friedrich II. der Verbündete Frankreichs, gerade wie Otto IV. der Englands, und hiedurch wurde der Ausgang des Bürgerkriegs in Deutschland von dem Ausgang des englisch-französischen Kriegs abhängig. Nun verlangte, nachdem das Jahr 1213 ziemlich resultatlos vorübergegangen war, der König Johann von England im Frühjahr 1214 von seinem Neffen Otto IV., daß er sein Heer mit dem englischen vereinige, um zuerst den König Philipp August von Frankreich zu vernichten, versprach ihm aber zugleich, daß er ihm dann nachher mit seiner ganzen Macht gegen Friedrich II. beistehen werde. Hierauf ging Otto IV., nachdem er sich mit seinen Verbündeten, dem Grafen Wilhelm von

Holland und dem Herzoge Heinrich I. von Brabant berathen, mit Freuden ein, sammelte sofort alle seine Streitkräfte am Niederrhein und vereinigte sich Ende März 1214 im Belgischen mit den Engländern. Es war keine kleine Macht, die nun gegen die Franzosen im Felde stand, und Otto IV., sowie sein Oheim, waren so fest überzeugt, den Sieg davon tragen zu müssen, daß sie ganze Wochen in Festlichkeiten vergeudeten. Ja, sie theilten die zu erobernden französischen Provinzen schon zum voraus und führten ganze Wagenladungen von Stricken mit sich, um die zu fangenden Feinde zu binden. Da kams endlich am 27. Juli zur Schlacht von Bouvines zwischen Lille und Tournay und in der That schien es im Anfang, als ob Philipp August von Frankreich unterliegen würde; allein sofort machten die Franzosen wahrhaft riesenmäßige Anstrengungen und schließlich erlitten die verbündeten Engländer und Niederdeutschen eine ganz entsetzliche Niederlage. Fast Alles, was nicht dem Schwerte verfiel, wurde gefangen und nur mit größter Mühe bewerkstelligte Otto IV. seine Flucht. Sein Reichsbanner aber fiel in die Hände des französischen Königs, der es sofort seinem Verbündeten, dem Hohenstaufen Friedrich II. sandte. Von diesem Tage an wagte es Otto IV. nicht mehr, das Feld gegen Friedrich II. zu behaupten, sondern zog sich in sein Stammland Braunschweig zurück, um dieses als seinen letzten Hort zu vertheidigen. Solches gelang ihm, obwohl allerdings nur mit den schrecklichsten Opfern, welche jenes Land auf lange hinein ruinirten; doch schon am 19. Mai 1218, als er eben auf der Harzburg verweilte, raffte ihn eine schnelle Krankheit in seinem 43. Jahre hinweg und nun gabs Niemanden mehr auf dem deutschen Boden, der dem Hohenstaufen Friedrich II. die Krone streitig gemacht hätte. Vielmehr erkannte diesen jetzt selbst Otto's IV. Bruder, der Rheinpfalzgraf Heinrich, an und lieferte zum Beweis dessen die Reichskleinodien (aber nicht umsonst, sondern um die bedeutende Summe von 11,000 Mark Silbers) an ihn aus.

Es war ein glänzender Erfolg, welchen die Schlacht von Bouvines dem jungen Hohenstaufen brachte; allein noch größere Vortheile erntete der Pabst Innocenz III. von derselben, denn in der ganzen abendländischen Christenheit hatte er nun keinen einzigen nennens-

werthen Gegner mehr. Im Gegentheil fügten sich alle Fürsten Europa's seinem Willen und insbesondere that dieß der deutsche König Friedrich II. Verpflichtete er sich doch schriftlich, dem Pabste hold und treu zu sein sein Leben lang, ihn als seinen Beschützer und Oberleiter anzuerkennen und in kirchliche Dinge, absonderlich in die Wahl der Aebte, Bischöfe und Metropoliten sich gar nicht einzumischen! Verzichtete er doch zum wiederholten Male aufs förmlichste auf die ganze mathildinische Erbschaft, sowie auf alle die Herrschaften und Fürstenthümer, welche Otto IV. seiner Zeit dem römischen Stuhle zugesagt hatte! Machte er sich doch aufs feierlichste anheischig, nicht blos den Pabst stets als den Oberlehensherrn von Apulien und Sicilien anzusehen, sondern auch für seine Person, sobald er Kaiser geworden sei, die Regierung dieses Königreichs seinem Söhnlein Heinrich abzutreten (um zu verhindern, daß die Kronen des normännischen und deutschen Reichs auf Einem Haupte vereinigt seien und es dadurch den Anschein gewinne, als ob Apulien und Sicilien zu Deutschland gehörten) und überdem dazu zu helfen, daß der Pabst noch extra die Inseln Corsica und Sardinien erwerbe! Solches Alles schwur der deutsche König dem römischen Pabste zu und dadurch erfüllte sich selbst das Kühnste, was einstens der Mönch Hildebrand geträumt hatte. Um nun aber der Welt zu zeigen, daß er der oberste Lenker und Regent Europa's, sowie überhaupt der damaligen Welt, mit andern Worten, daß durch ihn die Universalmonarchie des Pabstthums zur reellen Wirklichkeit geworden sei, versammelte Innocenz III. im November 1214 ein Concil — das vierte große Lateranconcil — um sich, wie die Christenheit noch keines gesehen. Nicht weniger als 71 Metropoliten, Patriarchen und Erzbischöfe, 412 Bischöfe und über 800 Aebte und Priore erschienen auf demselben, dazuhin die Abgesandten fast aller christlichen Regenten damaliger Zeit, insonderheit die der Könige von Deutschland, England und Frankreich, und es wurde da über alle großen politischen Fragen entschieden. Namentlich aber sprach Innocenz III. die Absetzung Otto's IV. und dafür die Einsetzung Friedrichs II. aufs feierlichste aus, und kein Mensch war da, dem Pabst solches Recht zu bestreiten. Man sieht hieraus, zu welch' furchtbarer Macht das Pabstthum in

dieser Zeit angeschwollen war, allein dieser Macht sollte sich der damalige Träger der Tiare nicht lange mehr erfreuen, denn er starb erst sechs- und fünfzig Jahre alt an einem hitzigen Fieber am 16. Juli 1216. Zu seinem Nachfolger ernannte er die Cardinale ihren hochbetagten Collegen Cencius Savelli, einen großen Finanzmann, der sich Honorius III. nannte, und die Wahl fiel wohl hauptsächlich deßwegen auf ihn, weil durch die immensen Geldausgaben Innocenz's III. (er brauchte sie zu seinen politischen Zwecken) die Finanzverhältnisse Roms in eine arge Verwirrung gerathen waren.

Centnerschwer fiel es vom Herzen Friedrichs II., als er die Nachricht vom Tode Innocenz's III. vernahm. Ihm, dem Gewaltigen, hatte er alle Zusagen gemacht, welche derselbe an ihn stellte; aber er hatte sie nur gemacht, um durch ihn die deutsche Krone zu erlangen, und so gut verstand er sich auf die Verstellung, daß der Pabst bis ans Ende seiner Tage auch nicht das Geringste von des Hohenstaufen wahren Gesinnungen merkte. Sobald nun übrigens Innocenz III. vom Schauplatz abgetreten war, fing der deutsche König an, die Maske zu lüpfen, obwohl allerdings für den Anfang nur behutsam, um zu sehen, welch' ein Mann der neue Statthalter Christi sei. Er ließ also seinen Sohn Heinrich noch im Jahr 1216 nach Deutschland kommen und übertrug ihm da das Herzogthum Schwaben. Dann betrieb er dessen Erwählung zum römischen Könige, das heißt zu seinem Nachfolger im deutschen Reich, und richtig gelang es ihm, die deutschen Großen — obwohl erst nach bedeutenden Zugeständnissen, die er besonders den Bischöfen machen mußte — hiefür günstig zu stimmen. Die Wahl fand also im April 1220 auf einem Reichstag zu Frankfurt statt und es fragte sich nun, welche Stellung der Pabst hiezu nehmen würde. Innocenz III. wäre sicherlich Feuer und Flamme gewesen, weil in dieser Wahl die Absicht Friedrichs II. lag, die Kronen von Deutschland und Sicilien keineswegs von einander zu trennen, allein Honorius III. ließ sich mit schönen Worten, sowie besonders damit beschwichtigen, daß Friedrich II. ihm hoch und theuer versprach, einen Kreuzzug gegen die Ungläubigen im Orient zu unternehmen. Ja wohl zu einem Kreuzzug verpflichtete sich der der deutsche König, oder mit andern Worten zur Wiedereroberung

Jerusalems, das schon lange wieder in die Hände der Muhammedaner gefallen war, und um diesen Preis hieß Honorius III., dem das heilige Land mehr als alles Andere am Herzen lag, nicht nur die Königswahl Heinrichs gut, sondern erklärte sich auch bereit, dem deutschen Könige die Kaiserkrone zu übertragen. Somit zog letzterer mit seiner Gemahlin und großem Gefolge im September 1220 über die Alpen und im November selbigen Jahres in Rom angelangt, krönte ihn Honorius III. am 22. jenes Monats aufs feierlichste. Noch mehr, als der neu gekrönte Kaiser sich abermalen verpflichtete, schon im nächsten Jahr den Kreuzzug auszurichten, erklärte sich der Pabst damit einverstanden, daß Friedrich II. die zwei Kronen von Deutschland und Sicilien anf seinem Haupte vereint trage; jedoch mit dem Beding, daß diese Vereinigung nur eine sogenannte Personalunion sein und die Oberlehensherrschaft des römischen Stuhles über beide Sicilien dadurch nicht alterirt werden solle.

Nachdem Friedrich II. vom Pabste solche Zugeständnisse erhalten, eilte er nach dem schon so lange nicht mehr gesehenen und doch so sehr geliebten Apulien, um dieses, sowie Sicilien nach seinem Sinn zu ordnen, denn der Ordnung bedurften sie beide, wie wir gleich sehen werden, gar sehr; zugleich aber unterließ er es nicht, ein Heer zum versprochenen Kreuzzug zu sammeln, und wie er es gesammelt hatte, ließ er es im Mai 1221 unter der Führung des Herzogs Ludwig I. von Baiern auf sicilischen Fahrzeugen nach dem Orient abgehen. Er selbst wollte mit einem weiteren Heere im kommenden August nachfolgen; allein wie nun die im Mai abgegangenen Kreuzfahrer gleich nach ihrer Landung in Syrien von schwerem Mißgeschicke heimgesucht wurden, drang der Pabst in ihn, die Augustexpedition schon früher abgehen zu lassen. Solchem Ansinnen entsprach Friedrich II. und im Juli 1221 folgte die zweite Expedition der ersten nach. Der Hohenstaufe selbst blieb wieder zurück, weil er damals von Unteritalien unmöglich abkommen konnte, und hiegegen hatte der Pabst durchaus nichts einzuwenden. Nun wollte es aber der Himmel, daß auch dieses Kreuzheer nichts ausrichtete, sondern sich vielmehr genöthigt sah, sich durch die Uebergabe der wichtigen Seestadt Damiette an den Sultan Kamel zu Egypten (8. September 1221) freien Ab-

zug in die Heimath zu erkaufen, und siehe da, jetzt verlangte Honorius III. plötzlich, daß Friedrich II. eine dritte Expedition ausrüste, an deren Spitze er sich selbst stellen müsse. Dieß ging weit über das hinaus, was der Hohenstaufe ursprünglich versprochen hatte, und letzterer weigerte sich also, der päbstlichen Aufforderung zu entsprechen. Da starb am 23. Juni 1222 Friedrichs II. Gemahlin Constanze und sofort kam dem Pabst der Gedanke, den jungen Kaiser von neuem und zwar mit Jolande, der Erbtochter des Grafen Johann von Brienne, zu verheirathen. Warum aber dieß? Einfach deßwegen, weil besagter Johann von Brienne letzter König von Jerusalem gewesen war und also dessen Tochter Erbansprüche auf dieses Königreich hatte. Machte aber Friedrich II. die Jolande zu seiner Gattin, so ließ sich von ihm, dem ehrgeizigen Jüngling, erwarten, daß er solche Erbansprüche weiter verfolgen und nicht ruhen werde, als bis er wirklicher König von Jerusalem geworden sei. So calculirte der Pabst und daß seine Calculation richtig war, dieß zeigte die nächste Zukunft. Lange zwar zögerte der junge Kaiser, auf die ihm angemuthete Ehe einzugehen, und wie er endlich im Jahr 1225 doch darauf einging, so geschah es nur unter der Bedingung, daß ihm Honorius III. im Vertrag von San Germano (25. Juli 1225) gestattete, den von ihm verlangten Kreuzzug bis zum August 1227 hinauszuschieben. Dagegen aber machte sich der Kaiser im besagten Vertrag nicht blos anheischig, einen äußerst großartigen Kreuzzug zu veranstalten und dabei seine ganze Macht zur See wie zu Lande zu entfalten, sondern er war sogar damit einverstanden, daß ihn die Strafe des Banns und der Excommunication treffen solle, wenn er den Vertrag nicht halte.

Man sieht aus dem soeben Gesagten, daß es dem jungen Kaiser sehr darum zu thun war, den beabsichtigten Kreuzzug so lange als möglich hinauszuschieben, und wir fragen nun billig, warum er dieß so wollte. Die Antwort liegt in dem, was ich weiter oben schon andeutete, darin, daß er vorher in seinem Erblande, dem Königreich beider Sicilien, vollkommene Ordnung schaffen wollte. Dieses herrliche Land (besonders die Insel Sicilien) war in früheren Zeiten die Beute der verschiedensten Eroberer gewesen. Zuerst hatten es

die Karthager, dann die Römer, drauf die Vandalen, weiter die Ostgothen, nach diesen die Griechen oder Byzantiner, wieder nach diesen die Saracenen, endlich die Normannen, unterjocht, bis es von den letzteren durch Heirath an die Hohenstaufen gelangte. Liegt es nun nicht auf der Hand, daß weil alle genannten Eroberer sich in ihren Eroberungen häuslich niederließen, ein ganzer Mischmasch von Nationalitäten entstehen mußte? Liegt es nicht auf der Hand, daß die verschiedenen Nationalitäten sich gegenseitig haßten, und zwar um so tiefer, wenn noch der Religionshaß — wie zwischen den Muhammedanischen Saracenen und den Christen — dazu kam? Wie konnte nun aber in einem solchen Lande Einigkeit und Ruhe herrschen, besonders wenn man noch bedenkt, daß die verschiedenen Großen unter der langen vormundschaftlichen Regierung während der Minderjährigkeit Friedrichs II. Zeit und Gelegenheit genug gehabt hatten, ihre Herrschaftsgelüste weiter und weiter auszudehnen? Nein, wahrhaftig nicht Ruhe, Einigkeit und Frieden war in Sicilien und Apulien zu finden, sondern vielmehr das gerade Gegentheil: Zerrüttung, Glaubenskrieg, Anarchie und Faustrecht, und Friedrich II. stellte sich also eine Riesenaufgabe, als er sich vornahm, die beiden Sicilien in ein Land umzuwandeln, wo alle Welt nur Glück und Zufriedenheit athme. Ja wohl eine Riesenaufgabe stellte er sich, aber er kam, von 1220 an gerechnet, wo er aus Deutschland zurückkehrte, in zehn Jahren damit zu Stande, und bewies damit, daß ein ganz ungewöhnlicher Geist in ihm wohnte. Gerne nun würde ich dem Leser davon erzählen, wie er dieß ins Werk setzte, allein ich schreibe keine Geschichte von Italien und so muß ich mit Stillschweigen darüber hinweggehen. Nur das große Resultat, das er erreichte, darf nicht unerwähnt bleiben, das nemlich, daß er nicht blos die großen Vasallen, die geistlichen nicht ausgenommen, zur vollkommensten Unterwürfigkeit zurückbrachte, sondern daß er auch die muhammedanischen Saracenen durch eine Milde und Toleranz, die man damals sonst nirgends in Europa kannte, in die Anhänglichsten und Treusten seiner Unterthanen zu verwandeln verstand. Hoch erhaben nemlich stand er in Hinsicht seiner religiösen Anschauungen über der Engherzigkeit seiner Zeit und der Muhammedaner galt bei ihm so viel wie der Christ; den

Adel und die Geistlichkeit aber hielt er mit eiserner Faust nieder, weil er in seinem Reiche der Alleinherr sein wollte, und aus demselben Grunde ließ er auch den Städten keine Selbstständigkeit. Im Gegentheil alle ihre Gesetze erhielten sie von ihm und nur er ernannte ihre Bürgermeister oder Podesta's. Kurz, er regierte wie ein vollkommen unumschränkter Monarch und wurde dadurch das Vorbild für alle Selbstherrscher späterer Zeiten.

Gleich wie nun aber das Königreich beider Sicilien ein Erbreich des hohenstaufischen Hauses war, so galt Oberitalien oder wenn man so will die Lombardei als Erbreich der deutschen Kaiser und als Kaiser hatte also Friedrich II. auch über jenes zu gebieten. Die dortigen Großen mußten ihm als seine Vasallen und Lehensträger gehorchen und ebenso waren ihm die Städte in derselben Weise pflichtig, wie die Städte in Deutschland. Nun traten aber die oberitalienischen Städte in ganz anderer Weise auf als die deutschen, und wenn auch einzelne derselben ghibellinisch (das heißt deutschfreundlich) gesinnt sein mochten, so gehörten doch bei weitem die meisten der guelphischen, das heißt derjenigen Parthei an, welche von einem ausländischen (nicht italienischen) Oberherrn nichts wissen wollten. Das waren nemlich die Begriffe, die man jetzt in die Worte „ghibellinisch“ und „guelphisch“ hineinlegte, während man ursprünglich allerdings unter „Ghibellinen“ Anhänger der Hohenstaufen und unter „Guelphen“ Anhänger der Welfen und der mit ihnen verbündeten Päbste verstanden hatte. Gut also, die Spaltung der oberitalienischen Städte in die genannten zwei Partheien war vorhanden, allein mußte es nun nicht den Nachfolger des Barbarossa mit dem höchsten Zorne erfüllen, sich überzeugen zu müssen, daß die meisten, und gerade die reichsten und größten Städte des ehemaligen Lombardenreichs sich wie unabhängige Republiken gebahrten? Ja, daß sie auftraten, als ob die deutsche Oberherrlichkeit gar nicht mehr existirte? Ueberdem glaubt man wohl, Friedrich II. werde es den Mailändern und ihren Verbündeten vergessen haben, daß sie ihm damals bei seinem Königsritt nach Deutschland anno 1212 alle Wege und Stege verlegten? Endlich lag es nicht in der Natur der Sache, daß in ihm, dem so ungemein despotisch angelegten Autocraten, ein Ge-

fühl des Eckels entstand, wenn er sah, wie sich die lombardischen Städte tagtäglich selbst bekriegten (der Bund der Städte Mailand-Piacenza stand gegen den Bund der Städte Pavia-Cremona) und wie sogar innerhalb ihrer Mauern die zwei Partheien der Ghibellinen und Guelphen mit blutigen Waffen um die Oberherrschaft stritten? Gewiß, es war gar nicht anders möglich, als daß er sich täglich sagte: „nur allein in solchen Staaten und Reichen, in welchen ein Monarch mit Allgewalt dominirt herrscht Ruhe und Zufriedenheit; da aber, wo die Bürger sich ihre sogenannten Freiheiten errungen haben, findet man ewige Anarchie, Unordnung und Zuchtlosigkeit." Längst also stand der Entschluß in ihm fest, den oberitalienischen Städterepubliken ein Ende zu machen, oder mit andern Worten das despotisch-monarchische Princip dort eben so gut zur Geltung zu bringen, als in Unteritalien, allein ehe er es wagen konnte, sich in einen Kampf mit jenen mächtigen Metropolen einzulassen, mußte er vorher, um keinen Feind im Rücken zu haben, mit der monarchischen Reorganisation in Sicilien und Apulien fertig geworden sein. Doch zum Schlusse des Jahres 1225 war Alles nach Wunsch geordnet und nun suchte er alsbald nach einem Vorwand, gegen Mailand und die andern guelphischen Städte einzuschreiten. Er fand ihn sofort darin, daß in den genannten Städten verschiedene Ketzerei — er, Friedrich II. sprach von Ketzerei, während er doch den freisinnigsten religiösen Anschauungen huldigte! — sich eingenistet habe und somit lud er dieselben vor einen Reichstag nach Cremona. Sie merkten aber in der Minute, um was es sich handle, und eingedenk der Lehren, die ihnen seiner Zeit der despotische Barbarossa gegeben, erneuerten sie nicht blos, ihrer fünfzehn, am 6. März 1226 zu Mosio im Mantuanischen ihren früheren (den sogenannten Lombarden-) Bund, sondern rüsteten sich auch mit allem Eifer zum Kriege. Draufhin verfällte sie Friedrich II. in die Reichsacht und ein Krieg auf Tod und Leben schien unvermeidlich. Allein siehe da, nun legte sich der Pabst ins Mittel. Einsehend nemlich, daß Friedrich II. durch den Krieg, wenn er einmal begonnen habe, verhindert sein würde, den projektirten Kreuzzug auszuführen, drang er in beide Parteien, sofort Frieden zu schließen, und dieser Frieden kam auch richtig am 5. Januar 1227

zu Stande. Worin aber bestand derselbe? Etwa darin, daß beide Partheien sich in der That und Wahrheit mit einander verglichen? Gott bewahre, sondern darin, daß Friedrich II., wahrscheinlich, weil er einsah, daß er noch nicht gehörig gerüstet sei, um die Lombardenrepubliken zu vernichten, die Reichsacht zurücknahm, während die Städte versprachen, als Zeichen ihrer Botmäßigkeit zu dem Kreuzzug ein ansehnliches Hülfscorps zu stellen. Der Kampf war also blos aufgeschoben und beide Theile betrachteten einander von nun an mit noch weit mißtrauischeren Blicken als zuvor.

Unmittelbar nachher am 18. März 1227 starb der mildgesinnte Honorius III. und zu seinem Nachfolger wurde Graf Hugolin von Signia, der Cardinalbischof von Ostia und Velletri, ein Neffe Innocenz's III., erwählt. Der neue Pabst, der sich Gregor IX. nannte, war ein Greis von achtzig Jahren und man rühmte neben seinem rechtschaffenen Wandel seine große Gelehrsamkeit. Mit diesen Eigenschaften aber verband er trotz seines Greisenalters eine Reizbarkeit sonder Gleichen und überdem fand er sich berufen, in die Fußstapfen seines despotischen Oheims, Innocenz's III. zu treten. Kaum also hatte er den Stuhl Petri bestiegen, so richtete er (23. März 1227) eine geharnischte Aufforderung an den Kaiser, unweigerlich im August dieses Jahres seinen Zug ins Morgenland auszuführen, wofern er nicht gebannt sein wolle, und mit dieser herrischen Sprache stimmten seine übrigen Anordnungen vollkommen überein. Nun war es aber dem Enkel des Rothbarts in der That um den Kreuzzug zu thun, denn er hatte nach seiner Verheirathung mit Jolande (oder Isabella) von Brienne den Titel eines Königs von Jerusalem angenommen, und natürlich wollte er zum Titel auch noch die Herrschaft. Er rüstete also mit allem Eifer an dem Kreuzheer und obwohl es ihm ungemein schwer hielt, ein solches zusammenzubringen, weil die Begeisterung für das Kreuz längst verschwunden war (Friedrich II. konnte seine Vasallen nur durch große Geldopfer, wie z. B. den Landgrafen Ludwig IV. von Thüringen durch Bezahlung von 4000 Mark Silber, zur Theilnahme bewegen), so kam er im August 1227 doch damit zu Stande. Somit schiffte er sich am 8. September mit allen seinen Truppen im Brindisi ein, allein sofort brach eine bös-

artige Seuche unter ihnen aus, und da er selbst, gerade wie auch der eben genannte Landgraf, von derselben ergriffen wurde, so ließ er sich mit den Erkrankten wenige Tage später in Otranto wieder ausschiffen. Er that dieß, weil die Aerzte es durchaus verlangten, denn die Krankheit war so gefährlich, daß ihr viele, worunter der schon genannte Landgraf, schon nach wenigen Stunden erlagen. Trotzdem erklärte der leidenschaftliche Pabst, es sei dieß ein Bruch des beschworenen Vertrags von San Germano und schleuderte schon am 29. September 1227 den Bannstrahl auf den Kaiser. Ja wohl, den Bannstrahl schleuderte er, obwohl Friedrich II. nur durch eine höhere Macht verhindert worden war, abzusegeln, und alle Welt schalt den Pabst dafür einen Tyrannen. Ebendeßwegen bekümmerte sich auch fast kein Mensch, am wenigsten der Kaiser selbst, um diese Excommunication, und letzterer trat sofort, nachdem er langsam wieder gesundet, am 28. Juli 1828 trotz des päbstlichen Bannfluches die Kreuzfahrt wirklich an. Zugleich aber ertheilte er dem Grafen Reinald, Titularherzog von Spoleto, seinem Statthalter in Sicilien, den Befehl, sich mit Waffengewalt der päbstlichen Besitzthümer zu bemächtigen. Das waren nun ganz eigenthümliche Verhältnisse und noch eigenthümlicher gestaltete sich der Kreuzzug. Der Pabst nemlich befahl den Christen Palästina's und Syriens, sowie insbesondere den dortigen Ordensrittern (den Templern und Johannitern) und der gesammten Geistlichkeit, dem Kaiser als einem Gebannten und Verfluchten überall feindlich entgegenzutreten und die in solcher Weise Aufgeforderten gehorchten pflichtlich (die Templer versuchten es sogar, den Kaiser den Muhammedanern in die Hände zu spielen); der Kaiser aber, statt mit dem Sultan Kamel von Egypten, dem Gebieter über Syrien, Palästina und Egypten, auf Tod und Leben zu kämpfen, ließ sich vielmehr mit diesem in diplomatische Verhandlungen ein, uud erlangte durch dieselben mehr, als ihm das Schwert je hätte bringen können. In Anbetracht nemlich, daß der Sultan mit Feinden im Innern zu kämpfen hatte und also sich nicht auch noch einen auswärtigen Feind auf den Hals laden wollte, überließ er dem deutschen Kaiser die Stadt Jerusalem nebst Betlehem, Nazareth, Jaffa und der Straße nach Acre oder Acon, unter der einzigen Be-

dingung, daß auch den Muhammedanern der Gottesdienst in Jerusalem (die Moschee Osmars) frei bleibe, und nun nahm Friedrich II. am 18. März 1229 feierlichst von der Stadt Jerusalem Besitz. Weil aber der katholische Patriarch sich weigerte, ihn als einen Gebannten zu krönen, setzte er sich dorten in der Kirche des heiligen Grabes mit eigener Hand die Königskrone auf und schiffte sich dann am 1. Mai in Acre wieder nach Italien ein. Dort hatte inzwischen der Pabst, nachdem er in Oberitalien ein starkes Heer geworben (diese Söldner trugen die Schlüssel St. Peters auf ihrer Uniform und man nannte sie daher „Schlüsselsoldaten"), den Grafen Rainald, Friedrichs II. Feldherrn, so ziemlich aus ganz Apulien vertrieben; allein wie nun der Kaiser mit seinem Heere landete, trat plötzlich ein totaler Umschwung der Dinge ein. Nirgends hielten die Schlüsselsoldaten Stand und nach wenigen Monden schon hatte Friedrich II. nicht blos ganz Apulien zurückerobert, sondern auch das Herzogthum Spoleto und die Mark Ancona in Besitz genommen. Jetzt wurde dem Pabste bange und es bedurfte nicht viel Ueberredung, um ihn zum Frieden zu bewegen. Dieser kam also im Februar 1230 abermalen zu San-Germano zu Stande und seine Hauptstipulationen bestanden darin, daß der Pabst den Kaiser vom Banne löste, während der Kaiser dem Pabst Ancona und Spoleto zurückgab. Nach diesem Friedensschluß kehrte Friedrich II. nach seinem geliebten Neapel zurück, um von neuem da seinen prächtigen Hof mit fast orientalischem Zuschnitt (seine Leibwache bestand aus Saracenen und überdem hielt er sich saracenische Tänzerinnen und Sängerinnen) zu halten.

Es dürfte nun aber an der Zeit sein, uns auch nach dem umzusehen, was sich in den langen zehn Jahren, die der Kaiser in Welschland oder im Orient verweilte, in Deutschland begab, und zuerst haben wir da einen langen Kampf mit Dänemark zu verzeichnen. Mit seiner Abreise nach Italien anno 1220 bestellte Friedrich II. seinen Sohn Heinrich als Reichsverweser in Deutschland; da derselbe aber noch nicht neun Jahre zählte, so wurde ihm der Erzbischof Engelbert I. von Köln als oberster Berather gesetzt und diesem noch der Hofkanzler Konrad von Scharfeneck beigegeben. Ueberdem sorgte der Kaiser für gute Lehrer Heinrichs, unter denen die Ritter Heinrich von

Neuffen und Wernher von Boland besonders hervorragten, und nun glaubte der Nachfolger des Rothbarts, es stehe Alles in besten Händen. Dem war aber keineswegs so, denn dem Erzbischof Engelbert lagen als einem ächten Priesterfürsten die kirchlichen Interessen bei weitem mehr am Herzen, als die deutschen, und der Hofkanzler, obwohl Doppelbischof von Speier und Metz, zog ein üppiges Leben jedem ernsten Handeln vor. Doch kommen wir zur Sache. Während des zehnjährigen Kampfes zwischen dem Hohenstaufen Philipp und dem Welfen Otto IV. war Norddeutschland, wie bereits erzählt, den Dänen Preis gegeben worden und vergebens hatten sich gegen deren Uebermacht der Graf Adolph III. von Holstein und der Graf Adolph Dassel von Ratzeburg gewehrt. Sie wurden total geschlagen und der König Waldemar II. errang den Besitz von Holstein, Ratzeburg, Mecklenburg und Pommern nebst den Städten Hamburg, Lübeck und Schwerin. In diesen Besitz bestätigte ihn später anno 1214 nothgedrungen Friedrich II., um den König Waldemar II. zum Bundesgenossen gegen Otto IV. zu bekommen, und zu dem Vertrag, der darüber abgeschlossen wurde, gab der Pabst Innocenz III. aus kirchlichen Interessen feierlichst seinen Segen. Nun erst stand Waldemar III. groß da (er gebot über 1400 Schiffe und 160,000 Krieger) und nicht umsonst gaben ihm seine Dänen den Namen des Siegers. Es ist aber ein altes Sprüchwort, „je höher Einer steht, desto näher ist er dem Falle,“ und dieses Sprüchwort bewährte sich auch jetzt wieder. Waldemar II. hatte dem Grafen Heinrich von Schwerin, welchen man den Schwarzen nannte, einen Theil der eroberten Grafschaft Schwerin unter dem Beding zurückgegeben, daß dieser sein Vasall werde, und der Graf wußte sich sofort in der Gunst seines Lehensherrn festzusetzen. Dessenungeachtet haßte er denselben bitterlich und als er vollends von einem intimen Verhältniß erfuhr, welches der Dänenkönig mit seiner Gattin pflegte, beschloß er, eine großartige Rache zu nehmen. Gleich darauf, in den ersten Tagen des Mai 1223, begab sich Waldemar II. mit nur kleinem Gefolge auf das Inselchen Lyöe, um allda der Jagd obzuliegen, und sofort fand sich auch der Graf Heinrich ein, dem Anschein nach nur zu dem Zweck, an der Jagd Theil zu nehmen. Am Abend des 6. Mai

tafelten Beide, der König und der Graf, gar fröhlich mit einander, und etwas weinselig zog sich endlich Waldemar II. in sein Zelt zurück. Da, wie Alles fest schlief, holte der schwarze Graf seine in der Nähe verborgenen Mannen herbei, drang, nachdem die Leibwächter alle im Schlaf ermordet worden waren, ins königliche Zelt ein, legte den schnell überwältigten Herrn von Dänemark in Ketten und brachte ihn auf seine Burg Lenzin, später auf das noch festere Schloß Dannenberg am linken Ufer der Elbe. Das war eine That von der höchsten Bedeutung, und wären dem Kaiser Friedrich II. die deutschen Interessen mehr am Herzen gelegen, als die sicilianischen, so hätte er die Gefangennahme des Dänenkönigs dazu benützt, um denselben zu zwingen, die sämmtlichen dereinst geraubten deutschen Lande zurückzuerstatten. Unter den gegebenen Verhältnissen aber überließ der Kaiser Alles dem Erzbischof Engelbert I. und dieser richtete sich seinerseits nach den Weisungen des Pabstes, welcher den Dänen als einen sehr getreuen Sohn der Kirche in seine besondere Affection genommen hatte. Sicherlich wäre es also so weit gekommen, daß der Graf Heinrich von Schwerin seinen königlichen Gefangenen hätte unter den mäßigsten Bedingungen, vielleicht um eine größere Geldsumme, freigeben müssen, wenn nicht am Ende des Jahres 1224 in Holstein das Volk gegen die dänische Bedrückung revoltirt haben würde. Diesen Aufstand benutzte aber der Graf Adolph IV., der Sohn des eben verstorbenen Grafen Adolph III., um dieses sein Erbland wieder an sich zu bringen, und wie er nun mit gewappneter Hand in Holstein erschien, fiel ihm alsobald der Adel und die übrige Einwohnerschaft mit Freuden zu. Auch unterstützte ihn der Erzbischof Gerhard II. von Bremen, dessen Nichte er geheirathet hatte, mit all' seiner Macht und eben so thaten noch andere Großen Norddeutschlands. Sofort suchte der Graf Albrecht von Orlamünde, der Schwestersohn Waldemars II., welchen dieser mit Holstein und Ratzeburg belehnt hatte, den Aufstand zu unterdrücken, allein er wurde nicht nur im Januar 1225 bei Mölln von Adolph IV. und seinen Verbündeten aufs Haupt geschlagen, sondern gerieth sogar mit den Vornehmsten seines Heeres in Gefangenschaft. Jetzt war es auch für die Lübecker und Hamburger ein Leichtes, sich vom dänischen Joche

frei zu machen, und weil nun Waldemar II. sah, daß sich das Geschick gänzlich gegen ihn gewendet habe, ließ er sich am 17. November 1225 zu einem Vertrag mit den Grafen Heinrich von Schwerin und Adolph IV. von Holstein herbei, kraft welches er um den Preis seiner und seines Neffen, des Grafen von Orlamünde, Freilassung auf Schwerin und Holstein, überhaupt auf alle dereinst eroberten deutschen Länder, die Insel Rügen allein ausgenommen, verzichtete. Tief athmete der dänische König auf, als er die Mauern des Gefängnisses hinter sich hatte, und mit dem furchtbarsten Eifer betrieb er sofort seine Rüstungen, um die verlorenen Länder wieder zu erobern. Freilich hatte er einen feierlichen Eid geschworen, den abgeschlossenen Vertrag getreulich zu halten, allein sein hoher Gönner, der Pabst Honorius III., entband ihn (26. Juni 1226) mit Vergnügen dieses Eides und so konnte der Dänenkönig ohne Gewissensbisse im Sommer 1227 den Rachekrieg beginnen. Zu seinem großen Unglück übrigens, denn die Grafen von Schwerin und Holstein, nebst dem Erzbischof von Bremen und den Bürgern von Lübeck und Bremen, hatten ebenfalls gerüstet und überdem den Herzog Albrecht von Sachsen in ihre Verbindung gezogen. Somit stürzten sie sich mit Muth in die Entscheidungsschlacht von Bornhöved (am Tage Maria Magdalena, 22. Juli 1227) und gewannen sie in einer Weise, welche Dänemark für lange demüthigte. Freilich den Hauptentscheid gaben nicht sie, sondern die freien Bauern der Ditmarsch (gelegen zwischen der Westermarsch, der Elbe und der Nordsee) im Holsteinischen, welche den Dänen in den Rücken fielen und ein furchtbares Gemetzel unter ihnen machten, so daß über 4000 ihrer Tapfersten das Leben lassen mußten. Doppelt so viele wurden gefangen und Waldemar II., der nur mit Mühe entrann, verlor ein Auge. An die Wiederaufnahme der Feindseligkeiten dachte er nie mehr, sondern bezahlte vielmehr für die Gefangenen ein schweres Lösegeld und war froh, daß man ihm zur Strafe nicht noch dänisches Land abforderte.

Auch auf den Nordosten von Deutschland war die Schlacht von Bornhöved von größtem Einfluß, besonders auf die Ostseeländer Liv-, Esth- und Kurland. Nordöstlich von Pommern war die ganze Ostseeküste von Zweigen des slavischen und finnischen Völkerstammes be-




wohnt. Am linken Weichselufer bis Danzig und Thorn saßen die Kassuben und Pomerellen, am rechten von Danzig bis Memel die Preußen oder Porussen, auch Sambier genannt. Dann kammen die finnischen Schamayten in Samogitien, die Kuren und Samgallen auf der Halbinsel Kurland, die Liven in Livland, und die Esthen mit den Letten in Esthland; hinter ihnen aber in den tiefen Wäldern des Binnenlandes hausten die Litthauer, ein mächtiges altslavisches Volk, begrenzt westlich von den Polen und östlich von den Russen. Bekannt waren diese Völkerstämme den Deutschen nur vom Hörensagen und man wußte nichts von ihnen, als einmal daß sie, in kleinere Staaten getrennt, einander oft und viel bekriegten, sodann daß es vom Christenthum noch keine Spur bei ihnen gebe. Da wurden im Jahr 1158 erstmals bremische Schiffer durch einen Sturm an die livländische Küste verschlagen und dieß gab den Bremern Veranlassung, schon das Jahr darauf diese Küste, des Tauschhandels wegen, wieder zu besuchen. Weil aber dieser Handel ihnen Vortheil brachte, kamen sie von nun an öfter und öfter, und endlich gesellte sich ihnen auch ein frommer Augustinermönch vom Kloster Segelberg im Holsteinischen, mit Namen Mainhard, bei, um unter den Liven Bekehrungsversuche zu machen. Anfangs erzielte er keine großen Erfolge; wie er aber den von den Samgallen hart bedrängten Einwohnern versprach, ihnen durch feste Burgen Schutz gegen die besagten Feinde zu verschaffen, und wie er solche Burgen anno 1187 und 1188 in Ikaskola (Uexküll) und Holm wirklich erbaute (er ließ deßhalb Maurer aus Gothland kommen, da die Liven von diesem Handwerk noch gar keinen Begriff hatten), da ließen sich ihrer Viele, aus Respect vor dem mächtigen Kreuzesgott, zum Christenthum bekehren. Daraufhin erhob Pabst Clemens III. das genannte Uexküll zum Bisthum, indem er dasselbe dem Erzstuhl Bremen unterordnete und Mainhard, der erste Bischof der Liven (später auch der Apostel der Ostseeprovinzen genannt) starb anno 1196 in hohen Ehren. Der Anfang zur Christianisirung des Landes war also gemacht, allein sein Nachfolger, der Cisterziensermönch Berthold, hätte beinahe wieder Alles verdorben. Er sammelte nemlich verschiedene Abenteurer um sich, und suchte mit dem Schwert in der Hand das Bekehrungswerk ins Große

zu treiben. Dafür jedoch schlugen ihn die Liven anno 1198 todt und jagten alle christlichen Priester aus dem Lande. Jetzt suchte der Erzbischof Hartwig II. von Bremen nach einem tüchtigen Mann, der im Stande wäre, das Verdorbene wieder gut zu machen, und fand ihn richtig anno 1199 in dem Bremer Domprobst Albrecht von Apsoldern, einem noch jungen Priester, der sich wie durch List und Klugheit so auch durch Energie, Ehrgeiz und Entschlossenheit auszeichnete. Er erklärte alle Feinde der Liven für seine eigenen und lockte unter dem Versprechen reicher Beute aus allen Gegenden Norddeutschlands Kreuzfahrer herbei, um die Heiden zu bekämpfen. Er gründete anno 1201 in äußerst günstiger Lage die Stadt Riga, und machte sie, nachdem er den Bischofssitz dahin verlegte, zum Mittelpunkt aller seiner Unternehmungen, so daß sie unendlich schnell emporblühte. Er endlich rief, weil er bald merkte, daß er sich auf die abenteuernden Kreuzfahrer nicht genug verlassen könne, anno 1203 einen neuen Orden, erstlich die Brüderschaft des Ritterdienstes Christi, später die Verbindung der Schwertbrüder oder Schwertritter genannt, ins Leben und besagter Orden, der von Anfang an viele Mitglieder erhielt, weil ihm in Aussicht stand, durch Eroberung große Ländereien zu erwerben, bewies seine Tüchtigkeit gleich im Jahr 1204 dadurch, daß er die Litthauer, welche wieder einmal einen gewaltigen Raubzug gegen die Liven unternahmen, aufs Haupt schlug. Das Glück blieb den Rittern auch noch in den nächsten Jahren hold, aber plötzlich, anno 1227, vereinigten sich die Esthen mit den Russen, um den Fortschritten des Ordens ein Ziel zu setzen, und nun erlitt derselbe eine furchtbare Niederlage. In solcher Noth wandte sich Bischof Albrecht I. an den damals im Norden allmächtigen König von Dänemark, Waldemar II., um Hülfe, und dieser war auch sogleich dazu bereit, jedoch unter dem Beding, daß ihm das ganze Esthland überlassen werde. Nothgedrungen willigte der Bischof ein und nun setzte sich Waldemar richtig in Esthland fest, wo er verschiedene Städte und Burgen, wie besonders Reval, anlegte. Mit solchem Erwerb aber war er noch lange nicht zufrieden, sondern suchte seine Herrschaft auch über Livland auszudehnen und setzte sich in Besitz alles Landes bis in die Gegend der seit einigen Jahren gegründeten

Stadt Dorpat hin. Solcher Uebermuth der Dänen hätte schließlich zu einem schweren Krieg mit den Deutschen führen müssen, wenn nicht durch die Niederlage von Bornhöved die Macht der Ersteren vollständig gebrochen worden wäre. In Folge jener Niederlage aber verstand sich Waldemar II. dazu, sich mit dem Besitz von Stadt und Burg Reval nebst dem zunächst liegenden Gebiet (den Landschaften Jervien, Wirland und Harrien) zufrieden zu geben, und das übrige Esthland nebst den in Livland gemachten Eroberungen den Deutschen wieder zu überlassen. Von da an dehnten die Schwertritter ihr Gebiet weiter und weiter aus und selbst Kurland nebst Semgallen machten sie sich unterthan. Allein siehe da im Jahr 1236 rüsteten sich die wilden Litthauer wieder mit Macht und in der Schlacht, die sie am 22. September den Schwertrittern lieferten, wurden diese fast bis zur Vernichtung geschlagen. Drei Viertheile ihrer Brüder mit dem Ordensmeistern Volquin Schenk von Winterstetten deckten das Schlachtfeld und es schien um das Christenthum in den Ostseeländern geschehen. Doch siehe da, es bot sich ein Ausweg, der nemlich, wenn man den Deutschherrnordern ins Land rief und die Schwertritter sich entschlossen, sich mit denselben zu verschmelzen.

Daß der Deutschherrnorden zu Anfang des Jahres 1191 von Herzog Friedrich, dem Sohn des Kaisers Friedrich I., in Akkon gestiftet worden sei, haben wir früher schon erzählt. Seinen Anfang nahm er von einem Spitale, das Bürger aus Lübeck und Bremen im Sommer 1190 zur Pflege ihrer verwundeten und verschmachtenden Landsleute, die nach Jerusalem pilgern wollten, vor Akkon aus den Segeln eines Schiffes errichteten, denn bei ihrer Heimkehr im Herbst 1190 übergaben diese Bürger (an ihrer Spitze stand der wackere Meister Sybrand) das genannte Zeltspital dem Herzog Friedrich, der sofort beschloß, den ursprünglichen Zweck weiter auszudehnen, und einen Orden zu gründen, der einestheils die Pflege der kranken und hülflosen deutschen Pilgrimme und Kreuzfahrer fortzusetzen, anderntheils aber auch an dem Kampfe mit den Saracenen thätigen Antheil zu nehmen habe. In diesem Sinn war während der Kreuzzüge für die Italiener der Ritterorden der Johanniter und für die Franzosen der Ritterorden der Templer gestiftet worden, warum sollte denn

nicht auch für die Deutschen eine ähnliche Anstalt ins Leben gerufen werden? Gut also, der Deutschherrn- oder Deutschritterorden erhielt die päbstliche Bestätigung und aus der Wahl der Ritter, die dem Orden beigetreten waren, ging Heinrich I. Walpot von Bassenheim, einer rheinischen Adelsfamilie angehörig, als erster Ordensmeister hervor. Ihm folgte Otto von Karpen als zweiter und Heinrich Barth als dritter Hochmeister nach, allein der Orden blieb arm und unbeachtet und wäre wohl den Weg alles Fleisches gegangen, wenn nicht nach dem Tode Heinrich Barths im März 1210 der damals kaum dreißigjährige Herrmann von Salza, ein jüngerer Sohn des thüringenschen Ritters Burchard von Salza, an seine Spitze berufen worden wäre. Dieser vierte Hochmeister nemlich gehörte unter die ausgezeichnetsten Männer seiner Zeit und wußte die damaligen Kämpfe um die äußerst wichtige Festung Damiette in Syrien für seinen Orden so vortrefflich auszunützen, daß man diesen sofort anfieng allen anderen geistlichen Ritterorden voranzustellen. Seine Mitgliederzahl vermehrte sich daher ungemein schnell und in gleichem Schritt wuchs die Anzahl seiner Besitzungen oder Balleien. Vollends aber zur rechten Geltung kam der neue Orden, als Herrmann von Salza im Jahr 1221 einen längeren Besuch in Italien und Deutschland machte und sich da durch seine persönliche Bedeutendheit die Freundschaft sowohl des Pabstes Honorius III., als auch des Kaisers Friedrich II. zu erwerben wußte, denn von diesen beiden ersten Machthabern der Christenheit wurde der Deutschherrnorden theils mit Rechten und Privilegien, theils mit Ländereien und Reichthümern aller Art förmlich überschüttet. Um diese Zeit, das heißt im Jahr 1225, erhielt Herrmann von Salza für seinen Orden einen Ruf, der letzteren erst recht zur Geltung bringen, ihm sogar eine welthistorische Bedeutung erwerben sollte. Polen nemlich war damals unter mehreren Fürsten aus dem Hause Piast getheilt und Einer derselben, der Herzog Konrad von Masovien (Warschau und Gebiet), hatte seit seinem Regierungsantritt die schwersten Kämpfe mit seinen Nachbarn, dem wilden Volke der heidnischen Porussen oder Preußen, zu bestehen. Da kam dem frommen Herzog der Gedanke, diese seine schlimmsten Feinde würden wohl am besten dadurch in treue Freunde umgewan-

delt werden, daß man sie christianisire, und sofort berief er ums Jahr 1215 einen der hervorragendsten Mönche des pommerschen Cisterzienserklosters Oliva bei Danzig mit Namen Christian, um die Bekehrung der Preußen zu bewerkstelligen. Christian nahm seinen Sitz in der Grenzstadt Culm, zu deren Bischof er ernannt wurde, und begann von da aus, unterstützt von verschiedenen andern Mönchen, sein Werk. Auch gab er sich durch volle zehn Jahre hindurch die größte Mühe, damit zu Stande zu kommen; allein die unbezähmbare Wildheit der Preußen zerstörte allemal wieder mit einem einzigen Schlag, was er mühsam in vielen Monden aufgebaut hatte. Verzweifelnd also daran, daß er je die ihm gewordene Aufgabe lösen könne, gab er dem Herzog Konrad den Rath, den Deutschherrenorden mit derselben zu betrauen, denn der Ruhm des Ordens flog damals durch alle Lande und überdem kannte Christian den Herrmann von Salza persönlich. Dem Herzog schien der Rath gut zu sein und unter Genehmigung des Kaisers Friedrich II. wurde im März 1226 ein Vertrag mit dem Hochmeister des Deutschherrenordens abgeschlossen, dahin gehend, daß Konrad von Masovien den genannten Orden einmal mit Culm und dessen Gebiet, sodann aber auch noch mit allem Land belehnte, das derselbe den Preußen abgewinnen würde, wogegen es die Deutschordensritter übernahmen, den Kampf mit den Preußen für sich allein aufzunehmen. Kaum war dieß geschehen, so sandte Herrmann von Salza einen seiner tapfersten und gewiegtesten Ritter, den Herrmann Balke, den er sofort zum ersten Landmeister in Preußen ernannte, nach Culm und zur Unterstützung gab er ihm eine Anzahl Ritter, sowie eine beträchtliche Reiterschaar mit. Jetzt begann das Bekehrungswerk der Preußen in ganz anderer Weise, als der Bischof Christian von Culm es früher versucht hatte, denn die Deutschordensritter bekehrten nicht mit der Predigt und dem Cruzifixe, sondern mit dem Schwert und der Mordaxt, und das Blut floß bald in Strömen. Zuerst erbaute Herrmann Balke die Burg Nassau an der Weichsel und von da aus eroberte er die den Preußen so überaus heilige Eiche von Thorn, wo er wieder eine Burg gründete. Dann gings an die Unterwerfung Pomesaniens und Pogesaniens (auf dem linken und rechten Weichselufer) und nach einander ent-

standen die befestigten Niederlassungen Marienwerder, Reding und Elbing. Endlich — — doch es würde zu weit führen, die Eroberungen der Ordensritter einzeln nach einander aufzuzählen, und ich sage also blos, daß die Unterwerfung des ganzen preußischen Landes von Putzig und Danzig bis nach Königsberg und Memel hinauf im Verlauf von wenigen Decennien gelang. Nur war es nicht sowohl eine Unterwerfung und Christianisirung der Ureinwohner, als vielmehr eine Vertreibung und Vernichtung derselben, so daß, nachdem alles Land Ordensland geworden war, von den ersten Besitzern kaum noch wenige Spuren übrig blieben. Auch darf man nicht glauben, daß die Deutschritter all' dieß für sich allein zu Stande brachten, sondern weil der Pabst in Rom öffentlich verkündete, daß ein Kreuzes-Feldzug gegen die heidnischen Preußen ebensogut vollkommene Sündenvergebung erwirke, als ein Zug gegen die Saracenen im Morgenlande, strömten dem Orden eine Menge von Kämpfern aus Deutschland zu und außerdem leisteten auch der Burggraf Burkhard von Magdeburg, der Herzog Suantepolk von Pommern und der Markgraf Heinrich von Meißen vielfach werkthätige Hülfe. Was aber die Hauptsache, sobald eine Landstrecke erobert und von den Preußen gesäubert war, ging der Deutschorden daran, das Land zu colonisiren, oder vielmehr zu germanisiren und gerade darauf verstand er sich meisterhaft. Wodurch nemlich lockte er deutsche Ansiedler, besonders aus Sachsen, in Masse herbei? Dadurch, daß er ihnen große Vortheile versprach, wenn sie um die bereits bestehenden Burgen herum feste Städte anlegten, und noch mehr dadurch, daß er dieses Versprechen in jeder Hinsicht getreulich hielt. Jeder nemlich, der nach Preußen einwanderte, erhielt einen sehr ansehnlichen Grundbesitz nach eigener Wahl zum freien Eigenthum, ohne daß er einen Heller dafür zu zahlen hatte, und auch die jährlichen Abgaben und Leistungen waren so gering, daß sie kaum in Anschlag gebracht werden durften. Ueberdem wurden den Ansiedlern die Jagd nebst der Fischerei frei gegeben, und in materieller Beziehung blieb ihnen also nur wenig zu wünschen übrig. Noch höher aber fast mußte man es anschlagen, daß die Einwanderer, die sich in einem befestigten Gemeinwesen, also in Städten wie Thorn, Culm, Marienwerder, Re-

ding und Elbing, zusammenthaten, das Recht erhielten, ihre Obrigkeiten frei zu wählen, und zwar ganz in derselben Weise, wie die damals bereits stark angewachsene Stadt Magdeburg. Ist es nun ein Wunder, wenn gar Viele sich durch solche Vortheile anlocken ließen, nach Preußen auszuwandern, und wenn in Folge dessen das ganze Land sehr schnell zu großer Blüthe gelangte? Ja wohl, ein völlig deutsches und wohl cultivirtes Land wurde die alte Heimath der wilden Preußen in wenigen Decennien und so lag es ganz in der Natur der Sache, daß der Deutschherrenorden seine Eroberungen mit jedem Jahre weiter auszudehnen versuchte. Freilich kosteten diese Eroberungen Ströme von Blut und die zur Verzweiflung getriebenen Preußen vergalten all' das viele Leid, das ihnen der Orden anthat, mit einer Grausamkeit, die aller Beschreibung spottet; allein sie verloren deßwegen doch einen Bezirk ihres bisherigen Vaterlandes nach dem andern und im Jahr 1236, als die Schwertritter die oben berührte schwere Niederlage von den Litthauern erlitten, konnte die Eroberung Preußens als eine bereits vollendete betrachtet werden. Da machten die Schwertritter zu Ende des Jahres 1236 dem Hochmeister Herrmann von Salza den Antrag, oder vielmehr sie richteten die flehentliche Bitte an ihn, zu gestatten, daß ihr Orden in dem Deutschherrenorden aufgehe, natürlich unter der Voraussetzung, daß dann der Deutschherrenorden all' seine Macht und Kraft aufbiete, um die mehr oder weniger germanisirten Ostseeprovinzen gegen die Litthauer zu behaupten, und nun — welche Antwort sollte der Hochmeister auf diese Bitte geben? Ei natürlich keine andere als eine bejahende, denn Kurland grenzte ja an Preußen, und wenn es gelang, dieses nebst Livland und dem ebenfalls theilweise christianisirten Esthland mit Preußen zu vereinigen, so bildeten diese Provinzen zusammengenommen einen Staat, der sich gar wohl mit einem Königreich messen konnte. So kam denn die Verschmelzung der beiden Orden nach kurzen Verhandlungen zu Stande und schon am 12. Mai 1237 sanctionirte der Pabst Gregor IX. diese Verschmelzung. Die Folge aber war, daß die deutsche Kultur immer weiter nach Nordosten hin (es erstanden jetzt nach einander die Städte Braunsberg, Königsberg, Memel, Libau, Insterburg und Reval) getragen wurde und selbst [Li]tthauen von derselben nicht unberührt blieb.

Um die nemliche Zeit, da auf Betrieb des Pabstes mit dem Heidenthum im Nordosten Deutschlands in so blutiger Weise aufgeräumt wurde, versuchte es dieser auch, die damals in die Mode gekommenen Ketzerkriege nach unserem Vaterlande zu verpflanzen. Unter Innocenz III. erreichte die Herrschsucht wie auch die Macht des Pabstthums, wie wir weiter oben gesehen haben, seine höchste Spitze, und die Folge hievon war, daß der genannte Pontifex von einer schreckbaren Wuth erfüllt wurde, wenn Irgendwer die Vermessenheit hatte, sich nicht tief unterthänigst zu seinen Füßen zu schmiegen. Nun waren aber die freisinnigen religiösen Anschauungen, die einst Arnold von Brescia gepredigt, mit dessen Hinrichtung keineswegs aus der Welt verschwunden, sondern sie lebten vielmehr fort und verbreiteten sich insbesondere im südlichen Frankreich. Sollte nun ein Innocenz III. es dulden, daß es Menschen und sogar zahlreiche Gemeinden gebe, welche seine Auctorität nicht in allen Dingen anerkannten? Nein, diese Menschen und Gemeinden mußten vernichtet werden, und somit dictirte er schon anno 1209 einen Kreuzzug gegen die Waldenser und Albigenser, welcher erst nach der Abschlachtung aller dieser Ketzer nach zwanzig Jahren sein Ende nahm. Damit aber gab er sich noch nicht einmal zufrieden, sondern um die Entstehung von Ketzereien (der Name kommt daher, daß sich die Waldenser und Albigenser den Beinamen „Katharer" gaben, auf deutsch, daß sie sich Anhänger der „reinen, unverfälschten Lehre Christi" nannten) für alle Zukunft unmöglich zu machen, erfand er das Institut der Ketzer- und Inquisitionsgerichte, deren Aufgabe es war, allüberall in die Familien einzudringen und darnach zu fahnden, ob Mitglieder da seien, deren Ansichten nicht in Allem und Jedem mit den Lehren des römischen Pabstthums übereinstimmten. Von diesem schrecklichen Institut der Inquisition hat der Leser ohne Zweifel schon hinlänglich genug gehört und gelesen und er weiß wohl auch, daß viele ultrakatholische Länder, besonders Spanien, wo es der Dominikanerorden in die Hand nahm, durch dasselbe völlig zu Grunde gerichtet wurden; aber neu ist ihm vielleicht, daß auch unser Vaterland mit denselben beglückt werden sollte. Es kam nemlich dem Pabste zu Ohren, daß es in Deutschland zwar nicht so Viele, wie in Südfrankreich, aber

immerhin Mehrere gebe, an welchen die Lehren Arnolds von Brescia nicht spurlos vorüber gegangen seien, und somit ernannte er den Magister Konrad von Marburg, einen fanatischen Franziskanermönch, zum deutschen Oberinquisitor. Mit einem Eifer ohne Gleichen ging dieser sofort an's Werk und, begleitet von einigen andern nicht minder wahnsinnigen Fanatikern, wie von Johannes mit Einem Auge, von Konrad Tors und von Gerhard Lützelkolb, durchzog er drei Jahre lang (von 1230 an) ganz Deutschland, um eine Menge von Verdächtigen, besonders in den Städten Straßburg, Leiden und Erfurt, dem Scheiterhaufen zu überliefern. Von Seiten der Reichsregierung, ich meine von Seiten des Kaisers Friedrichs II. und seiner Stellvertreter in Deutschland, geschah gar nichts gegen diese Scheußlichkeiten, sondern man ließ vielmehr den tollen Mönch nach Willkür handthieren und einzelne Fürsten gaben sich — aus Devotion gegen den Pabst — sogar noch dazu her, die Verdächtigen einfangen zu helfen. In Folge dessen wurde Konrad von Marburg immer frecher und wenn er bisher nur gegen geringere Leute seine blutige Hand ausgestreckt hatte, so zog er jetzt auch die Reichen und Vornehmen vor sein Gericht. So einen Grafen von Arnsberg, eine Gräfin von Looz und den mächtigen Grafen Heinrich von Sayn, welcher letztere beschuldigt wurde, auf einem Krebse zu reiten. Nun wurde es doch den Aufgeklärten zu bunt und von gerechtem Zorn erfaßt schlugen einige Ritter den fanatischen Mönch nebst seinem Begleiter Lützelkolb am 30. Juli 1233 wie einen wüthenden Hund todt. Damit aber gaben sie nicht blos das Zeichen zu einem allgemeinen Aufstand gegen die Ketzerrichter, in Folge dessen kein Einziger am Leben blieb, wenn es ihm nicht glückte, über die Grenzen Deutschlands zu entfliehen, sondern es traten nun auch im Februar 1234 die deutschen Fürsten, geistlichen wie weltlichen Standes, zusammen und faßten einstimmig die Resolution, daß besondere Ketzergerichte für die Zukunft in Deutschland nicht mehr geduldet werden sollten. Vielmehr seien die der Ketzerei Beschuldigten vor die gewöhnlichen weltlichen Gerichte zu verweisen und nach bestehendem Recht abzuurtheilen. So wurde die Pest der Inquisition von unserem Vaterlande noch glücklich abgewendet, aber leider nicht früh genug, um zu verhindern, daß ein edler

deutscher Stamm unter dem Vorwand, er habe sich der Ketzerei schuldig gemacht, geradezu vernichtet wurde. Dieser Stamm führte den Namen der Stedinger und seine Heimath war die untere Weser- und Jahdegegend, nordwärts von Oldenburg und Bremen. Diesen Bezirk nemlich, der lange Zeit unbewohnt blieb, weil er jahraus jahrein von heftigen Ueberschwemmungen heimgesucht wurde, hatten in der Mitte des 12. Jahrhunderts die Erzbischöfe von Bremen dadurch in ein sehr fruchtbares und reiches Land verwandelt, daß sie allen Einwanderern den Grund und Boden frei überließen und ihnen überdies noch bedeutende Privilegien verliehen. Dadurch angelockt zogen viele Friesen und sonstige Niederrheiner in die öde Gegend und begannen alsbald durch Dämme, Gräben und andere mühsame Arbeiten den Gewässern die Herrschaft streitig zu machen. Nach Jahrzehnten erst hatten sie das Schwerste überwunden, aber nun begann auch eine Ernte, die ihnen in kurzem großen Wohlstand verschaffte. Schon darüber wurden die benachbarten Edelherren, Vasallen theils der Grafen von Oldenburg, theils des Erzbischofs von Bremen, neidig; noch mehr darüber, daß die Stedinger, sich auf ihre Privilegien stützend, mit voller Unabhängigkeit ihre Gemeindeangelegenheiten besorgten und sich in keiner Weise bewegen ließen, den stolzen Baronen und Rittern Dienste zu leisten. So konnten Reibungen zwischen den freien Bauern und den benachbarten Ritterburgbesitzern nicht ausbleiben, und weil die letzteren sich — besonders auch gegen die Frauen und Töchter der Stedinger — manche Gewaltthat erlaubten, entstand bald aus den Reibungen Kampf und Krieg. Ja einmal kam es gar so weit, daß die Stedinger sich anno 1207 in Masse erhoben und nicht eher ruhten, als bis sie die meisten der Zwingburgen rings herum zerstört hatten. Man kann sich nun die Wuth des dadurch schwer getroffenen Adels denken und von allen Seiten wurde der Erzbischof von Bremen bestürmt, den Stedingern auf den Leib zu rücken, ihnen namentlich ihre Privilegien zu entziehen. Hartwich II. — so hieß der Erzbischof — versuchte dieß noch im selben Jahr 1207 mit gewappneter Hand, allein er erfocht nicht blos keinen Sieg, sondern mußte sich sogar dazu bequemen, den Stedingern für die Zukunft die Entrichtung des Zehntens zu erlassen. Nun hatten die

letzteren wieder für längere Zeit Ruhe, allein schon der Nachfolger Hartwichs II., Gerhard I., hätte gerne die Zehntabgabe wieder errungen und noch heftiger drang auf diese Abgabe Gerhard II., der anno 1219 den Erzstuhl von Bremen bestieg. Die Stedinger jedoch trotzten allen seinen Befehlen und wie er sie, unterstützt von dem Grafen Otto II. von Oldenburg, anno 1227 mit Krieg überzog, wurde er aufs Haupt geschlagen. So erkämpften sich die Stedinger von neuem den Frieden, aber nur auf kurze Zeit. Zwei Jahre später nemlich erlaubte sich ein Priester eine gemeine Handlung gegen die Frau eines angesehenen Stedingers — die Sage nennt denselben Bohlke von Bardenfleth — und dafür stieß ihn der Stedinger nieder. Nun forderte der Erzbischof Gerhard II. die Auslieferung des Mörders und griff, als man ihm diese verweigerte, von neuem zum Schwert. Sein Feldherr, Graf Herrmann von Lippe, erlitt aber eine schmähliche Niederlage und ein neues Heer wußte der Erzbischof nicht aufzubringen. Da griff derselbe zu kirchlichen Mitteln und sprach nicht nur über das ganze Stedingerland den Bann aus, sondern beschuldigte auch, nachdem er sich deßhalb mit dem berüchtigten Konrad von Marburg berathen, seine Bewohner der ärgsten Ketzereien. Daraufhin gingen Berichte über Berichte nach Rom an Gregor IX. ab und die Folge war, daß der Pabst die Bischöfe von Lübeck, Minden und Ratzeburg aufforderte, dem Erzbischof von Bremen im Kampfe gegen die ketzerischen Stedinger beizustehen. Dieß geschah im Jahr 1232 und die Stedinger hatten jetzt einen schweren Stand. Trotzdem hielten sie mannhaft aus und ein ganzes Jahr lang konnte nichts gegen sie ausgerichtet werden. Da ließ der Pabst allüberall in Deutschland verkünden, daß Jedweder vollkommenen Ablaß erhalte, der gegen die Ketzer an der Jahde das Schwert ergreife, und sofort strömte ein mächtiges Kreuzheer zusammen, an dessen Spitze sich außer den genannten geistlichen Fürsten die Grafen von Oldenburg, Geldern, Kleve und Holland nebst dem Herzog von Brabant stellten. Freilich aus Glaubenseifer thaten sie es nicht, sondern weil sie hofften, Beute zu gewinnen und überdem sich in das Stedinger Land zu theilen. Gleichviel übrigens, das Kreuzheer zählte über 40,000 Mann, worunter mindestens 4000 geharnischte Ritter. Solcher Uebermacht

waren die Stedinger natürlich nicht gewachsen und wie es nun am 27. Mai 1234 bei Altenesch zur Schlacht kam, mußten sie trotz aller ihrer Tapferkeit schließlich unterliegen. Ja so furchtbar war ihre Niederlage, daß die meisten von ihnen — insbesondere auch alle ihre Anführer, wie Bohlke von Bardenfleth, Tanno von Guntorf, Detmar von Agger und Andere — das Schlachtfeld deckten und von dem ganzen Stamme fast nur Greise, Kinder und Weiber übrig blieben. Nun theilten sich die Kreuzfahrer in die Beute und das Land selbst eigneten sich die benachbarten Großen, besonders der Erzbischof von Bremen und der Graf von Oldenburg an. Dem gräßlichen Ketzerrichter Konrad von Marburg aber ward die Freude nicht zu Theil, sich an dem Anblick der Vernichtung des edlen Stamms der Stedinger weiden zu dürfen, denn er war, wie wir weiter oben gesehen, schon das Jahr zuvor erschlagen worden.

Nunmehr kehren wir zum Kaiser Friedrich II. zurück. Derselbe hatte, wie sich der Leser erinnern wird, während seines Aufenthalts in Italien nominell seinen Sohn Heinrich, factisch aber den Erzbischof Engelbert I. von Köln zum Reichsverweser ernannt, weil Heinrich damals (anno 1220) erst neun Jahre zählte. Fünf Jahre darauf (7. November 1225) wurde nun Engelbert I. von seinem Vetter, dem Grafen Friedrich von Isenburg, aus Privatrache ermordet, und sofort ernannte Friedrich II. den Herzog Ludwig I. von Baiern zum obersten Berather seines Sohnes. Weil es sich jedoch bald herausstellte, daß dieser hohe Herr es im Stillen mit dem Pabste (Gregor IX., mit welchem Friedrich II. im Kampfe lag) hielt, setzte ihn der Kaiser im December 1228 als Gubernator ab und von nun an nahm Heinrich mit Einwilligung des Vaters die Regierung Deutschlands (während der Abwesenheit Friedrichs II.) selbst in die Hand. Das war nun dem Anschein nach recht und gut, hatte aber die traurigsten Folgen. Der abgesetzte Herzog nemlich brütete Rache, was dem Kaiser natürlich nicht lange verborgen bleiben konnte, und wie nun der Herzog am 16. September 1231 auf der Brücke von Kehlheim von einem Unbekannten ermordet wurde, beschuldigten Viele in ihrem Innern den Kaiser dieser That. Dabei aber ließen sie es nicht bewenden, sondern sie wollten den Mord eclatant gerächt wissen

und stachelten von da an den jungen Heinrich auf, gegen den Vater die Fahne der Empörung zu erheben. Sie kannten den furchtbaren Ehrgeiz des jungen Mannes und hiernach richteten sie ihre Schmeichelworte ein. Ueberdem wußten sie ihm die Ueberzeugung beizubringen, der Vater ziehe ihm den jüngeren Bruder Konrad, der Jolande Sohn, vor und es sei daher höchst wahrscheinlich, daß besagter Konrad der Haupterbe des Vaters werden würde. Kurz also, der thörichte Jüngling ließ sich endlich überreden, es werde ihm nicht schwer fallen, dem Vater die Krone Deutschlands zu entreißen, und berief auf den September 1234 die deutschen Fürsten nach Boppard, um ihnen da seine Pläne vorzulegen. Nur einige wenige erschienen und selbst diese wenigen gehörten, den Herzog Friedrich II. von Oesterreich (dessen Schwester Margarethe war dem jungen Heinrich erst wenige Jahre zuvor angetraut worden) allein ausgenommen, keineswegs den höchsten und mächtigsten Ständen an. Dennoch gab der junge Heinrich sein Vorhaben nicht auf, denn einmal hoffte er, die deutschen Großen durch Versprechungen und Schenkungen schon noch auf seine Seite bringen zu können, und zum andern baute er auf dreifache auswärtige Hülfe, auf die des Königs von Frankreich, auf die des Pabstes und auf die der lombardischen freien Städte. Welche Enttäuschung aber! Zwar allerdings die Lombardenstädte ließen sich, von seinem Hofmarschall Heinrich von Justinzen überredet, in ein Bündniß (17. December 1234) mit ihm ein; von den deutschen Großen aber traute keiner dem Wetter und ebenso wenig hatte Ludwig IX. von Frankreich Lust, die Rache des deutschen Kaisers herauszufordern. Gregor IX. dagegen, mit dem sich Friedrich II. längst versöhnt hatte, wurde statt eines Verbündeten gar ein Gegner und schleuderte auf den bethörten Empörer den Bannfluch. So durfte man zum voraus erwarten, daß die Empörung nicht gelingen würde, allein ein so furchtbar schmähliches Ende, als sie nahm, hatte man doch nicht geahnt. Kaum nemlich erhielt der Kaiser Friedrich II. sichere Kunde, daß sein Erstgeborner in Deutschland ein Heer sammle, um alle Macht dorten an sich zu reißen, so beschloß er, dem Sohn in Person entgegenzutreten, und schiffte sich sofort im Mai 1235 in Rimini nach Aquileja ein. Von dort setzte er die Reise zu Pferde

über Steiermark nach Baiern fort und kam schon im Anfang Juni in Regensburg an. Wen aber führte er mit sich? Etwa ein starkes Heer, um den Sohn zu bekriegen? O nein, sondern seine ganze Begleitung bestand aus seinem zweiten Sohne Konrad, dem Deutschordenshochmeister Herrmann von Salza und einigen andern bewährten Freunden, denn er wußte gar wohl, daß, so wie er sich nur zeige, alle Welt auf seine Seite treten würde. Auch bestätigte sich diese seine Voraussetzung vollständig, indem es kein einziger Großer, nicht einmal der Herzog von Oestreich, wagte, im Bunde mit dem Empörer Heinrich die Hand gegen den Kaiser zu erheben. Im Gegentheil, selbst die, welche den Sohn zuerst zum Abfall von seinem Vater aufgestachelt hatten, verließen ihn Einer nach dem Andern und verbargen sich entweder auf ihren Burgen oder erflehten sie die Verzeihung des Kaisers. So kam es, daß der arme bethörte Jüngling nach wenigen Wochen ganz allein stand, und somit wandte er sich an den Deutschordenshochmeister, damit dieser ihm den Frieden mit seinem Vater vermittle. Herrmann von Salza that sein Möglichstes, aber der erzürnte Kaiser verlangte unbedingte Unterwerfung des Sohnes und als dieser sich nicht gleich dazu verstand, ließ er ihn im Juli 1235 nach der Burg Allerheim bei Nördlingen in die Gefangenschaft abführen. Einige Monate später ward der Jüngling, weil er einen Befreiungsversuch wagte, nach San Felice in Apulien, noch später nach der Burg Martorana abgeführt und hier stürzte er sich am 12. Februar 1242 aus Verzweiflung in einen Abgrund. Nicht allzu lange nach ihm starben seine beiden Söhne Friedrich und Heinrich, welche ihm seine Gemahlin Margarethe, die Schwester des Herzogs von Oestreich, geboren hatte (ob eines natürlichen Todes oder an Gift, das ihnen ihr Oheim Konrad, Friedrichs II. zweiter Sohn, beibringen ließ, ist ungewiß), und nur die genannte Gemahlin überlebte ihn, um später noch eine Rolle in der Welt zu spielen.

Zu gleicher Zeit, als Friedrich II. den Aufstand seines Sohnes Heinrich mit so leichter Mühe niederschlug, trug er sich auch noch mit ganz andern Gedanken, mit Heirathsgedanken nemlich. Er verlobte also seinen jungen Sohn Konrad mit dem erst sechsjährigen Töchterchen des jetzt regierenden Herzogs Otto von Baiern, mit

Namen Elisabeth, einer Enkelin Ludwigs I., um dadurch den Schatten dieses Gemordeten zu versöhnen; für sich selbst aber suchte er, da seine zweite Gemahlin schon vor einiger Zeit gestorben war, in der wunderschönen Prinzessin Isabella, einer Schwester König Heinrichs III. von England, eine dritte Gattin und feierte am 15. Juli 1235 die Hochzeit mit ihr in Worms. Nicht aber in gewöhnlicher Weise, sondern mit einer wahrhaft orientalischen Pracht, wie sie in Deutschland noch nicht erhört worden war. Unmittelbar nachher, im August 1235, hielt der Kaiser einen äußerst glänzenden Reichstag in Mainz ab, um auf demselben verschiedene Angelegenheiten zu ordnen, welche von höchster Wichtigkeit waren, und die Fürsten Deutschlands bequemten sich dazu, ihm in Allem den Willen zu thun. So in Erlassung eines Gesetzes (des ersten in deutscher Sprache geschriebenen) gegen den Bruch des Landfriedens und in der Feststellung der Nachfolge im welfischen Herzogthum Braunschweig-Lüneburg. So in der Absetzung des Empörers Heinrich als römischen Königs und in der Einsetzung Konrads (des zweiten Sohnes des Kaisers) an seine Stelle. So in der Aechtung des Herzogs Friedrichs II. von Oestreich, den man den Streitbaren nannte, weil er mit dem genannten Heinrich in ein Bündniß getreten war, und so endlich in dem Beschlusse, die lombardischen Städte, die sich fast noch tiefer mit Heinrich eingelassen hatten, als Friedrich der Streitbare, von Reichswegen zur Strafe zu ziehen. Dieser letztere Beschluß aber, über dessen Durchsetzung der Kaiser eine ganz besondere Freude empfand, sollte der verhängnißvollste für ihn werden, denn von ihm datirt sich der Anfang des tragischen Geschickes, das in nicht allzu ferner Zeit sein ganzes Geschlecht dahinraffte.

Warum wohl machte der Beschluß des Reichstags von Mainz, ein Reichsheer gegen die lombardischen Städte auszurüsten, dem Kaiser Friedrich II. so besondere Freude? Einfach deßwegen, weil er schon lange einen tiefen Groll gegen diese Städte in sich herumtrug. Mein Gott, er, der starre Autocrat, der eine so unendlich hohe Meinung von sich selbst hatte, daß er sich nur mit den allergeschraubtesten Anreden begnügte, verachtete das Bürgerthum fast noch mehr, als sein Großvater gethan, und schon längst ging also sein Verlangen

dahin, mit der Pöbelherrschaft in den lombardischen Städten gerade so gut und noch mehr ein Ende zu machen, als er mit der Herrschaft der Barone in Unteritalien gethan hatte. Wie aber entflammte sich erst sein Groll, als die genannten Städte sich mit seinem rebellischen Sohne in ein Bündniß einließen und sich dadurch in Wahrheit an der Rebellion desselben betheiligte, obwohl sie ihm keine Hülfstruppen zuschickten! Jetzt stand sein Entschluß, jene Städte exemplarisch zu züchtigen, unwiderruflich fest und da ihm die deutschen Reichsfürsten ihre Hülfe zusagten, so hoffte er sein großes Ziel mit Leichtigkeit zu erreichen. Bald jedoch sollte er erfahren, daß diese Hülfezusage keine sehr ernstlich gemeinte sei, denn fast alle Fürsten zögerten mit der Stellung ihres Contingents und wußten, um an dem bevorstehenden Kampfe nicht Theil nehmen zu müssen, der Ausflüchte eine Menge vorzubringen. So gelang es dem Kaiser nur mit Mühe, ein Heer von 10,000 Mann, worunter etwa 2000 Ritter, auf die Beine zu bringen, allein voll frohen Muthes zog er mit demselben im August 1236 über die Alpen, in der festen Ueberzeugung, daß in Italien selbst seine Streitkräfte sich nach kurzem würden verdreifacht haben. Gebot er doch in völlig unumschränkter Weise über ganz Apulien und Sicilien! Standen doch in Oberitalien alle Feinde des trotzigen Mailand und der mit demselben verbündeten Städte auf seiner Seite und unter diesen hervorragend als eine Macht erster Größe Ezzelin IV., das Haupt der Familie Romano! Besagte Familie stammte ursprünglich aus Baiern, denn Kaiser Konrad II. hatte anno 1036 den baierischen Ritter Etzel seiner treuen Dienste wegen mit dem Schlosse Romano bei Padua nebst verschiedenen andern Besitzungen belehnt und dessen Nachkommen waren geschickt genug gewesen, diesen ersten Besitzungen so viele andere größere hinzuzufügen, daß dieselben nach zwei Jahrhunderten ein ganzes Fürstenthum umfaßten. So bedeutend nun aber auch der Reichthum dieser Familie zu den Zeiten Friedrichs II. war, so überboten ihn doch die persönlichen Eigenschaften Ezzelins IV. bei weitem, indem dieser Alles in sich vereinigte, was einen großen Feldherrn ausmacht. Nur leider wurden solche großartige Eigenschaften dadurch getrübt, daß Ezzelin mit ihnen eine Tyrannei und Härte sonder gleichen,

sowie eine Grausamkeit verband, die nur mit der eines wilden Tigers verglichen werden konnte. Doch schadete ihm dieß etwa in den Augen des Kaisers? Nicht im geringsten, sondern Friedrich II. hatte vielmehr seine herzinnige Freude daran, wenn das Haupt der Romanos diese oder jene freie lombardische Stadt mit der unmenschlichsten Tortur heimsuchte, und belohnte ihn dafür mit der Hand seiner unehelichen Lieblingstochter Selvaggia, die er natürlich aufs Reichste ausstattete. Man sieht also, Friedrich II. durfte in Italien auf bedeutende Hülfe rechnen und demgemäß eröffnete er auch alsbald, sowie er die Alpen überstiegen hatte, den Krieg gegen Mailand und seine Verbündete. Alles ging im ersten Jahre nach Wunsch, denn Ezzelino eroberte nach einander Vicenza, Treviso und Padua und nachdem der Kaiser (dieser hatte, wie wir gleich nachher sehen werden, über den Winter von 1236 auf 1237 einen Abstecher nach Deutschland machen müssen, war aber im Sommer 1237 nach Italien zurückgekehrt) das Heer noch mit 10,000 Saracenen aus Sicilien verstärkt hatte, mußte sich auch das feste Mantua ergeben. Endlich am 27. November 1237 kams bei Cortenuova in der Nähe des Oglio zur Entscheidungsschlacht und siehe da, durch das hervorragende Genie Ezzelino's wurden die verbündeten Lombarden trotz ihrer Tapferkeit total geschlagen. Ja so total, daß nur Wenige von ihnen dem Tod oder der Gefangenschaft entgingen und in Folge dessen ganz Oberitalien zu fernerem Widerstand unfähig erschien. Aufs tiefste erschreckt baten daher viele der verbündeten Städte den Kaiser um Gnade, indem sie sich zu den härtesten Bedingungen bequemten, und selbst das stolze Mailand, das mit Brescia, Bologna und Piacenza allein noch seine Thore verschlossen hielt, wollte sich unterwerfen, falls der Kaiser verspreche, die Stadt nicht der Plünderung preiszugeben. Hierauf aber ging Friedrich II. in seinem Uebermuth nicht ein, sondern verlangte unbedingte Ergebung und dasselbe Ansinnen stellte er auch an die Städte Brescia, Bologna und Piacenza. Nun wußten diese Viere, was ihnen zugedacht sei, und schwuren sich zu, lieber mit den Waffen in der Hand zu sterben, als sich wehrlos der Grausamkeit eines Tyrannen zu überliefern. So schwuren sie; mit diesem Schwure aber trat

jener verhängnißvolle Wendepunkt im Geschicke Friedrichs II. ein, auf den ich weiter oben hingedeutet habe.

Vier große Städte waren zu überwinden, ehe Friedrich II. sich den Herrn von Oberitalien nennen durfte, und letzterer benützte daher den Winter von 1237 auf 1238 dazu, um sein Heer so zu verstärken, daß er zur Belagerung schreiten konnte. Er wurde aber erst im Sommer 1238 mit seinen Vorbereitungen fertig und begann nun mit der Einschließung Brescia's, weil ihm diese Festung die schwächste zu sein schien. Mit furchtbarer Gewalt stürmte er und mit der raffinirtesten Grausamkeit strafte er alle Gefangenen, die er machte, um durch den Schrecken zu wirken. Die Brescianer aber hielten mit einem Muthe und einer Tapferkeit aus, als wären sie Männer von Eisen, und vereitelten alle Anstrengungen des Kaisers. Da sah dieser endlich, nachdem er sechsundsechzig Tage (vom 3. August bis 9. October 1238) vor der Stadt gelegen, ein, daß er seine Leute vergeblich opfere, und hob sofort, weil nun auch die Witterung anfing, ungünstig zu werden, nothgedrungen die Belagerung auf. Welche Demüthigung für den stolzen Kaiser! Welch' ein erhebendes Gefühl aber für die Brescianer und ihre Verbündeten! Gewiß Friedrich II. hatte die erste moralische Niederlage erlitten und Schlag auf Schlag schritt nun das Unglück weiter. Längst schon mußte sich der Pabst die Frage vorlegen, was wohl geschehen werde, wenn der deutsche Kaiser die Lombardei völlig bezwungen habe. Dann war derselbe unbeschränkter Herr in Ober- wie in Unteritalien und — Rom lag in der Mitte. Ließ es sich denken, daß er, sobald er einmal so weit war, nicht auch dieses nebst dem Kirchenstaat nehmen werde, um so ganz Italien in seiner Hrrrscherhand zu vereinigen? Gewiß dahin strebte der Kaiser, ohne irgend Scheu vor dem Zorne des Pabstes zu haben, denn machte er nicht eben jetzt den Anfang damit, daß er der römischen Kurie die Insel Sardinien oder wenigstens den schönsten Theil derselben entriß? Auf diese Insel machten die Päbste unter Berufung auf die ihnen schon von Karl dem Großen gemachten Schenkungen seit Jahrhunderten Anspruch und die vier Fürsten, welche dort dominirten, erkannten auch bereitwilligst die Oberherrschaft des römischen Stuhles an. So namentlich die schöne Adalasia, die

Herrin der Fürstenthümer Torres und Gallura, nebst ihrem Gemahl, dem edlen Ubaldo Visconti aus Pisa. Nun starb letzterer im Jahr 1237 und Adalasia gedachte sich wieder zu vermählen. Wen erkieste sie sich aber zum Gatten? Nach dem Willen des Kaisers dessen unehelichen Sohn Enzio, einen wunderbar herrlichen Jüngling von achtzehn Jahren, welchen sein Vater sofort, trotz aller Proteste Gregors IX., zum König von Sardinien ernannte. Damit hatte Friedrich II. seine Absichten deutlich genug enthüllt und dem Pabst wurde es in Folge dessen um seine übrigen weltlichen Besitzthümer (Rom und den Kirchenstaat) so bange, daß er sich schnellstens mit den mannhaften Lombardenstädten verband. Noch mehr, er zog auch die mächtigen Seestädte Genua und Venedig mit in das Bündniß gegen den Kaiser und sprach am Palmsonntag (20. März) 1239 feierlichst den Bann über den letzteren aus.

Jetzt trat der bisher nur mit den Lombardenstädten geführte Krieg in ein neues Stadium und zwar in ein höchst gefährliches. Zwar allerdings hatten schon viele deutschen Könige und Kaiser dem päbstlichen Bannstrahl mit Glück getrotzt, allein dießmal wußte der Pabst diesen Strahl mit besonderem Geschick zu handhaben. Durch ganz Italien nemlich, sowie durch die angrenzenden Länder ließ er Schriften über Schriften verbreiten, worin er den Kaiser der schrecklichsten Dinge beschuldigte. Er habe Jesum, Mosen und Muhammed die drei größten Betrüger der Welt genannt und vom Abendmahl als einer thörichten Posse gesprochen. Ja er habe Jedermann einen Einfaltspinsel gescholten, der da glaube, Gott sei von einer Jungfrau geboren worden, und sei selbst so weit gegangen, die Bibel für eine Erfindung der Pfaffen zu erklären. Kurz der Kaiser wurde vom Pabst als ein greulicher Gottesleugner hingestellt und es konnte nun nicht ausbleiben, daß allüberall das gläubige Volk von wahrhaftem Grausen über diesen Erzbösewicht erfüllt wurde. Doch all' dieß entmuthigte den Kaiser nicht, der sich erst jetzt in seiner ganzen geistigen Größe zeigte. Vielmehr beeilte er sich, die Welt über den „Antichristen in Rom" aufzuklären und in einer besonderen Denkschrift an alle Könige und Fürsten der Erde setzte er diesen auseinander, was sie von einem solch anmaßenden Priester, als der Pabst sei, zu

erwarten hätten. Die Hauptsache aber war, der Kaiser beschloß augenblicklich, der Person des Pabstes auf den Leib zu rücken und sich Roms, sowie aller päbstlichen Besitzungen zu bemächtigen. Schon im Juli 1239 drang er also in den Kirchenstaat ein und in weniger als Jahresfrist hatte er den größten Theil desselben, trotz des hartnäckigen Widerstands der festen Städte, bezwungen. Jetzt wandte er sich gegen Rom selbst und jagte dadurch dem Pabste, trotzdem dieser die umfassendsten Vertheidigungsmaßregeln getroffen hatte, eine solche Angst ein, daß die Cardinäle in seinem Namen um einen Waffenstillstand nachsuchten. Friedrich II. ließ sich hiezu bereit finden und man kam überein, daß der Streit zwischen ihm und dem Pabste einer allgemeinen Kirchenversammlung, die auf Ostern 1241 nach Rom berufen werden solle, zur Entscheidung zu überlassen sei. Nun ruhten die Waffen und Gregor IX. erließ im August 1241 die Einberufungsschreiben an die Bischöfe. Bald aber erlangte der Kaiser die Gewißheit, daß der Pabst hierbei in höchst unredlicher Weise zu Werk gehe, denn derselbe berief nur solche Kirchenfürsten, welche ganz auf seiner Seite standen, und die andern, besonders die deutschen, wurden gänzlich übergangen. Da sah Friedrich II. ein, daß er das Zustandekommen des Concils nothwendig verhindern müsse und traf alsbald die hiezu nöthigen Anstalten. Alle Straßen, die zu Lande nach Rom führten, ließ er sperren und zugleich wurde unter dem Oberbefehl König Enzio's eine Flotte ausgerüstet, um auch den Seeweg unmöglich zu machen. Trotzdem schifften sich die Bischöfe aus Frankreich, Spanien, England und der Lombardei, nachdem sie sich in Genua gesammelt, auf einer dreißig Galeeren starken genuesischen Flotte ein und segelten dem römischen Hafen Civita-Vecchia zu. Da traf südöstlich von Elba zwischen den kleinen Inseln Montechristo und Giglio König Enzio am 3. Mai 1241 mit seinen Kriegsschiffen auf diese Flotte und brachte Tod und Verderben unter sie. Drei ihrer Galeeren versenkte er, daß sie mit Mann und Maus in die Tiefe fuhren. Zweiundzwanzig nahm er und alle ihre Insaßen, mehr als hundert Cardinallegaten, Erzbischöfe und Bischöfe nebst vielen andern hohen Würdeträgern, wurden seine Gefangenen. Fünf entkamen, um die schreckensvolle Nachricht nach Genua zu bringen.

Jetzt war das Concil zur Unmöglichkeit geworden und der alte jähzornige Pabst kannte sich vor Wuth fast nicht mehr. Zu der Wuth aber gesellte sich bald auch noch der furchtbarste Schrecken, denn Friedrich II. erneuerte jetzt nicht blos seinen Angriff auf den Kirchenstaat, sondern brachte auch verschiedene päbstliche Prälaten, worunter den vornehmen Kardinal Johann Kolonna, zum Abfall von ihrem Oberherrn. Ja schließlich schritt er, sein Lager in Grottaferrata aufschlagend, zur Belagerung von Rom selbst, entschlossen, dasselbe zu erobern. Das war mehr, als der alte, mehr als neunzigjährige Pabst ertragen konnte und nur wenige Tage, nachdem er sich im Vatican eingeschlossen sah, raffte ihn am 21. August 1241 der Tod hinweg.

Seinen schlimmsten Feind war jetzt Friedrich II. los und um nun zu bewirken, daß ein ihm günstiger Priester die Tiare erhalte, gab er nicht blos die gefangenen Kirchenfürsten frei, sondern hob auch die Belagerung von Rom auf. Er hatte richtig gerechnet, denn der sanfte Cardinal Castiglione wurde unter dem Titel Coelestins IV. zum Pabste erwählt und mit ihm wäre sicherlich ein anständiger Frieden zu Stande gekommen. Allein solches wollte die hildebrandinische Partei in Rom nicht und somit starb — schon viele Päbste sind zur rechten Zeit gestorben — Coelestin schon am 10. November 1241, nachdem er nur sechzehn Tage regiert hatte. Jetzt konnten sich die Cardinäle für längere Zeit über einen neuen Pabst nicht einigen, denn sie hätten gerne einen tüchtigen Hildebrandianer auf den Stuhl Petri gesetzt und fürchteten doch den Zorn des Kaisers, wenn sie es thaten. Da fanden sie endlich einen Ausweg und gaben dem Cardinal Sinibald Fiesko, Grafen von Lavagna, ihre Stimmen. Dieser nemlich hielt es äußerlich mit der Hohenstaufischen Partei, war aber innerlich ganz so gesinnt, wie seine Vorgänger, die Innocenze, deren Namen — Innocenz IV. — er sich gab. Nun kam es, wie es dem starren Charakter dieses neuen Pabstes gemäß kommen mußte; das heißt Innocenz IV. stellte sich, als ob ihm an der Versöhnung der Kirche mit dem Kaiser Alles liege und knüpfte sofort Unterhandlungen an, um einen allgemeinen Frieden, in den auch die Lombardenstädte eingefügt werden sollten, herzustellen.

So wurde Friedrich II., trotz seines eminenten Verstandes, getäuscht und ließ in der Bewachung der Siebenhügelstadt mehr, als er hätte thun sollen, nach. Was war aber die Folge? Innocenz IV. ersah den rechten Augenblick und entfloh am 28. Juni 1244 bei dunkler Nacht in Soldatenkleidern über Genua nach Frankreich. In Rom konnte er dem gewaltigen Kaiser nicht Trotz bieten, weil dieser sicherlich nicht geruht haben würde, als bis er die Stadt erobert hätte; in Frankreich aber war er vor den Griffen des Hohenstaufen sicher und Niemand, am wenigsten der überfromme Ludwig IX., hinderte ihn dort, seine Blitze zu schleudern. Er wählte also die große Stadt Lyon, die Freundin Mailands, zu seiner neuen Residenz und nach vielen Fährlichkeiten kam er im December 1244 daselbst an. Kaum aber saß er dort fest, so berief er im Januar 1245 alle Prälaten der Christenheit, zusammen mit den weltlichen Königen und Fürsten, auf den 24. Juni 1245 nach genannter Stadt zu einer allgemeinen Kirchenversammlung, um den Streit des apostolischen Stuhls mit dem Kaiser zur Entscheidung zu bringen. Ja selbst Friedrich II. ward von ihm aufgefordert, entweder in Person oder durch Bevollmächtigte zu erscheinen, denn es sollte den Anschein haben, als ob er ganz unparteiisch zu Werke gehe. Ja wohl, ganz unparteiisch, und der beste Beweis hiefür lag darin, daß er keinen einzigen deutschen Kirchenfürsten einlud, sondern nur solche aus Frankreich, England, Spanien und Italien, die ihm besonders ergeben waren! Und sie kamen alle, an der Zahl mehr als zweihundert, zum voraus fest entschlossen, zu thun, was der Pabst ihnen gebiete, so daß also dort zu Ende des Monats Juni und zu Anfang des Monats Juli 1245 nicht sowohl ein berathendes Concil abgehalten als ein zum voraus abgekartetes Gaukelspiel aufgeführt wurde! Freilich schickte auch Friedrich II. seine Gesandten und an ihrer Spitze seinen Oberhofrichter Thaddeus von Suessa, einen der größten Redner und Juristen seiner Zeit; aber was half es, daß dieselben die Sache ihres Herrn mit Energie führten? Am 17. Juli 1245 sprach der Pabst den großen Bannfluch über den Kaiser aus, erklärte ihn, als einen Meineidigen, Kirchenschänder und Erzketzer, aller Ehren und Würden sowie aller Kronen und Länder für entsetzt, verfluchte Jeden,

der ihm künftig noch als Kaiser oder König anhangen würde, und forderte schließlich Deutschlands Fürsten auf, sofort zur Wahl eines neuen Herrschers zu schreiten. Es war ein furchtbar feierlicher Fluch, und, sowie ihn der Pabst ausgesprochen, stimmte er den Gesang: „Herr Gott dich loben wir“ an. Die anwesenden Kirchenfürsten aber stimmten sofort ein und warfen dann die brennenden Kerzen, die sie in der Hand hielten, zusammen auf den Boden, daß sie zischend erlöschten.

Ein solches Schauspiel hatte die Welt noch nicht gesehen und die Gläubigen wurden davon wie betäubt. Nur allein der Kaiser, wie er die Nachricht erhielt, blieb kalt und unerschüttert. „Noch habe ich meine Kronen,“ sprach er mit Würde, „und weder Pabst noch Kirchenversammlung sollen sie mir entreißen.“ Dennoch hatte der Pabst seinen kühnen Schritt nicht unbedacht gethan, sondern er hoffte vielmehr mit Zuversicht den Sieg über den Kaiser zu erlangen und diese seine Hoffnung gründete er theils auf die Hülfe des ihm treu ergebenen Königs von Frankreich und der mit ihm verbündeten Lombarden, theils und hauptsächlich auf die hohenstaufenfeindliche Strömung, welche neuester Zeit unter den Fürsten Deutschlands zu fluthen anfing. Billig fragen wir nun aber, woher kam diese Strömung, und kehren deshalb auf einen Augenblick nach Deutschland zurück.

Friedrich II. war, wie sich dieß der Leser aus dem Vorhergehenden schon längst gemerkt haben wird, fast die ganze Zeit seines Lebens von Deutschland abwesend, um dafür in seinem vielgeliebten Neapel oder Palermo zu verweilen. Nur wenn es die höchste Noth erforderte, erschien er in Deutschland und wenn er es that, residirte er meist in Hagenau im Elsaß, wo es ihm weit am besten gefiel. Auch im Winter von 1236 auf 1237, wo er sich eben zum Kampfe gegen die Lombarden rüstete, zwangen ihn die Wirren im Oestreichischen, über die Alpen zurückzukehren und zwar aus folgenden Gründen. Friedrich II. von Oestreich, genannt der Streitbare, war, wie bereits gemeldet, wegen seiner Theilnahme an der Empörung des Kaisersohnes Heinrich in die Reichsacht verfällt worden und Friedrich II. hatte die Herzoge von Baiern und Böhmen, sowie die Bischöfe

von Bamberg und Passau mit der Vollziehung der Acht beauftragt. Diese aber richteten gegen den streitbaren Babenberger nicht nur nichts aus, sondern erlitten vielmehr eine gründliche Niederlage, welche die beiden soeben genannten Bischöfe in ihres Feindes Gefangenschaft brachte. Friedrich II. sah also ein, daß er selbst die Vollziehung der Acht in die Hand nehmen müsse und eilte im November 1236 nach Deutschland, indem er den Oberbefehl in Italien dem tapferen Ezzelino übertrug. In Deutschland angekommen sammelte er schnell ein Reichsheer, das ihm die Fürsten, weil es eine Reichssache betraf, gerne bewilligten, und besetzte in kürzester Frist fast ganz Oestreich, indem er den streitbaren Friedrich II. zwang, sich in seiner festen Burg Wiener-Neustadt einzuschließen. Drei Monate verweilte er nun in Wien, das er zu einer freien Reichsstadt erhob, und erst, nachdem er die östreichischen Angelegenheiten bestens geordnet zu haben glaubte, wandte er sich anderer Geschäfte wegen an den Rhein. Er hatte nemlich allerdings schon früher (auf dem Reichstag von Mainz anno 1335) die Wahl seines zweiten Sohnes Konrad zu seinem Nachfolger (diese Nachfolger oder Kronprinzen, wie man jetzt sagen würde, führten den Titel „Römischer König") durchgesetzt, aber es lag ihm daran, ihn auch als solchen „gekrönt" zu sehen, und dieses Ziel erreichte er im Frühjahr 1237 auf einer Fürstenversammlung zu Speier. Kaum übrigens war er so weit, so ernannte er den Konrad zu seinem Stellvertreter im deutschen Reich (wegen seiner Jugend übrigens unter der Obhut der beiden Erzbischöfe Siegfried von Mainz und Theodorich von Trier), und eilte dann wieder über die Alpen, um, wie oben schon erzählt, den Kampf mit den Lambardenstädten aufzunehmen. Damit glaubte er seinen Pflichten gegen Deutschland vollkommen Genüge geleistet zu haben, allein eben das, daß er sich so wenig um Deutschland bekümmerte, war es, was ihm die Anhänglichkeit der Deutschen entziehen, was die deutschen Fürsten nothwendig mit der Zeit gegen ihn aufbringen mußte. Kaum nemlich hatte er dem Vaterland den Rücken geboten, so brach Friedrich II., der Streitbare, aus Wiener-Neustadt hervor, schlug den Burggrafen Konrad III., den vom Kaiser ernannten Statthalter in Oestreich, bei Tulln aufs Haupt, brachte Wien wieder in seine Gewalt und hatte, weil ihm

die Oestreicher selbst mit Liebe anhingen, bald sein ganzes Herzogthum wieder erobert. Wäre es nun nicht die Pflicht des Kaisers gewesen, hier sofort wieder in Person einzugreifen und die Reichsacht von neuem zu vollziehen? Er that es nicht, sondern überließ Alles der schwachen Reichsverweserei, welche lediglich nichts ausrichtete. Ja so wenig, daß Kaiser Friedrich II. sich gezwungen sah, einige Jahre später, als eben Gregor IX. den Bann über ihn ausgesprochen hatte, den geächteten Friedrich als Herzog von Oestreich anzuerkennen, nur damit derselbe nicht etwa auf die Seite des Pabstes trete! Noch weit empfindlicher machte sich die ewige Abwesenheit des Kaisers von Deutschland in einem andern Falle geltend. Zu Ende des Monats Dezember 1240 nemlich verbreitete sich plötzlich die Schreckenskunde, daß das wilde Volk der Mongolen oder Tartaren (sie gehörten ohne Zweifel demselben Völkerstamme an, dem auch die Hunnen zuzugesellen waren) die uralte Stadt Kiew zerstört, sowie ganz Rußland erobert hätte und schon im Januar des Jahres 1241 fielen große Schaaren derselben in Polen und Ungarn ein, ohne daß deren Könige fähig gewesen wären, ihrer Uebermacht Widerstand zu leisten. Noch mehr, zu Ende des Monats März 1241 überschwemmten sie Schlesien, das deutsche Grenzland gegen Polen hin, und am 9. April 1241 wurde Herzog Heinrich II., genannt der Fromme, bei Wahlstadt unweit Liegnitz von ihnen bis zur Vernichtung geschlagen. Jetzt konnte man sich denken, daß sie sofort ganz Deutschland überfluthen und dasselbe in derselben Weise verheeren würden, wie dereinstens die Magyaren oder Ungarn unseligen Angedenkens gethan hatten. Eine furchtbare Angst ergriff daher die Gemüther und die Fürsten und Bischöfe sandten Boten über Boten an den gewaltigen Friedrich II., damit er jenen wilden Horden mit starker Hand entgegentrete. Er aber — — nun ihm lag allein sein Italien am Herzen und somit überließ er Alles der von ihm ernannten Reichsregierung. Ja wohl der Reichsregierung, und diese befand sich in den Händen eines Knaben, welchen zwei Erzpriester leiteten! Das war schlimm, ja mehr als schlimm, und es darf uns daher nicht wundern, wenn die deutschen Fürsten über den Kaiser erbittert wurden. Wütheten doch die Mongolen unter allem Lebendigen, als wären sie Bestien, und machten jedes

Gehöft, jedes Dorf, jede Stadt, welche sie nahmen, dem Erdboden gleich! Glücklicherweise übrigens wurde das Aergste noch von Deutschland abgewendet, allein rein blos durch einen Zufall, nicht durch die Kraft seiner Regierung. Obwohl nemlich König Wenzel I. von Böhmen (die dortigen Herzoge hatten, wie früher erzählt, längst den Königstitel erhalten), sowie Friedrich II. von Oestreich ihre Streitkräfte vereinigten, um das weitere Vordringen der Mongolen unter ihrem Khan (Oberfeldherrn) Batu zu verhindern; obwohl allüberall in ganz Deutschland das Kreuz gegen die gräßlichen Heidenhorden gepredigt und auf allen Kanzeln die Hülfe des Himmels erfleht wurde; obwohl der Reichsverweser Konrad alle Fürsten aufforderte, mit ihren Streitkräften zu ihm zu stoßen, und sich das Reichsheer auch wirklich vom Mai 1241 an zu sammeln, aber in gewohnter Langsamkeit zu sammeln begann; obwohl Alles dies geschah, und die Mongolen selbst, weil sie theils in Gefechten, theils bei Belagerung von Städten, wie Olmütz, Breslau, Liegnitz, Brünn und Neustadt starke Verluste erlitten hatten, nicht mehr mit derselben Kraft, wie anfangs, auftreten konnten, so brachte doch nur ein Todesfall den Khan Batu dazu, im Sommer 1241 mit all' seinen Mannen schnellstens nach Asien zurückzukehren; ich meine den Tod des Großkhans Octaj, dessen Nachfolger zu werden der Khan Batu beanspruchte. Nun machte aber die Wittwe Octaj's in Karakorun, der Hauptstadt des großen Mongolenreichs, Umtriebe, den Batu zu beseitigen, und so blieb diesem nichts übrig, als persönlich an Ort und Stelle zu erscheinen, um seine Rechte aufrecht zu erhalten. Das Innere Deutschlands hatte also von der Mongolenwuth nichts zu leiden, allein wenn auch, verringerte sich dadurch die schwere Schuld Friedrichs II., Deutschland mit schmählicher Gleichgültigkeit sich selbst überlassen zu haben, auch nur um ein Jota?

Das war die hohenstaufenfeindliche Strömung, von der ich oben gesprochen, und auf diese gestützt hoffte Innocenz IV., daß es ihm mit Leichtigkeit gelingen werde, die deutschen Fürsten zu bewegen, daß sie statt des von ihm gebannten und für abgesetzt erklärten Friedrichs II. einen andern König erwählten. Vor allem suchte er auf die hohe Geistlichkeit einzuwirken und sandte den Bischof Philipp

von Ferrara, sowie den Archidiaconus Albrecht von Passau, einen Czechen („den größten Schuft, der auf zwei Beinen einhergeht", nannte ihn der Erzbischof Eberhard II. von Salzburg), als seine Legaten nach Deutschland, damit sie an den geistlichen Höfen herumreisten. So thaten sie auch und als der erste ließ sich der Erzbischof Siegfried III. von Köln gewinnen, denn ihn hatte Friedrich II. wegen seines verdächtigen Verhaltens im Streite mit dem Pabstthum schon im September 1241 als ersten Berather seines Sohnes, des Reichsverwesers Konrad, abgesetzt und dadurch tödtlich beleidigt. Dem Beispiele Siegfrieds III. folgten sofort die Erzbischöfe Konrad von Köln und Arnold von Trier (letzterer war der Nachfolger des eben verstorbenen Theodorich), sowie die Bischöfe von Bamberg, Würzburg und Regensburg. Endlich ließen sich auch noch einige weltliche Großen bethören, nemlich der Herzog Albrecht von Sachsen und Heinrich I. von Brabant nebst verschiedenen Grafen von geringerer Bedeutung. Nun der Pabst so weit war, suchte er nach einem Fürsten, den er dem Hohenstaufen als Gegenkönig aufstellen könnte, und sein Auge blieb sofort auf dem Landgrafen Heinrich IV. von Thüringen, von seiner Burg Raspenberg genannt Raspe, haften. Natürlich, denn dieser „Edle" hatte längst durch seine Handlungen — besonders dadurch, daß er seinen Neffen, den Sohn seines verstorbenen Bruders, des Landgrafen Ludwig IV., einen noch nicht fünfjährigen Knaben, seines Erbes mit Gewalt beraubte — den Beweis geliefert, daß er seines Vortheils wegen vor gar nichts, selbst nicht vor dem Abscheulichsten zurückweiche, und qualificirte sich soweit ganz gut zu der Thronräuberrolle, welche ihm der Pabst zudachte. Sofort wurde der Legat Albrecht beauftragt, ihn zu bearbeiten, und die Beiden, an Charakter einander so ähnlich, verstanden sich bald genug. Doch willigte Raspe erst ein, als Gegenkönig auftreten zu wollen, nachdem ihm der Pabst die damals bedeutende Summe von 15,000 Mark Silber übersandt, und zugleich versprochen hatte, ein starkes Heer für ihn aufzustellen. Man sieht, Innocenz IV. verfolgte sein Ziel mit großer Energie und fast noch energischer handelte er von jetzt ab. Schon unter dem 21. April 1246 nemlich schickte er an sämmtliche deutsche Fürsten den Befehl, ohne allen Verzug den Landgrafen Hein=

rich zum König zu wählen, sofern sie nicht gewärtigen wollten, von ihm in den Bann gethan zu werden, und wenn nun auch die meisten weltlichen Großen dieses päbstlichen „Befehls“ spotteten, so fanden sich doch alle die, welche bereits gewonnen waren (ihre Namen habe ich weiter oben schon genannt), am 22. Mai 1246 in Veitshöchheim bei Würzburg ein, um den Heinrich Raspe zum König zu ernennen. Sicherlich eine ganz klägliche Königswahl, da sie nur von einer verschwindenden Minderheit und überdem fast nur von Geistlichen (man nannte den Raspe deßwegen auch überall den „Pfaffenkönig“) ausging; aber sie sollte bald Wichtigkeit genug erlangen. In alle Dörfer und Städte nämlich schickte jetzt der Pabst die Bettelmönche, die eben um jene Zeit das Licht der Welt erblickt hatten (auf diese Bettelorden werden wir später zurückkommen) und diese Mönche wußten den Bürger und Landmann gegen den Ketzerkaiser Friedrich II. ganz furchtbar aufzuhetzen. Zugleich wurde ein förmlicher Kreuzzug gegen denselben gepredigt und Jeder, der die Waffen gegen ihn ergriff, erhielt vollkommene Sündenvergebung. Endlich ließ es sich Innocenz IV. fortwährend Baarsummen über Baarsummen kosten, um den niedereren Adel, die kleinen Grafen, Barone und Ritter zu gewinnen, und siehe da, durch alle diese Mittel zusammen gelang es, ein sehr beträchtliches Heer unter den Fahnen Heinrich Raspe's zu vereinigen. Inzwischen blieb der Reichsverweser Konrad, der jetzt zu einem selbstständigen jungen Mann herangewachsen war, auch nicht müßig und sammelte seinerseits ein Heer, das, weil die meisten Reichsfürsten noch zu ihm hielten, dem Raspe'schen jedenfalls gewachsen, ja was die Qualität der Mannschaften betrifft, sogar überlegen war. Demgemäß konnte man, als die beiden Heere am 5. August 1246 vor Frankfurt zusammentrafen, dem hohenstaufischen zum voraus den Sieg prophezeihen, allein trotzdem erhielt dasselbe eine schmähliche Niederlage. Mitten in der Schlacht nemlich, als schon die Kreuzfahrer Raspe's wankten, giengen die Grafen Ulrich von Württemberg und Hartmann von Gröningen nebst dem Ritter von Helfenstein, begleitet von ihren 2000 Mannen, zum Feinde über und machten dadurch, daß die Schlacht in fast vernichtender Weise verloren ging. Der heilige Vater hatte sie dadurch zum Verrath verlockt, daß er

ihnen 6000 Mark Silbers ausbezahlen ließ und ihnen überdem versprach, der größte Theil der hohenstaufischen Güter in Schwaben sollte unter sie getheilt werden. Diese verlorene Schlacht war ein harter Schlag für die kaiserliche Partei und zwar um so härter, als jetzt die meisten süddeutschen Großen (z. B. der Graf Konrad I. von Freiburg, der Markgraf Rudolph von Baden, der Straßburger Bischof Heinrich von Stahleck und verschiedene Andere) zu dem Gegenkönig übergingen. Freilich weder dem Raspe noch dem Pabst zu lieb gingen sie über, sondern deßwegen, weil der Pfaffenkönig auch ihnen freie Hand ließ, von den hohenstaufischen Gütern so viel an sich zu reißen, als sie nehmen konnten, und überdem eine Menge von Reichsgütern an sie verschenkte. Die Zeit des Zugreifens war da und diese machten sich jene edlen Herren zu Nutzen. Dennoch hatte Heinrich Raspe von all' dem keinen bleibenden Vortheil, denn fast alle Städte Süddeutschlands, die Uebermacht der Fürsten, welche stets bereit waren, sie ihrer Vorrechte zu berauben, fürchtend, verschlossen ihm sofort ihre Thore und nicht wenige derselben, wie Straßburg, Metz, Erfurt, Eichstädt, Würzburg, Frankfurt und Regensburg, verjagten sogar ihre Bischöfe, weil diese es mit dem Pfaffenkönige hielten. Voll Zorn über solche Renitenz machte sich Heinrich Raspe an die Belagerung von Reutlingen, mußte aber, ohne etwas ausrichten zu können, mit Schmach und Schande abziehen. Drauf im Januar 1247 versuchte er die Eroberung von Ulm, allein auch diese Stadt leistete mannhaften Widerstand. Noch mehr, König Konrad, der inzwischen in Baiern, dessen Herzog Otto treu wie Gold zu ihm stand, ein neues Heer gesammelt hatte, eilte zum Entsatz herbei, schlug das Belagerungsheer aufs Haupt und zwang so den Pfaffenkönig, der noch überdieß im Kampfe eine schwere Wunde empfing, in schmählicher Eile nach Thüringen auf die Wartburg zu entfliehen. Dort starb er nach wenigen Tagen (17. Februar 1247) und kein Mensch legte Trauer um ihn an.

Jetzt war guter Rath theuer, denn es wollte sich lange Zeit kein deutscher Großer dazu herbeilassen, die Erbschaft des verstorbenen Pfaffenkönigs anzutreten. Endlich jedoch fand der Cardinallegat Peter Capoccio, den der Pabst eigens deswegen nach Deutschland

sandte, einen solchen in dem erst zwanzigjährigen und fast machtlosen, zugleich auch gänzlich unerfahrenen und höchst roh aufgewachsenen Grafen Wilhelm von Holland, welchen der Königstitel kitzelte, und es versammelten sich sofort am 29. September 1247 dieselben Bischöfe, welche auch den Raspe emporgehoben hatten, zu Woringen bei Köln, um ihn als Beherrscher Deutschlands zu proclamiren. Von den weltlichen Fürsten aber erklärte sich kein einziger für ihn, seinen Oheim, den Herzog Heinrich II. von Brabant, und einige wenige unbedeutende Grafen allein ausgenommen. Womit nun wollte sich der neue Gegenkönig gegen den Reichsverweser Konrad halten? Ei natürlich, er verließ sich auf den Pabst und die deutschen Prälaten, damit sie ihn mit Truppen und Geld versorgten. Ja wohl, mit Truppen wie mit Geld und es war merkwürdig mit anzusehen, zu welchen Mitteln Innocenz IV. mit seinen Pfaffen griff, um Beides zu schaffen. Die Truppen nemlich wurden damit zusammengetrommelt, daß der Pabst gegen den Kaiser und seinen Sohn abermalen, wie schon früher zu Raspe's Zeiten, das Kreuz und zwar dießmal in verstärkter Weise, predigen ließ. Schon derjenige, der eine Kreuzpredigt nur mitanhörte, erhielt einen vierzigtägigen Ablaß, denn um das Geschäft in Gang zu bringen, lag Alles daran, daß recht viele Leute zu einer solchen Predigt zusammenströmten. Wer dann Geld beisteuerte, um einen Soldaten auszurüsten, erhielt Vergebung aller bisher begangenen Sünden. Wer aber selbst die Waffen ergriff, um sich in das Heer des neuen Pfaffenkönigs einreihen zu lassen, dem wurden auch die zukünftig zu begehenden Sünden erlassen, so daß er nach seinem Tode wie ein Heiliger geradezu gen Himmel fuhr. Lag nun hierin nicht des Anlockenden genug, um sich für Wilhelm von Holland anwerben zu lassen? Noch niederträchtiger ging der Pabst bei der Beschaffung des nöthigen Geldes zu Werk, denn er ließ unter dem Namen seiner von ihm zum König ernannten Creatur die Besitzungen, Einkünfte und Rechte des deutschen Reichs förmlich verauctioniren und schlug mit dem Werthvollsten selbst zu Spottpreisen los. Weiter mußte die gesammte Christenheit Europas, besonders die von England und Frankreich, zu dem Glaubenskriege gegen das verruchte Geschlecht der Hohenstaufen beisteuern und große

Summen gingen auf diese Art ein. Endlich befahl er dem Cardinal Capozzio, von den Kirchen und Klöstern Deutschlands, wenn nöthig auf dem Wege der Gewalt, freiwillige Kriegsbeiträge einzukassiren, und besagter Cardinal, begleitet vom Erzbischof von Köln, zog sofort an der Spitze von 10,000 Landstreichern von Kloster zu Kloster, um den ihm gewordenen Auftrag zu erfüllen. Wie aber erfüllte er ihn? Nun, wo er nichts oder nicht genug erhielt, machte er sich selbst bezahlt und confiscirte das Kirchengeräthe mit sammt den Glocken. Auf diese Art schaffte der Pabst das nöthige Geld und die nöthigen Truppen, um den erbärmlichen Pfaffenkönig auf den Beinen zu erhalten; allein trotz allem dem ging es mit dessen Sache nicht vorwärts, wie am besten daraus erhellt, daß nur allein die Stadt Aachen, in der er sich altem Herkommen gemäß krönen lassen wollte, ihm zwölf Monate und zwanzig Tage lang widerstand, bis sie ihm am 1. November 1248 ihre Thore öffnete. Warum nun aber, wenn es so schlecht um ihn stand, vernichtete ihn nicht der Reichsverweser Konrad mit ein paar wuchtigen Schlägen? Ei dieser hatte eben so wenig die gehörige Kraft, und zwar einfach deßwegen, weil jetzt, wo es sozusagen gar keine Reichsregierung gab, Jedweder that, was er wollte und konnte. Gewiß, was er wollte und konnte, denn jedem Fürsten und Grafen, dem größten wie dem geringsten, lag nur sein eigenes Interesse am Herzen und er hütete sich wohl, seine Mannen zur Reichsarmee zu stellen, um mit denselben auf eigene Rechnung rauben und erobern zu können. Es war also ein Zustand vollkommener Anarchie, während welcher der Pfaffenkönig Wilhelm sich in den Niederlanden festsetzte und der Reichsverweser Konrad in Baiern seine Hauptstütze fand.

Es mußte aller Welt einleuchten, daß die Schuld an all' dem gräßlichen Elend, dem jetzt unser Vaterland wieder einmal verfiel, hauptsächlich der Kaiser Friedrich II. trug, denn wäre er nach dem Tode Raspe's nach Deutschland geeilt, so würde es kein Seelenmensch gewagt haben, an einen zweiten Gegenkönig auch nur zu denken. Allein ihm lag nur Italien am Herzen und Deutschland mochte immerhin zu Grunde gehen. Er setzte also den Kampf gegen die Lombardenstädte sowie gegen die päbstlichen Besitzungen fort und wie

dann der Pabst von Lyon aus den großen Bann über ihn verhängte, beschloß er, diesen in Lyon aufzuheben, um in Italien selbst leichteres Spiel zu haben. Schon war er mit seinem Heere bis nach Turin vorgedrungen, da erreichte ihn Ende Juni 1247 die Hiobspost, daß seine gute Stadt Parma am 16. besagten Monats durch einen Handstreich Bernardo de Rossi's, eines Schwagers des Pabstes, in die Hände seiner Feinde gefallen sei. Es war dies ein furchtbar schwerer Verlust, denn diese Stadt allein sicherte ihm seine Verbindung mit Unteritalien, und schnell kehrte er also mit seinem Heere um, dieselbe wieder zu erobern. Er glaubte damit leicht zu Stande zu kommen, allein die Partei, die sich der Stadt bemächtigt hatte, vertheidigte sich aufs tapferste und die Lombardenstädte ließen es natürlich an Hülfe auch nicht fehlen. So zog sich die Belagerung Monate lang hin, obwohl die Belagerten es am Ende vor Hunger kaum mehr aushielten. Da wagten sie am 18. Februar 1248, als der Kaiser eben auf der Jagd begriffen war, einen allgemeinen Ausfall und zwar mit solcher Vehemenz, daß das Belagerungsheer wie vom Blitze davon getroffen wurde. Wohl suchte Thaddäus von Suessa, der kriegerische Oberhofrichter Friedrichs II., die Truppen zu sammeln; er fiel, einer der ersten, im Kampfe, und nun wurde die Flucht eine allgemeine. Ihrer fünfzehnhundert wurden erschlagen und mehr als dreitausend fielen in Gefangenschaft. Ja selbst das Lager des Kaisers mit all' seinen unermeßlichen Vorräthen ging verloren und mit dem Lager Friedrichs II. Scepter, Reichssiegel und goldener Thronsessel. Von diesem furchtbaren Schlage erholte sich der jetzt alternde Hohenstaufe nie wieder, denn es war ihm unmöglich, in der Schnelligkeit ein neues Heer aus Unteritalien herbeizuziehen, und noch weniger konnte ihm sein Sohn, der Reichsverweser, aus Deutschland Hülfe senden. So erhielt jetzt die päbstliche Partei in Verbindung mit den Lombardenstädten die Oberhand und Friedrich II. mußte sich auf den Vertheidigungskrieg beschränken. Da traf letzteren im Frühjahr 1249 ein neuer, noch härterer Schlag. Modena, eine der wenigen Städte, die es noch mit ihm hielten, wurde von den Bolognesen hart bedrängt und sofort eilte König Enzio, des Kaisers Lieblingssohn, gleich ausgezeichnet durch Tapferkeit

wie durch Geistesgaben, nicht minder auch der schönste Ritter seiner Zeit, mit einem kleinen Heere herbei, die Stadt zu entsetzen. Am 26. März 1249 kam es bei Fossalta zur Schlacht und Enzio verrichtete mit seinem Häuflein wahre Wunder der Tapferkeit. Die Uebermacht der Bolognesen war jedoch zu groß und so wurde er nicht blos geschlagen, sondern mit seinen besten Rittern umzingelt und gefangen genommen. Und welches Schicksal erwartete den Armen! Die Bolognesen verurtheilten ihn zu ewigem Kerker, nicht sowohl aus Rache, als weil sie in dem jungen Helden, dem tapfersten der Hohenstaufen, den Ghibellinen ihre kostbarste Stütze entziehen wollten. Vergebens bot der Kaiser ein mehr als königliches Lösegeld, einen silbernen Ring, der um ganz Bologna reichen sollte; vergebens drohte er mit der schrecklichsten Vergeltung; der Gefangene mußte im Kerker bleiben, aus dem ihn erst der Tod am 14. März 1272 erlöste. Von nun an sah man nie mehr ein fröhliches Lächeln auf den Lippen des Kaisers und in wenigen Monden war er um eben so viele Jahre älter geworden. Doch auch mit diesem Schlage begnügte sich das Schicksal noch nicht, sondern ein drittes Ereigniß sollte den Kaiser erst vollends ganz niederschmettern. Er glaubte in seinem Kanzler Peter, gebürtig von Vinea bei Capua (della Vigna), den treuesten Freund zu besitzen. Aus niedriger Stellung hatte er denselben zu der höchsten Beamtung erhoben, ihn mit Reichthümern überhäuft und seit Jahren keinen Beschluß mehr gefaßt, ohne daß der Kanzler seine Einwilligung gegeben hatte. Trotzdem beging dieser fast allmächtige Günstling, von den Schmeichelworten und dem Gelde des Pabstes Innocenz IV. schon in Lyon, wohin er mit Thaddäus von Suessa geschickt worden war, im Geheimen gewonnen, das scheußliche Verbrechen, seinen Freund und Herrn vergiften zu wollen, und beinahe wäre die verruchte That (April 1249) gelungen. Sie gelang aber nicht und der Kanzler wurde sofort verhaftet und geblendet. Daraufhin gab er sich auf dem Transport nach Pisa selbst den Tod, indem er sich den Kopf mit aller Gewalt an einem Pfeiler einstieß. Ein solches Weh hatte Friedrich II. noch nie empfunden und fast wäre er an der Menschheit verzweifelt (er umgab sich von nun an nur noch mit Saracenen, auf welche der Pabst keinen Einfluß ausüben konnte);

allein wenn dadurch auch das Mark seines Lebens sich schnell aufzehrte, so daß seine Körperkräfte sichtlich abnahmen, so ließ sich sein gewaltiger Geist doch nicht niederbeugen und mit staunenswerther Kraft nahm er den Kampf mit dem Pabst von Neuem auf. Er schlug mittelst saracenischer Söldner, die er in Afrika hatte anwerben lassen, die päbstlichen Truppen unter dem Cardinallegaten Peter Capoccio und eroberte Schlag auf Schlag im Verlaufe des Jahres 1250 das Herzogthum Spoleto, die Romagna und die Mark Ancona. Nicht minder brachte sein tapferer Feldherr, der Marchese Uberto Pallavicino, am 18. August 1250 den Parmesanern nebst ihren Verbündeten eine schwere Niederlage bei und selbst in Deutschland neigte sich das Zünglein zu Gunsten des Reichsverwesers Konrad. Was aber die Hauptsache, der Pabst in Lyon hatte sich durch seine grenzenlosen Anmaßungen, mit denen er alle Welt behandelte, durch seine fast wahnsinnige Geldgier, welche er selbst mit den ruchlosesten Mitteln zu befriedigen suchte, sowie endlich durch Verbrechen aller Art (besonders Aufreizung zu Meuchelmord) so verhaßt gemacht, daß ihn nicht blos in Deutschland, sondern auch in Frankreich und England gar Viele zu verwünschen anfingen; ja daß die Römer, erbost über seine Abwesenheit, sogar ernstlich damit umgingen, einen andern Tiaraträger zu wählen. Fast schien es also, daß Friedrich II. am Ende dennoch über Innocenz IV. den Sieg davon tragen würde, da erkrankte er plötzlich am 29. November 1250 auf seinem Schlosse Fiorentino in Apulien an der Ruhr und dieser Krankheit erlag er schon am 13. des folgenden Monats, worauf man ihn zu Palermo an der Seite seines Vaters und seiner Mutter feierlichst beerdigte.

Sieben Kronen hat er auf seinem Haupte getragen: die kaiserlich römische, die königlich deutsche, die eiserne der Lombardei, dann die von Burgund, Sicilien, Sardinien und Jerusalem; allein welchen Nutzen hat er der Menschheit gebracht? Man nannte ihn vielfach den genialsten Monarchen, den die Welt gesehen, und sicherlich kann man ihm Genialität nicht absprechen. Ueberdem zierten ihn eine Menge von Tugenden, denn er war standhaft, kühn, hochsinnig, tapfer, freigebig und leutselig, und im Wissen (er sprach lateinisch, griechisch, italienisch, deutsch, französisch und saracenisch), selbst in der

Poesie und Musik haben ihn wohl Wenige übertroffen. Aber indem er als Beherrscher Deutschlands Italien allein liebte, nahm er eine unnatürliche Stellung ein und durch seine Verachtung des Bürgerthums sowie durch eine übertriebene Meinung von seiner geheiligten Majestät artete er förmlich zu einem Despoten aus. Den Deutschen, die er über die Achsel ansah, brachte er wenig oder keinen Gewinn, wohl aber viel Jammer, Elend und Zerrüttung.

---

## Sechstes Kapitel.

### Der Ausgang der Hohenstaufen.

(1251—1268.)

„Freuen sollen sich die Himmel und die Erde soll hüpfen,“ verkündete der Pabst, als er den Tod Friedrichs II. vernahm, denn er hatte jetzt die feste Zuversicht, daß es mit dem verhaßten hohenstaufischen Geschlecht zu Ende sei. Wohl lebte noch dessen Sohn und Erbe, der bisherige Reichsverweser Konrad, jetzt als König der Deutschen Konrad IV. geheißen, aber diesem Sohn war weder die Kraft noch der Geist des Vaters zu Theil geworden und mit ihm hoffte der Pabst mit Leichtigkeit fertig werden zu können.

Auch wäre ihm dies beinahe schon nach wenigen Tagen gelungen. Die Gesinnungen des Pabstes nemlich kennend, wollten der Bischof Albrecht I. von Regensburg und der Abt Ulrich des dortigen St. Emmeranklosters am 28. December 1250 Konrad IV. durch Meuchelmörder aus dem Leben schaffen lassen und der König entging nur dadurch der Gefahr, daß sich der treue Graf von Eberstein für ihn

erschlagen ließ. Weil nun aber der Mord nicht gelang, wurden andere Mittel hervorgesucht, um den König nicht aufkommen zu lassen, und es erging das Gebot an alle Priester Deutschlands, daß sie keinem Laien, der nicht zuvor den Hohenstaufen abschwur, mehr das Abendmahl reichen, keinem Vater mehr ein Kind taufen, keinem Sohn mehr den Vater beerdigen dürften. Dazu kamen dann erneuerte Kreuzpredigten, um dem Pfaffenkönig Wilhelm Truppen zuzuführen und an Geldspenden an die weltlichen Großen, um sie zum Abfall und Treubruch zu bewegen, fehlte es ohnehin nicht. Kurz der Pabst spannte alle Kräfte an, um den hohenstaufischen König zu verderben, und da er selbst die allerverwerflichsten Mittel nicht scheute (was lag ihm an Meineid und Mord, was an der Zerrüttung Deutschlands!), so gelang es ihm jetzt, nach dem Tode Friedrichs II., dessen großartige Persönlichkeit Viele vom Abfall abgehalten hatte, seiner Königscreatur immer mehr Anhang zu verschaffen. So faßte denn endlich der Pfaffenkönig den Muth, weil die große Uebermacht auf seiner Seite war, dem König Konrad IV. an den Rhein entgegenzuziehen und richtig gelang es ihm, diesen im Frühjahr 1251 in dem Treffen von Oppenheim zu besiegen. Die Folge war, daß Konrad IV. sich sofort zu seinem Schwiegervater, dem Herzog Otto I. dem Erlauchten, nach Baiern zurückzog, um da neue Truppen zu sammeln; wie er nun aber nicht allzu lange hernach mit Gewißheit vernahm, daß Innocenz IV. damit umgehe, Lyon zu verlassen und von Rom aus Apulien und Sicilien als ein verfallenes Lehen an sich zu reißen, faßte er plötzlich den Beschluß, nach Italien zu eilen, um sich vor allem dorten sein väterliches Erbe zu sichern. Was Deutschland — an diesem lag ihm wenig oder nichts, um so mehr aber an dem herrlichen Apulien und Sicilien, das schon sein Vater jeder andern Herrschaft vorgezogen hatte. Demgemäß verkaufte oder verpfändete er, was er nur irgend verkaufen und verpfänden konnte, um, weil ihm die deutschen Reichsfürsten keinen einzigen Mann stellten (sie hielten es entweder mit dem Pfaffenkönige oder erkannten sie gar keinen Herrn über sich an, was ihnen bei dem allgemeinen Wirrmar natürlich nicht schwer wurde), ein Heer zu werben, bestellte dann seinen Schwiegervater, den Baiernherzog, bei

dem auch seine hochschwangere Gemahlin Elisabeth (in Landshut) verblieb, zu seinem Stellvertreter in Deutschland, so weit es noch zu ihm hielt, und zog im November 1251 über die Alpen. In Italien angekommen, hielt er zuerst mit dem mächtigen Ezzelin IV. von Romano, dem Haupte der hohenstaufischen Partei in der Lombardei, in Verona und dann mit den übrigen Ghibellinen in Gaeta am Mincio unweit Mantua Kriegsrath, um mit ihnen den Feldzugsplan zu besprechen; allein sie erschienen bei weitem nicht so zahlreich, als er es sich in Deutschland vorgespiegelt hatte. Innocenz IV. war nemlich in der That schon im April 1251 von Lyon mit seinem ganzen Hofe zu Schiffe nach Genua abgereist und residirte seit dem Juli 1251 in Mailand. Nicht aber des Vergnügens halber, sondern um seine Partei durch die gewohnten Mittel zu stärken. Auch brachte er es richtig zu Stande, daß verschiedene seither ghibellinisch gesinnte Städte, wie Lodi und Novara, dem Lombardenbunde beitraten, und selbst den früheren Günstling Friedrichs II., den Grafen Thomas II. von Savoyen, wußte er dadurch für sich zu gewinnen, daß er ihm eine seiner Nichten mit einer Aussteuer von baaren 20,000 Mark Silbers zur Gemahlin gab. Somit wagte es Konrad IV. nicht, zu Lande nach seinem unteritalischen Erbreich weiter zu marschiren, sondern schiffte sich vielmehr im December 1251 auf einer sicilianischen Flotte zu Pola nach Palermo ein, wo ihn sein Halbbruder Manfred mit offenen Armen empfing.

Den Manfred hatte dem Kaiser Friedrich II. die schöne Bianca, des Grafen Bonifacius Lancia Tochter, im Jahr 1232 geboren und vom Vater aufs sorgfältigste erzogen wuchs er zu einem wunderbar herrlichen Jünglinge heran. So wurde er, nächst Enzio, der Liebling Friedrichs II. und dieser bedachte ihn nicht nur mit dem Fürstenthum Tarent sowie mit verschiedenen andern apulischen Herrschaften, sondern ernannte ihn auch in seinem Testamente zum Statthalter in Italien und Sicilien während der Abwesenheit Konrads IV.; ja selbst zum Erben Siciliens, im Fall Konrad IV. ohne männliche Nachkommen sterben würde. Demgemäß übernahm Manfred nach dem Tode Friedrichs II. unter der Beihülfe des Markgrafen Berthold von Hohenburg sogleich

die Verwaltung des Königreichs Sicilien und Apulien, konnte aber nicht verhindern, daß einige größere apulische Städte, wie besonders Neapel, durch die Versprechungen des Pabstes kirre gemacht, zu dessen Partei übertraten, und wie nun Konrad IV. in Palermo angelangt war, rüstete sich letzterer sogleich, diese Städte seiner Herrschaft wieder zu unterwerfen. Es gelang bei den meisten mit leichter Mühe, Neapel dagegen leistete hartnäckigen Widerstand und konnte erst am 10. Oktober 1253 erobert werden. Jetzt sammelte Konrad IV. alle seine Kräfte, um den Pabst in Rom selbst aufzusuchen und schon hatte er im Frühjahr 1254 ein treffliches Heer von 20,000 auserlesenen Kriegern bei einander, als ihn plötzlich ein heftiges Fieber, das aller Arzneimittel spottete, daniederwarf. An diesem starb er schon am 20. Mai 1254 zu Lavello, drei Stunden von Malfi entfernt, und man kann sich denken, wie der Pabst über diesen Sterbfall, der ihm so äußerst gelegen kam, daß ihn Viele geradezu der Vergiftung des Verstorbenen beschuldigten, von Herzen aufjubelte.

Jetzt lebte vom ganzen hohenstaufischen Geschlecht kein legitimer Sprosse mehr, denn allein ein Söhnlein, welchem Elisabeth, die Gemahlin Konrads IV., am 25. März 1252 in Landshut das Leben gegeben hatte, und um dieses Söhnlein, mit Namen Konrad, von den Italienern später Conradino geheißen, glaubte Innocenz IV. natürlich sich auch nicht im geringsten bekümmern zu dürfen. Gegen alles Recht und Gesetz — was lag ihm als Pabst an solchen Kleinigkeiten! — dekretirte er also sofort die Vereinigung Siciliens und Apuliens mit dem Kirchenstaat und ließ ein starkes Heer in Apulien einrücken. Allein siehe da, Manfred übernahm jetzt die Verwaltung Unteritaliens im Namen des kleinen minderjährigen Konrad, sammelte schnell ein meist aus Saracenen bestehendes Heer (diese eilten um so lieber unter seine Fahnen, als sie unter dem Regiment des Pabstes und seiner fanatischen Priester sicherlich alsbald ihre Existenz eingebüßt haben würden) und schlug die Schlüsselsoldaten am 2. December 1254 bei Foggia total aufs Haupt. Fünf Tage später, am 7. December, starb Innocenz IV. und die Wuth über die Niederlage mag nicht wenig zu seinem Tod beigetragen haben. Sein Nachfolger wurde durch die Wahl der Cardinäle am 21. December 1254 der ziemlich

unfähige Cardinalbischof Rainald von Ostia und Velletri, welcher sich den Namen Alexanders IV. gab und den Krieg gegen Manfred fortsetzte. Nicht mit Glück jedoch, denn Manfred besiegte seine Heere wiederholt und rückeroberte nicht blos auch den letzten Rest Apuliens, sondern setzte sich sogar in den Besitz von einem Theil des Kirchenstaates. Heller und heller strahlte also der Stern Manfreds und wie nun im Sommer 1258 das Gerücht nach Sicilien drang, Conradino sei in Deutschland verstorben, drangen alle Stände Unteritaliens, selbst die Geistlichkeit, in den jungen Helden, sich die Krone beider Sicilien selbst aufzusetzen. „Wir bedürfen," stellte man ihm vor, „eines kräftigen Hauptes und wenn also selbst Conradino noch lebte, so wäre es nöthig, ihn zu übergehen." Daraufhin weigerte sich Manfred, von Ehrgeiz mehr als recht gestachelt, nicht länger und ließ sich am 11. August 1258 im Dome zu Palermo feierlichst zum Könige beider Sicilien krönen. Daraufhin vermählte er sich zum zweiten Male mit Helena, der wunderschönen Tochter des Königs Michael von Epirus, während die Hand seiner jungen Tochter Konstanze von König Jakob I. von Arragonien, trotz des päbstlichen Veto's, für dessen Thronerben Peter verlangt wurde, und die Hofhaltung Manfreds gestaltete sich dadurch zu einer der glänzendsten in ganz Europa. Dabei vergaß aber der Sohn Friedrichs II. des Kampfes nicht und das Glück war so sehr auf seiner Seite, daß Alexander IV. sich mit ihm zu verständigen suchte. Ueber alle Bedingungen wurde man einig, nur über eine einzige nicht. Der Pabst nemlich bestand darauf, daß die in Apulien und Sicilien seßhaften Saracenen, welchen schon Friedrich II. die vollkommenste Religionsfreiheit garantirt hatte, ins Exil nach Afrika transportirt werden müßten; König Manfred aber erklärte, daß er es mit diesen seinen treuesten und tapfersten Unterthanen stets so halten werde, wie sein verstorbener Vater. Diese Differenz verzögerte das begonnene Friedenswerk; da lief im Herbst 1259 die Botschaft in Rom ein, daß die hohenstaufische oder ghibellinische Partei in Oberitalien einen furchtbaren Schlag erhalten habe. Der mächtige Ezzelino de Romano nemlich war bei Cassano, nachdem er eine schwere Wunde erhalten, von den vereinigten Mailändern, Bergamesen und Brescianern

am 26. September 1259 gefangen genommen worden und gleich darauf seinen Wunden erlegen. Nicht minder auch hatten die freien Städte die Burg seines Bruders Alberich erstürmt und den letzteren, an den Schweif eines Pferdes gebunden, zu Tode gemartert. War es nun ein Wunder, wenn der Pabst, von neuem Muth fassend, alle Friedensunterhandlungen sogleich abbrach? Keineswegs aber zu seinem Vortheil, denn gleich darauf, am 4. September 1260, wurde von den Ghibellinen Toscana's, unterstützt von einem Heere Manfreds, unter der Führung des tapfern Marchese Pallavicino bei Montaperto ein glorreicher Sieg über die Päbstlichen errungen und vom gesammten Kirchenstaat blieb jetzt dem Pabste fast nur noch Rom und Umgebung. Ein Jahr nachher, im August 1261, starb er und sein Nachfolger wurde unter dem Namen Urbans IV. der Cardinal Pantaleon. Allein auch unter diesem neuen Pabst gestalteten sich die Verhältnisse nicht anders und erst als nach ihm (er starb am 2. Oktober 1264) Clemens IV., ein südfranzösischer Edelmann, mit Namen Guy=Foulques, der als Erzbischof von Narbonne ein Vertrauter des französischen Hofes geworden war, im Februar 1265 den Pabstthron bestieg, nahm die Glücksgöttin von Manfred für immer Abschied. Clemens IV. trug nemlich sofort dem Bruder Ludwigs IX., des Königs von Frankreich, dem Grafen Karl von Anjou, die sicilische Krone als päbstliches Lehen an, und dieser, ein Fürst von unersättlicher Geld= und Ländergier, überdem ein roher, brutaler, finsterer, blutgieriger kleiner Despot, einem Metzger mehr ähnlich, als einem Edelmann, griff nicht blos sogleich zu, sondern sammelte auch alsbald ein Heer (an abentheuernden Franzosen, die nichts zu verlieren hatten, fehlte es nicht) und schiffte sich mit diesem im Mai 1265 nach Rom ein. Dort suchte er sein Heer auf alle Weise zu verstärken, und der Pabst verpfändete Alles, selbst die Kirchengüter, um ihm hiezu das nöthige Geld zu verschaffen. Ueberdem ließ Clemens IV. die apulischen Barone durch geschickte Emissäre bearbeiten und seinen Lockungen gelang es in der That, mehrere derselben heimlich auf seine Seite zu bringen. Endlich im Februar 1266 brach Karl, nachdem er schon vier Wochen früher vom Pabst zum König von Sicilien gekrönt worden war, zum

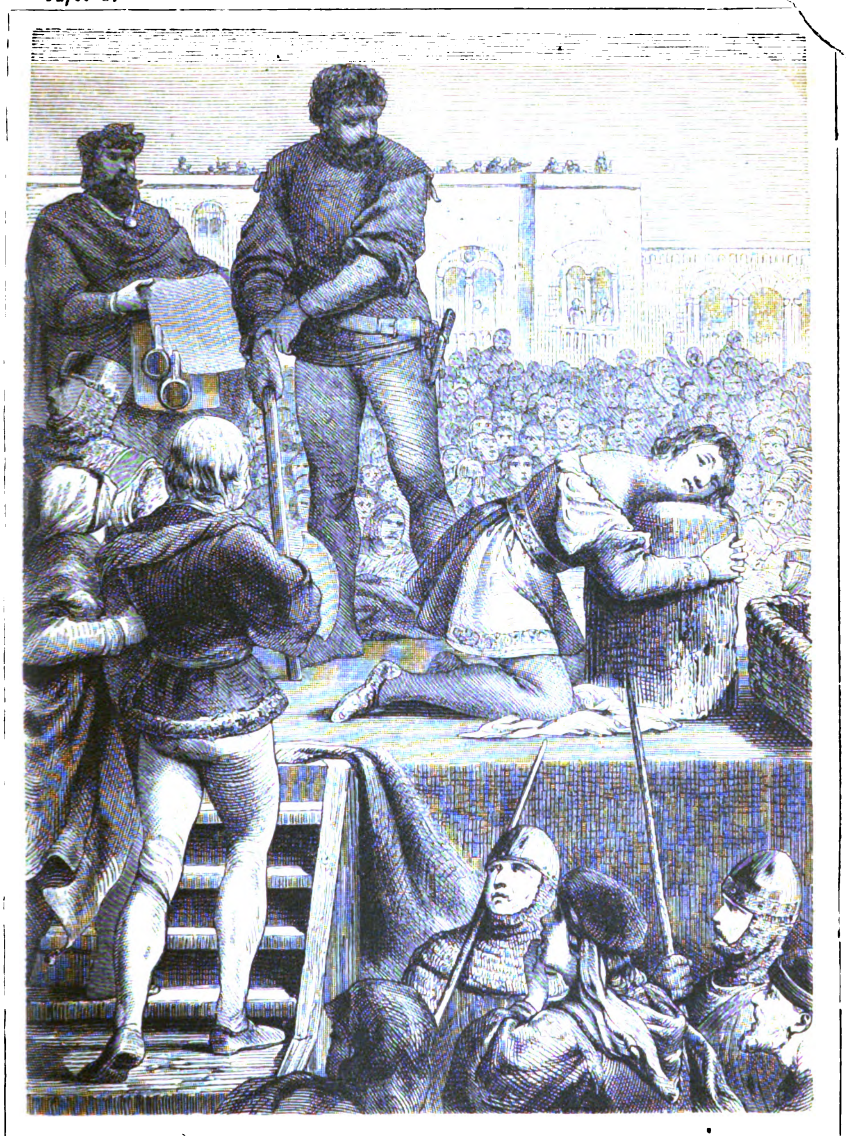
Kampfe mit Manfred auf und am 26. Februar kams bei Benevent zur Schlacht. Manfred würde sicherlich gesiegt haben, wenn nicht, wie eben die Franzosen zu weichen begannen, die verrätherischen Barone zu Karl übergegangen wären; so aber verlor er die Schlacht und im Getümmel zugleich das Leben. Ja, noch mehr, auch seine Gattin, die schöne Helena, wurde mit ihren Kindern dem französischen Usurpator durch Verrath in die Hände gespielt und dieser ließ sie alle zusammen im Gefängniß zu Tode martern.

So ging durch einen einzigen Schlag das Königthum Manfreds nebst seiner Dynastie zu Grunde und mit furchtbarer Despotie herrschte jetzt Karl von Anjou über Unteritalien. Nicht blos aber dies, sondern auch in Oberitalien wagten es die hohenstaufisch Gesinnten jetzt kaum mehr, das Haupt zu erheben, denn auf wen sollten sie sich stützen? Da erinnerten sie sich, daß noch ein Sohn Konrads IV., der junge Conradino, in Deutschland lebe, und sofort wandten sie sich, den Marchese Uberto Pallavicino an der Spitze, an diesen, ihn auffordernd, sein Erbreich Sicilien dem französischen Usurpator zu entreißen. Die Verhältnisse, unter denen der junge Konrad in Deutschland aufwuchs, hätten kaum trauriger sein können. Sein Großvater, Herzog Otto der Erlauchte, war schon anno 1253 gestorben und jetzt regierte über Baiern sein Ohm, Herzog Ludwig der Strenge, Otto's ältester Sohn; in ihm aber bekam er einen äußerst unfreundlichen Vormund, der ihn, den armen Verlassenen, je eher je lieber loswerden wollte. Noch schlimmer war, daß seine Mutter, Konrads IV. Wittwe, in zweiter Ehe den Grafen Meinhard II. von Görz heirathete, denn diesen Stiefvater beseelte der schnödeste Geiz und er hätte gern den Stiefsohn bei dessen Lebzeiten beerbt. Das Allerschlimmste aber bestand darin, daß, weil die Fürsten Deutschlands gar keine Notiz von ihm nahmen, ihm dorten keinerlei Zukunft blühte, und doch fühlte er sich als den Enkel Friedrichs II., des größten Monarchen seiner Zeit. So brachte er seine Jugend, anfangs zu Landshuth, später auf der Ravensburg in der Nähe des Bodensee's, hin und seine einzige Erholung bildete die Gesellschaft seines Freundes Friedrich von Oestreich (des Sohnes des Markgrafen Herrmann von Baden und der östreichischen Prinzessin Gertrude, einer

Schwester Friedrich des Streitbaren, woher der Name „von Oestreich"), mit dem er Pläne für die Zukunft schmiedete. Auch von den ehemaligen großen Reichthümern seiner Familie war ihm nur wenig geblieben, denn er führte zwar den Titel eines Herzogs zu Schwaben, aber die herzogliche Gewalt besaß er nicht, weil sich die dortigen Grafen während der letzten Wirren längst in diese getheilt hatten. Ja, factisch konnte er nur noch über einige wenige Hausgüter (Allodialherrschaften) verfügen, die man ihm als sein Privaterbe nicht hatte nehmen können, und welchen Eindruck mußte es nun auf den verlassenen Jüngling machen, als eine ehrenvolle Gesandtschaft aus Italien bei ihm erschien, um ihn zum Zuge dorthin aufzustacheln?

Man hat nachher behauptet, der Zug des noch nicht sechzehnjährigen Konradin über die Alpen sei ein tollknabenhaftes Abentheuer gewesen, dessen tragischen Ausgang jeder Vernünftige zum voraus habe ermessen können; allein diese Behauptung ist ganz falsch. Bedenke man doch, daß Karl von Anjou sich in Unteritalien in den wenigen Jahren seiner Usurpation total verhaßt gemacht hatte und daß daher die Grafen Friedrich und Galvan Lancia dem jungen Hohenstaufen nicht zu viel versprachen, wenn sie ihn versicherten, daß in Apulien und Sicilien bei seinem Erscheinen sofort eine Revolution zu seinen Gunsten ausbrechen werde! Bedenke man doch weiter, daß die reiche Stadt Pisa ihm eine Flotte und Geld, die fast nicht minder mächtigen Städte Verona und Siena aber Geld und Mannschaft zur Disposition stellten, weil sie in Gefahr standen, durch die päbstliche Partei total unterdrückt zu werden! Bedenke man dazuhin, daß Conradino's Vormund, der Herzog Ludwig von Baiern, und sein Stiefvater, Graf Meinhard II., ihm nicht blos nicht abredeten, sondern ihn vielmehr zu dem Zuge aufmunterten, sich stellend, als ob sie ihn mit all' ihren Mannen unterstützen würden! Bedenke man endlich, daß es damals durchaus nicht schwer fiel, ein größeres Heer von Söldnern anzuwerben, wenn man nur die nöthigen Mittel besaß, wie denn Karl von Anjou selbst seinen Sieg über Manfred einzig und allein mit Soldtruppen errungen hatte! So wird man es denn begreiflich finden, daß Konradin sich schnellstens entschloß,

der Aufforderung seiner Anhänger in Italien Folge zu leisten, und nachdem er (um dieß zu Stande zu bringen, mußte er fast Alles, was er besaß, zu Gelde machen) in Baiern und Schwaben ein Heer von 10,000 Mann gesammelt, unter Begleitung seines Stiefvaters und Oheims nach Oberitalien aufbrach. Ungefährdet erreichte er im Oktober 1267 Verona und hier hoffte er über den Winter alle seine Anhänger um sich versammeln zu können. Da starb unversehens der erfahrene Feldherr Palavicino und ein noch größeres Unglück war, daß der Herzog von Baiern sowie der Graf Meinhard jetzt schon vollen Ersatz für ihre gehabten Auslagen forderten. Konradin verpfändete ihnen das Letzte, was er noch verpfänden konnte, und glaubte sie nun zufrieden gestellt. Sie aber, gemein eigennützig gesinnt, wie sie waren, hatten kaum die Verschreibungen in Händen, so brachen sie mit allen ihren Begleitern rückwärts nach Deutschland auf, den unerfahrenen Jüngling sich selbst überlassend. Trotzdem verzweifelte Konradin nicht und er hatte auch keine Ursache dazu, denn immerhin blieben ihm noch 2000 deutsche Ritter, an ihrer Spitze Friedrich von Oestreich, und überdem hielten seine italienischen Freunde in allen Beziehungen ihr Wort. Pisa stellte eine Flotte und Geld, Siena und Verona gaben Geld und Mannschaft, in Apulien empörten sich die Saracenen für ihn, die Sicilianer jagten die Truppen Karls von Anjou in die Flucht und in Rom selbst gewann die ghibellinische Parthei die Oberhand, so daß der Pabst nach Viterbo entfliehen mußte. War das Alles nicht im höchsten Grade hoffnungerregend? Somit eröffnete Konradin im Februar 1268 den Feldzug und in Pavia, noch mehr in Pisa und Siena stießen viele spanische und italienische Söldner zu ihm. Am 11. August zog er unter dem Jubel der Bevölkerung in Rom ein und wenige Tage darauf stand er mit seinem Heere — bestehend aus etwa 9000 Streitern — bereits in der Ebene zwischen Alba und Tagliacozzo. Hier endlich hielt ihm Karl von Anjou Stand und am 23. August kams bei Tagliacozzo zur Entscheidungsschlacht. An Truppenzahl stand Karls Heer — etwas über 6000 Mann — dem Konradinischen bedeutend nach, aber trotzdem war der Vortheil auf Karls Seite, denn seine Truppen wurden von einem erfahrenen



Hinrichtung Konradin's von Schwaben (1268).

Feldherrn, dem Ritter Erard von Vallery, befehligt, während weder der junge Konradin, noch sein Freund Friedrich, noch alle die übrigen Grafen und Ritter seines Heeres irgend viel von der Kunst, Schlachten zu leiten, verstanden. So stürzten sich denn die Truppen Konradins mit Wucht auf die Söldner Karls von Anjou und brachten diese auch richtig zum Weichen. Kaum aber hatten sie solches erreicht, so konnten sie dem Drang zu plündern nicht widerstehen und zerstreuten sich über die Ebene. Dieses ersehend, brach der Ritter Erard mit 800 auserlesenen Rittern aus einem Hinterhalt hervor und fiel mit solcher Schnelligkeit über die Plündernden her, daß dieselben keine Zeit mehr fanden, sich zu sammeln. So ging die Schlacht total verloren und Konradins Heer, so weit es noch existirte, zerstreute sich in alle Weltgegenden. Er selbst mit seinem Freunde Friedrich und einigen Andern floh nach Astura, um von da zu Schiff nach Sicilien zu entkommen; allein hier nahm sie der Ritter Johann Frangipani, Herr von Astura, gefangen und lieferte sie, trotzdem er von dem verstorbenen Kaiser Friedrich II. große Wohlthaten empfangen hatte, gegen hohen Lohn dem Usurpator Karl von Anjou aus.

Das weitere traurige Schicksal Konradins und seines Freundes Friedrich von Oestreich kennt der Leser ohne Zweifel aus Liedern und Volksbüchern, und ich glaube es daher nur mit wenigen Worten berühren zu dürfen. Karl von Anjou warf seine Gefangenen in einen finstern Kerker Neapels und berief ein großes Gericht ein, um sie wegen Hochverraths verurtheilen zu lassen. Alle Richter protestirten gegen ein solches Urtheil, einen einzigen, den königlichen Protonotar und Kanzler Robert von Bari, ausgenommen. Ja wohl, dieser allein fand sie aus elender Augendienerei des Todes würdig und sofort ließ Karl von Anjou, der grausame Fleischersknecht, den Konradin mit seinem Freunde Friedrich am 29. October 1268 auf dem öffentlichen Marktplatze von Neapel hinrichten. So endete das Geschlecht der Hohenstaufen, ein Geschlecht, dessen Mitglieder fast alle als Helden und Herrscher erster Größe geglänzt und mit den höchsten Würden der Gewalt die hervorragendsten geistigen Gaben sowie die herrlichsten Reize körperlicher Schönheit verbunden hatten. Schnell,

einem Meteore gleich, waren sie emporgestiegen, aber nicht minder schnell, fast noch rapider sank ihr Stern, um plötzlich und für immer zu erlöschen.

---

## Siebentes Kapitel.

### Das innere Leben Deutschlands zur Zeit der Hohenstaufen.

Nie hatte das Pabstthum eine höhere Macht erlangt, als zur Zeit der Hohenstaufen. Ja, es war den Päbsten gelungen, selbst die beiden Größten jenes Heldengeschlechts, Friedrich den Rothbart und Friedrich den Zweiten, zu beugen. Die übrigen Regenten Europa's aber erkannten die Oberherrlichkeit Roms ohnehin an und wagten nie einen ernsthaften Widerstand. Nicht übrigens blos die Macht des Pabstthums war auf diese schwindelnde Höhe gestiegen, sondern auch die Macht der Geistlichkeit bis auf den letzten Priester herunter, dieweil ja die Geistlichkeit die Kirche repräsentirte, welche selbst wieder in der römischen Kurie gipfelte. Gewiß, so weit war es gekommen, daß jeder Pfaffe — so nannte man damals die Weltgeistlichen allgemein — sich höher däuchte, als irgend ein Laie, und daß an diesem Dünkel fast kein einziger Abendländer irgend einen Anstoß nahm. Wie hätte er auch können? Galt es doch allgemein in Europa als unumstößliche Wahrheit, daß die Kirche nichts sei, als die Verkörperung des Reiches Gottes, daß alle ihre Macht unmittelbar von Gott ausfließe, daß es Gott selbst sei, der durch den Mund der Priester spreche. Noch mehr, früher hatten die Päbste keine stärkeren Ansprüche gemacht, als die Vicare und Nachfolger des Apostels Petrus zu sein; mit Innocenz III. aber hörte diese Bescheidenheit auf und der Pabst nannte sich jetzt Vicarius Dei,

das ist der Stellvertreter Gottes auf Erden. Nicht mehr dem Menschenthum also gehörte er an, sondern was er that und lehrte, lehrte und that er als Alter Ego der Gottheit, und wie hätte also ein Laie, und wäre er der Höchstgestellte gewesen, so frech sein dürfen, ihm zu widersprechen? Nein, für den Pabst gab es kein irdisches Gesetz und ebenso wenig war er an Vernunft und Recht gebunden; vielmehr galten seine Machtsprüche als Dictate des Allmächtigen selbst und blindlings, ohne nach dem Warum zu fragen, mußte ihm alle Welt gehorchen.

In solchen Glauben, der sich hauptsächlich auf den Betrug der falschen isidorischen Decretale stützte, war nach und nach die abendländische Menschheit durch ihre Lehrer, die Mönche und Pfaffen, eingewiegt worden und es galt als die todeswürdigste Ketzerei, an besagtem Glauben zu zweifeln. Weil aber die Kirche so hoch erhaben war, trat sie, um ihre Göttlichkeit recht in die Augen springen zu machen, mit einem Glanze auf, mit welchem kein Machthaber der Erde concurriren konnte, und die Pracht und Herrlichkeit des Gottesdienstes, sowie die Ausschmückung der Kirchen überstieg alle Begriffe. Freilich mit der einfachen Lehre Christi stimmte diese Pracht und Herrlichkeit nicht überein, sondern sie erinnerte vielmehr an das krasseste Heidenthum; an die Zeit, wo die Götterstatuen zu vielen Dutzenden in den Tempeln aufgestellt waren, denn wie man früher den Jupiter, den Apollo, den Mars und wie die Götter alle hießen, anbetete, so jetzt die lieben Heiligen, das heißt solche verstorbene Christen, von denen man glaubte und auf Befehl des Pabstes glauben mußte, daß sie wegen ihres früheren besonders gottgefälligen Lebenswandels nicht blos im Himmel ganz exceptionell begnadet seien, sondern auch eben deßhalb einen fast mehr als außerordentlichen Einfluß auf die Weltregierung ausübten. Ja man ging noch viel weiter und betete nicht blos die Heiligen, deren Zahl mit der Zeit auf verschiedene Hunderte anwuchs, an, sondern auch deren Reliquien, das ist deren Knochensplitter oder was man sonst von ihren verwesten Leichnamen erhaschen konnte, und faßte diese Reliquien, nebenbei gesagt, in Gold und Edelsteine. Vor all' diesen Hunderten von christlichen Göttern aber zeichnete man allgemein die Jungfrau Maria,

wie man sie schon sehr frühe zu nennen beliebte, aus, ich meine die Mutter Christi, denn von ihr lehrten die Priester, daß sie als Mutter des zur Erde herabgestiegenen Gott-Christus unmöglich gleich einem andern Weibe empfangen und geboren haben könne. Vielmehr sei sie Jungfrau geblieben und führe jetzt als Himmelskönigin im großen Kreis der übrigen Götterwelt den Vorsitz, den ihr Gott Vater selbst aus Galanterie abgetreten habe.

Das war die neue Götterwelt, zu der man in den von uns geschilderten Tagen betete, und es versteht sich von selbst, daß man sich dabei um den eigentlichen Gott, den Christus gelehrt hatte, nichts mehr kümmerte. Er, der Allmächtige, Allgerechte und Allgütige, blieb im Hintergrund stehen und die Wenigsten wußten noch, daß es nur überhaupt einen solchen Gott gebe. Nein, für die damalige Menschheit in ihrer überwiegend großen Mehrheit existirte der Eine Gott gar nicht, denn nur die Heiligen brachten Hülfe, nur die Heiligen thaten Wunder, und wenn der Eine das gewünschte Wunder nicht that, so wandte man sich an einen Andern. So gabs eigentlich zu damaliger Zeit kein Christenthum mehr und noch weniger eine innere Religiosität, sondern man kannte nur äußere Gebräuche, mit denen man gar keinen Sinn verband. Man sank nieder vor dem Heiligenbilde oder vor der Reliquie und stammelte einige Gebete, die man — und zwar meist lateinische Worte, die man nicht zu übersetzen im Stande war — auswendig gelernt hatte. Man ging frühmorgens in die Messe und alle vier Wochen, wenn nicht noch öfter, meldete man sich zur Beichte. Man machte die Prozessionen mit, welche die Priester veranstalteten, und spendete nach besten Kräften für die Heiligen und Reliquien. Damit aber hatte man Alles gethan, was zur Entsündigung gehörte, und nach Moral und Sittlichkeit wurde gar nicht gefragt. Ja Moral und Sittlichkeit gabs gar nicht, sondern der Priester hatte für Alles Vergebung, selbst für das gemeinste Leben und die fluchwürdigsten Verbrechen, vorausgesetzt daß man der Kirche die gehörigen Opfer brachte und sich als demüthigen Knecht der Priesterwelt erwies. Warum auch nicht? Die Päbste selbst gingen ja in all' diesem mit leuchtendem Beispiel voran, indem sie Brüder gegen Brüder, Söhne gegen Väter in den blutigen Kampf

hetzten und von den Unterthanen geradezu den Meineid gegen ihre Könige und Fürsten verlangten. Eine solche Religion war das Christenthum des Mittelalters und dabei haben wir die Farben eher noch zu rosig als zu düster aufgetragen. Fragt man nun aber, warum die Priester jener Zeit ein derartiges Christenthum erfanden und das Sittengesetz zu Gunsten der Heiligen- und Reliquienverehrung in den Staub traten, so gibt der Abt Bernhard von Clairvaux, dessen ich weiter oben schon gedacht habe, die beste Antwort hierauf. „Dadurch — durch die Reliquien- und Heiligenverehrung —“ sagt jener berühmte Priester, der nachher selbst unter die Heiligen versetzt wurde, „werden die Menschen mehr zum Schenken als zum Beten entflammt, denn durch die mit Gold bedeckten Reliquien und Heiligenbilder werden die Augen geblendet und die Beutel geöffnet. Es wird das schönste Bild eines Heiligen, das schönste Reliquienkästchen gezeigt, denn man hält es für desto heiliger, je farbiger es glitzert und glänzt, und alle Welt läuft herbei, es zu küssen, ihm reichlich zu opfern.“ Die schnöde Sucht nach Reichthum also war es, welche die Priester leitete, und mit dieser aufs engste verbunden eine zweite, die nach Herrschaft; beide zu befriedigen aber konnte nur gelingen, wenn die Laienwelt in die geistige Nacht versenkt wurde, in der sie sich zu den genannten Zeiten bewegte.

Wenn es nun übrigens den Priestern auch gelang, den bei weitem überwiegenden Theil der abendländischen Menschheit in eitel Götzendiener zu verwandeln, so gab es deßwegen doch fortwährend einzelne Ausnahmen, welche sich nicht so tief herabwürdigen ließen und deßhalb von der bestehenden Kirche nichts wissen wollten. Man denke nur an den kühnen Volkstribun Arnold von Breschia, der gleich sehr gegen die Lüderlichkeit wie gegen die geistliche Tyrannei der Priester eiferte und dessen Lehren in Oberitalien und den angrenzenden Provinzen, besonders in Savoyen und Südfrankreich, tiefe Wurzeln schlugen. Ein unendliches Weh über die Entartung der Priesterwelt durchzitterte dort die Herzen derer, welche nach wahrer Frömmigkeit, nach dem Bekenntniß des wahren Christenthums lechzten, und voll Ekel über die bestehende Kirche mit ihrem Götzenthum thaten sie sich in Gemeinschaften zusammen, deren Geistliche das

Wort Gottes so lehrten, wie es in der Bibel stand. Eine solche größere Gemeinschaft bildeten einestheils die Waldenser (so genannt entweder von ihrem angeblichen Stifter Petrus Waldus oder von Val, das Thal, weil sie ursprünglich in den Thälern Piemonts besonders verbreitet waren) und andern Theils die Albigenser (ihnen gab die südfranzösische Stadt Albi in Oberlanguedoc den Namen); doch ist dieß nicht so zu verstehen, als ob sie in ihren Bestrebungen weit auseinander gegangen wären, sondern sie verfolgten im Gegentheil dasselbe Ziel, die Rückkehr zu dem von Christus gelehrten Christenthum, und man nannte sie deßhalb nur die Katharer, das ist die Reinen, oder besser gesagt die nach dem reinen Christenthum Sterbenden. Nun breiteten sich diese Katharer, besonders die Albigenser, am Ende des 12., sowie im Anfang des 13. Jahrhunderts immer mehr aus und somit ordnete Innocenz III., voll Wuth darüber, daß es Menschen in Europa geben solle, welche seine göttliche Auctorität nicht unbedingt anerkannten, Kreuzzüge gegen sie an, welche (wie ich bereits früher erzählt habe) erst ihr Ende nahmen, als die meisten Ketzer (das Wort ist gleichbedeutend mit Katharer) von der Erde vertilgt waren. Merkwürdig übrigens, obwohl man Tausende und aber Tausende abgeschlachtet und außerdem (wie ebenfalls schon gemeldet) das gräßliche Institut der Inquisition zur Vertilgung der Ketzerbrut erfunden hatte, so konnte man sich doch alsbald überzeugen, daß damit der Ketzerei noch keineswegs ein Ende gemacht sei. Aeußerlich bekannten sich die Verfolgten sämmtlich zur herrschenden Kirche, in ihrem Innern aber blieben sie dem Katharismus treu und sobald kein Spion um den Weg war, kamen sie zusammen, um sich in ihren Nöthen gegenseitig aufzurichten. Noch mehr, selbst an Seelsorgern gebrach es ihnen nicht und dieselben hielten, trotz der furchtbaren Gefahr, die sie, wenn die Sache ruchbar wurde, liefen, in versteckten Thälern unter dem Zulauf von vielen Tausenden ihre rein christlichen Predigten. Kurz also, mit der Ketzerei wollte es kein Ende nehmen, weil alle bisher angewandten Gegenmittel sich als unzureichend erwiesen; da zeigte sich endlich ein neues Remedium und mit größter Freude ging Innocenz III. auf dasselbe ein. Worin aber bestand dieses Remedium? Ei ganz einfach in der Stiftung

der Bettelorden, wie man die beiden neuen Mönchsorden der Franziskaner und Dominikaner gleich von Anfang an mit Recht nannte. An Mönchen fehlte es zu jener Zeit keineswegs; im Gegentheil ihrer war Legion und Stadt und Land von Europa wiesen der Klöster viele Tausende auf. Wie sah es aber in diesen Klöstern und Abteien aus? Nun von Armuth und Keuschheit oder auch nur von Einfachheit und Enthaltsamkeit war in denselben längst keine Rede mehr. Vielmehr herrschte allüberall Wohlleben, Pracht und Luxus, wenn nicht gar Schwelgerei und Völlerei bis zum gemeinsten Uebermaße, denn durch die Gläubigkeit der Massen waren den Mönchen und Nonnen fast unerhörte Reichthümer zugeflossen. Ja das üppige Leben der Mönche überstieg alle Begriffe, und selbst die einst so hochgepriesenen Cluniacenser, sowie ihre Verbesserer, die Cisterzienser, machten keine Ausnahme, nachdem man sie ebenfalls mit Reichthümern überschüttet hatte. Nunmehr aber kam ums Jahr 1210 der Italiener Franziskus Bernardone, der Sohn eines reichen Kaufmanns von Assisi in Umbrien, auf den Gedanken, einen Mönchsorden ganz besonderer Art ins Leben zu rufen, und in kurzem hatte er Anhänger genug gefunden, welche sich um ihn schaarten. Ganz auf denselben Gedanken kam einige Jahre (1215) später der Spanier Dominikus, Subprior des Kathedralstiftes zu Osma in Castilien (dessen Verehrer behaupteten nachmals, er sei dem hochadeligen Geschlechte der Guzman entsprossen, aber den Beweis hiefür konnten sie nicht liefern), und auch der von ihm gestiftete Orden erhielt augenblicklich die Bestätigung des Pabstes. Was war nemlich Außerordentliches an diesem neuen Mönchthum, dem der Franziskaner (sie nannten sich auch aus Bescheidenheit „die geringeren Brüder“, auf lateinisch Fratres minores oder Minoriten) sowohl als dem der Dominikaner oder (wie sie sich in Deutschland vielfach titulirten) Predigermönche? Nun die Franziskaner und Dominikaner verzichteten feierlichst auf jeden Besitz und gelobten, nur allein von der Milde der Gläubigen zu leben. Um deutlicher zu sein, sie gelobten, durch den Bettel (daher der Name „Bettlerorden“) sich ihren Unterhalt zu verschaffen und nie irgend ein ertragsfähiges Eigenthum zu erwerben. Weiter gelobten sie, in Allem das Beispiel der Apostel Christi nachzuahmen und wie diese

das Wort Gottes in der ganzen Welt zu verkündigen. Endlich gelobten sie, sich nur aus den geringsten Volksklassen zu rekrutiren, um so desto größeren Einfluß auf die Massen zu bekommen, und dieses Gelöbniß zu halten wurde ihnen noch am leichtesten, weil die Söhne der Vornehmen und Adeligen selbstverständlich einen Abscheu davor hatten, in Schmutz und Armuth ihre Tage zu fristen. So entstanden die Bettelorden und dieselben verbreiteten sich mit so rapider Schnelligkeit, daß sie nach einigen Menschenaltern schon alle andern Mönchsorden überflügelten. Welchen Nutzen aber brachten sie dem Pabstthum? Ei den immensesten, den man sich denken kann. Weil selbst geringen Ursprungs, waren die neuen Fratres überall in den Hütten der Armen willkommen und dadurch wurde ihr Einfluß auf die untern Volksklassen ein ganz unbegrenzter. Besonders das weibliche Geschlecht hing ihnen über die Maßen an und da, wo sie aus- und eingingen, konnte keine Ketzerei mehr Platz greifen. Das war schon viel, aber noch mehr frommte es den Päbsten, daß sie über die Bettelmönche gerade so gut verfügen konnten, wie ein General über seine Truppen, und daß sie also, weil die Zahl derselben sich bald auf viele Tausende belief, mit ihrer Hülfe in einem Lande Alles durchsetzen konnten, was sie durchsetzen wollten. Dieß zeigte sich erstmals in dem Kampfe des Pabstthums mit den Hohenstaufen, denn was brachte der römischen Kurie den schließlichen Sieg? Fast einzig und allein die neue päbstliche Gensdarmerie, wie man die Bettelorden mit Recht genannt hat, da sie die Massen ganz nach Belieben lenkte und Aufruhr erregte, wo sie wollte. Kein Wunder also, wenn die Macht der Päbste jetzt erst recht eine absolute wurde und wenn zum Lohne hiefür die Bettelorden eine Menge von Vergünstigungen und Privilegien erhielten! Kein Wunder aber auch, wenn die genannten Orden sich darob bald vor Anmaßung gar nicht mehr kannten und dann in dieselben Fehler verfielen, welche den übrigen Mönchen anklebten!

Hoch erhaben über das Laienthum stand also zu den Zeiten der Hohenstaufen die römische Kirche da; allein ihre menschlichen Leiden hatten die Herren Priester und Priesterfürsten doch auch. Da war vor allem die päbstliche Allgewalt, die ihnen zwar den Laien gegenüber (jeder Priester blähte sich da zum Pabste im Kleinen auf) unendliche

Vortheile brachte, welche aber in allem Uebrigen schwer auf ihnen lastete, mit Langmuth zu ertragen. Man bedenke, die Päbste hatten die Gewalt, die Bischöfe ein- und abzusetzen, und gingen mit den reichsten Pfründen in höchst willkürlicher Weise (gegen Geld und gute Worte ertheilten sie sogar Exspectanzen oder Anwartschaften auf solche Pfründen, welche der Exspectant dann erst nach dem Tode des jeweiligen Besitzers anzutreten hatte) um. Man bedenke, es bestand zu Recht, daß man gegen alle Aussprüche der Bischöfe und Erzbischöfe nach Rom appelliren konnte und daß dort nur zu oft das reichlich gespendete Geld die Entscheidung brachte. Man bedenke, die Legaten, welche die Päbste bald dahin, bald dorthin entsandten, erlaubten sich fast immer die schreiendsten Gewaltthaten und an Erpressungen jeglicher Art ließen sie es ohnehin nicht fehlen. Man bedenke endlich, daß die Päbste von den Herren Aebten, Bischöfen und Erzbischöfen von Zeit zu Zeit, bald unter diesem, bald unter jenem Vorwande — den besten Vorwand bildeten die Kreuzzugsbeisteuern — bedeutende Geldopfer verlangten und daß man diese päbstlichen „Handsalben", wie man sie gewöhnlich nannte, nicht abschlagen konnte, ohne den Haß der allmächtigen Kurie auf sich zu laden. Freilich hatten die Päbste als Recompens hiefür es längst ausgewirkt, daß die Aebte, Bischöfe und Erzbischöfe von allen weltlichen Abgaben und Steuern befreit waren, weil die Kirche als göttliches Institut zum Staate in keinem Abhängigkeitsverhältniß stehen könne; allein wenn auch diese Befreiung von den Staatssteuern keineswegs gering angeschlagen werden durfte, so glich sie doch die ewigen Forderungen des unergründlichen päbstlichen Seckels auch noch nicht zum vierten Theile aus. Das war das eine der menschlichen Leiden, an welchen die Herren Priester und Priesterfürsten krankten, und ein zweites nicht minder drückendes leitete sich von den Staatsgütern her, welche die Aebte und Bischöfe zu Lehen trugen. Wir wissen aus dem Früheren, daß die deutschen Könige keine bestimmte Residenz hatten, in der sie ihren bleibenden Wohnsitz nahmen, sondern sie reisten von der einen Pfalz zur andern und ein solcher Residenzwechsel fand oft vier oder fünf Male des Jahres statt. Wie nun aber reisten sie? Natürlich stets mit großem Gefolge, zu dessen Transport Hunderte von Pferden

und Dienern erforderlich waren. Wo aber übernachteten sie und wo verköstigten sie sich? Etwa, wie jetzt, in großen Hotels, in denen Reisecouriere zum voraus die nöthigen Bestellungen machen? Davon konnte in jenen Zeiten keine Rede sein, schon deßwegen nicht, weil es keine solche Hotels gab, sondern man quartirte sich bei den Herren Vasallen ein und zwar vorzugsweise ; bei den Aebten und Bischöfen, weil man bei diesen die besten und reichsten Quartiere fand. Das war nun aber eine starke Auflage, denn das Gefolge zählte, wie schon gesagt, meist nach Hunderten von Personen und Rossen und überdem blieb der allerhöchste Gast oft mehrere Tage lang, um sich von den Strapazen des letzten Ritts zu erholen. Noch mehr, es kam nicht selten vor, daß man einen Theil des Gefolges schon Wochen lang voraussandte, namentlich Jäger, Falkner, Pferdehüter und dergleichen, und diesen Vorausgesandten gab man nichts mit, als einen sogenannten Panisbrief (zu deutsch „Freßzettel“, weil Panis auf deutsch Brod heißt), durch welchen sie zu unentgeltlichem Empfang von Herberge, Speise und Trank berechtigt wurden. Auch dieses zweite Leiden also drückte schwer auf die Herren Kirchenfürsten; das dritte aber hatte noch ein viel gewaltigeres Gewicht. Schon Karl der Große nahm an, daß es mit der Würde der Aebte und Bischöfe ganz unverträglich sei, wenn sie Todesurtheile fällten, weil ja von der Kirche nur Gnade und Milde ausströmen könne, und verordnete somit, daß die Aebte und Bischöfe auf ihren Besitzungen unabhängige Richter zu ernennen hätten, welchen man den Titel von „Vögten“ (auch Advocati wurden sie genannt) gab. Nicht aber etwa blos einen einzigen Vogt für alle seine Besitzungen zusammen hatte ein Abt oder Bischof zu ernennen, sondern für jede Grafschaft, in der er Güter besaß, mußte ein besonderer Vogt aufgestellt werden und zwar ein ganz selbstständiger aus dem höheren Adel. So entstand das Amt der sogenannten Kirchen- und Klostervögte und dieses Amt wurde bald zur drückendsten Last für die Herren Kirchenfürsten. Natürlich nemlich übernahm der hohe adelige Herr das Amt, als Richter auf den kirchlichen Besitzthümern zu fungiren, nicht umsonst, sondern er verlangte dafür seine Belohnung. Worin aber konnte die Belohnung nur allein bestehen? Natürlich, weil baar Geld damals

allzu schwer aufzutreiben gewesen wäre, in der Belehnung mit Gütern und Einkünften, auf welche der Bischof oder Abt fortan verzichten mußte. Nun brachten es aber die Vasallen, selbst die kleineren, mit der Zeit — wir haben weiter oben weitläufig hievon gesprochen — so weit, daß sie ihre Lehen, auch wenn es Lehen aus zweiter Hand, also sogenannte Afterlehen waren, auf ihre Nachkommen vererben durften, und selbstverständlich griffen da die Kirchen- und Klostervögte ebenfalls zu. Mit andern Worten, sie setzten es ebenfalls durch, daß sie „erbliche" Vögte wurden, und von da an konnte ein Kirchenfürst einen ihm verhaßt gewordenen Vogt gar nicht mehr absetzen. Nein, er mußte ihn behalten, wie auch seinen Sohn und Erben, und selbst über die von einem Vogt ernannten Untervögte hatte er nicht die geringste Gewalt. Selbstverständlich kam es nun da oft zu den schwersten Zerwürfnissen zwischen den Bischöfen oder Aebten und ihren Vögten, denn die letzteren maßten sich großentheils viel mehr Rechte und Einkommenstheile an, als ihnen gebührten, und griffen oft mit den Waffen in der Hand zu, wenn man sie ihnen verweigern wollte. Umgekehrt aber belegten nicht selten Kirchenfürsten ihre Vögte wegen ganz geringfügigen Ursachen mit Bann und Interdict, um sie damit zur Verzichtleistung auf ihre vogteilichen Rechte zu zwingen, und dachten gar nicht daran, daß sie die Kirche selbst um ihr bisheriges Ansehen bringen mußten, sobald die Vögte, was fast immer geschah, dem Banne Trotz boten. Kurz das Leiden der Herren Kirchenfürsten, welches ihnen ihre Vögte bereiteten, war groß und es gab dagegen kein Mittel, als daß sie denselben mit schwerem Gelde ihre Rechte abkauften.

Wir kennen nun die Stellung, welche zur Hohenstaufenzeit die Geistlichkeit, also der nach damaligen Begriffen höchste Stand, in Deutschland einnahm, und gehen sofort zum zweithöchsten Stand, zum Adel, über. Daß unter den Germanen schon zu deren Anfängen ein greller Gegensatz bestand zwischen Freien und Unfreien oder Sklaven, haben wir schon früher des Weitläuftigen auseinandergesetzt. Ebenso auch, daß unter den Freien selbst wieder ein Rangunterschied herrschte und der Reichere und Tapferere einen Vorrang vor den andern Freien hatte. Edelinge oder Adelige gab es also schon in

den Urzeiten der Germanen. Nach und nach aber bildete sich dieser Stand mehr und mehr zu einer abgesonderten Kaste aus, denn die Edelinge vererbten natürlich das Ansehen, das sie genossen, sowie auch ihre Ansprüche auf ihre Söhne und da sie ihre Töchter selten anders als nur allein an die Sprößlinge anderer Edelinge verheiratheten, so blieb der Stand gewahrt. Dazu kam dann noch, daß die Edelinge mit ihrer ganzen Sippschaft — auch Gefolgschaft genannt — im Kriege altem Herkommen gemäß stets zu Pferde erscheinen mußten und also wegen dieser ihrer weit kostspieligeren Ausrüstung unbeanstandet den vornehmsten Theil des Heeres bildeten. Endlich wem hätte man denn die Führung des Heeres sowie der einzelnen größeren oder kleineren Abtheilungen übertragen sollen, wenn nicht ihnen? Sie allein waren von Jugend auf kriegerisch ausgebildet worden und zu ihnen allein also konnten die übrigen Streiter Vertrauen haben. Demgemäß begegnen wir schon ziemlich lange vor der Hohenstaufenzeit dem berittenen Adel, der sich nicht blos selbst als einen bevorzugten Stand betrachtete, sondern auch von der übrigen Menschheit als solcher betrachtet wurde; wann aber diese adeligen Herren aus „Reitern" zu „Rittern" wurden und als solche eine geschlossene, auf den übrigen Theil der Nation tief herabsehende Corporation mit eigenen Abzeichen und Gebräuchen, mit eigenen Schulen und Gesetzen gleich dem Priester- und Mönchsstand bildeten, dieß kann auf Tag und Stunde nicht angegeben werden. Um so sicherer dagegen ist, daß das Ritterwesen, so wie es aus dem zu Pferde dienenden Adel herauswuchs, von Frankreich aus zu uns nach Deutschland herüberkam und daß also wir uns seiner Erfindung nicht rühmen dürfen; die Franzosen aber ihrerseits scheinen das Meiste, was das Ritterwesen charakterisirt, den Saracenen abgelernt zu haben, denn sie — die Franzosen — waren bekanntlich die Hauptbelden der Kreuzzüge und erst nach dem ersten Kreuzzuge — nicht vor demselben — trat die Ritterschaft in der Champagne sowie im französischen Flandern ins Leben. Außer dem leuchtenden Beispiel der ritterlichen Saracenen wirkte aber auch noch das Vorbild des Mönchthums, jener großen Corporation von „Gottesstreitern", ausbildend auf das Ritterwesen ein, wie man dieß am deutlichsten aus der

Stiftung der beiden geistlichen Ritterorden der Johanniter und Templer ersieht, welche beide schon in den Anfang der Kreuzzüge fallen. Doch lassen wir derlei Untersuchungen bei Seite und sehen wir vielmehr, wie der Adel sich zur Hohenstaufenzeit als „Ritterschaft" gestaltete. Vor allem wurden die Bedingungen der Aufnahme in die Ritterschaft festgesetzt, und zwar zum ersten dahin, daß nur ein wirklich Adeliger, der seine rechtmäßig eheliche Abstammung von adeligen Eltern und Großeltern beweisen könne, als „ritterbürtig" und also aufnahmefähig angesehen werden könne; zum zweiten aber dahin, daß außer der Geburt auch der Ruf eines unbescholtenen Wandels, sowie insbesondere der Schwur erforderlich sei, das ganze Leben hindurch nur allein den Waffen zu leben und die Ausübung eines Handwerks oder kaufmännischen Geschäfts mit tiefster Verachtung von sich zu weisen. Nur wer diese zwei Hauptbedingungen erfüllen konnte, durfte sicher sein, ohne Anstand in die Ritterzunft zugelassen zu werden, und Ausnahmen wurden nur dann gestattet, wenn der Kaiser oder König, mit andern Worten der Landesregent, als oberster Ritter eine solche verlangte. Auf Besitz und Reichthum wurde dagegen gar nicht gesehen oder vielmehr sollte nach den Statuten nicht gesehen werden, und ebenso wenig darauf, ob Einer von einem höheren oder niederern Adeligen abstamme.

Wie wurde nun aber ein „Ritterbürtiger" zum Ritter ausgebildet? Seine allererste Jugendzeit brachte das Söhnlein eines Edelherrn im Hause der Eltern unter der Pflege der Mutter und ihrer Frauen hin und hieß da das Junkherrlein; sowie aber dieses Herrlein in sein siebtes Jahr getreten und also zum „Buben" oder auch „Edelknaben" — diese beiden Titel, hie und da auch der eines „Pagen" oder „Edelknechts" wurden ihm jetzt zu Theil — herangewachsen war, brachte ihn der Vater oder Pfleger auf die Burg eines befreundeten Ritters oder auch an den Hof eines Fürsten, damit er da bis ins vierzehnte Jahr erzogen würde. Also nicht der eigene Vater oder Pfleger übernahm die Erziehung, weil man die Partheilichkeit desselben fürchtete, sondern man verschaffte dem Buben immer eine fremde, auswärtige Unterkunft und zwar am liebsten da, wo noch mehrere andere Buben in der Lehre waren. Hier aber

erhielten die Buben einen eigenen „Zuchtmeister", gewöhnlich einen älteren durchaus erfahrenen „Knappen" (von diesen wird gleich nachher die Rede sein), der sie unter der Oberaufsicht und Oberleitung des Burgherrn in den Waffen üben, an Beschwerden und Entbehrungen gewöhnen und besonders zu schweigendem Gehorsam anhalten mußte. Ueberdem hatten die jungen Bürschlein bei der Tafel des Burgherrn aufzuwarten und sowohl bei diesem als auch noch mehr bei seiner Gemahlin förmliche Pagendienste zu verrichten. Gute Sitte und Höflichkeit gegen Frauen und Fräuleins waren ja zwei Haupterfordernisse für einen Ritter und folglich mußte man schon in der ersten Jugend daran gewöhnt werden. Mit dem vierzehnten Jahre übrigens hatte der „Bube" als solcher ausgelernt und nun rückte er zum „Knappen", hie und da auch „Schildträger" (Armiger, Famulus) genannt, vor. Dieses Vorrücken aber war mit einer Feierlichkeit verknüpft, denn der junge Herr mußte in Gegenwart seiner Eltern und Verwandten, sowie des Schloßherrn und seiner Familie vor dem Altare der Burgkapelle niederknieen und daraufhin überreichte ihm der Priester ein vorher feierlichst eingesegnetes Schwert, das er fortan bis in sein achtzehntes Jahr zu tragen hatte. Auch kam er nun unter die besondere Obhut des Schloßherrn und sofort begann der eigentliche Waffendienst. Das Schwert mußte er führen, die Lanze schleudern lernen und nicht minder lag ihm ob, das Roß zu tummeln und nach dem Ziele mit der Armbrust zu schießen. Ueberdem gehörte es zu seinen Obliegenheiten, den Schloßherrn nebst seiner Gemahlin auf die Jagd zu begleiten und sich alles das anzueignen, was zur hohen und niedern Jagd gehört. Endlich hatte er seinem Lehrmeister beim Ritt ins Tournier oder in die Schlacht die Waffen nachzutragen und mitten im Kampfe mit einem frischen Rosse zu ihm zu bringen, falls ihm das seinige getödtet worden war. So gar leicht und bequem hatten es also die Knappen nicht, sondern sie mußten vielmehr eine äußerst harte Schule durchmachen, wenn sie es in Allem zu einer gewissen Vollkommenheit bringen wollten. Aber dafür winkte ihnen auch ein hohes Ziel, nemlich das Ritterthum selbst, sobald sie das zwanzigste Lebensjahr zurückgelegt hatten, denn mit diesem Jahre trat in Deutschland, wenigstens zu jener Zeit, die Großjährigkeit ein.

Freilich nicht einem Jeden winkte dieses Ziel, denn die Aufrechterhaltung der Ritterwürde erforderte einen ziemlichen Reichthum, weil Waffen und Rosse nicht für ein Geringes zu haben waren, und somit verfielen viele Knappen dem Loose, ihr Leben lang Knappen bleiben zu müssen. Diese wurden aber dann von dem Burgherrn fast wie Familienangehörige behandelt und erhielten zur Auszeichnung den Titel „Junker“ oder „Jungherrn“. Die Andern dagegen, welche die nöthigen Mittel besaßen, um künftighin als Ritter zu leben, erlangten solche Würde nicht nur so ohne Weiteres, sondern es waren Formalitäten damit verbunden, die nur in den seltensten Fällen — beim Ertheilen der Ritterwürde auf dem Schlachtfelde wegen bewiesener außerordentlicher Tapferkeit — umgangen werden durften. Zuerst mußte man beichten und die Messe besuchen, dann kam das Ablegen der Gelübde in die Hände des Priesters vor dem Altare, und dieser Gelübde waren nicht wenige, denn man mußte schwören erstens Treue gegen Kirche und Kaiser, zweitens Achtung und Verehrung der Frauen, drittens Schutz von Wittwen, Waisen und Bedrängten, endlich das Führen eines ächt christlichen, durchaus untadeligen Lebenswandels. Hierauf erfolgte die Umgürtung mit dem Schwertriemen und endlich ganz zuletzt der eigentliche Ritterschlag oder die „Schwertleite“, womit die Waffnung verbunden wurde. Die Waffnung nemlich mit dem Schwerte, sowie mit der Lanze und dem Kolben, wozu dann regelmäßig noch die Anlegung der Schutzwaffen, also insbesondere des Panzerhemdes oder des Harnisches („Brünne“ und „Harnasch“, auch „Halsberge“ genannt) gefügt wurde. In solcher Weise erlangte ein Ritterbürtiger im Verlaufe der Zeit die Ritterwürde und durch diese Würde glaubte er sich hoch erhaben über den ganzen übrigen Menschentroß, die Geistlichkeit allein ausgenommen.

Und in der That eine solche Erhabenheit hätte man den Rittern nicht absprechen können, wenn sie alle jene obgenannten Gelübde gehalten hätten oder vielmehr wenn sie im Stande gewesen wären, sie zu halten, denn jene Gelübde enthielten alle menschlichen Vollkommenheiten und durch ihre Befolgung hätte das Ideal des Ritterthums Wirklichkeit erlangt. Aber die Menschen sind Menschen unter allen Umständen und so blieben die sämmtlichen Ritter meilenweit

hinter ihrem Ideale zurück. Noch mehr, nach kurzem Zeitraum schon war von dem genannten Ideale gar keine Rede mehr, sondern, pochend auf ihre körperliche Kraft sowie auf ihre Uebung im Gebrauche der Waffen, arteten die Herren Ritter in wüste Gesellen der rohesten Gewalt aus und verbrachten ihr ganzes Leben in Streit und Fehde, die sie vom Zaune brachen. Ja sie wurden geradezu Räuber und Wegelagerer und trieben dieses Handwerk so offen und ungescheut, als ob sie dazu vollkommen berechtigt seien. Gewiß, zu handwerksmäßigen Räubern sanken die meisten Mitglieder der Ritterschaft herab und zwar nicht erst am Ende der Hohenstaufenzeit, sondern schon in deren Mitte, am Ende der ersten Hälfte des zwölften Jahrhunderts, wie der berühmte Chronist, Probst Burchard von Ursperg, sowie der Archidiaconus Peter von Blois nebst andern Zeitgenossen ausdrücklich bezeugen. Das Merkwürdigste aber dabei war, daß sie dieses abscheuliche Handwerk nicht etwa blos einige Dutzend Jahre lang, sondern durch Jahrhunderte hindurch treiben konnten, ohne daß es der Staatsbehörde gelungen wäre, ihnen dasselbe zu legen, und billig fragen wir also, welchem Glücksumstande dieß die Ritter verdankten? Die Antwort ist leicht und reducirt sich fast einzig und allein auf das Wort „Ritterburg".

Wer die erste Ritterburg (das Wort kommt her von „Bergen" und bedeutet daher eine Behausung, in der man sich und sein Eigenthum sicher bergen konnte) erbaut hat, kann jetzt nicht mehr ermittelt werden; Thatsache aber ist, daß es deren schon im neunten Jahrhunderte gab, obwohl die meisten erst dem Zeitraum vom Jahr 1100 bis 1300 ihr Dasein verdankten. In diesem Zeitraum aber wuchsen sie wie Pilze aus der Erde und in ganz Deutschland — Italien und Südfrankreich ebenfalls nicht ausgenommen — war bald kein Platz, von dem aus man die Umgegend beherrschte, mehr zu finden, der nicht eine Burg getragen hätte. Natürlich, denn die Herren von der Ritterschaft wollten aus Hochmuth nicht mit dem übrigen Pöbel zusammenwohnen und erbauten sich also ihre Nester — und jeder Mensch muß wie jeder Vogel sein Nest haben — außerhalb der Städte. Nun und nimmer aber wählten sie eine Stelle, wo man ihnen leicht beikommen konnte, sondern entweder in der Niederung einer Flußebene,

wo man sich leicht durch tiefe Wassergräben zu schützen vermochte — diese Burgen hießen „Wasserburgen“ — oder noch weit lieber hohe Bergkegel — daher der Name „Höhenburgen“ — die von Natur nach allen Seiten hin mehr oder minder steil abfielen. Betrachten wir uns nun diese Burgen, die alle mit einander die größte Aehnlichkeit hatten, wenn sie auch in der Größe, Ausdehnung und Stärke von einander abwichen, des Näheren, so stoßen wir immer zuerst auf eine ebenso feste als hohe Umfassungsmauer, die in frühesten Zeiten aus Pfahlwerk bestand und daher „Zingeln“ benannt wurde. Von da führte ein von Thürmen flankirtes und beschütztes Thor in den „Zwinger“, das ist in einen Vorhof, der zwischen den Zingeln und der eigentlichen Burg hinlief, und dieser Zwinger war meist in zwei Räume abgetheilt. Der eine nemlich wurde als Viehhof benützt und es befanden sich darin die Ställe, Vorrathskammern und sonstigen Wirthschaftsgebäude, den andern aber hatte man zum „Buhurdiren“, das ist zum Abhalten von ritterlichen Spielen eingerichtet. Den Zwinger schloß ein breiter und tiefer Graben ab, den man, wenn man konnte, mit Wasser füllte, und über dem Graben drüben erhob sich wieder eine Mauer, die innere Ringmauer, welche mit Zinnen versehen war. Auch diese Mauer hatte nur ein einziges und überdem stark befestigtes Thor und man konnte zu demselben nicht anders gelangen, als vermittelst einer riesigen Zugbrücke, welche man über den breiten Graben herabließ. Vom Thor aber kam man in einen überwölbten Gang, der zu dem Burghof führte, und hatte man endlich auch diesen mit seinen Fallgittern — der Gang hieß die „Wer“ oder „Letze“ — hinter sich, so stand man vor den eigentlichen Burggebäuden. Dieser waren es gewöhnlich vier, nemlich der Berchfrit, der Palas, die Kemenate und die Küche nebst dem Schnitzhaus. Der „Berchfrit“, ein hoher, freistehender, aus den mächtigsten Quadern erbauter Wartthurm, bildete immer den Hauptkern der Burg, denn wenn der Feind alle ihre andern Theile schon erobert hatte, so konnte sich der Burgherr hier noch Wochen lang vertheidigen, falls ihm seine Vorräthe nicht ausgingen. Der untere Theil dieses Thurmes bis auf eine Höhe von dreißig Fuß hatte gar keine Oeffnung, sondern wurde als Burgverließ, als

das furchtbarste Gefängniß, das es geben kann, in welches die Gefangenen von oben herab gelassen wurden, benützt. Ins erste Stockwerk gelangte man vom Palas aus vermittelst einer Zugbrücke und wenn man diese abbrach, so konnte kein Feind hereindringen. Vom genannten ersten Stockwerk aber führte eine Wendeltreppe ins zweite und dritte, welche alle theils als Vorrathskammern, theils zum Wohnen benützt werden konnten, und auf der Spitze des Thurmes endlich, unter dem Dach, hatte der Thurmwart seine Stätte. Der „Palas“ (vom lateinischen Palatium) oder das Herrenhaus bestand gewöhnlich nur aus zwei Stockwerken, aus einem von Stein gewölbten kalten Parterre, in welchem man die Vorräthe — auch Bier und Wein — aufbewahrte, und aus einem hölzernen Ueberbau, zu dem man vom Hofe aus mittelst einer Freitreppe (Graden) gelangte. In diesem Ueberbau aber befanden sich außer dem Speise- und Banketsaal die Schlafzimmer für den Hausherrn und seine Gäste und man kann auf die Größe des Palas mancher Burg — besonders der stattlichen Hofburgen — daraus schließen, daß oft hundert und noch mehr Ritter in dem Ueberbau desselben nächtlich untergebracht werden konnten. Unter der „Kemenate“ ist zu verstehen das Wohnhaus der Burgherrin, das sich gewöhnlich in drei Abtheilungen abschied; in diejenige der reservirten Zimmer der Hausherrin und ihrer Töchter, „der Frouwen Heimliche“, sodann in das große Schlafgemach der Dienerinnen und endlich in das „Gadem“, das ist das allgemeine Arbeitszimmer, wo die Mägde unter der Aufsicht der Herrin spannen und nähten. Mit der Küche endlich, einem ebenfalls abgesonderten Gebäude, war das „Schnitzhaus“, in dem man die Waffen anfertigte und reparirte, verbunden und oberhalb desselben lagen die Kammern für die Knappen, Buben und Knechte. So sah es in den größeren und stattlicheren Burgen aus und dabei darf ich nicht vergessen zu bemerken, daß in dem Burghof meist noch ein stiller Rasenplatz zu finden war, welchen einige Linden beschatteten, sowie ein tiefer Ziehbrunnen, der auf den Höheburgen stets bis auf die Thalsohle hinabreichte. Einen weit beschränkteren Raum aber nahmen die Burgen der ärmeren Ritter ein und oft und viel brachten es diese blos zu einem sogenannten „Burgstall“, welcher nichts enthielt, als — außer

den Zingeln und der Zugbrücke über den Graben — den Berchfrit nebst einigen kleinen Anbauten. Ja manche der Ritter waren so mittellos, daß sie nur in Gemeinschaft mit einigen andern eine Burg erbauen konnten, und ihre Erben, die wiederum da zusammen hausten, hieß man dann die „Ganerben“.

Der Leser kennt nun die Beschaffenheit der Ritterburgen und wird daher nicht mehr darüber im Zweifel sein, zu welcher Landplage diese Burgen werden mußten, wenn ihre Inhaber sich gegenseitig befehdeten oder gar vollends sich auf Raub und Wegelagerei verlegten. „Die abscheulichste Anarchie,“ sagt ein bewährter Schriftsteller von ihnen, „wurde durch sie durch Jahrhunderte hindurch erzeugt und genährt und weder Handel noch Ackerbau, überhaupt kein friedliches Gewerbe konnte gedeihen. An ihren Mauern klebte der Schweiß des Volkes; in ihren Gemächern wurden die Brandfackeln und Mordgewehre bereitet, womit ein entarteter Adel den Frieden der Nation zerstörte, und wer zählt die Unglücklichen, welche in den finsteren Burgverließen ein schuldloses Dasein verschmachtet haben?“ Doch wenn nun, wie allgemein nicht blos jetzt, sondern schon im Mittelalter anerkannt wurde, die Ritterburgen in Deutschland etwas so durchaus Gemeinschädliches waren, wie kam es denn, daß die deutsche Regierungsgewalt dieselben duldete? Ja, daß sie nur überhaupt deren Erbauung gestattete, da es ja notorisch war, daß ihrer viele Hunderte nur allein zu dem Zwecke erbaut wurden, um ihren Inhabern als Raubschlösser zu dienen? Die Antwort hierauf dürfte nicht allzu schwer sein. Ich habe weiter oben angeführt, daß bei weitem die meisten Ritterburgen in der Zeit vom Jahr 1100 bis 1300 entstanden seien, und wie sah es nun in diesen Jahren um die deutsche Regierungsgewalt aus? So lange die Hohenstaufen dominirten, waren sie in die schwersten Kämpfe mit der geistlichen Macht verwickelt und zeitenweise setzte ihnen diese sogar Gegenkönige, welche zu besiegen ihnen sehr schwer wurde. Durften sie sich nun die Ritterschaft zu ihrer Todfeindin machen? Nein, sicherlich nicht, denn sonst wären sämmtliche Ritter zu der andern Partei übergegangen und hätten dieser den Sieg gesichert. Demgemäß verkündeten die Hohenstaufen wohl von Zeit zu Zeit den „Allgemeinen Gottesfrieden“

oder die „Treuga Dei“, wovon wir dem Leser schon früher erzählt haben; davon aber war keine Rede, daß sie dieser Verkündigung auch Nachdruck gegeben hätten, denn es wäre, wie schon gesagt, ihr größter Schaden gewesen, wenn sie es mit der Ritterschaft gründlich verdorben haben würden. Ueberdem wissen wir nicht, daß während des 11., 12. und 13. Jahrhunderts das tolle Kaiserphantom die deutschen Könige nöthigte, wegen der Züge nach Italien jahreweise aus Deutschland abwesend zu sein? Nun gut, wenn dem so war, wer regierte denn während der Abwesenheit des Reichsoberhauptes? Ei natürlich irgend ein Stellvertreter, meist ein minderjähriges Söhnlein unter der Obhut eines Erzbischofs, oder sonst eine nichtssagende Persönlichkeit, und unter einer solchen ärmlichen Zwischenregierung geschah sicherlich wiederum nicht das Geringste, um mit den Ritterburgen aufzuräumen. Noch mehr, war es nicht eine leidige Thatsache, daß die Römerzüge Hunderttausende von deutschen Truppen, unter denen, wie bekannt, die Ritter den vornehmsten und werthvollsten Bestandtheil bildeten, theils durch Krankheiten, theils durch das Schwert verschlangen und nun, wenn ein neuer Römerzug beabsichtigt wurde, wessen bedurfte man in erster Linie? Sicherlich der deutschen Ritter und demgemäß mußte man ihnen schmeicheln statt sie zu erbittern. Endlich, wenn je ein Fürst, König oder Kaiser einen Anlauf nahm, dem Raubritterthum, diesem ewigen Schandfleck des deutschen Adels, unter welchem unser Vaterland fast vier Jahrhunderte lang das Aergste zu erleiden hatte, auf den Leib zu rücken, gelang es ihm dann, eine größere Anzahl von solchen Burgen der Erde gleich zu machen? Der Leser hat sich aus der obigen Schilderung überzeugen können, wie furchtbar fest dieselben waren, und somit konnte man mit einer Belagerung nur selten etwas ausrichten. Man bedenke doch die damalige Zeit, wo man das Pulver noch nicht erfunden hatte! Man bedenke außer dem Mangel von Kanonen die Aermlichkeit der noch total im Argen liegenden Ingenieurkunst! Gewiß also, wenn ein kühnes Felsennest auch nur von einer geringen, aber tapferen und unermüdlichen Besatzung unter einem umsichtigen, energischen Führer vertheidigt wurde, und wenn, was ebenso nothwendig war, weder die Lebensmittel ausgingen, noch das Wasser

abgegraben werden konnte — wenn diese Voraussetzungen zutrafen, so konnte sich eine Burg selbst gegen eine weit überlegene Macht viele Monate lang halten. Ja, nur allzu oft sah sich der Feind genöthigt, mit Schmach und Schande abzuziehen! So würde es selbst dem vortrefflichsten Regenten in der Zeitperiode, von der wir sprechen, unmöglich geworden sein, mit dem Raubritterthum ein Ende zu machen; die Hohenstaufen aber fanden kaum Zeit, an ein solches Unternehmen auch nur zu denken.

Doch wie gestaltete sich das Leben auf diesen Burgen, oder besser gesagt, welches Leben führte der deutsche Adel während des hohenstaufischen Regimentes? Die Einrichtung, ich meine das Ameublement, war höchst primitiver Natur und man kannte nur derb aus hartem Holz gefertigte Tische, Stühle, Kästen und Bettladen. Dieselbe Einfachheit und Derbheit herrschte auch beim Essen und das Frühmahl (der Imbiß) wie das Spätmahl bestand meist aus nichts als aus gesalzenem oder geräuchertem Schweinefleisch, wozu dann noch Fische und Wildpret kamen. Zum Getränke aber diente außer Wasser entweder Bier oder Wein, je nachdem man weiter südlich oder weiter nördlich wohnte, denn von unsern jetzigen künstlichen geistigen Mischungen, sowie ohnehin von Thee, Kaffee, Chocolade und was dergleichen mehr ist, wußte man damals noch gar nichts. Wie aber das Essen, Trinken und Wohnen, so auch die Unterhaltung, also das, was man die Würze des Lebens nennt. Lesen — Schreiben — Wissenschaft; pah, Unsinn! Solcher Firlefanz mochte sich für die Pfaffen passen, nicht aber für Ritter, welche nichts Höheres kannten, als körperliche Stärke und Waffengewandtheit. Gesang — Musik — Poesie; nun ja, einzelne Wenige unter den Rittern befaßten sich damit, weil, wie wir später sehen werden, von außen her angeregt; die große bei weitem überwiegende Masse aber verlachte solche Künste und wäre, durch die fast allgemein gleiche Auferziehung in totaler Rohheit, auch gar nicht fähig gewesen, sich ihnen zu widmen. So blieb einem ächten Ritter für den Zeitvertreib nichts übrig, als, außer Essen und Trinken, die Jagd, die Fehde und das Rauben; diesen vier Dingen aber, also dem Ausrauben friedfertiger Kaufleute, die mit ihren Waaren des Weges gezogen

kamen, dann dem Befehden benachbarter Ritter oder noch besser der nächsten Reichsstädte und Bischofssitze, weiter dem Hinausstürmen in Wald und Feld, um mit Hunden und Falken, zu Fuß und zu Pferd das Wild zu erlegen, endlich dem Zusammensitzen Abends beim vollen Humpen mit einigen Gästen oder Nachbarn und dem Verlängern dieser Sitzungen oft bis tief in die Nacht hinein — diesen vier Dingen, sage ich, widmete er sich mit einer Ausdauer und Energie, die einer besseren Sache würdig gewesen wäre. Wenn es nun übrigens auch ihm, dem Ritter, an Abwechslung der Unterhaltung und sogar an aufregender Abwechslung nicht fehlte, so hatte seine Gattin und Familie, wenigstens der weibliche Theil derselben, um so größeren und anhaltenderen Mangel daran. Worin nemlich bestand die Beschäftigung der adeligen Frauen und Jungfrauen jener Zeit? Im Sticken und Stricken, im Weben und Nähen, im Kochen und Einmachen, also mit einem Worte in all' den Dingen, welche auch jetzt noch die Beschäftigung einer Hausfrau sind. Allein es ist doch ein kleiner Unterschied dabei, denn eine gebildete Hausfrau der Jetztzeit beschäftigt sich mit jenen Dingen nicht allein, sondern auch noch mit ganz anderen, welche den Geist und die Sinne weit mehr fesseln. Man denke nur an die vielen Bälle, Gesellschaften und sonstigen Vergnügungen. Man denke an die Concert- und Musikabende. Man denke an die Theater und Ballete. Man denke endlich an die Literatur, welche ja in unserem Jahrhundert eine Hauptrolle spielt. Wie stand es aber damals mit solchen Genüssen? Sie waren einfach nicht vorhanden und die Frauen und Töchter der Herren Ritter sahen sich daher auf die Besorgung des Hauswesens beschränkt. Noch mehr, der Gatte und Vater behandelte sie als durchaus untergeordnete Wesen und beschränkte sie so sehr auf ihre „Kamenate“, daß sie nur selten in den großen Speise- und Banketsaal kommen durften, wenn dort fremde Ritter und Gäste anwesend waren.

In dieser Weise lebten die deutschen Ritterfamilien zur Zeit der Hohenstaufen, denn nachdem einmal das Ritterwesen auf deutschen Boden verpflanzt worden war, nahm es auch den derben germanischen Typus an, zum Unterschied von dem viel feineren und leichteren

französischen. Allein so einförmig die genannte Lebensweise auch war, so gab es doch von Zeit zu Zeit eine Unterbrechung, von der dann die Unterhaltung auf Monate hinein lebte. Diese Unterbrechung bildeten theils private, theils öffentliche Feste, von welchen sich jedoch die ersteren meist auf Hochzeiten, die letzteren fast durchaus auf die sogenannten Tourniere beschränkten. Bei Hochzeiten, besonders wenn ein reicherer Ritter eine Tochter verheirathete, wurden nicht blos alle Verwandten, sondern auch alle adelige Nachbarn geladen und die ganze Burg schien dann umgewandelt zu sein. Natürlich, denn man mußte alle Kunst aufwenden, um die Dutzende oder gar Hunderte von Gästen in den engen Räumen unterzubringen, und überdem veranstaltete man dann großartige Jagden, welche mit ebenso großartigen Banketen endigten. Ja oft und viel schmauste und zechte man bei solchen Gelegenheiten drei volle Tage lang hinter einander und man mußte in der That darüber erstaunen, welche Quantitäten von Speisen und Getränken, die sich übrigens keineswegs durch Feinheit auszeichneten, die Herren Ritter mit ihren Damen zu consumiren im Stande waren. Einen weit höheren Werth hatten jedoch die Tourniere, mit welchen ein mit dem deutschen Wesen in totalem Widerspruch stehender Frauencultus verbunden wurde. Beide, der Frauencultus wie die Tourniere, kamen aus Frankreich zu uns, was bei letzteren schon aus dem Namen hervorgeht, denn das französische Tourner bedeutet: „Wenden“, oder „Wendungen mit den Rossen machen“; erfunden aber wurden die Tourniere auch nicht in Frankreich, sondern man importirte sie nach den ersten Kreuzzügen aus dem Orient, wo die Griechen längst gewohnt waren, derlei Kampfspiele (eines der glänzendsten hielt z. B. der byzantinische Kaiser Manuel anno 1143 in Antiochien ab) aufzuführen. Sei dem übrigens, wie ihm wolle, Thatsache ist, daß die Tourniere am Schlusse des 12. Jahrhunderts in Deutschland bereits adoptirt waren und daß man ihnen eine Zeit lang, als etwas Neuem, mit großem Eifer oblag. Trotzdem konnten sie bei uns nie die Verbreitung und Anerkennung finden, wie in Frankreich, denn man zog in unserem Vaterlande von jeher das eigentliche Dreinschlagen dem bloßen Spielen mit den Waffen vor. Theilnehmen an den Tournieren, die meist von reicheren

Fürsten oder Herzogen, hie und da auch von einer Tourniergesellschaft, d. h. von der Gesammtritterschaft einer Provinz, die sich zu einer Corporation einigte (deren bildeten sich in Deutschland nach und nach vier größere, die rheinische, die fränkische, die schwäbische und die bairische) ausgeschrieben wurden, durften blos Ritter, und die Herolde prüften vorher Schild und Helm genau, ehe sie einen sich Anmeldenden zuließen. Nicht minder genau untersuchte man die Waffen, ob sie scharf seien oder stumpf, und die Kämpfe selbst überwachten die Grieswärtel. Gekämpft wurde übrigens in mannigfaltiger Weise, bald Schaaren gegen Schaaren, bald Mann gegen Mann, und ebenso mannigfaltig waren die Waffen, denn außer Lanze und Schwert führte man oft auch den Kolben und die Streitaxt. Rings um den Kampfplatz herum waren Schranken errichtet und hinter diesen Schranken gab es Tribünen für die vornehmen Zuschauer. Auch fröhliche Musik fehlte nicht und nach jedem Kampfspiel winkte stets ein großartiges Banket mit Tanz. Den Hauptreiz der Tourniere aber bildete unstreitig das Anwesendsein eines Kreises schöner Damen, weil man sonst wenig Gelegenheit hatte, in Frauenkreise — die Herrinnen der Ritterburgen verließen, wie schon oben bemerkt, ihre Kamenaten selten, wenn fremde Gäste anwesend waren, und die Töchter wurden bis zu ihrer Verheirathung in noch strengerer Clausur gehalten — zu kommen oder deren gar Hunderte bei einander sehen zu können. Zu den Tournieren aber brachten viele Ritter ihre Frauen mit, denn wie hätte man sie zu Hause, in dem ewigen Einerlei, lassen können, wo es doch bei dem Tournierfeste so unendlich Vieles zu schauen gab! Man bedenke nur den Reiz der Kampfspiele selbst, die oft eine ganze Woche lang andauerten. Man bedenke ferner die damit verbundenen anderen Festlichkeiten, wie die schon angeführten Bankete und Bälle. Man bedenke endlich den Luxus und die Pracht, welchen der festgebende Fürst und seine Gemahlin, besonders aber der große Kreis der Höflinge, der männlichen wie der weiblichen, bei einer solchen Gelegenheit entfaltete. Mein Gott, die Hofdamen, natürlich alle dem höheren Adel angehörig, hatten sich da stets in einer Weise ausstaffirt, daß sie förmlich von Gold und Seide strotzten, und die Höflinge, in Nachahmung der südfranzösischen Mode,

wahre Zieraffen, thaten es ihnen wo möglich noch zuvor. Trugen sie doch gar Schnabelschuhe nach dem Muster des Grafen von Anjou und hatten ihre Knie- und Armbänder mit Schellen und Glöckchen behängt! Gewiß also, wo es so viel zu bewundern gab, durften die Frauen der Burginhaber nicht fehlen und noch weniger blieben die Ritter selbst aus, denn ihnen, wenn sie an den Kampfspielen selbst theilnahmen, winkte noch etwas ganz Besonderes. Ja wohl, etwas ganz Apartes, bestehend in Kampfpreisen, welche von den Festgebern für die Sieger ausgesetzt und diesen immer nur von den dazu erwählten Festdamen überreicht wurden. Was nun hierin für ein Sporn lag, wo möglich den Sieg zu erringen! Wahr und wahrhaftig die übermäßigsten Anstrengungen machte ein Jeder der Mittournirenden; aber nicht sowohl um den Preis war es ihm zu thun, als darum, ihn von so schöner Hand zu empfangen. War er ja doch dann berechtigt, die Hand der Dame für die ganze Ballnacht in Anspruch zu nehmen und ihr von seiner tiefen Bewunderung vorzusprechen.

Mit den Turniren nahm also der Frauencultus, der im Mittelalter eine so eigenthümliche Rolle spielte, seinen Anfang und wenn er auch bei uns Deutschen nie auf jene Spitze getrieben wurde, wie in dem leichtfertigen, an keine Moral sich bindenden Südfrankreich, so machte er sich doch eine Zeitlang wenigstens auf eine Weise breit, der Vielen ganz unbegreiflich erscheinen wird. Die alten Germanen hatten die Frauen sehr hoch gehalten, wie wir früher gesehen haben; die christlichen Priester des Mittelalters aber erklärten das Weib, des Vorbilds der Eva wegen, für ein weit geringeres Geschöpf als den Mann, und stritten sich sogar (wie z. B. auf einer Kirchenversammlung in Macon) öffentlich darüber, ob die Frauen überhaupt nur zum Menschengeschlecht gehörten. Nun sahen aber die französischen Kreuzfahrer, wie man in Byzanz bei den Kampfspielen den Weibern huldigte, und da sie von Hause aus dem Minnespiel sehr gewogen waren, so ahmten sie flugs das Beispiel nach. Bei der Huldigung aber ließen sie es schon nach Kurzem nicht bewenden, sondern in ihrer Exaltirtheit ernannten sie die Schöne, welche ihr Herz oder ihre Sinne gefangen genommen hatte, für ihre Königin, deren Wünsche, selbst die tollsten, ihnen Befehle seien, und zogen nun überall, be-

sonders auf allen Tourniren herum, um gegen Jeden zu kämpfen, der sich erdreisten würde, ihre Königin, deren Farben sie trugen, nicht für das schönste und anbetungswürdigste Wesen der ganzen Welt zu erklären. Es war dieß ein halbverrückter Cultus und zugleich ein höchst unsittlicher, denn die Damen, deren Minnen sie durch ihre Aufopferung zu gewinnen strebten und wohl auch meist mit der Zeit gewannen (wenn man wenigstens den Chronisten Glauben schenken darf), waren fast ohne Ausnahme verheirathete Frauen, und jener ritterliche Cultus gipfelte also im Ehebruch. Hierum nun kümmerten sich freilich die Ritter der Provence und überhaupt Südfrankreichs nichts, weil man da gewohnt war, einer sehr laxen Moral zu fröhnen; daß aber eine solche Unsitte auch in Deutschland Boden gewinnen konnte, dürfte doch etwas auffallend erscheinen. Trotzdem steht die Thatsache fest, daß es bei uns derlei Seladons gab, wie z. B. den Ritter Ulrich von Lichtenstein, der seiner minniglichen Dame zu Lieb eine wahre Narrenfahrt durch Europa unternahm; allein es waren ihrer nur sehr Wenige, also gleichsam Ausnahmen des großen Ganzen, und überdem nahm die ganze Tollheit schon nach wenigen Decennien — mit dem Tode Friedrichs II., wie historisch erwiesen ist — ein vollständiges Ende. Was übrigens die Hauptsache, die Stellung des weiblichen Geschlechts wurde durch diesen vorübergehenden Frauencultus auch nicht einen Augenblick lang bei uns verändert und keine Einzige der ehrbaren Hausfrauen trat, durch den genannten Cultus fälschlich gehoben, auf den schwanken Boden der Oeffentlichkeit.

Nunmehr haben wir auch den Adel kennen gelernt und somit gehen wir jetzt zum Bürgerthum über, denn gerade in der Periode, von der wir sprechen, begannen sich die freien Städte zu regen. Daß und warum außer den bereits vorhandenen (von den Römerzeiten her stammenden) auch neue Städte zur unseligen Zeit der Magyarennoth in Deutschland erstanden, haben wir dem Leser bereits erzählt und nicht minder weiß er, daß sich diese Städte alle, zum Schutz gegen den äußeren Feind, mit Mauern, Gräben und Thürmen umgaben. Ihre innere Entwicklung aber machte keineswegs rasche Fortschritte, denn einmal braucht jegliches Lebende Zeit zum Wachsen, und sodann standen dem Wachsthum der Städte in Deutschland noch

besondere Hindernisse entgegen. Es gab nemlich dreierlei Städte bei uns, erstens königliche, zweitens fürstliche oder herzogliche und endlich drittens bischöfliche. Die ersteren, die königlichen, waren von den deutschen Königen (von Heinrich dem Vogler an) selbst gegründet worden und zwar auf ihren Domainen (Reichsgütern), wo sie so= zusagen aus den königlichen Pfalzen, auch Königshöfe genannt, heraus= wuchsen. In ihnen waren die Könige selbst die höchsten Gebieter; das heißt den Königen allein stand das Stadtregiment zu, wie sie denn auch durch eigene Beamte, die sie ernannten, die Gerichtsbarkeit ausübten. Solche Städte nun erhielten nach und nach ziemliche Vergünstigungen, wenn nemlich der jeweilige König oder Kaiser ein milder Herr und kein tyrannischer Autocrat war, der alle bürgerliche Freiheit auf den Tod haßte; allein es wollte mit denselben deß= wegen doch nicht recht vorwärts gehen, denn einmal lagen sie meist in Gränzgebieten (man hatte sie ja einzig und allein zum Zweck der Gränzebeschützung erbaut) und sodann residirten die Könige fast gar nie innerhalb ihrer Mauern. Es floß ihnen also kein Reichthum zu und noch weniger konnten Handel und Gewerbe einen Aufschwung nehmen, weil sie stets Einfälle des Feindes zu gewarten hatten. Fast in der ganz gleichen Lage befanden sich auch die fürstlichen Städte, welche in dem Gebiete der deutschen Fürsten und Herzoge lagen oder gar von ihnen gegründet worden waren. Auch sie sollten nur dazu da sein, das Land gegen den äußeren Feind zu schützen; eine freie Regung aber wurde ihnen schon deßwegen nicht gestattet, weil der Herzog in jeder solcher Regung eine Gefährdung seiner hochadeligen Rechte befürchtete. Sie bleiben also ebenfalls arm und klein wie die unmittelbaren Reichs= oder Königsstädte, und nur die wenigen, in welchen die Herzoge oder Fürsten von Zeit zu Zeit einen längeren Aufenthalt nahmen, brachten es wenigstens zu einiger Wohlhabenheit. Weit besser daran waren die bischöflichen Städte, insbesondere jene, welche, noch von den Römerzeiten herstammend, schon Karl der Große bei der Einführung des Christenthums zu Bischofsresidenzen gemacht hatte, denn da blühte seit Jahrhunderten — die Römer wußten ihre Niederlassungen immer an den geeignetsten Plätzen zu erbauen — Handel und Wandel und überdem brachten ihnen die Bischöfe des

Reichthums eine schwere Menge. Jahr aus, Jahr ein hielten ja diese geistlichen Fürsten hier Hof und welch' furchtbar großes Stück Geld derlei Hofhaltungen, die prächtigsten, die es damals gab, verschlangen, kann man sich denken. Ueberdem wie viele Fremde wurden nicht von jenen Höfen angezogen und wie viele reiche Jünglinge besuchten nicht die bischöflichen Stiftsschulen! Endlich gabs nicht jede Woche oder wenigstens alle halbe Monate ein hohes kirchliches Fest, welches die ganze Umgegend bis auf ziemliche Entfernungen hin anlockte, und waren nicht mit solchen Festen immer auch große Märkte verbunden, bei welchen nicht bloß die Kaufherren, sondern auch die Handwerker ihren bedeutenden Vortheil fanden? Zu Wohlstand, wenn nicht gar zu Reichthum gelangten daher die sämmtlichen Bischofsstädte und auch ihre Einwohnerzahl vermehrte sich im Verhältniß; aber ein innerlich kräftiger Aufschwung, ein frisches frohes Gedeihen wurde auch ihnen unmöglich gemacht und zwar einfach deßwegen, weil ihnen die Bischöfe auch nicht die geringste Selbstständigkeit gestatteten. Diese nemlich, ich meine die Bischöfe, besaßen längst gesetzlich alle Regierungs- und Hohheitsrechte in den zu ihrem Sprengel gehörigen Städten und besonders eifersüchtig übten sie diese Rechte in ihren Residenzen aus. Sie also setzten die Obrigkeit ein, sie ernannten die Richter, sie schlugen die Münze, sie erhoben die Zölle, sie verwalteten das städtische Eigenthum und mit einem Wort bei ihnen stand alle Gewalt, so daß sich die Bürger selbst der mächtigsten Gemeinwesen, wie Köln, Trier, Mainz, Worms, Speier, Regensburg, Salzburg, und wie sie alle hießen, gleich minderjährigen Knaben bevormunden lassen mußten.

Also sah es in den deutschen Städten bis zu der Zeit der Hohenstaufen aus. Dieselben fiengen zwar da und dort an, sich zu entwickeln, aber nur Schritt vor Schritt, weil weder die Bischöfe, noch die Fürsten, noch endlich die Könige und Kaiser ihnen die Hand zum Mündigwerden boten. Freilich Kaiser Heinrich IV. nahm am Ende seines Lebens, also ganz am Schluß des 12. Jahrhunderts, einen Anlauf hiezu, weil ihm, als fast alle Fürsten und Adeligen Deutschlands sich mit dem Pabste gegen ihn verbunden hatten, die Städte am Rhein, Worms und Köln voran, nach Verjagung ihrer

Bischöfe, allein noch getreu beigestanden waren. Es war jedoch nur ein Anlauf und in der Hauptsache blieb alles beim Alten. Ja die unmittelbaren Nachfolger Heinrichs IV., der Kaiser Heinrich V. und der Sachse Lothar erwiesen sich sogar als förmliche Widersacher der städtischen Entwicklung, weil sie es für klüger hielten, sich rein blos auf Geistlichkeit und Adel zu verlassen. Noch schlimmer ergieng es den Städten, als nach Lothar die Hohenstaufen den deutschen Thron bestiegen, denn Kaiser Friedrich der Rothbart haßte ja, wie wir aus dem Früheren wissen, die lombardischen Freistädte bis aufs Blut und übertrug diesen Haß selbstverständlich auch auf das deutsche Bürgerthum. Wie ergieng es daher den Mainzern, als sie sich anno 1160 gegen den ihnen aufgedrungenen Erzbischof Arnold von Selenhofen wegen seiner argen Bedrückungen empörten? Nun ich habe es dem Leser schon früher erzählt und setze hier nur noch bei, daß der Rothbart in ganz gleicher Weise wie gegen Mainz auch gegen die Stadt Trier verfuhr, welche ihrem Erzbischof Hillin um dieselbe Zeit den Gehorsam verweigerte. Kurz Kaiser Friedrich I. trat jeder freien städtischen Entwicklung mit den schwersten Strafen entgegen, und wenn er später einigen Gemeinwesen, wie anno 1188 der Stadt Lübeck, einige erhebliche Vortheile gewährte, so that er es nur aus Noth, damit sich die Bürger nicht seinen Feinden in die Hände würfen. Merkwürdig aber gerade während seiner langen Regierung erwachte in den Bürgern der deutschen Städte immer mehr und mehr der Sinn nach Unabhängigkeit und all' ihr Trachten gieng von nun an dahin, die bisherigen Fesseln der Bevormundung abzustreifen. Durch die Kreuzzüge nemlich war dem Abendland der Orient gleichsam erst erschlossen worden, und man bezog nun aus der Levante eine Masse von Erzeugnissen, die man früher nicht gekannt hatte. So verzehn- und verzwanzigfachte sich der Handel mit dem Morgenland und hauptsächlich durch die rührigen oberitalienischen Städte wurde dieser Handel vermittelt. Von Oberitalien aus aber giengen die Waaren, deren man bedurfte, über die Alpen nach Deutschland, und die Städte, welche die Waaren bezogen, um sie wieder zu verkaufen oder sie auch nur weiter zu befördern, erwarben sich große Reichthümer. Was war nun natürlicher, als daß die reichgewordenen

Bürger sich zu fühlen begannen? Daß sie ihr städtisches Vermögen selbst verwalten, ihre Obrigkeiten selbst einsetzen, sich überhaupt freier und unabhängiger bewegen wollten? Ueberdem wie mächtig wirkte nicht das Beispiel der lombardischen Freistädte, mit denen sie durch den Handel in Berührung kamen! Mein Gott, wenn diese es hätten möglich machen können, eine städtische Selbstständigkeit zu erringen, sollten dann die deutschen Bürger-Corporationen nicht im Stande sein, wenigstens Annäherndes zu erreichen? Gewiß der Versuch mußte gewagt werden werden, und zwar um so mehr, als gerade jetzt einige Handhaben sich zeigten, deren Festhaltung den Erfolg zu sichern schien.

Wenn nemlich die deutschen Könige und Kaiser, sowie mit ihnen die Bischöfe und Erzbischöfe sich fortwährend den Entwicklung der Städte im höchsten Grade friedselig erwiesen, so war bei verschiedenen deutschen Herzogen und Fürsten das gerade Gegentheil der Fall, indem sie nicht nur neue Städte anlegten, sondern auch bereits bestehende mit großen Privilegien begabten. Freilich aus Bürgerfreundlichkeit, wie man früher glaubte, thaten sie dies nicht, denn innerlich waren sie von demselben Adelshochmuth beseelt, wie ihre Standesgenossen; allein ihr Verstand sagte ihnen, sie müßten aus der Begünstigung der in ihren Territorien liegenden Städte, wenn sie es recht angriffen, große Vortheile ziehen und so giengen sie denn frisch ins Zeug. Der Landadel nämlich erwies sich, seitdem er sich Ritterburgen erbaut hatte, sehr oft gegen seinen Lehensherrn, den Fürsten oder Herzog, höchst störrisch, so daß er ihm nicht selten geradezu den Gehorsam, den er als Vasall schuldig war, verweigerte. Durch wen nun aber konnte ein solcher Adel besser im Zaum gehalten werden, als durch eine feste Stadt, die man inmitten seiner Burgen anlegte? Das war das eine, und keineswegs unwichtigste Motiv; das zweite aber bezog sich auf die Bedürfnisse der fürstlichen Hofhaltungen. Diese waren in Folge der Kreuzzüge, durch die man mit den Sitten anderer Völker und Länder bekannt wurde, ganz andere geworden und hatten sich sogar vielfach bis zum Luxus gesteigert. Durch wen aber ließen sich einzig und allein solche Bedürfnisse befriedigen? Ei natürlich blos durch die handeltreibenden Bürger und daraus ergab sich die Nothwendigkeit, in nächster Nähe Städte zu besitzen, deren

Bürger sich so frei regen könnten, daß sie den Handel mit Lust betrieben. Noch stärker wirkte das dritte Motiv, ich meine die unumgängliche Nothwendigkeit, der steigenden Bedürfnisse wegen seine Einkünfte zu vermehren. Was nemlich warf ein sichereres Geld ab, als eine Stadt, die man auf dem eigenen Boden anlegte, da man ja den Bürger mit bedeutenden Grundsteuern belasten konnte? Ueberdem wenn man eine solche Stadt mit Marktgerechtigkeit begabte und dafür sorgte, daß die Markttage gehörig bekannt gemacht wurden, durfte man dann nicht darauf rechnen, daß eine Menge von fremden Kaufleuten ererscheinen werde, welche für das Recht, feil zu haben, Zölle und zwar sehr erhebliche Zölle bezahlen mußten? Gewiß also eine Stadt, die man mit den unumgänglich nöthigsten Privilegien begabte, mußte nothwendig für den Landesherrn sehr nutzbringend sein und wenn letzterer vollends sich herbeiließ, den Bürgern andere, weiter gehende Vorrechte, wie das Münzrecht, das Recht, seine Obrigkeit selbst zu wählen und was dergleichen mehr ist, gegen eine bestimmte Summe zu überlassen, so war der Vortheil ein noch viel größerer. Dieß waren die Hauptmotive, durch welche sich vor allem die Herzoge von Zähringen leiten ließen, und ihnen verdankt daher Süd-Deutschland mit sammt der jetzigen Schweiz einige seiner blühendsten Städte. So Freiburg im Breisgau und Freiburg im Uechtland, so Neuenburg am Rhein und Zürich am See gleiches Namens, so endlich Solothurn und das trotzige, adelsfeindliche Bern. Nicht aber blos gegründet (das heißt entweder ganz neu angelegt, wie Bern, Freiburg im Uechtland und Neuenburg, oder aus Dörfern in Städte umgewandelt, wie Zürich, Freiburg im Breisgau und Solothurn) haben die Herzoge Berthold III., Berthold IV. und Berthold V. diese Anwesen in den Jahren 1091 bis 1191, sondern sie begabten sie auch mit Vorrechten aller Art und wie sie anno 1218 mit Berthold V. im Mannsstamm ausstarben, sorgte dieser auch noch im Tode für sie, indem er sie dem Reiche vermachte, damit freie Reichsstädte aus ihnen würden. Eben so sehr, wie die Zähringer, zeichnete sich auch Heinrich der Löwe im Begründen und Begünstigen verschiedener Städte aus, und ihm verdankt nicht blos München (anno 1158) sein städtisches

Dasein, sondern auch Braunschweig, Hannover und Schwerin. Lübeck aber, so lange er es besaß, begünstigte er so sehr, daß nachher der so überaus bürgerfeindliche Friedrich II. (von dem sofort die Rede sein wird) nicht umhin konnte, der Stadt, nachdem er sich ihrer bemächtigt hatte, anno 1226 Reichsfreiheit zu verleihen, denn nur dadurch durfte er hoffen, sie von ihren welfischen Gesinnungen abzubringen. Ganz dasselbe, was im Norden Deutschlands von dem Löwen geleistet wurde, that im Nordosten Albrecht der Bär und Brandenburg, Stendal, Havelberg, Köln an der Spree (Berlin), Werben, Gardeleve, Beerwalde, Angermünde und andere verdanken ihm ihr Dasein. Fast nicht mindere Verdienste erwarb sich der Graf Adolph III. von Holstein durch die Gründung von Eutin und der Neustadt Hamburg, so wie der Herzog Heinrich Jasomirgott von Oestreich durch die Erhebung des vorher ganz unbedeutenden Dorfes Wien (anno 1158) zur ersten Stadt seines Herzogthums. Auch könnte ich noch verschiedene weitere Beispiele anführen, denn das Vorgehen der Obgenannten wirkte ansteckend und am Ende wollte jeder Graf, wenn nicht gar jeder Edelherr eine Stadt mit Märkten und Zöllen besitzen. Ja selbst die geistlichen Fürsten, die Herren Bischöfe und Erzbischöfe, merkten jetzt, daß sie sehr thörigt gehandelt hätten, ihre Städte durch Verweigerung der von denselben begehrten Freiheiten und Privilegien am Wachsen und Gedeihen zu verhindern, weil nur reichgewordene Corporationen mit starken Abgaben beschwert werden konnten. Darum suchten sie sofort schnell nachzuholen, was sie so lange versäumt hatten, und wir erfahren, daß ums Jahr 1206 die beiden Erzbischöfe Hartwich II. von Bremen und Albrecht II. von Magdeburg diesen ihren Residenzen das Recht einräumten, ihre Bürgermeister, ihre Richter und ihren Stadtrath selbst zu wählen. Sie waren wohl die ersten, die so weit giengen, aber bald folgten Andere nach und fast jede bischöfliche Stadt erhielt nun eine gewisse Selbstständigkeit. Freilich Opfer kostete es die Bürger, sich solche Priviliegien zu erwerben, weil die meisten Bischöfe nur gegen Baargeld sich zu derlei Verwilligungen verstanden, allein die Bürger bezahlten gerne und sogar größere Summen, wenn sie nur damit die lange Bevormundung los wurden.

Das war die erste Handhabe, an die sich die Bürger der deutschen Städte anklammerten, um sich ihre Selbstständigkeit, oder wenigstens den Anfang derselben zu erringen; eine zweite noch weit kräftigere aber bot sich ihnen dar, als mit dem Schlusse des 12. Jahrhunderts der lange Thronstreit zwischen dem Hohenstaufen Philipp und dem Welfen Otto begann, und selbstverständlich griffen sie sofort zu. Der Welfe war der Candidat des Pabstes und der hohen Geistlichkeit und fast alle bedeutenderen Bischöfe und Erzbischöfe machten sich nach und nach auf seine Seite. Von ihnen also konnte der Hohenstaufe nichts hoffen und was war demnach natürlicher, als daß er die Bürger der Bischofssitze auf seine Seite zu bringen suchte? So kams, daß viele Bischofsstädte in jenem langen Bürgerkriege ihre Bischöfe, wenn sie ihnen nicht die geforderten Freiheiten verwilligten, verjagten und dafür von König Philipp, den sie nicht versäumten mit Geld und Mannschaft zu unterstützen, die erwünschten Begünstigungen erhielten. Unter diese Städte gehörte z. B. Speier, welches schon im Jahr 1198 mit dem Rechte, sein Gemeinwesen selbst zu verwalten und sich seine Obrigkeit — einen Bürgermeister und zwölf Stadträthe — selbst zu erwählen, bedacht wurde. Noch weiter brachte es Straßburg, denn diese Stadt wurde von dem bürgerfreundlichen Hohenstaufen, weil sie sich besonders verdient um ihn machte, während ihr Bischof zu seinen schlimmsten Widersachern gehörte, anno 1205 der bisherigen Abhängigkeit vom Bischofe gänzlich enthoben und dafür für „reichsunmittelbar", das ist für eine Stadt erklärt, die unmittelbar unter dem Kaiser stehe, ohne daß Irgendwer sonst das Recht habe, sich in ihre Angelegenheiten zu mischen. Das war ein kühner Schritt, aber der Welfe Otto konnte ihn nicht hindern und so blieb Straßburg von nun an eine Reichsstadt. Noch mehr, auch andere Bischofsstädte begehrten sofort reichsunmittelbar zu werden und wenn ihnen dieß auch nicht immer in aller Förmlichkeit gelang, so gaben sie sich doch aus eigener Machtvollkommenheit ein ganz unabhängiges Regiment, das ist eine Stadtregierung nach eigener Wahl. So Mainz, Basel, Cambrai, Bingen und Worms nebst noch vielen andern; so auch das mächtige Köln, welches zwar auf Seiten des Welfen Otto stand, aber trotzdem so klug war, den günstigen Zeitpunkt zu benützen, ohne daß der genannte Welfe es gewagt hätte, sein Veto einzulegen.

Aus all' dem geht hervor, daß besonders die bischöflichen Städte zur Zeit des großen Bürgerkriegs zwischen Otto IV. und dem Könige Philipp in Erringung ihrer Selbstständigkeit bedeutende Fortschritte machten; allein natürlich wurden die Bischöfe hierüber wüthend, und selbst die weltlichen Fürsten sahen äußerst scheel dazu, weil sie befürchteten, die von ihnen gegründeten Städte könnten in die Fußstapfen der bischöflichen treten. Demgemäß drangen sie, nachdem Friedrich II. die deutsche Krone erworben hatte, einmüthig in diesen, derlei städtischen Anmaßungen mit aller Gewalt entgegenzutreten, und Friedrich II., ein fast noch entschiedenerer Autokrat, als sein Großvater, der Rothbart, erklärte sich, in der Hoffnung, dadurch die Bischöfe und Fürsten an sich zu fesseln, alsbald hiezu bereit. So kam am 26. April 1220 in Frankfurt ein förmlicher Vertrag zwischen den Betheiligten zu Stande, kraft dessen die Fürsten und Bischöfe dem Hohenstaufen Treue gelobten, wogegen Friedrich II. sich verpflichtete, die Städte sammt und sonders zum früheren Gehorsam zurückzuführen und namentlich es nicht zu dulden, daß in einer Bischofsstadt eine Obrigkeit existire, welche nicht vom Bischof eingesetzt sei. Gewiß, nur der Bischof oder Erzbischof sollte künftighin wieder das Regiment führen und alle Selbstständigkeit, welche sich die Bürger errungen, sei mit Gewalt zu exstirpiren. Durch solchen Vertrag nun hofften die hohen Herren in Deutschland des Bürgerthums wieder vollständig Herr zu werden, und sie waren um so mehr berechtigt, diese Hoffnung zu hegen, als Friedrich II. alles Nichtadelige mit tiefster Verachtung von sich abwies; allein hiebei ließen die Herren Bischöfe und Fürsten Eines ganz außer Acht. Das nemlich, daß Friedrich II. fast die ganze Zeit seines Lebens fern von Deutschland in Italien zubrachte und die Regierung des Vaterlandes entweder einem seiner jungen Söhne oder einer andern schwachen Reichsverweserei übertrug. Wie konnte aber eine solche Regierung etwas gegen die Städte ausrichten, wenn diese sich renitent zeigten? Wenn sie den Entschluß faßten, jedem Angriff auf ihre bereits errungenen Freiheiten mit Gewalt entgegen zu treten? Und wahr und wahrhaftig, sie faßten den Entschluß und zwar in einer Weise, der ihnen den Erfolg mit Gewißheit sichern mußte.

Die Einsichtsvolleren unter den Bürgern sahen nemlich alsbald

ein, daß eine einzelne Stadt wohl vielleicht einem einzelnen Grafen oder auch Fürsten trotzen könne, nicht aber der Reichsgewalt, selbst wenn diese auf noch so schwachen Füßen stehe, und somit kamen sie naturgemäß auf den Gedanken, verschiedene Städe mit einander zu Schutz und Trutz zu vereinigen. Mit gutem Beispiele giengen hierin den andern die beiden berühmten Rheinstädte Mainz und Worms schon im Herbst 1220 voran; die erste eigentliche Städte-Conföderation aber, oder der erste Städtebund — man nannte ihn auch den Bund der Eidgenossen — entstand im November 1226, indem sich zu Mainz und Worms noch fünf weitere, nemlich Bingen, Speier, Frankfurt, Gelnhausen und Friedberg gesellten. Dieser erste Bund, der durch einen feierlichen Eid bestätigt wurde, erwies sich gleich von Anfang an so nützlich, daß bald noch weitere Städte sich entweder anschlossen oder aber wie Hamburg, Lübeck und Bremen anno 1241 ebenfalls Bundesverträge unter sich errichteten, und die Folge hievon war, daß — von den größeren Städtebündnissen wird erst später, in der nächsten Periode, die Rede sein — die so geeinigten ihrer eroberten Freiheiten nicht mehr beraubt werden konnten. Ja, sie boten jetzt den Herren Bischöfen vielfach geradezu Trotz und trugen in den meisten Fällen den Sieg davon. So setzten die Bürger von Verdun nicht blos den von ihnen gewählten Stadtrath durch, sondern legten auch der Geistlichkeit ihrer Stadt eine Steuer auf. So kämpften die Bürger von Metz drei Jahre lang (von 1231—1234) mit ihrem Bischof Johann von Apremont, ohne sich um seine Bannstrahlen zu kümmern, und schließlich mußte ihnen der Bischof das Recht der Selbstregierung unbedingt einräumen. So verboten die Lübecker anno 1230 jedwedige Schenkung von Grund und Boden an die Geistlichkeit und die Züricher zwangen ihren Priesterstand gar zu Entlassung der Concubinen. So — doch es genüge an den bisherigen Beispielen, denn es geht zur Genüge aus denselben hervor, daß die deutschen Städte sich die eroberte Stellung durchaus nicht wieder nehmen ließen.

Doch dürfte es nun an der Zeit sein, uns auch in den Städten selbst umzusehen, um einen Begriff von der Stellung und dem Leben ihrer Bewohner zu bekommen. Dieser letztern gab es von Anfang

an, wie schon früher erzählt, zwei Hauptklassen, die Klasse der Freien, und die der Unfreien. Die Freien — theils frühere freie Bauern, theils geringere Adelige, welche sich dann die „Geschlechter“ hießen — besaßen den Grund und Boden und lebten von dessen Ertrag. Auch die auf dem Grund und Boden errichteten Häuser gehörten ihnen und warfen ein Bedeutendes ab. Die Hauptsache aber war, daß sie allein das Recht, Handel zu treiben, beanspruchten und sich, um mit desto größerem Erfolg arbeiten zu können, in „Gilden“ zusammenthaten, was so viel bedeutet als Genossenschaften. Die Unfreien, welche von ihren Herren, den Freien, in die Städte mitgenommen wurden, mußten für die letzteren Dienste thun und zwar dreierlei verschiedene Dienste. Einmal nemlich hatten sie den Grund und Boden zu bebauen, was aber wegen der wenigen Felder nicht allzuviele Hände in Anspruch nahm. Sodann verwandte man sie als Knechte und Mägde, das heißt als persönliche Diener oder, wie man sich auch ausdrückte, als Haussklaven, zu welchem Zwecke jedoch wiederum eine kleine Anzahl genügte. Endlich, und dieß war bei weitem die Hauptsache, wurden sie als Handwerker benützt und je nach ihren Fähigkeiten machte man aus diesem einen Schreiner, aus jenem einen Schlosser, aus einem dritten einen Wagner, aus einem vierten einen Bäcker, aus einem fünften einen Metzger, und was dergleichen mehr ist. Nun war es aber rein unmöglich, diesen Handwerkern zu verbieten, auch für Andere, als ihre Herren, zu arbeiten und weil sie sich natürlich für solche Arbeiten bezahlen ließen, so erwarben sie sich nach und nach einiges Besitzthum. Somit standen sie jetzt schon ganz anders da als früher, und noch viel freier wurde ihre Stellung, wenn man sich genöthigt sah, sie bei feindlichen Angriffen als Mitstreiter zu Vertheidigung der Mauern zu benützen. Mit einem Worte also, die Verhältnisse brachten es mit sich, daß die Unfreien schon nach kurzem in den Städten persönlich frei wurden, wobei sie sich jedoch selbstverständlich mit den Urfreien nicht auf eine und dieselbe Stufe stellten, mit andern Worten ihnen nicht ebenbürtig wurden. Umgekehrt dagegen konnte man es ihnen nicht wehren, ebenfalls, wie die Unfreien, Genossenschaften zu bilden; nur nannte man diese Genossenschaften der Bäcker, der Metzger, der Schreiner, der Weber u. s. w. „In-

nungen“ oder „Zünfte“, womit man den geringeren Stand ihrer Mitglieder bezeichnen wollte. Etwas Gemeinsames hatten die Gilden und Zünfte aber doch, nemlich das, daß sie dazu dienen sollten, sich unter einander Schutz zu gewähren. Auch durfte Niemand Kaufmannschaft treiben, der nicht einer kaufmännischen Gilde angehörte, und gleicherweise hatte Niemand das Recht, ein Gewerbe auszuüben, der nicht vorher von der betreffenden Zunft aufgenommen worden war. Die Aufnahme in die Gilden und Zünfte aber machte man nicht allzuleicht, sondern man knüpfte Bedingungen daran, wie z. B. die, daß man sein Handwerk und Geschäft verstehen, daß man sich eines guten Leumunds erfreuen und sich überdem verbindlich machen mußte, dasselbe in aller Redlichkeit und Treue ohne Pfuscherei und Betrug zu üben.

Was das Stadtregiment betrifft, so stand es im Anfang allein Demjenigen zu, welcher die Stadt gegründet und sie mit Mauern und Gräben umgeben hatte, also, wie schon früher auseinandergesetzt, entweder einem Bischofe, oder einem weltlichen Fürsten oder endlich dem Könige selbst. Er, der Gründer, ernannte den Schultheißen, Er den Zolleinnehmer, Er den Münzmeister, Er mit einem Worte alle Beamten, wie auch in seine Kasse allein die Einkünfte flossen. Ja selbst die Gilden und Zünfte durften sich nur mit seiner Genehmigung ihre Vorstände wählen und ihre Ordnungen und Statuten hingen ohnehin von seiner Bestätigung ab. Nach und nach aber verschafften sich die Zünfte wie die Gilden theils durch Kauf, theils durch Gewalt größere Selbstständigkeit und den Anfang machten sie damit, daß sie ihre Streitigkeiten durch einige von ihnen selbst gewählte Richter und Obermeister entscheiden ließen. Später machte sich das Bedürfniß geltend, auch gewisse städtische Angelegenheiten eigenhändig zu ordnen und zwar namentlich die Märkte, die Zölle, die Steuern, überhaupt die Einnahmen und Ausgaben. Nicht minder auch wollte man die Polizei selbstständig ausüben und die Entwicklung der Stadt in Beziehung auf ihre Bauten, Straßen, Befestigungen und was dergleichen mehr ist, nicht mehr von der Willkür des Fürsten oder Bischofs abhängig sein lassen. Noch mehr lag daran, die Vertheidigung der Stadt in die eigenen Hände zu nehmen und das Kriegswesen so zu ordnen, wie es den Verhältnissen angemessen war.

Das Alles aber konnte nur geschehen, wenn man befugt wurde, die Ortsvorstände — Bürgermeister und Stadtrath — selbst zu wählen, und was Wunder nun, wenn die Bürger nicht ruhten, als bis sie auf diese oder jene Weise diese Befugniß erlangt hatten? Allein sowie sie nun so weit waren, glaubt man vielleicht, daß dann jedem Einwohner gleichmäßig das Recht der Wahl sowie das Recht des Gewähltwerdens zugestanden sei? Nein, so weit vorgeschritten war man in jenen Zeiten noch nicht, sondern jetzt machte sich der Unterschied des Standes geltend und nur der Urfreie durfte wählen und gewählt werden. Ihnen, den Urfreien, gehörte ja allein der Grund und Boden, sie allein waren Häuserbesitzer, sie allein gewöhnten sich von Jugend an an das Waffenhandwerk; die Handwerker aber, die Abkömmlinge der Unfreien, konnten fast ohne Ausnahme nur über bewegliches Eigenthum verfügen, dessen sie zur Ausübung ihres Gewerbes so sehr benöthigt waren, und von uralten Zeiten her hatte, wie wir schon früher dargethan haben, nur der freie Grundbesitzer in Deutschland politische Rechte. Die Mitglieder der Zünfte fühlten sich daher keineswegs zurückgesetzt, wenn man ihnen kein Recht, am Stadtregiment Theil zu nehmen, zukommen ließ, und zwar um so weniger, als ihre Erziehung — sie wurden schon in früher Jugend zum Handwerk angehalten — nicht dazu angethan war, ihre Köpfe mit viel Wissen zu beschweren. Freilich ihre Abgaben hatten sie zu bezahlen, wie die über ihnen Stehenden, und auch zur Vertheidigung der Stadt, wenn Gefahr drohte, mußten sie das ihrige beitragen; nie aber als Führer und Commandeure, denn zu solchen paßten nur die Meister der Gilden und besonders die Geschlechter, das ist die Abkömmlinge jener Edelleute, welche gleich bei der Gründung der Städte in diese gezogen waren. Also sehr aristokratischer Natur war im Anfang das Regiment in den Städten und so lange die Hohenstaufen regierten, wurde von den Zünften auch nicht der geringste Versuch gemacht, daran zu rütteln.

Die Städte fingen also, um wieder hierauf zurückzukommen, zur Hohenstaufenzeit an, eine mächtige Blüthe zu entfalten; ein Hauptmittel aber zu schnellerem Wachsthum gewährte ihnen das sogenannte Pfahl- oder Ausbürgerthum. Weil nemlich die Sklaven

und Hörigen der Adeligen und Bischöfe rings um die Städte herum sahen, wie gut es ihren früheren Genossen, den jetzigen städtischen Handwerkern, gehe, so liefen sie ihren Herren theils einzeln, theils auch in kleineren Schaaren bei der nächsten besten Gelegenheit davon nnd begehrten in den Städten aufgenommen zu werden. Solches konnte ihnen nun zwar nur in den wenigsten Fällen gewährt werden, weil der Raum innerhalb der Mauern einen so plötzlichen Zuwachs der Bevölkerung nicht gestattete, allein man überließ ihnen ein Feld unmittelbar vor den Stadtthoren, sich da anzusiedeln, und umgab dieses mit Pfahlwerk (daher der Name Pfahlbürger) oder Pallisaden zum Schutz gegen äußere Feinde. So entstanden die Vorstädte, die später ebenfalls Mauern mit Wällen und Thoren erhielten, und nicht selten wurden derartige Vorstädte im Verlaufe der Zeit stärker und bewohnter als die Städte selbst. Freilich dem hohen Adel sowie den Bischöfen ringsum geschah dadurch ein großer Abbruch, denn die Zahl ihrer Hörigen, die ihnen das Feld zu bebauen und sonstige Dienste zu verrichten hatten, verminderte sich in Folge des Davonlaufens so vieler Unzufriedenen nicht selten um ein Bedeutendes, und somit legten sie energischen Protest dagegen ein, daß die Städte derlei Flüchtlinge aufnahmen. Ja mit dem Proteste begnügten sie sich noch nicht einmal, sondern oft und viel appellirten sie an die Waffen und überzogen diese oder jene ihnen lästig werdende Stadt mit Krieg. Allein die Altbürger nahmen sich regelmäßig ihrer Pfahlbürger aufs kräftigste an und zwar ganz einfach deßwegen, weil ihnen dieselben die größten Vortheile brachten. Oder wie? Mußten nicht die sich zur Aufnahme Meldenden starke Aufnahmegebühren bezahlen? Hatten sie nicht jährliche Abgaben zu leisten, welche dem Stadtseckel sehr zu gute kamen? Nahm durch sie nicht die Zahl der Gewerbe zu, so daß nun alle Bedürfnisse befriedigt werden konnten? Wuchs nicht im gleichen Verhältniß auch die Wehrkraft einer Stadt und damit ihre Befähigung, selbst Herzogen, wenn nicht gar dem Könige selbst Trotz zu bieten? Doch merkwürdig, nicht blos Hörige und Sklaven drängten sich nach den Städten hin, sondern auch mancher Inhaber einer Ritterburg suchte deren Schutz nach und erhielt diesen dadurch, daß er sich in das Bürgerrecht aufnehmen ließ. Dann erbaute er

sich ein Haus in der Stadt (daher die adeligen Steinhäuser) und nahm da von Zeit zu Zeit seinen Wohnsitz. Die meisten Monate aber brachte er auf seinem Besitzthum außerhalb der Mauern zu, denn er fühlte sich jetzt auf demselben vollkommen sicher, weil ihm seine Mitbürger im Falle eines Angriffs beispringen mußten. Ueberdem, und das war für ihn eine Hauptsache, konnte ihm nun kein Höriger und Leibeigener mehr davonlaufen, weil die Stadt von seinen eigenen Unterthanen keinem das Pfahlbürgerthum gestattete. Dagegen aber übernahm er seinerseits die Verpflichtung, augenblicklich, wenn der Stadt eine Fehde drohte, ihr mit all' seinen Mannen beizustehen, und dieß hatte für die Stadt wegen der Kriegsgeübtheit der Ritter natürlich einen großen Werth.

Also gestalteten sich zur Hohenstaufenzeit die Verhältnisse in den Städten Deutschlands und wenn es früher nur zwei Stände, den der Geistlichen und den des Adels, gegeben hatte, so war nun noch ein dritter, der der Bürger, hinzugekommen. Ja sogar ein vierter, der der Bauern, fing damals bereits an, sich zu regen, obwohl allerdings in äußerst bescheidener Weise. Freie Bauern, das ist unadelige Grundbesitzer, die sich ihre angestammte Unabhängigkeit gewahrt hatten, gab es allerdings — aus Gründen, die wir früher auseinandergesetzt haben — nicht mehr allzu viele, nur noch ganz im Süden Deutschlands, in der jetzigen Schweiz, sowie im Norden (am Unterrhein) und in den östlichen, den Slaven entrissenen Gegenden (besonders im Territorium der Deutschordensritter), denn die Meisten derselben hatten sich entweder in die Städte zurückgezogen oder waren sie, um sich zu sichern, genöthigt gewesen, sich unter den Schutz eines Mächtigen zu begeben. Der meiste Grund und Boden wurde also von den Leibeigenen oder Hörigen bepflanzt und diese, weil sie nicht für sich selbst, sondern für ihre Herren arbeiteten, hatten kein Interesse für die Verbesserung der Cultur. Weil nun aber so viele Leibeigene in die Städte entflohen, wo sie Pfahlbürger wurden; noch mehr, weil man dergleichen Flüchtlinge im Deutschordensland und anderswo, wo es der öden Stätten eine Masse gab (wir erinnern nur an die Stedinger), mit offenen Händen aufnahm, sahen sich die hochadeligen Herren genöthigt, diese ihre Unterthanen besser zu behandeln, als sie

früher gethan, um sie vom Fortlaufen abzuhalten, und die Folge war, daß sich die Hörigen nach und nach in Pächter verwandelten. Man gab ihnen ein Stück Land in sogenannten Erbzins, das heißt man überließ ihnen das Land gegen eine bestimmte Abgabe in Naturalien und bestimmte zugleich, welche sonstige Dienste oder Frohnden sie dem Herrn zu leisten hätten; im Uebrigen aber wurden sie nicht gehindert, so viel Nutzen als möglich aus dem Anbau des Landes zu ziehen. Ja, wenn sie ihre Abgaben und Frohnden richtig leisteten, überließ man das kleine Hofgut unter denselben Bedingungen auch wieder ihren Söhnen und Erben, und wollte sie ein Herr von ihrem Pachtgut vertreiben — was man „Legen" hieß — so mußte er ihnen nicht blos regelrecht aufkündigen, sondern sie auch noch für die Verbesserungen, die sie zu Stande gebracht, nach dem Ausspruch von Sachverständigen entschädigen. Das war die Sitte, die mit der Zeit Platz griff, und Herren wie Leibeigene befanden sich gut dabei. Weil nun aber die Pächter ihren Vortheil davon hatten, wenn sie recht fleißig waren, so fing die Agricultur an, sich wenigstens einigermaßen zu heben, und hiezu trug der Umstand nicht wenig bei, daß die Hohenstaufen auf ihren Pfalzen und Privatgütern allüberall die Verbesserungen einführten, deren sich das Ausland, besonders Italien, damals bereits erfreute. So ließ namentlich Friedrich I., der Rothbart, in Schwaben, im Elsaß und am Rhein gar viel Weinberge und Obstgärten anlegen und setzte auf die Beschädigung der Reben und Obstbäume überaus strenge Strafen. Noch weiter ging sein berühmter Enkel, Friedrich II., denn dieser sorgte auch für die Veredlung der Hausthiere und schrieb nicht nur selbst ein viel geschätztes Buch über die Jagdvögel, sondern beauftragte auch seinen Stallmeister Jordanus Rufus, ein Werk über die Natur und Behandlung der Pferde herauszugeben. Kurz, es geschah in jenem Zeitraum nicht wenig, um den so sehr vernachlässigten Landbau zu heben, und in Folge dessen mußte sich auch der hörige Bauer wenigstens einigermaßen als Mensch zu fühlen anfangen.

Endlich habe ich noch über den Stand der Wissenschaften und Künste in dem von mir geschilderten Zeitraum zu berichten, denn auch hierin trat gegen früher ein merkwürdiger Umschwung ein.

Bis zum Beginn der Kreuzzüge war das, was man Gelehrsamkeit nennt, nur bei der Geistlichkeit zu finden, und der Laie kannte größtentheils nicht einmal das Lesen und Schreiben. Durch die Kreuzzüge aber wurde dem Abendlande nicht nur die byzantinisch-griechische Cultur erschlossen, sondern die vielen Abentheuer, die man erlebte, weckten auch die poetische Ader und es entstanden eine Menge von Kreuzzugsliedern. So besonders in Frankreich, dem Mutterlande der Kreuzzüge, wo bald eine Menge von Abentheurern, sogenannte Vaganten oder Goliarden (dieselben rekrutirten sich hauptsächlich aus entlaufenen Mönchen und Priestern, sowie aus Studenten der Theologie, welchen das Studiren nicht gefiel) herumzogen und durch Absingen ihrer Lieder ihr lustiges Leben fristeten. Wie nun aber unmittelbar nachher das Ritterthum entstand und in Folge desselben jener tolle Frauencultus sich entwickelte, von welchem ich bereits gesprochen habe, da widmete man das Lied nicht blos mehr den Kreuzzügen, sondern fast noch mehr der „Minne", indem man entweder die Lust der genossenen Schäferstunden oder auch die Grausamkeit der Herzgebieterin besang. Bald übrigens unterschied man zwischen solchen Dichtern und Sängern, welche für Lohn sangen und dichteten — diese nannte man „Jongleurs", später auch „Menestrels" oder „Minstrels" — und solchen, welche nur zum eigenen Vergnügen diese Kunst übten — diese hießen „Troubadours" — weil sie zu reich und unabhängig waren, um sich bezahlen zu lassen. So gestaltete sich die Sache in Frankreich; von Frankreich aber wanderte dieselbe nach Deutschland — gerade wie auch der Frauencultus zu uns wanderte — um hier in etwas veränderter Form neu geboren zu werden. Nicht sowohl nemlich der höhere Adel war es, der sich bei uns mit Singen und Dichten abgab, als vielmehr der niedere, der seinen Lebensunterhalt meist an fürstlichen Höfen suchte, und er nützte das Singen und Dichten dazu aus, um sich die Freigebigkeit der hohen Herren und Herrinnen zu verdienen. Auch konnten ihm gegenüber die Dichter bürgerlichen Standes — diese nannte man „Meister" — nicht recht aufkommen, weil man an den Höfen den Adel vorzog, und die Meister verschwanden daher so schnell wieder, als sie aufgetaucht waren. Endlich sangen die deut-

schen Dichter nicht blos von der Minne, obwohl man sie später „Minnesänger“ genannt hat, sondern ihre Lieder waren ebenso sehr dem Dienste Gottes und fast noch öfter dem Dienste ihrer hohen Herren gewidmet. Doch soll ich nun die Namen aller derer nennen, welche in dem kurzen Zeitraum von einigen Menschenaltern — denn mit dem Frauencultus nahm auch das Minnelied von uns Abschied — die deutsche Nationalpoesie (natürlich nemlich dichteten sie sämmtlich in deutscher Sprache, schon deßwegen, weil sie nicht gelehrt genug waren, die lateinische zu verstehen) bereicherten? Es gehört solches eigentlich nicht hierher, sondern in die Geschichte der deutschen Nationalliteratur, allein ganz übergehen kann ich diese Sänger doch nicht und so will ich wenigstens einige bedeutendere nennen. Dieselben sind außer dem etwas sagenhaften Heinrich von Ofterdingen, der in dem „Sängerkrieg auf der Wartburg“ (Landgraf Hermann I. von Thüringen, als ein Hauptgönner des Minnegesangs, soll nemlich zu Anfang des 13. Jahrhunderts die ersten Dichter damaliger Zeit auf seine Wartburg, wo er einen glänzenden Hof hielt, zu einem Wettgesang eingeladen haben) die erste Rolle spielte, einmal Wolfram von Eschenbach (bei Anspach), welcher in seinem Parzival und Titurel die römisch-deutsche Hierarchie geißelte und dadurch einen ungeheuren Einfluß auf seine Mitwelt ausübte; sodann Walther von der Vogelweide, der feurigste lyrische Patriot zur Zeit Friedrichs II. (der ihn deßhalb zum Erzieher seines Sohnes Heinrich machte), der Sänger so vieler Trutzlieder gegen Pabst Innocenz II. und seine Klerisei; endlich Gottfried von Straßburg, der Dichter des Tristan. Es wäre aber ein Unrecht, auf Andere deßwegen herabzusehen, denn gar Manche von ihnen, wie besonders Reinmar von Zweter, der pseudonyme Freidank, und Rudolph von Ems, konnten gar wohl mit den obgenannten Dreien rivalisiren. Vollends aber der oder die Verfasser des Nibelungenliedes, von denen uns leider gar nichts Näheres bekannt ist, während das Lied selbst mit Recht auf eine und dieselbe Höhe mit der Ilias und Odyssee gestellt wird!

Dem Zeitalter der Hohenstaufen verdankt also die deutsche Nationalpoesie ihren Ursprung und so nicht minder auch die deutsche Prosa. Wer nemlich hat sich ihrer zuallererst in Schrift und Wort

bedient? Ei, Niemand sonsten, als jene beiden durch Innocenz III. neu geschaffenen Bettelorden, der der Franziskaner oder Minoriten und der der Dominikaner oder Predigermönche. Ihre Aufgabe war, das Volk, das ist die großen Massen, zu bearbeiten und für die Sache des Pabstes zu gewinnen; wie konnten sie dieß aber erfolgreicher thun, als wenn sie zum Volke in seiner Sprache redeten? Auch würde ihnen eine solche Predigt überaus leicht, da sie selbst vom gemeinen Volke stammten und daher ganz dieselbe Ausdrucksweise hatten, wie der gemeine Mann in Stadt und Land. So zogen sie denn hin in alle Welt und predigten in den Kirchen wie auf den Straßen und dem freien Feld. Der Zulauf aber, den sie hatten, war ein ganz außerordentlicher und wenn auch ihre Rede im Anfang rauh genug erklang oder da und dort stockte, so wußten sie doch bald immer fließender zu sprechen. Ja zwei der ihrigen, beide Franziskaner, nemlich David von Augsburg und Berthold von Regensburg, erlangten als Volksredner eine hohe Berühmtheit und man verehrt in ihnen daher mit Recht die Väter der deutschen Prosa.

Hand in Hand mit der deutschen Dichtkunst und Prosa ging auch die deutsche Baukunst und wir verdanken sie sogar derselben Quelle. Welche Bauten förderte man nemlich in der hohenstaufischen Zeitperiode? Etwa nützliche Staatsbauten, wie Straßen und Kanäle? O nein, nichts von allem dem und ebenso wenig dachte man an Waisen- oder Irrenhäuser. Höchstens wurde da und dort eine Brücke hergestellt, wenn der Verkehr dieß durchaus nothwendig machte, und die Erbauung ging dann immer von den Städten aus. Mit großem Eifer dagegen machte man sich allenthalben an die Errichtung von Burgen, denn ein jeder Ritter wollte eine solche haben, allein großen Aufwand kosteten sie nicht und eine sah der andern vollkommen gleich, die Größe und Ausdehnung allein abgerechnet. Wie ganz anders aber stand es um den Kirchenbau! Mein Gott, hierin wurde das Großartigste geleistet, was man nur immer leisten kann, und es war gerade, als ob das deutsche Volk hierin seine ganze Kraft hätte erschöpfen wollen. Die Kirche — wir haben weiter oben gesehen, in welcher Weise sie im ganzen Abendlande prädominirte; wir haben gesehen, wie sie insbesondere

in Deutschland alle Gewalt an sich riß und selbst die Staatsmacht sich ihr vollständig unterordnen mußte. Nicht minder aber haben wir gesehen, wie die Religion, welche sie lehrte, rein blos in Aeußerlichkeiten bestand und in der außerordentlichsten Pracht des Gottesdienstes, welche sie entfaltete, gipfelte. Was war nun selbstverständlicher, als daß sie darauf drang, die großartigsten Tempel herzustellen, Tempel, welche so zu sagen in den Himmel hinein wuchsen? So entstanden die riesigen Dome und Kathedralen, welche (den Grundstein zum Dome in Köln legte man im Jahr 1248 und den Bau des Münsters in Straßburg leitete von 1277 an der berühmte Erwin von Steinbach; mit beiden Bauten aber wurden förmliche Bauschulen oder Bauhütten verbunden, welche dann auch anderswo, z. B. in Wien und Zürich, Nachahmung fanden) wir jetzt noch bewundern; sie konnten aber nur dadurch möglich gemacht werden, daß die Geistlichkeit ihrem Aufbau alle Mittel zuwandte, über welche die Laienwelt nur irgend verfügen konnte. Kirchenbau — wer zu einem solchen beitrug, der verdiente sich den Himmel schon auf Erden! Alt oder Jung, Mann oder Weib, Vornehm oder Gering — es gab nach dem Ausspruch der Priester für Niemanden ein höheres Verdienst, als nach Kräften zu einem solchen Bau beizutragen! Ob Einer auch das ärgste Verbrechen begangen, ob er sein Leben lang der gemeinste, geizigste Schuft gewesen, ob er die Verachtung der ganzen Welt verdiente — gleichgiltig, wenn er nur einen erklecklichen Beitrag zur Herstellung eines Kirchenneubaues leistete, so erhielt er die erwünschte Absolution und die Geistlichkeit pries ihn als den Edelsten der Edlen! Denjenigen aber, der sich dessen weigerte, und hätte er auch sonst alle Tugenden in sich vereinigt, erwartete nach dem Dictat der Priester die Hölle oder doch das Fegefeuer und man häufte noch überdem alle Schmach auf ihn, über welche die Geistlichkeit nur irgend verfügen konnte. Auf diese Art brachte man die Mittel zusammen, um jene obgenannten großartigen Kirchenbauten ins Leben zu rufen, denn selbst das geringste Scherflein, selbst die Handlangersdienste eines absolut Armen wurden

nicht verschmäht. Wenn wir uns nun aber über die Großartigkeit der Kirchenbauten aus der hohenstaufischen Zeit, wo doch für alle andern nützlichen Zwecke das Geld so knapp war, nicht verwundern dürfen, so ist es doch etwas Anderes, was billig unser Staunen erregt, nemlich der Styl, in welchem die Kirchen erbaut wurden. Früher waren in Deutschland die Kirchen nach dem Muster der römischen erbaut worden, denn von Rom kam ja die katholische Religion zu uns, und man sah nichts als Basiliken, die zum großen Theil nur aus Holz bestanden. Daraus entwickelte sich dann im 11. Jahrhundert der sogenannte romanische Styl, den man auch den byzantinischen betitelt, und derselbe fußte hauptsächlich auf einer solidern Aufführung der Basiliken. Man baute jetzt von Stein, statt früher von Holz, aber die Grundgestalt der Basilika behielt man bei, nemlich das Langhaus für die Gemeinde und den Chor für die Priester. Dagegen fiel das Atrium oder die Vorhalle (welche man zu Zeiten der Römer zu Versammlungen benützte) als nunmehr unnütz weg und dafür entstand der Portal- und Thurmbau, sowie noch später das Querschiff, wodurch eine Kirche die Form eines lateinischen Kreuzes erhielt. Eine weitere Besprechung des romanischen Kirchenbaustyls übrigens gehört nicht hierher (darüber ist die Geschichte der Baukunst nachzulesen) und so begnüge ich mich einfach zu constatiren, daß man in Deutschland bis ins 13. Jahrhundert hinein den genannten Styl fast ausnahmslos beibehielt. Von nun aber, das heißt vom Beginn des 13. Jahrhunderts an, regte es sich gewaltig und man erbaute Kirchen, deren schlanke, himmelanstrebende Thürme, deren wunderbar geschmückte Portale, deren säulenartig sich erhebende Pfeiler, deren vielverzweigte kühne Wölbungen und deren so überaus kunstreiche und doch wieder knorrige Verzierungen dem Laienthum so sehr imponirten, daß man, wenn man eine solche Kirche betrat, seiner Sinne kaum mehr mächtig war. Ja gewiß, der Styl, in dem man nunmehr baute, bot den vollendetsten Ausdruck für die damalige christliche Anschauung und die Verherrlichung des katholischen Gottesdienstes erreichte damit ihre höchste Blüthe. Doch wie kam man nun auf einmal zu diesem Baustyl in unserem Vater-

lande? Man nannte ihn schon sehr frühe den „Gothischen“ und später auch wohl den „Deutschen“, denn durch lange Jahrhunderte hindurch war die Meinung verbreitet, derselbe sei in Deutschland durch römisch-deutsche Priester erfunden worden. Ja man bewies sogar in höchst gelehrter Weise, daß der besagte Styl nur rein deutschen Ursprungs habe sein können, da sich die Aehnlichkeit des Innern einer gothischen Kirche mit den hochgewölbten Hallen eines deutschen Eichwaldes unmöglich verkennen lasse. Die Historie hat jedoch evident erwiesen, daß an all' dem kein wahres Wort ist, sondern der gothische Kirchenbaustyl kam fix und fertig aus Nordfrankreich zu uns, wo er schon hundert Jahre früher zur Anwendung gebracht wurde. Man denke nur an die Ste. Chapelle in Paris, sowie an die Kathedralen von Bourges, Laon, Soissons, Amiens, Rheims, Chartres und Rouen, welche alle zwischen den Jahren 1100 und 1200 entstanden, während in Deutschland der erste noch ziemlich kleine gothische Bau erst ins Jahr 1211 fällt! Man denke nur daran, daß französische Architekten es waren, welche im Anfang die gothischen Bauten in Deutschland aufführten, wie z. B. der Parleur Heinrich aus Boulogne nach Gmünd und ein Pariser Parleur nach Wimpfen im Thal vom dortigen Abt berufen wurde! Man denke endlich daran, daß die Italiener es waren, welche dem neuen Baustyl den Namen des „Gothischen“ gaben und zwar einfach deßwegen, weil sie ihn für einen barbarischen erklärten und ihnen gothisch und barbarisch identisch war! Doch wenn es nun auch Thatsache ist, daß der gothische Styl zu uns (wie auch nach England durch den Franzosen Wilhelm von Sens) aus Nordfrankreich kam, wie bürgerte er sich in Nordfrankreich ein? Etwa in Folge der Kreuzzüge oder auch weil die Normannen denselben den Arabern auf Sicilien ablernten? Auch diese Ansicht hat ihre Verehrer gefunden und Einzelne gingen sogar so weit zu behaupten, daß man den gothischen Styl eigentlich den „arabischen“ nennen sollte, wie schon das Wort „Arabesken“ (statt Verzierungen) beweise. Allein auch diesen Standpunkt hat die Wissenschaft längst überwunden und statt dessen steht die Thatsache fest, daß der neue Styl sich nach und nach durch Versuche vortreff-

licher französischer Baumeister (auf die übrigens die Bauten der Araber in Sicilien, sowie auch die Anschauungen, welche die Kreuzzügler aus dem Orient mitbrachten, ihren Einfluß nicht verfehlt haben mögen) aus dem romanischen heraus entwickelte. Solches nun übrigens des Näheren zu untersuchen und zu beweisen, gehört ebenfalls nicht hierher und wir begnügen uns daher, den Leser auf einige jetzt noch gut erhaltene nordfranzösische Kirchen zu verweisen, an welchen man, wie an der Notre-Dame von Paris, an der Abteikirche St. Denys und an der Kathedrale zu Noyon, den Uebergang klar genug bemerken kann.

Unzertrennlich von der gothischen Baukunst entwickelte sich auch die Bildschnitzerei, sowie die Glasmalerei. Die Kirchenthüren mußten doch den kühnen Tempeln entsprechen und so entstanden Portale, welche man sich meisterhafter ausgeführt gar nicht denken kann. Man erinnere sich nur an die Kirchen von Rheims, Amiens und Chartres, sowie an die vielen deutschen Kathedralen, welche jenen nachgebildet wurden! Dazu kamen dann noch die Altäre, Kirchengefässe und Kleinodienschränke, deren man in einer katholischen Kirche bedurfte und welche doch alle im gleichen Styl ausgeführt werden mußten. Ist es da ein Wunder, wenn die Bildschnitzerei sich bald in wahrhaft meisterhafter Form ausbildete? Ja in einer Form, wie sie nachher nie mehr auch nur annähernd erreicht wurde? Ganz dasselbe gilt von der Glasmalerei, welche ebenfalls in der hohenstaufenschen Periode ihren Glanzpunkt erreichte, denn mußte man nicht, um der Sinnlichkeit schließlich die vollste Rechnung zu tragen, durch die gemalten Fensterscheiben jenes Halbdunkel erzeugen, welches die Wirkungen der säulengetragenen Gewölbe erst recht hebt? Mußte man nicht dem Bilderdienst durch Scenen aus der biblischen, sowie noch mehr aus der Geschichte der Heiligen, die sich auf den Scheiben in glänzenden Farben wiederspiegelten, seine Huldigung darbringen? Gewiß, durch die gemalten Glasfenster erhielt eine gothische Kirche erst die Vollendung ihrer Decoration, und wer noch nicht hievon überzeugt ist, der besuche die Sainte Chapelle in Paris, oder auch nur die Dome

und Münster von Köln, Straßburg, Magdeburg, Freiburg und Regensburg, dann wird er bald überzeugt werden.

Die Kirchenkunst also entfaltete zur Hohenstaufenzeit ihre höchsten Blüthen, in allem Andern aber lag die Kunst vollständig darnieder und zwar die Malerei wie die Bildhauerei. Ja selbst von der Musik als Kunst kann noch nicht gesprochen werden, denn sie beschränkte sich auf die Abhaltung der Messe in den Kirchen und den Gesang der Minnesänger. Noch trostloser sah es um das Wissen und die Wissenschaften aus, weil die Kirche mit ihren Aeußerlichkeiten die absoluteste Feindin des Denkens war, und nur ein einziger Mann ragt aus dieser allgemeinen Finsterniß als ein Stern erster Größe hervor. Dieser Mann, Albert, gewöhnlich Albertus Magnus, auch Teutonicus genannt, geboren ums Jahr 1193 zu Lauingen in Schwaben, aus dem Geschlecht der Vögte von Bollstedt, eignete sich sein immenses Wissen durch langjährige Studien in Padua und Bologna an — er lernte den ganzen Aristoteles auswendig — trat anno 1223 in den Dominikanerorden, wirkte in den Schulen dieses Ordens zu Hildesheim, Regensburg und Köln, wo der berühmte italische Theologe Thomas von Aquino sein Schüler wurde, ward anno 1249 zum Rector der Schule in Köln, anno 1254 zum Provincial des Dominikanerordens in Deutschland, anno 1260 vom Pabst Alexander IV. zum Bischof von Regensburg ernannt, legte dieses Amt schon zwei Jahre später nieder und lebte fortan im Dominikanerkloster zu Köln rein blos den Wissenschaften. Seine Gelehrsamkeit erstreckte sich über alle Fächer des Wissens, denn er hatte nicht blos die alten Griechen, sondern auch die Werke der Araber und Rabbiner gründlich studirt; besonders aber zeichnete er sich als Physiker und Mathematiker aus, weßhalb er auch ziemlich allgemein für einen Schwarzkünstler und Zauberer galt und nur mit Mühe der kirchlichen Verfolgung entging. Doch so großartig seine Kenntnisse waren und so grandios viel er zusammenschrieb — seine Schriften umfassen nicht weniger als einundzwanzig dicke Foliobände — so war doch sein Einfluß auf die Verbreitung des Wissens in Deutschland nur ein sehr geringer und man erfährt nichts

davon, daß irgend einer seiner deutschen Schüler sich besonders hervorgethan hätte. Nacht war es also und Nacht blieb es in Deutschland durch den Druck des katholischen Priesterthums, so lange die Hohenstaufen regierten, denn diese Herrscher, so unendlich hell ihr Geist auch strahlte, besonders der Friedrichs II., der den katholischen Glauben ganz von sich abgestreift hatte, übten keinen Einfluß in dieser Richtung auf unser Vaterland aus, weil sie fast die ganze Zeit ihres Lebens außerhalb desselben im Welschland zubrachten.

## Viertes Buch.

# Der Ausgang des Mittelalters
oder
# die Verwandlung Deutschlands in einen Staatenbund

1254—1493.

---

### Erstes Kapitel.

### Kaiser oder besser gesagt König Rudolph und seine Zeit (1254—1291).

Fast zweihundert Jahre lang hatte nun der Kampf zwischen Pabstthum und Kaiserthum gedauert und die deutsche Monarchie war in Folge dessen der Auflösung nahe. Nominell regierte nach Konrads IV. Tod König Wilhelm von Holland; aber es erkannte ihn nur an, wer wollte, und die Wenigen, die sich dazu herbeiließen, thaten es nur unter den schmählichsten Bedingungen, die sie ihm vorschrieben. Zum Beweis dessen wollen wir nur anführen, was die stolze Stadt Köln von ihm verlangte, ehe sie ihm, am 9. October 1247, erlaubte, in ihre Mauern einzuziehen. Er mußte ihr nemlich eidlich — und die Erzbischöfe von Mainz und Köln hatten noch extra dafür zu bürgen, daß er seinen Eid halte — versprechen, erstens nie einen

Reichstag innerhalb ihrer Mauern zu halten (denn die Stadt hatte keine Lust, ihn mit seinem Gefolge gratis zu verpflegen), zweitens nie irgend eine Geldhülfe von ihr zu erpressen, und drittens ihr von seinem „Herrn“, dem Pabste, das Privilegium zu verschaffen, daß kein Bürger durch eine päbstliche Bulle vor ein auswärtiges geistliches Gericht geladen werden dürfe. Solche Bedingungen konnte man doch sicher nur einem Monarchen auferlegen, der nichts war, als ein Titularmonarch. Ein noch eclatanteres Beispiel aber der tiefen Ohnmacht des genannten Königs liegt in dem Geschick, das ein gewöhnlicher Raubritter seiner Gemahlin, der Königin, bereitete. Dieser Raubritter nemlich, Hermann von Rietburg geheißen, paßte im November 1255 der Königin, als sie durch die jetzige baierische Pfalz reiste, an einem gut gelegenen Platze auf, plünderte sie und ihr Gefolge rein aus und schleppte sie schließlich auf seine Burg bei Edenkoben, um sie da so lange gefangen zu halten, bis das von ihm begehrte Lösegeld bezahlt sei. Das war doch gewiß eine über die Maßen freche That, aber vermochte es König Wilhelm, den Räuber zur Strafe zu ziehen? Nein, sondern er zahlte das geforderte Lösegeld und der Ritter, der den Strick verdient hätte, lachte vergnügt dazu. Weil nun übrigens der arme Wilhelm eine so tief verächtliche Rolle spielte, sah man auch nur selten einen deutschen Fürsten in seiner Umgebung, und wenn er einen Hof- oder Reichstag ausschrieb, kamen höchstens ein paar Bischöfe mit dem Erzbischof von Mainz, als dem Reichskanzler. Natürlich, denn mit der äußersten Machtlosigkeit verband er auch noch einen Geldmangel sonder Gleichen und war also nie in der Lage, Jemanden irgend eine Schenkung zu machen. Ein Glück somit, daß er seine Lebenslaufbahn ziemlich bald schloß, nemlich schon am 28. Januar 1256, an welchem Tage ihn ein paar friesische Bauern, weil er in einer Fehde ihr Besitzthum verheerte, ohne Erbarmens todtschlugen.

Daß mit dem Tode des Königs Wilhelm die Unordnung in Deutschland größer geworden sei, kann man nicht sagen, denn es that schon vorher jeder Mächtigere, was ihm beliebte, sofern ihn hieran nicht ein noch Mächtigerer verhinderte, und es herrschte also in allen Gauen unseres Vaterlandes eine Gesetzlosigkeit, die alle Schranken

überstieg. Auch dachten jetzt nicht Wenige unter den Großen sehr ernsthaft daran, diese Gesetzlosigkeit dadurch permanent zu machen, daß man dem todten Wilhelm keinen Nachfolger gebe und also die deutsche Monarchie völlig auseinander fallen lasse; allein da sich hiegegen die Reichsstädte mit aller Kraft sträubten, so mußten sich endlich die Wahlfürsten am Schluß des Jahres 1256 in Frankfurt versammeln, um die Wahl vorzunehmen. Etwelche warfen nun ihr Auge auf den Markgrafen Georg III. von Brandenburg, welcher sein Land mit starker Kraft verwaltete; der Pabst Alexander IV. aber, wie er hievon hörte, erließ alsbald ein Verbot, diesen Fürsten zu küren, denn er wollte natürlich einen schwachen und keinen starken König, um desto ungestörter über Deutschland herrschen zu können. Die Fürsten gehorchten, und zwar um so lieber, als auch ihnen unendlich viel daran lag, nur einen Scheinkönig auf dem Throne zu sehen. Da kamen ihrer Mehrere auf den Gedanken, einen fremden Fürsten zu erwählen, indem sie von einem solchen hofften, daß er ihnen, weil er in Deutschland keine Hausmacht besaß, unmöglich zu nahe treten könne. Ueberdem brachte voraussichtlich ein Auswärtiger die meiste Zeit seines Lebens in seiner Heimath zu und während seiner Abwesenheit hatte Jeder freie Hand, seine eigenen Pläne zu verfolgen. Kurz also der Kölner Erzbischof Konrad von Hochstaden schlug seinen Freunden vor, den Grafen R i c h a r d v o n C o r n w a l l, den Bruder Heinrichs III. von England, zum deutschen König zu machen, und dieser Vorschlag fand um so mehr Gehör, als nicht nur der Pabst (König Heinrich III. hatte ihn mit 24,000 Pfund Sterling, sowie mit dem Versprechen gewonnen, daß Richard Zeit seines Lebens ein unterthäniger Knecht des päbstlichen Stuhls bleiben werde) beistimmte, sondern auch der Thronkandidat, ein ebenso eitler als reicher Narr, sofort große Summen nach Frankfurt sandte, um die Hände der Wähler zu schmieren. Natürlich, denn es lag ihm unendlich viel an dem Flitterkram der deutschen Krone, um damit am Hofe seines Bruders, des Königs von England, prangen zu können! Demgemäß erhielt der Erzbischof von Köln 12,000 Pfund Sterling von ihm, der Erzbischof von Mainz 8000 Pfund, der Rheinpfalzgraf und Herzog von Oberbaiern, Ludwig II., genannt

der Strenge, 12,000 Pfund, Heinrich I., Herzog von Niederbaiern, 6000 Pfund, und so im Verhältniß Jeder, der sich bestechen lassen wollte. Die Folge aber war, daß Graf Richard von Cornwall am 13. Januar 1257 von den obgenannten Großen auf dem freien Feld vor Frankfurt am Main zum deutschen König proklamirt wurde.

So weit ging Alles ohne Zwiespalt ab, allein plötzlich fühlte sich der Erzbischof Arnold II. von Trier schwer gekränkt. Er hatte nemlich darauf gerechnet, daß ihm ebenfalls 12,000 Pfund Sterling würden ausbezahlt werden, und siehe da, wie es zum Ernst kam, wollten ihm die Unterhändler Richards aus Knauserei blos 6000 geben. Wüthend darüber verständigte er sich mit dem Herzog von Sachsen, dem König von Böhmen und dem Markgrafen von Brandenburg, welche ebenfalls zu wenig Schmiersalbe erhalten zu haben vermeinten, und erkieste sofort am 15. März 1257 mit ihnen den König Alphons X. von Castilien und Leon zum Beherrscher Deutschlands. Es gab also jetzt wieder, wie schon mehrmals früher, zwei Könige in Deutschland, und man hätte glauben sollen, daß daraus augenblicklich ein schwerer Bürgerkrieg entstanden sein werde. Doch nein, so weit kams nicht, denn Alphons X. setzte nie einen Fuß auf deutschen Boden und Richard von Cornwall machte nur hie und da, alle vier oder fünf Jahre einmal, auf einige Wochen einen Abstecher nach Aachen und Köln. Ja wohl, die Beiden, zufrieden mit dem bloßen Königstitel, dachten nicht eine Minute lang daran, sich gegenseitig zu bekämpfen, und erlaubten es sich nicht einmal, gegen Diejenigen, die ihnen den Gehorsam versagten (und das thaten so zu sagen Alle), mit Gewalt einzuschreiten. Vielmehr ließen sie die Dinge gehen, wie sie gingen, und wenn sich Richard von Cornwall einigen Anhang verschaffte, so geschah es nur dadurch, daß er bei jedem Besuch, den er in Deutschland abstattete, mit der äußersten Freigebigkeit auftrat.

Thatsächlich also gab es keinen König in Deutschland und weil somit kein Oberhaupt da war, um die Gesetze aufrecht zu erhalten, so entstand eine Verwirrung, die Alles überstieg, was man je in einem Staate erlebt hat. Jeder Graf oder Fürst riß vom Reichsgut oder auch vom Besitzthum seines Nachbars an sich, was er mit dem

Schwerte behaupten zu können vermeinte, und darin zeichneten sich die beiden gräflichen Häuser von Württemberg und von Habsburg in Schwaben besonders aus. Ganz ebenso verfuhren auch die Bischöfe, die von Augsburg, Basel, Straßburg und Constanz voran, und nach Recht und Gesetz wurde auch von ihnen nicht gefragt. Im Gegentheil erkannte man allgemein nur das Recht des Stärkeren an und Raub wie Mord, nebenbei auch Betrug und Hinterlist waren an der Tagesordnung. Am allerärgsten aber triebens doch die Ritter, denn auf allen Anhöhen, unter welchen Straßen vorbeiliefen, und an allen Flußufern, an denen Schiffe hinfuhren, erbauten sie Raubnester, von denen aus sie die Kaufleute überfielen, und manche Gegenden, wo der Handel besonders florirte, sahen bald wie übersäet mit solchen Burgen aus. Es war also wirklich eine gräßliche Zeit, diese „kaiserlose" Zeit, so genannt, weil factisch kein Herrscher in Deutschland existirte, und in den zwei Decennien, die sie währte, verschwand nach und nach jede Tugend, um dafür jedem Laster Platz zu machen.

Doch soll ich nun ein eingehenderes Bild davon geben, wie es in dieser Zeit in Deutschland zuging? Ich denke, einige Pinselstriche werden genügen und vor allem will ich über zwei der blutigsten Erbfehden Bericht erstatten. Als mit des Gegenkönigs Heinrich Raspe's Tod im Jahr 1247 der Mannsstamm der thüringenschen Landgrafen ausstarb, machten sich zwei Candidaten die Erbschaft streitig. Der Eine war Heinrich der Erlauchte, Markgraf von Meißen, und dieser stützte seine Ansprüche darauf, daß seine Mutter Jutta eine Halbschwester des verstorbenen Raspe gewesen sei. Der andere Prätendent gehörte dem weiblichen Geschlechte an und hieß Sophie, Wittwe des Herzogs Heinrichs II. von Brabant. Nicht aber sowohl für sich machte die Herzogin Sophie diese Erbansprüche, als vielmehr für ihr damals dreijähriges Söhnlein Heinrich, und zwar gestützt darauf, daß sie eine Tochter des verstorbenen Ludwigs IV., Landgrafen von Thüringen, war, welcher, als der ältere Bruder Raspe's, Thüringen vor diesem beherrscht hatte. Wenn nun ein kräftiger König über Deutschland dominirt haben würde, so wäre von ihm der Streit sofort entschieden worden, weil aber ein solches Oberhaupt fehlte, so griffen beide Theile zu den Waffen. Ueberdem warben sie Bundesgenossen

und zu Sophie stand der Herzog Albrecht der Fette von Braunschweig, während den Markgrafen von Meißen der Erzbischof Gerhard von Mainz unterstützte. Auch spaltete sich sofort die Landgrafschaft Thüringen, zu der damals auch Hessen (die Landgrafen Ludwig I. und Hermann II. hatten dieses Ländchen durch Heirath erworben) gehörte, in zwei Lager, und zwar hielten es die eigentlichen Thüringer mit Heinrich dem Erlauchten, die Hessen aber mit Sophie und ihrem Knaben, welchen man von nun an das „Kind von Hessen" nannte. Man kann sich also denken, mit welcher Wuth die Erbschaftsfehde geführt wurde, und nicht minder kann man sich denken, welches Elend dadurch über das ganze Land kam. Endlich, nachdem der Kampf volle sieben Jahre gedauert hatte, kam es am 27. October 1263 zur Schlacht bei Wettin an der unteren Saale und diese führte, weil beide Theile die schrecklichsten Verluste erlitten, zu einem Vergleiche. Heinrich der Erlauchte behielt das eigentliche Thüringen, Heinrich dem Kind aber wurde Hessen zugesprochen und seine Nachkommen haben das Land bis in die neueste Zeit beherrscht.

Bei der zweiten blutigen Erbschaftsfehde handelte es sich um das Herzogthum Oestreich, mit welchem damals noch Steiermark, Kärnthen und Krain verbunden war. Ueber dieses Land herrschten, seitdem der Kaiser Otto I. den tapfern Grafen Leopold I. von Babenberg (Bamberg) mit demselben belehnt hatte, die Babenberger, allein mit Friedrich dem Streitbaren, der am 12. Juli 1246 im Kampf gegen die Ungarn fiel, erlosch ihr Mannsstamm und nun fragte sichs, wer das schöne Land erben würde. Ansprüche erhoben Margarethe, eine Schwester Friedrichs des Streitbaren, Wittwe des verstorbenen Kaiser Heinrichs VI., und Gertrude, eine Tochter von Friedrichs längst verstorbenem älterem Bruder Heinrich, Wittwe des böhmischen Kronprinzen Wladislaw. Kaiser Friedrich II. jedoch, der damals noch lebte, erklärte das Land für ein eröffnetes Reichslehen und setzte den Grafen Otto von Eberstein als Verweser desselben ein. Er that dieß ohne Zweifel aus keinem andern Grunde, als um später den Erstgeborenen Margarethens, seinen Enkel, damit zu belehnen, denn für jetzt konnte er dieß nicht thun, weil dieser Enkel noch ein sehr kleiner Knabe war. So weit ließ sich Alles gut an, allein jetzt

mischte sich der Pabst Innocenz IV. ein und erklärte, daß ihm allein das Schiedsrichteramt in diesem Streite zugehöre. Nicht blos übrigens dieß, sondern er verheirathete auch sofort im Jahr 1248 die ihm blind ergebene Gertrude mit dem ihm noch blinder anhängenden Markgrafen Hermann von Baden, einem Bruder des regierenden Markgrafen Rudolph I. (aus dieser Ehe ging dann jener Friedrich, genannt von Oestreich, hervor, der später, anno 1268, mit dem unglücklichen Konradin in Neapel enthauptet wurde), und befahl gleich darauf, im Februar 1249, dem Gegenkönig Wilhelm von Holland, seinem Geschöpfe, den besagten Hermann mit Oestreich und Steiermark zu belehnen. Selbstverständlich gehorchte der Gegenkönig und der Kaiser Friedrich II. mußte es geschehen lassen, weil er damals in schwere Kämpfe in Italien verwickelt war. Ebenso wenig sah sich Friedrichs II. Nachfolger (seit 1250) und Sohn, Konrad IV., im Stande, mit Thatkraft einzugreifen, weil er schon nach wenigen Jahren in Italien den Tod fand, und so behielt der Markgraf Hermann freie Hand, sich die Herrschaft in Oestreich und Steiermark zu sichern. Er versuchte es auch und es gelang ihm in der That, sich der Stadt Wien zu bemächtigen. Allein in allen übrigen Theilen des Landes erhoben sich sowohl die Städte als der Adel gegen ihn und es entstand darauf ein furchtbar blutiger Bürgerkrieg, der nicht einmal mit seinem Tode ein Ende nahm. Man bekämpfte sich nemlich nicht sowohl deßwegen, um zu entscheiden, ob Frau Margarethe oder Frau Gertrude über Oestreich herrschen solle, als vielmehr deßwegen, weil die Einen dem Pabste das Recht zusprachen, sich in den Erbschaftsstreit zu mischen, während die Andern diese Einmischung für eine anmaßliche Usurpation erklärten und demgemäß jeden Bischof und Abt, der zum Pabste stand, seiner Güter beraubten. Jahre lang währte dieser wüthende Kampf, den man gewöhnlich nur das östreichische Interregnum nennt, allein eben weil sein Ende erst in eine Zeit fällt, wo Deutschland sich wieder eines Oberhauptes erfreute, müssen wir hier in unserer Erzählung abbrechen, um sie später wieder aufzunehmen.

Schon aus dem soeben Berichteten erhellt zur Genüge, in welcher Weise der Pabst während der kaiserlosen Zeit sich in die

deutschen Angelegenheiten einmischte, und wir dürfen unbedingt constatiren, daß er sich anmaßte, in allen wichtigeren Dingen die letzte Instanz zu spielen. Auch nahm die gläubige Welt — daß es Ausnahmen gab, werden wir später sehen — dieß als selbstverständlich an, denn in jener Zeit war man gewöhnt worden, den Pabst als den Herrgott auf Erden anzusehen, gerade wie man die Kirche mit dem Himmel und die Priester mit den Engeln identificirte. Eben deßwegen aber sprach sich der Pabst auch nicht darüber aus, welchen von den beiden Thronrivalen er als den rechtmäßigen deutschen König ansehe, obgleich sowohl Alphons X. von Kastilien als Richard von Cornwall sich demüthig bittend an ihn wandten und Jeder ihm die größten Versprechungen machte. Vielmehr hielt er Beide in der Schwebe, damit keiner irgendwie zu Einfluß und Macht komme. Ueberdem wenn der heilige Vater sich für den Einen oder den Andern entschieden hätte, würde dann nicht dieser nothwendig auf den Gedanken gekommen sein, Kaiser werden zu wollen? Und wenn derselbe dann über die Alpen gezogen wäre, um sich zugleich die lombardische Krone aufzusetzen, wäre dann nicht der Pabst in seinem weltlichen Regimente möglicherweise sehr genirt worden? Man sieht, die Anarchie in Deutschland brachte dem heiligen Vater Vortheile und somit that er sein Möglichstes, daß dieselbe recht lange währe, obwohl er sich sagen mußte, daß Deutschland sich darob verblute. Doch nicht blos für jetzt wollte der Pabst Deutschland beherrschen, sondern auch für alle Zukunft und deßhalb erfand Urban IV. (er wurde anno 1261 zum Pabst erwählt) in dieser Zeit das Institut der sieben Kurfürsten. Bisher hatten alle deutschen regierenden Fürsten zusammen mit den regierenden Bischöfen und Erzbischöfen den deutschen König gewählt und in der allerletzten Zeit hatten sogar die Delegirten der Reichsstädte einigen Einfluß auf die Wahl gehabt. Allein selbstverständlich war es, daß immer die Mächtigsten unter den Großen den Hauptausschlag gaben und somit die Beherrscher der drei großen Erzstifte Mainz, Köln und Trier, sowie die der Herzogthümer Pfalzbaiern, Sachsen, Böhmen und Brandenburg als die Hauptwähler betrachtet wurden. Deßhalb verwalteten sie auch in erblicher Weise die Erzämter des Reichs (oder wie man sich jetzt

ausdrücken würde, sie waren die obersten Hofbeamten), und zwar war der Erzbischof von Mainz des deutschen Reiches Erzkanzler (Reichssiegelbewahrer und also Premierminister), der Erzbischof von Köln Kanzler von Italien, der Erzbischof von Trier Kanzler von Burgund, der Herzog von Pfalzbaiern (auch Pfalzgraf am Rhein genannt) des Reiches Truchseß, der beim Krönungstage den Reichsapfel trug und beim Königsmahle die Schüsseln aufsetzte, der Herzog von Sachsen des Reiches Marschall, der das Schwert vortrug und den Stall besorgte, der König-Herzog von Böhmen des Reiches Schenk, der den Keller unter sich hatte und den Wein auftrug, endlich der Markgraf von Brandenburg des Reiches Kämmerer, der das Scepter trug und für das Hauswesen sorgte. Nun lag es aber im Interesse der Päbste, die deutsche Monarchie immer mehr in eine Oligarchie umzuschaffen und namentlich das Wahlrecht auf einzelne wenige Stimmen zu beschränken, denn nur, wenn sie dieß durchsetzten, blieb ihnen ihre Herrschaft über Deutschland gesichert. Oder wie? Lag es nicht auf der Hand, daß, wenn nur Einer über Deutschland herrschte, der Pabst ganz Deutschland zum Feinde hatte, sobald dieser Eine sein Feind wurde, daß aber, sobald Deutschland unter sieben Oligarchen getheilt war, von diesen sieben Oligarchen immer Mehrere ihres Interesses wegen zum Pabste stehen würden? Ja, daß ihrer Drei, die drei Erzbischöfe, sozusagen von Amtswegen päbstlich gesinnt sein mußten? Wenn aber in jeglichem Streitfalle drei der Oligarchen es mit dem Pabste hielten, hatte er dann nicht regelmäßig das Uebergewicht, sobald er nur noch eine einzige weitere Stimme gewann? Und diese einzige Stimme zu gewinnen, das konnte natürlich nicht schwer fallen, da ja der heilige Vater um die Gewinnungsmittel, als da sind Bestechung, Bannfluch u. s. w., nie verlegen war. Gewiß also hatten die Päbste den größten Vortheil davon, wenn das Recht, die deutschen Könige zu ernennen, auf jene obgenannten Sieben beschränkt wurde, und somit arbeitete schon Innocenz III. darauf hin, diesen neuen Wahlmodus als gesetzlich einzuführen. Die factische Einführung aber geschah erst durch Urban IV., der in einer Urkunde vom 31. August 1263 den sieben genannten Herzogen und Erzbischöfen das Recht der Königswahl ganz alleinig, mit Ausschluß

aller andern Fürsten, zusprach. Man merke aber wohl, der Pabst drückte sich in dieser Urkunde keineswegs so aus, als ob er eine Neuerung schaffe, sondern er behauptete vielmehr mit dreister Stirne, daß man es in Deutschland seit unvordenklichen Zeiten so gehalten habe. Es war dieß eine offenbare Fälschung, ein Betrug derselben Art, wie die falschen Isidorischen Dekrete, allein wer wollte in jener Zeit, wo Alles in Deutschland drunter und drüber ging, dem Pabste entgegentreten? Man nahm vielmehr fast allgemein die päbstliche Behauptung — der Pabst war ja Vice-Herrgott — als eine unumstößliche Wahrheit hin und wenn auch später Einzelne von den übrigen Fürsten dagegen, daß sie vom Königswahlrecht ausgeschlossen sein sollten, protestirten, so gelang es ihnen doch nicht, mit ihrem Proteste durchzudringen. Im Gegentheil bestand von dieser Zeit an das Institut der sieben Kurfürsten und alle Könige Deutschlands wurden fortan von diesen sieben Bevorrechteten gewählt; seine gesetzliche Regelung aber fand das Institut erst hundert Jahre später, wie ich dem Leser an passender Stelle erzählen werde.

Eine weitere schlimme Folge der kaiserlosen Zeit war die, daß die deutschen Fürsten nunmehr anfingen, sich als Landesherren zu betrachten, oder vielmehr, daß sie ohne Weiteres — wer wollte sie daran hindern? — alle Landeshoheit an sich rissen. Sie hatten sich schon früher, wie wir längst gesehen haben, der Rechte eine Menge erworben, sogar die Münz-, Zoll- und Bergwerksregale; aber deßwegen blieben sie, so lange es deutsche Könige gab, doch immer noch Vasallen. Nunmehr jedoch, in der kaiserlosen Zeit, traten sie geradezu als Souveraine auf und schalteten und walteten mit ihren Ländern, als wären dieselben ihr Privateigenthum. Ursprünglich waren sie nur die Verwalter der Grafschaften, Fürstenthümer und Herzogthümer gewesen, mit denen der deutsche Monarch sie belehnte, jetzt aber spielten sie die Domini Terrae und ein Wilhelm von Holland, ein Richard von Cornwall, ein Alphons von Kastilien sah sich natürlich außer Stande, auch nur dagegen zu protestiren. Daher kam es denn auch, daß sie sich jetzt für befugt hielten, ihre Stammgebiete nach Belieben zu theilen und zu zerreißen,

und das war eine der unheilvollsten Usurpationen, die es gab, denn die hohen Herren theilten und zerrissen damit nicht blos die liegenden Gründe, sondern auch die Menschen, die darauf wohnten, gerade wie wenn diese Menschen ebenfalls nur eine „Sache", nur ein „Werthgegenstand" gewesen wären. Den Anfang dieser heillosen Wirthschaft machte Pfalzbaiern oder vielmehr das Haus Wittelsbach, damals — zur kaiserlosen Zeit — das mächtigste in ganz Deutschland. Die Pfalzgrafschaft am Rhein erstreckte sich über alles Gebiet zwischen dem Neckar, der Lahn, dem Hunnsrück und der Saar, und ihre Beherrscher hatten nach und nach, besonders durch die Verleihungen des Kaisers Rothbart, alle Rechte der früheren fränkischen Herzoge erlangt. Ebenso reich waren die Allodien der Rheinpfalz-Grafen, denn sie begriffen in sich links vom Rhein die Herrschaften Frankenthal, Alzei und Bacharach, rechts vom Rhein den Kraichgau, sowie alles Land um Heidelberg und das jetzige Mannheim (dieses selbst entstand erst viel später) herum. Nun wurde im Jahr 1214 die Pfalzgrafschaft am Rhein durch den Tod Heinrichs des Jüngern, des erstgeborenen Sohnes Heinrichs des Löwen, erledigt und sofort belehnte Kaiser Friedrich II. den Herzog Ludwig I. von Baiern damit. Nicht minder heirathete später — anno 1225 — Herzog Otto der Erlauchte, Ludwigs I. Sohn und Erbe, die Tochter und Erbin Heinrichs des Jüngern, mit Namen Agnes, und kam dadurch in den Besitz all' der reichen Allodien oder Privatgüter, von denen ich oben gesprochen. Dadurch aber, durch die Erwerbung der Rheinpfalzgrafschaft mit sammt den Allodien, wurde Otto der Erlauchte nächst dem König von Böhmen der mächtigste Fürst im ganzen deutschen Reich. Zwei Decennien später, im Jahr 1253, starb Otto der Erlauchte und hinterließ all' sein großes Gebiet seinen Söhnen Ludwig II. und Heinrich mit der Bestimmung, daß sie gemeinsam regieren sollten. Das thaten sie auch, aber nur zwei Jahre lang, denn im März 1255 schritten sie, damit jeder eine Herrschaft für sich allein habe, zur Theilung, und es behielt Ludwig II., genannt der Strenge, die Pfalz nebst Oberbaiern, während dem jüngern Heinrich Niederbaiern zufiel. Die große Herrschaft war also jetzt gespalten, allerdings vorerst nur in zwei Theile, aber wie

nun, wenn jeder der beiden Brüder mit mehreren Söhnen gesegnet wurde? Ei natürlich, dann stand in Aussicht, daß die Erben jeden der zwei Theile abermalen spalteten, und wir werden später sehen, daß dieß wirklich so kam. Keineswegs aber zum Nutzen des Landes und seiner Bewohner, die doch Eines Stammes waren.

Das schlimme Beispiel ging also von Pfalzbaiern aus; an Nachahmern fehlte es aber nicht. Schon drei Jahre später, anno 1258, nahmen die beiden Brüder Johann I. und Otto III. von Brandenburg eine Theilung ihrer Lande vor und bei dieser Theilung blieb es, so lange sie lebten. Ja es stiftete sogar jeder von ihnen eine eigene Stammlinie, Johann I. die „Brandenburg-Ascanische“ und Otto III. die „Jüngere zu Salzwedel“; allein beide Linien starben schon nach achtzig Jahren aus, die jüngere anno 1317 und die ältere anno 1320 und das wieder geeinigte Land kam dann, wie wir später sehen werden, in den Besitz der Wittelsbacher. Das dritte Land, das getheilt wurde, war Sachsen und Johann I. stiftete die Lauenburgische, sein jüngerer Bruder Albrecht II. aber die Wittenbergische Linie. Auch blieb diese Theilung lange Jahre hindurch bestehen und es kam sogar oft und viel zwischen beiden Linien darüber zum Streit, wer bei den Königswahlen die Kurstimme (Kur von küren, d. h. wählen) zu führen habe, obwohl solche der älteren Linie rechtlich gehörte. Nicht blos übrigens in den großen Herzogthümern wurde getheilt, sondern auch in den kleineren Gebieten und zwar in Nassau anno 1255 durch die beiden Grafen Walram II. und Otto I., in Meißen anno 1265 durch den Markgrafen Heinrich den Erlauchten, der seinem ältesten Sohne Albrecht außer der Stadt Meißen die Pfalzgrafschaft Sachsen und die Landgrafschaft Thüringen, seinem jüngern Dieterich aber das Ostseeland, die Niederlausitz und die Grafschaft Landsberg hinterließ, in Braunschweig anno 1267 durch die beiden Brüder Albrecht und Johann, welche darum würfelten, wem Braunschweig mit dem Harz und wem Lüneburg mit Hannover gehören solle, endlich in Görz-Tyrol durch Mainhard II. und Albrecht II., von denen der ältere Mainhard das eigentliche Tyrol, der jüngere Albrecht aber die Grafschaft Görz mit dem Pusterthale erhielt.

Aus all' dem ist ersichtlich, daß in Deutschland während der kaiserlosen Zeit Jedweder that, was er wollte; immer aber wollte er nur das, was ihm die Leidenschaft oder der eigene Vortheil eingab, und von Recht und Gesetz war nirgends mehr die Rede. Im Gegentheil florirte, um dieß zu wiederholen, einzig und allein das Faustrecht und im Uebrigen ging Alles drunter und drüber. Hievon jedoch zog wenigstens Ein Theil der Bewohner Deutschlands seine großen Vortheile, nemlich die Städtebewohner, und dieß lag ganz in der Natur der Sache. Die drei Könige, Wilhelm von Holland, Richard von Cornwall und Alphons X. von Kastilien, führten zwar den Titel von deutschen Königen, aber eine Herrschaft über die Großen konnten sie nicht ausüben. Vielmehr gehorchte ihnen factisch weder ein Bischof noch ein Fürst, und wie sie keine Gewalt hatten, so floß ihnen auch kein Geld zu. Die sämmtlichen Regale hatten ja, wie wir gesehen haben, die Fürsten an sich gerissen und die großen Reichsgüter waren längst verschenkt oder geraubt. Was blieb nun jenen armen Monarchen, wenn sie nur wenigstens den äußeren Schein retten wollten, anders übrig, als sich an die Städte zu halten? Natürlich, denn diese Städte, wenn sie noch nicht Reichsstädte waren, zahlten ja gerne eine namhafte Summe, um sich die Reichsfreiheit zu verschaffen. Freilich war das, was ein solcher Scheinmonarch geben konnte, nur ein Stückchen Pergament; aber man hatte nun doch eine Urkunde in der Hand, auf die man sich berufen konnte, und schützen wollten sich die Städte schon selbst. Daher kam es denn, daß eine Menge von Gemeinwesen den genannten drei Scheinkönigen, besonders dem Wilhelm von Holland und dem Richard von Cornwall, ihre Reichsfreiheit verdankten und von nun an ihre innern Angelegenheiten nach eignem Belieben ordneten. Vorzüglich jedoch machten sich dieß viele bischöfliche Städte zu Nutzen, weil die hohen geistlichen Herren gerade in der kaiserlosen Zeit ihre Gewalt nur zu oft mißbrauchten und, um die kleinen Souveraine spielen zu können, ihren Unterthanen ganz übermäßige Steuern auferlegten. Sollten sich nun dieß die Bürger gefallen lassen? Nein, sicherlich nicht, und zwar um so weniger, als sie meist schon ihres höheren Alters wegen (sie blühten großentheils längst

als Städte, ehe noch die Bischöfe in ihnen ihre Residenz nahmen, und konnten vielfach ihre Gründung auf die Römerzeiten zurückführen) zu viel größerer Ausdehnung und Macht gelangt waren, als die Einwohner der von den Fürsten gegründeten Gemeinwesen. Darum, wenn ihnen ihr geistlicher Regent gar zu lästig wurde, holten sie sich von einem der Scheinkönige einen Freibrief und erkämpften sich, auf diesen gestützt, ihre reichsstädtischen Gerechtsamkeiten. Ich sagte: „sie erkämpften sich ihre Gerechtsamkeiten“, denn dazu sahen sie sich fast immer genöthigt, weil die Bischöfe natürlicherweise es sich nicht gutmüthig gefallen ließen, daß die Städte sich von ihrer Herrschaft emancipirten. So jagten die Colmarer ihren Bischof anno 1261 unter Führung ihres Schultheißen Rösselmann zur Stadt hinaus und er mußte von nun an seinen Sitz außerhalb nehmen. Auch die Lütticher empörten sich mit Glück gegen ihren Bischof Heinrich, weil derselbe — er führte überdieß einen schamlosen Lebenswandel — mitten in der Stadt eine Zwingburg aufführte, um sie desto leichter knechten zu können, und wie nun derselbe, mit starker Macht wiederkehrend, die Stadt angriff, wurde er im Kampfe erschlagen, ohne daß man je daran gedacht hätte, den Thäter dafür zu strafen. Aehnlich ging es in Leipzig, denn weil der Abt von St. Augustin darinnen eine Veste aufrichtete, mittelst der er die Bürger zähmen zu können hoffte, verjagten diese den geistlichen Herrn und rissen die Veste nieder. In Utrecht aber (sowie später in Würzburg) verjagten die Bürger nicht blos den Bischof, sondern auch sein ganzes Domcapitel mit sammt allen Priestern und Mönchen, und keiner durfte wiederkehren, als bis der Bischof den Bann, den er über die Stadt verhängt, ohne irgend eine Clausel zurückgenommen hatte. Kurz also die Bürger der Bischofsstädte, die sich von ihren geistlichen Herren emancipiren wollten, hatten schwere Kämpfe zu bestehen; allein diese Kämpfe sammt und sonders zu beschreiben, würde mich zu weit führen und so erlaube ich mir nur, auf zwei etwas näher einzugehen. Die Bischöfe von Straßburg residirten seit uralten Zeiten in genannter Stadt selbst und obwohl deren Bürger sich nach und nach manche Privilegien von ihren hohen geistlichen Herren ertrotzten, so konnten sie es doch durchaus nicht zur eigentlichen

Reichsfreiheit bringen. Da bestieg im Jahr 1260 Walter von Geroldseck den Bischofsstuhl und dieser, ein gewaltiger Herr, forderte von den Straßburgern in Allem und Jedem unbedingten Gehorsam. Daraufhin empörten sich die Bürger und verjagten ihn anno 1261. Der Bischof aber sammelte sofort mit Hülfe seiner Brüder, der Grafen von Geroldseck, ein starkes Heer und zog damit gegen Straßburg. Am 8. März 1262 kam es dann zwischen Ober- und Mittelhausbergen zur Schlacht und Walter von Geroldseck, auf die vielen Ritter, die in seinem Heere standen, vertrauend, glaubte des Sieges sicher sein zu dürfen. Allein siehe da, die Straßburger Bürger erfochten einen glänzenden Sieg und nicht weniger als 61 Edle, darunter auch ein Bruder des Bischofs, wurden erschlagen, während fast die doppelte Anzahl in Gefangenschaft gerieth. Von einer Rückkehr des Bischofs war also jetzt keine Rede mehr und aus Gram darüber starb er schon im Februar 1263. Jetzt wählte das Domcapitel einen Freund der Bürger, mit Namen Heinrich von Geroldseck, der es trotz seines Namens diese ganze Zeit über mit der Stadt gehalten hatte, zum Bischofe, und dieser schloß augenblicklich Frieden mit der Bürgerschaft. Unter welchen Bedingungen aber? Ei selbstverständlich mußte er sich dazu verpflichten, sich nie mehr in die inneren Angelegenheiten der Stadt mischen zu wollen, sondern ihr auf ewige Zeiten ihre vollste Selbstständigkeit zu lassen. Erst nachdem er solches beschworen, durfte er sein Schloß in der Stadt wieder beziehen und von nun an war Straßburg eine vollkommen freie Stadt. Ganz denselben Ausgang nahm auch der Kampf der Kölner gegen ihre Erzbischöfe Konrad von Hochstaden und Engelbert II. von Falkenburg, obgleich dieser Kampf ein viel blutigerer und langwierigerer war. Dem Konrad von Hochstaden, Erzbischof von Köln seit 1237, deuchte es eine große Schmach zu sein, daß die Bürger von Köln seinen Vorgängern so manche Privilegien abgerungen hatten, und somit ging sein Bestreben von Anfang an dahin, von diesen Privilegien eins nach dem andern zu brechen. Er allein wollte wieder die Obrigkeiten ernennen, er die Richter einsetzen, er die Zölle errichten, er die Münzen schlagen, er nach Belieben Steuern auflegen. In den ersten Jahren begnügten sich die Bürger mit Protesten, sich auf ihre

Pergamente berufend; wie er aber dazu lachte und seine Bedrückungen verdoppelte, jagten sie ihn aus der Stadt und er mußte sich nach Bonn flüchten. Hier sammelte er ein Heer und begann sofort die Belagerung Köln's, die Stadt von Deutz aus hart bedrängend. Ein Resultat jedoch erreichte er nicht und so heuchelte er denn Nachgiebigkeit, um wieder in seine alte Residenz einziehen zu können. Solches geschah im Jahr 1248 und in Gegenwart des Pfaffenkönigs Wilhelm von Holland so wie des päbstlichen Nuntius legte er nun den Grundstein zu jenem herrlichen Dome, der in unsern Tagen endlich seine Vollendung erhalten wird. Eine Zeitlang hielt Konrad von Hochstaden den beschwornen Frieden; allein nur eine Zeitlang, denn seinen Zweck verlor er nie aus den Augen. Weil er aber wohl einsah, daß mit Gewalt gegen die mächtige Stadt nichts auszurichten sei, nahm er zur Hinterlist seine Zuflucht und hetzte beständig an den Vorstehern der Handwerker-Zünfte, daß sie sich die Oberherrschaft der Geschlechter oder Patrizier nicht länger gefallen lassen sollten. Die List glückte und schließlich wurden die Patrizier von den Webern (es gab damals nicht weniger als 30,000 Webstühle in der Stadt) nach blutigem Kampfe anno 1258 aus der Stadt hinausgejagt. Jetzt triumphirte der Erzbischof, denn die Zünfte setzten seinen Anordnungen keinen großen Widerstand mehr entgegen. Nicht lange hernach übrigens starb er und anno 1261 folgte ihm auf dem Erzstuhle Engelbert II. von Falkenburg, der ihn an Habgier und Herrschsucht womöglich noch übertraf. Natürlich also setzte der neue Erzbischof die Bestrebungen seines Vorgängers fort und erbaute augenblicklich eine Menge von festen Thürmen, in die er Söldnerbesatzungen legte. Schon dies öffnete den Zünften die Augen, aber zu ganz klarer Einsicht über die Ziele des Erzbischofes kamen sie dadurch, daß derselbe ihnen ganz exorbitante Land- und Wasserzölle auferlegte. Demgemäß folgten sie dem Rathe ihres Mitbürgers, Eberhard vom Buttermarkt genannt, und riefen die vertriebenen Patrizier zurück, um das Regiment der Stadt künftig gemeinsam zu führen. Engelbert II. erschrack furchtbar, denn es lag auf der Hand, daß er nun würde nachgeben müssen, und nachdem sein Versuch, die Patrizier unter einander zu entzweien — er stiftete das Geschlecht der Weiße gegen das der Overstolze auf und

diese bekriegten sich in der That eine Zeitlang, bis sie merkten, daß sie mit ihrer blutigen Fehde nur dem gemeinsamen Feinde in die Hände arbeiteten — schließlich mißglückt war, entwich er anno 1263 wieder nach Bonn. Natürlich jedoch nicht, um die Hände in den Schooß zu legen, sondern vielmehr um ein mächtiges Heer zu sammeln, mit dem er die Stadt Köln in Bälde zu bezwingen hoffte. Da sahen sich die Kölner nach einem tüchtigen Anführer um und gewannen ihn in der Person des Grafen Wilhelm IV. von Jülich. Nicht minder sahen sie sich nach Verbündeten um und auch solche wußten sie sich zu verschaffen. Kurz, die furchtbar blutige Fehde, die nun begann, fiel keineswegs zum Nachtheil der Kölner aus, sondern Wilhelm von Jülich schlug vielmehr das feindliche Heer bei Lechenich im Oktober 1267 aufs Haupt und nahm den Erzbischof selbst gefangen. So bald er ihn aber in Händen hatte, brachte er ihn auf seine Burg Niedeggen in engsten Gewahrsam und alle Bitten des hohen Herren, ihn frei zu lassen, halfen nichts. Ja sogar dem Banne, welchen der päbstliche Nuntius über Köln und Jülich verhängte, trotzte der stolze Mann, und erst als der Gefangene sich dazu verstand, erstens ein äußerst bedeutendes Lösegeld zu zahlen, zweites die Rechte und Freiheiten der Kölner nie mehr anzutasten und drittens wegen des Vorgefallenen nie Rache zu nehmen — erst dann ließ er ihn im April 1271 frei. So erlangten auch die Kölner vollkommene Reichsfreiheit, denn der Pabst Gegor X. entband allerdings den Erzbischof des Eides, den er geleistet und ermunterte ihn sogar, den Krieg gegen Köln von neuem zu beginnen; allein die bittern Erlebnisse auf Burg Niedeggen hatten den Herrn Engelbert von Falkenburg gewitzigt und er verspürte keine Lust, mit der gewaltigen Stadt und und ihrem Feldherrn noch einmal anzubinden.

Der Nutzen, den die Städte von der kaiserlosen Zeit zogen, war also ein großer und noch größer wurde er dadurch, daß keine Macht sie hindern konnte, Bündnisse unter einander einzugehen. Vereinzelt hatten sie nicht die Kraft, den mächtigeren Fürsten, wenn diese mit den Bischöfen zusammenstanden, zu trotzen; geeinigt aber waren sie unüberwindlich. Solches einsehend schloßen sich schon anno 1246 die drei Bischofsstädte Münster, Osnabrück und Minden fest an

einander an und ihnen folgten das Jahr darauf die Seehandelsstädte Hamburg und Lübeck. Dem Bunde der letzteren traten sofort bis zum Jahr 1252 noch siebzehn weitere Städte bei, von denen ich Bremen, Braunschweig, Stade, Lüneburg, Hannover, Hildesheim und Halberstadt besonders hervorhebe, und es bildete sich daraus die Hanse, die bedeutendste Genossenschaft, die es je in Deutschland gab. Doch muß ich ihre Geschichte auf ein späteres Kapitel verschieben, weil sie erst verschiedene Decennien hernach ihre eigentliche Blütheperiode erreichte. Um so mehr dagegen habe ich Ursache, von dem großen Rheinischen Städtebund zu reden, der eben in der kaiserlosen Zeit seinen Anfang und zugleich sein Ende fand. Schon einige Zeit vorher hatten Mainz und Worms einen Bund zu gegenseitiger Hülfe in jeder Noth und Gefahr geschlossen und diesem Bunde waren dann etwas später Fankfurt, Bingen, Speier, Gelnhausen und Friedberg beigetreten. Da kam in der kaiserlosen Zeit, anno 1254, einem Bürger von Mainz, dem Arnold aus dem Geschlechte der Löwenhäupter, welcher das Amt eines „Walpoden" (Gewaltbote, Podestà) das ist des Bann- und Blutrichters von Mainz, versah, der Gedanke, die sämmtlichen rheinischen Städte in den Bund hereinzuziehen, und nach wenigen Monden schon waren die Städte Köln, Basel, Straßburg und Oppenheim gewonnen. Ja selbst Nürnberg, Erfurth, Münster und Bremen meldeten sich zum Eintritt und zu Ende des Jahrs 1255 erstreckte sich der Bund auf 75 Städte. Abgeordnete derselben kamen in Mainz, welche Stadt man damals die „goldene" nannte, zusammen und entwarfen unter dem Vorsitz des Walpoden die Statuten. Sie waren sehr einfach, ganz des Zweckes würdig, den man verfolgte, und dieser Zweck bestand darin, zur Sicherung des Handels und des Eigenthums den Landfrieden zu erhalten. Alle, sie mochten heißen und sein wie und wer sie wollten — alle, welche einen der „Eidgenossen" (so nannten sich die Mitglieder des Bundes) schädigten, und wäre es selbst ein verachteter Jude gewesen, sollten gemeinsam bekämpft und unschädlich gemacht werden, insbesondere aber die vielen Raubritter, welche damals die Rheingegenden unsicher machten. Ja gegen die Letzteren wurde geradezu ein Vertilgungskrieg beschlossen, während man umgekehrt festsetzte, daß Streitigkeiten, die etwa unter

den Eidgenossen selbst entstünden, nicht durch Waffengewalt, sondern durch Schiedsgerichte erledigt werden müßten. Endlich kam man auch noch überein, bei jeder Thronerledigung auf eine einstimmige Königswahl hinzuwirken und falls es eine Doppelwahl gebe, nicht blos keinen der beiden Rivalen anzuerkennen, sondern auch keinen von beiden mit Waffen, Geld oder Lebensmitteln zu unterstützen. Man sieht, die Zwecke, die der große Rheinische Städtebund verfolgte, waren eben so klug als löblich und ehrenwerth, und man konnte nur wünschen, daß derselbe recht lang bestehen bleibe. Allein leider erfüllte sich dieser Wunsch nicht und zwar aus Gründen, welche den Städten keinen Ruhm brachten. Als es nemlich im Frühjahr 1257 zu der bekannten zwiespältigen Königswahl kam, glaubten die niederrheinischen Städte, es liege in ihrem Vortheil — sie standen in vielfacher Verbindung mit England, wohin sie starken Handel trieben — den Richard von Cornwall anzuerkennen, und sofort sprachen sich die Städte Mainz und Köln nebst den weiter unten am Rhein gelegenen für ihn aus. Umgekehrt dagegen hegten die oberrheinischen Städte, wie Worms, Speier, Straßburg, Basel, Oppenheim, Nürnberg und Andere, Sympathien für Alphons von Castilien, weil derselbe mit den Hohenstaufen verwandt war, und traten daher auf seine Seite. So wurde der Bund, nachdem man ihn kaum geschlossen hatte, schon wieder gesprengt und die beiden städtischen Lager fingen sogar an, sich gegenseitig selbst anzufeinden. Im Uebrigen blieben die kleineren Bündnisse unter den Städten fortbestehen und auch am Oberrhein, sowie besonders in Schwaben hielten die Reichsstädte fest zusammen. Sie hatten es auch nöthig, einmal der Raubritter wegen, und sodann, weil sie in den Fürsten, welche ihre Macht und ihr Aufblühen längst mit Neid ansahen und nun sogar zu fürchten begannen, gar schlimme Feinde besaßen.

Das waren die Zustände Deutschlands während des langen Interregnums und sicherlich hätten sie trostloser gar nicht sein können. Da starb am 2. April 1272 der Scheinkönig Richard von Cornwall und es entstand nun, weil Alphons X. von Castilien, der Deutschlands Boden nie sah, gar nicht in Rechnung kommen konnte, die Frage, ob überhaupt wieder ein König gewählt werden solle. Die

weltlichen Fürsten Deutschlands in ihrer großen Mehrheit verneinten diese Frage unbedingt, denn die Ungebundenheit, mit der sie in ihren Territorien schalten und walten konnten, gefiel ihnen über die Maßen gut und sie wollten natürlich nicht wieder abhängig werden, wie früher. Anders dachten, wenigstens theilweise, die Kirchenfürsten; nicht aber aus Patriotismus, sondern ebenfalls nur ihres Privatinteresses wegen. Die Klöster und Abteien damaliger Zeit nemlich, sowie nicht minder auch die Bischofssitze bedurften, wie ich das schon früher auseinandergesetzt habe, der Schirmvögte, und zu solchen Schirmvögten wählten sie immer einen mächtigeren Grafen oder Fürsten in ihrer nächsten Nachbarschaft. Was thaten nun aber diese „Schirmer“ während der kaiserlosen Zeit? Nun sie hatten Vortheile genug von dem ihnen übertragenen Amte, da sie sehr gut besoldet wurden; allein solche Vortheile genügten ihnen jetzt vielfach nicht mehr, sondern sowie ihnen eines der kirchlichen Besitzthümer, eine Burg, ein Dorf, eine Stadt oder eine Herrschaft in die Augen stach, so zwangen sie den betreffenden Abt oder Bischof, ihnen dieß Besitzthum zu Lehen zu geben, und schmälerten hiedurch die Einkünfte des Bisthums oder Klosters. Auch gingen sie dabei meist mit einer Rohheit und Brutalität zu Werk, die sonst nur Straßenräubern eigen zu sein pflegt, und es fehlte selbst an persönlichen Mißhandlungen der Herren Aebte und Bischöfe nicht. Besonders schwer hatten unter diesen Bedrückungen die Bisthümer Lübeck, Ratzeburg und Schwerin, sowie die Hochstifte von Trient, Brixen und Chur zu leiden und was Wunder nun, wenn diese Stifte und Bisthümer sich nach einem kräftigen Reichsoberhaupte sehnten, um von ihm Gerechtigkeit zu verlangen? Noch mehr übrigens, als ihnen, lag, nachdem das Interregnum zwanzig Jahre lang gedauert hatte, dem Pabste zu Rom daran, daß über Deutschland wieder ein starker Monarch herrsche, und zwar aus nachfolgenden Gründen. Clemens IV. hatte, wie wir wissen, zum Zweck der Vernichtung des letzten Sprossen des hohenstaufischen Geschlechts den schlimmen Karl von Anjou zum König von Neapel gemacht, hoffend, ihn für immer als Werkzeug benützen zu können; allein sowie nun dieser bestialische Geselle fest auf seinem Throne saß, behandelte er den Pabst gerade so, wie er sonst Jeder-

mann behandelte. Namentlich ließ er sich von ihm im April 1268 die römische Senatorswürde übertragen und schaltete von da an in Rom, als ob er allein dort zu befehlen habe. Natürlich fühlte sich hierüber Clemens IV. aufs tiefste gekränkt; zu ändern jedoch war die Sache nicht, weil der König von Frankreich, Philipp III., der Neffe Karls, auf des Letzteren Seite stand und die Scheinregentschaft in Deutschland keine Hülfe zu leisten vermochte. Nicht lange hernach, am 29. November 1268, starb Clemens IV. und nun wurde Karl von Anjou noch ungeberdiger. Ja man konnte es jetzt mit Händen greifen, daß sein und seines Neffen, des französischen Königs, Bestreben dahin ging, den apostolischen Stuhl ganz von den Regierungen Neapels und Frankreichs abhängig zu machen, denn Karl von Anjou wollte die Cardinäle zwingen, einen durchaus französisch gesinnten Pabst zu erwählen. Verschiedene dieser hohen Kirchenfürsten waren hiezu geneigt, Andere dagegen nicht und so kam fast drei Jahre lang keine Wahl zu Stande. Da einigte sich endlich das Collegium am 1. September 1271 auf den Canonicus Thedald, Neffen des Erzbischofs Otto Visconti von Mailand, und gegen diesen, der sich Gregor X. nannte, hatte Karl von Anjou nichts einzuwenden. Derselbe geberdete sich nemlich, als ob er zur französischen Partei gehöre; allein dieses sein Gebahren war eitel Maske, da er in Wahrheit nichts sehnlicher wünschte, als Befreiung von dem drückenden Einfluß der Beherrscher Frankreichs und Neapels. Diese Befreiung übrigens — wer allein konnte sie ihm bringen? Einzig nur ein deutscher König, aber kein Scheinkönig, sondern ein kräftiger Monarch, der das Zeug dazu hatte, den beiden Capetingern in Neapel und Frankreich die Spitze zu bieten.

Sobald also Gregor X. vernahm, daß Richard von Cornwall mit Tod abgegangen sei, erließ er ein Schreiben an die deutschen Wahl- oder Kurfürsten, worin er es ihnen strengstens ans Herz legte, alsobald zur Wahl eines neuen Königs zu schreiten. Ja er drohte ihnen sogar, er werde aus eigener Machtvollkommenheit dem Reiche ein Oberhaupt geben, wenn die Wahl nicht schnellstens erfolge, und beauftragte zugleich den Erzbischof Engelbert II. von Köln, seinen treuen Anhänger, sofort nach Böhmen zu reisen, um dem dortigen

Könige Ottokar II. (daß die Herzoge von Böhmen seit 1086 den Königstitel führten, habe ich früher schon erzählt), als dem mächtigsten der Fürsten Deutschlands, die deutsche Krone anzubieten. Ottokar II., Sohn des Königs Wenzel I. aus dem Geschlechte Przemysl, welches Böhmen schon seit Jahrhunderten beherrschte, war ein Gemisch von großartigen und schlimmen Eigenschaften, denn mit ungemeinem Verstand, großer Tapferkeit und vielem Wissen verband er einen wahrhaft schreckbaren Ehrgeiz, sowie eine Sucht nach Vermehrung seiner Gewalt, welche vor keinem Mittel zurückschreckte. Schon als Jüngling von achtzehn Jahren verband er sich daher anno 1248 mit einem Theil des böhmischen Adels, um seinen Vater vom Throne zu stürzen, versöhnte sich aber gleich nachher wieder mit letzterem, nachdem sein älterer Bruder Wladislaw gestorben war, und richtete nun sein Augenmerk auf das Herzogthum Oestreich, in welchem, weil es, wie wir früher gesehen, schon seit mehreren Jahren völlig herrenlos geworden war, nichts als Verwirrung und Bürgerkrieg herrschte. Nun trat aber für das genannte Herzogthum die Gefahr immer näher, daß der Baiernherzog Otto und der Ungarnkönig Bela IV. diese Wirren dazu benützen würden, um das schöne Land unter sich zu theilen, und solches wäre doch ein furchtbares Unglück gewesen. Mit Freuden griffen daher die östreichischen Städte nebst fast dem gesammten Clerus zu, als ihnen der böhmische König Wenzel I. seinen starken Schutz zusagte, falls sie seinen Sohn und Erben Ottokar zum Herzog erwählen würden, und schon zu Anfang des Jahres 1251 führten die hierüber von den Bischöfen von Freising und von Passau, sowie von dem Erzbischof von Salzburg geführten Unterhandlungen zu einem gedeihlichen Ziele. Nur der Adel Oestreichs blieb noch renitent, erklärend, daß des verstorbenen Herzogs Friedrich Schwester Margarethe die allein gesetzmäßige Erbin des Herzogthums sei. Da faßte Ottokar schnell den Entschluß, die Margarethe, trotzdem sie gerade doppelt so alt war, als er (sie zählte 46, er 23 Jahre), zu heirathen, und diesen Entschluß führte er im Februar 1252 aus. Nun fügte sich auch der Adel, besonders als Ottokar sofort mit einem starken Heere ins Land rückte, und das Herzogthum Oestreich war also für den böhmischen Kronprinzen gewonnen.

Wohl gemerkt übrigens nur Oestreich, nicht aber auch Steiermark, denn dieses hatte Ottokar dem Ungarnkönig Bela IV. lassen müssen, um nicht in einen schweren Krieg mit demselben verwickelt zu werden Ueberdem mußte er noch, um die Sanction der römischen Curie für die Acquisition Oestreichs zu erhalten, dem Pabste Innocenz IV., dem früheren Begünstiger der Gertrude und ihres verstorbenen Gemahls, des Markgrafen Hermann von Baden, unbedingten Gehorsam urkundlich (die Urkunde ist vom 17. September 1253 datirt) zuschwören und sich namentlich dazu verpflichten, den Pfaffenkönig Wilhelm von Holland als deutschen König anzuerkennen. Einige Tage später, am 22. September 1253, starb sein Vater, Wenzel I., und Ottokar bestieg nun unter dem Namen Ottokars II. den böhmischen Königsthron. Sowie er aber das Scepter inne hatte, fing er an, sein Land zu germanisiren, denn während des Mongolensturms, dessen ich weiter oben erwähnt, waren ganze Städte und Dörfer von der Erde weggefegt worden, und um diese Städte und Dörfer wieder aufzubauen, überhaupt um den Ackerbau, die Gewerbe und den Handel in Böhmen emporzubringen, däuchte es ihm am besten, deutsche Kräfte in Masse herbeizuziehen. Freilich sahen hiezu die Czechen, besonders der czechische Adel, äußerst scheel, allein Ottokar II. kümmerte sich um deren Zorn auch nicht das Geringste, wohl wissend, daß ihm das deutsche Bürgerthum die beste Schutzwehr sein würde. Inzwischen bedrückte der Ungarnkönig Bela IV. das von ihm acquirirte Steiermark auf alle Weise und es entstand deßhalb dorten im December 1259 ein Aufruhr gegen ihn, wobei die Aufrührer nicht unterließen, den böhmischen König zur Hülfe herbeizurufen. Er kam im Frühjahr 1260 mit seiner ganzen Macht und forderte zugleich die benachbarten deutschen Fürsten aufs dringendste auf, ihre Schaaren gegen den Erbfeind, als welcher die Ungarn damals galten, zu ihm stoßen zu lassen. Viele eilten freudig herbei und mit ihrer Hülfe gelang es, dem Ungarnkönige auf dem großen weiten Marchfelde, das sich zwischen der Donau und der untern March hinzieht, unweit Wien beim Dorfe Croissenbrunn am 12. Juli 1260 eine totale Niederlage beizubringen. Die Folge aber war, daß Bela IV. ganz Steiermark an Ottokar II. abtrat, recht froh,

wenigstens seinen ungarischen Thron behalten zu dürfen. Nicht lange hernach wußte der Böhmenkönig auch den kinderlosen Herzog Ulrich III. von Kärnthen und Krain, sein Geschwisterkind — Ulrichs III. Mutter war Jutta, eine Schwester König Wenzels I. gewesen — zu bewegen, daß er ihn zum Erben einsetzte, und wie dann der besagte Herzog im Jahr 1269 starb, fielen ihm auch diese Lande zu, obwohl des Verstorbenen Bruder Philipp seine näheren Erbschaftsrechte mit dem Schwerte in der Hand geltend zu machen suchte. So vereinigte Ottokar II. zur Zeit, wo Richard von Cornwall starb, fast alle deutschen Lande des jetzigen Kaiserthums Oestreich, nemlich Böhmen, Mähren, Oestreich, Steiermark, Kärnthen und Krain, in seiner starken Hand, und weil nun der Pabst Gregor X. eines mächtigen deutschen Königs bedurfte, so ist es kein Wunder, daß er, wie ich oben bemerkte, sein Augenmerk auf ihn richtete. Merkwürdig übrigens, die Mission des Kölner Erzbischofs, Engelberts II. von Falkenburg, scheiterte vollständig, indem Ottokar II. die Annahme der deutschen Königskrone verweigerte. Warum nun aber dieß? Etwa deßwegen, weil er nicht Ehrgeiz genug besaß, dieselbe auf sein Haupt zu setzen? Nein, sicherlich nicht, denn der Ehrgeiz verzehrte ihn fast. Oder deßwegen, weil es ihm zu unwürdig erschien, dem Pabste gegenüber den unterthänigen Knecht zu spielen? Noch weniger, denn solchen Gehorsam hatte er dem Pabst schon früher eidlich versprochen und seither seinen Schwur bei gar manchen Gelegenheiten bethätigt. Nein, der Grund, warum Ottokar II. die deutsche Krone ausschlug, lag ganz wo anders, darin nemlich, daß der Kölner Erzbischof von ihm begehrte, er müsse den größeren weltlichen Fürsten Deutschlands ihre souveraine Landesherrlichkeit, welche sie sich angemaßt, garantiren, indem sie sonst nicht zu bewegen sein würden, ihm ihre Stimme zu geben. Diese Garantie zu leisten weigerte er sich, weil er, wenn gewählt, kein Scheinkönig sein wollte. Im Uebrigen aber zweifelte er nicht daran, daß dessenungeachtet der größte Theil der Wähler ihn küren würde, da ja der Pabst durchaus eines gewaltigen Herrschers bedurfte und also gezwungen zu sein schien, auf der Wahl seiner Person zu beharren.

Also die Mission des Kölner Erzbischofs war gescheitert und

nun befanden sich die drei geistlichen Kurfürsten in großer Verlegenheit, was zu thun sei. Der Pabst nemlich drang darauf, daß sofort ein deutscher König, und zwar ein Mann von Kraft, gewählt werde, und wie man gar vollends mit Gewißheit erfuhr, daß der französische König Philipp III. ernstlich damit umgehe, die deutsche Krone mit der seinigen zu vereinen, sah man wohl ein, daß kein Augenblick zu verlieren sei. Nach langem Besinnen kam nun endlich der kluge Erzbischof Werner von Mainz, ein geborner Graf von Eppstein, auf einen neuen Candidaten, von dem er hoffte, daß er sowohl dem Pabste als auch den weltlichen Kurfürsten genehm sein werde, und für diesen seinen Candidaten gewann er sofort nicht blos die Stimmen der Erzbischöfe von Köln und Trier, sondern auch die des Rheinpfalzgrafen und Baiernherzogs Ludwigs des Strengen. Wer war nun aber dieser hochgepriesene Throncandidat? Kein anderer, als der Graf Rudolph von Habsburg, an den früher kein Seelenmensch gedacht hatte, weil es bis jetzt stets Sitte gewesen war, nur einen Herzog auf den Thron zu erheben.

Spätere Schmeichler haben das Geschlecht der Habsburger auf uralt heidnische Zeiten zurückführen wollen, allein historisch beglaubigt ist nur Guntram der Reiche, der um die Mitte des 10. Jahrhunderts lebte. Fünfzig Jahre später finden wir einen Enkel Guntrams, mit Namen Werner, auf dem Bischofsstuhl von Straßburg und er war es, der den Grundstein zum berühmten Straßburger Münster legte. Noch mehr, er im Verein mit seinen Brüdern Lanzelin und Radbod erbaute hart an der Aar auf dem Wülpelsberg im jetzigen Kanton Aargau, also in Oberalemannien, ums Jahr 1020 das feste Schloß Habsburg oder Habichtsburg, und seither nannte sich das Geschlecht nach dieser Veste. Auch erhielten die Nachkommen des genannten Radbod später, wahrscheinlich im Jahr 1070, durch den Kaiser Barbarossa das Landgrafenamt im Oberelsaß, d. h. sie hatten die kaiserliche höhere Gerichtsbarkeit daselbst auszuüben und fanden in dieser wichtigen Stellung Gelegenheit genug, sich Ansehen, Macht und Reichthum zugleich zu erwerben. Wiederum fünfzig Jahre später theilten sich die Habsburger in zwei Linien, in die Habsburgische und Lauffenburgische (so genannt nach dem Schloß Lauffenburg),

und Rudolph erblickte im Jahr 1218 als der erstgeborne Sohn des Grafen Albrecht von Habsburg das Licht der Welt. Genannter Albrecht nun war ein treuer Anhänger der Hohenstaufen gewesen und von diesen daher reich bedacht worden. Was Wunder also, wenn der Sohn, als der Vater auf einer Kreuzfahrt gestorben war, in dessen Fußstapfen trat und ebenfalls mit eiserner Treue zu Kaiser Friedrich II. und seinem Sohne Konrad IV. hielt? Sein Schaden war es nicht, sondern im Gegentheil wußte er durch ihre Gunst gar manches Gut und gar manche Vogtei an sich zu bringen, wodurch seine Grafschaft eine immer bedeutendere wurde. Noch mehr Gelegenheit, sein angestammtes Erbe zu vermehren, fand er in der kaiserlosen Zeit, denn er gehörte nicht unter diejenigen, welche in den damaligen Wirren die Hände träg in den Schooß legten, sondern überall griff er, das Schwert in der Hand, tüchtig zu und wir finden ihn daher während jener ganzen Zeitperiode in eine zahlreiche Masse von Fehden verwickelt, deren Ende aber — Dank seiner ebenso großen Klugheit als Tapferkeit — fast immer zu seinen Gunsten ausschlug. So erwarb er sich nach und nach zu seinem habsburgischen Erbgute hin auch noch die Herrschaften Kyburg, Baden und Linzburg und außerdem gehörten ihm die gräflich Hohenbergischen Güter, welche ihm seine Gemahlin Anna von Hohenberg in die Ehe brachte. Alle diese Besitzthümer aber lagen in Oberschwaben, also theils in der jetzigen Schweiz, theils im oberen Elsaß, und somit war er einer der begütertsten und angesehensten Herren jenes Theils von Deutschland.

Warum nun übrigens kam der kluge Erzbischof Werner von Mainz darauf, diesen Grafen Rudolph von Habsburg zum Candidaten für den vacanten Königsthron aufzustellen? Der Erzbischof hatte ihn auf einer Reise nach Rom, wobei ihm Rudolph das Geleite über die Alpen hin und zurück gab, persönlich kennen gelernt und gefunden, daß derselbe, obwohl früher ein Anhänger der Hohenstaufen, längst ein treuer Diener der Kirche und des Pabstes geworden sei. Noch mehr, bei einer Zusammenkunft, die er deßhalb mit ihm hatte, versprach ihm der Habsburger, in Allem und Jedem dem apostolischen Stuhle zu Willen zu sein, und in dieser Beziehung konnte also

Gregor X. sich keinen bessern Königsthroncandidaten wünschen. Nicht minder mußte der Habsburger den deutschen Fürsten und Herzogen willkommen sein, denn wenn derselbe auch als Graf keineswegs arm oder gar verächtlich dastand, so besaß er doch keine Hausmacht, welche ihnen zusammen oder auch nur einem Einzelnen von ihnen gefährlich sein konnte, und somit durften sie sicher sein, während seines Königthumes das zu bleiben, was sie während des Interregnums geworden waren. Trotzdem wollten sie ganz sicher gehen und ließen vorher durch den Burggrafen von Nürnberg, Friedrich von Hohenzollern, mit dem Habsburger unterhandeln, ehe sie sich dazu herbeiließen, ihm ihre Stimme zu geben. Mit andern Worten, der Graf Rudolph von Habsburg mußte sich, ehe man die Königswahl vornahm, zu Verschiedenem verpflichten, und zwar insbesondere zu Nachfolgendem. Erstens dem Pabste in Allem zu gehorchen und namentlich ihn in seinen italienischen Territorien gegen jedweden Feind zu schützen; zweitens das neu aufgekommene Recht der sieben Kurfürsten, für sich allein ohne Einmischung anderer weltlicher oder geistlicher Großen den deutschen König zu wählen, öffentlich anzuerkennen und zu sanctioniren; drittens für jede wichtigere Beschlußfassung oder Unternehmung vorher die Consense der sieben Kurfürsten durch sogenannte „Willebriefe“ (Einwilligungsbriefe) einzuholen, was nichts Anderes bedeutete, als daß der Habsburger sich dazu verstand, die Kurfürsten als Mitregenten anzunehmen; viertens endlich all' die Usurpationen, welche sich die Herren Fürsten in den letzten Jahren unter dem Interregnum herausgenommen hatten, zu bestätigen und hiefür durch Verheirathung seiner drei ältesten Töchter an die Kurfürsten von Brandenburg, Sachsen und Pfalzbaiern Bürgschaften zu geben.

Solch' schwere Bedingungen mußte der Habsburger eingehen, ehe seine Candidatur gesichert war; nun er sie aber eingegangen hatte, wählten ihn, den damals fünfundfünfzigjährigen, alle Kurfürsten, außer dem abwesenden Ottokar II. von Böhmen, einstimmig am 29. September 1273 in Frankfurt zum König von Deutschland und vier Wochen später — Rudolph eilte schnellstens von Basel, mit dessen Bischof er eben in Fehde begriffen war, herbei — an

24. October fand durch den Erzbischof Engelbert II. von Köln in Aachen seine feierliche Krönung statt. Zu gleicher Zeit vermählte der neue König seine Tochter Melchtild dem Pfalzgrafen und Baiernherzog Ludwig, seine Tochter Agnes dem Herzog Albrecht II. von Sachsen und seine Tochter Hedwig dem Markgrafen Otto von Brandenburg. Nicht minder auch erhielten die drei geistlichen Kurfürsten großartige Beweise seiner Dankbarkeit und schließlich schickte er den Probst Otto von St. Guido in Speier, seinen Hofkanzler, nebst dem Burggrafen Friedrich von Nürnberg als außerordentliche Ambassadeure nach Rom zu Gregor X., um demselben alles früher Versprochene nochmals urkundlich zu bestätigen. Deutschland hatte also jetzt wieder ein Oberhaupt, aber unter welch' schmählichen Bedingungen war nicht dieses Oberhaupt an die Spitze des Reichs getreten! Keinen Monarchen im ächten Sinne des Worts konnte sich der neue König nennen, denn die Obergewalt hatte er an den Pabst abgetreten und die Mitregierung an die oligarchischen Kurfürsten!

Sechs Kurfürsten hatten den Grafen Rudolph von Habsburg zum Könige erwählt, allein eine einstimmige konnte man seine Wahl deßwegen doch nicht nennen. Es fehlte nemlich die Einwilligung des Königs Ottokars II. von Böhmen und Oestreich, des bei weitem mächtigsten aller damals regierenden Dynasten Deutschlands, und man durfte gar nicht daran denken, daß man diese je erlangen könne, weil Ottokar darüber, daß man ihm den kleinen, „wenig tauglichen“ — so nannte er ihn — Grafen vorzog, aufs furchtbarste erbittert war. Ueberdem hegten viele der kleineren deutschen Dynasten Furcht, der neue König möchte ihnen die Reichsgüter wieder absprechen, welche sie während der kaiserlosen Zeit widerrechtlich an sich gerissen hatten, und sie alle, die Grafen von Württemberg, von Baden, von Freiburg, von Eilenburg und von Wettin nebst dem Herzog Heinrich von Niederbaiern an der Spitze, stellten sich auf die Seite des erbitterten Ottokar. Es mußte also zwischen dem letztgenannten und dem Könige Rudolph nothwendig zum Kriege kommen, und zwar um so mehr, als König Rudolph es zu diesem Kriege kommen lassen wollte. Ja wohl „wollte“, denn er mußte es sich gleich nach seiner Wahl sagen, daß er immerdar nur ein ganz ohnmächtiger, von dem

guten Willen der Kurfürsten abhängiger Regent bleiben werde, wenn er der kleine Graf bleibe, der er bisher war. Mit andern Worten, wenn er sich nicht eine Hausmacht erwerbe, groß genug, um mit Nachdruck auftreten zu können, denn der Titel „König von Deutschland" gab ihm weder Macht, noch Einkommen. Man bedenke doch nur, die früheren großen Reichsgüter waren längst verschenkt, verschleudert oder gestohlen und auch die Zoll-, Münz-, Bergwerks- und andern Regale hatten die Großen meist an sich gerissen! Somit stand in dem Könige von Anfang an die Absicht fest, sich eine Hausmacht zu erwerben, und nur darüber war er noch mit sich im Zweifel, woher er die Territorien nehmen solle, mit denen er die Macht seines Hauses vermehren oder vielmehr erst begründen könnte. Allein siehe da, König Ottokar weigerte sich trotz mehrmaliger Aufforderung standhaft — sogar in verächtlicher Weise —, den neuen König anzuerkennen, und nun natürlich lag es letzterem klar vor Augen, auf wessen Kosten er sein Haus zu bereichern habe. Oestreich, Steiermark, Kärnthen, Krain und so viele andere Reichstheile waren von Ottokar acquirirt worden, ohne daß des Reiches Oberhaupt ihm den Besitz dieser Länder rechtlich zugesprochen hätte, und somit konnten sie ihm mit allem Fug wieder abgenommen werden.

Gewiß, mit allem Fug, allein eine andere Frage war, ob es auch möglich sei, sie ihm zu entreißen, denn Ottokar besaß offenkundig eine weit größere Macht, als König Rudolph. Deßwegen nahm sich dieser von Anfang an vor, mit äußerster Vorsicht vorwärts zu gehen und den eigentlichen Kampf erst aufzunehmen, wenn er des siegreichen Ausgangs gewiß sein könne. Auf dreierlei Wegen aber glaubte König Rudolph doch zum Ziele gelangen zu können; einmal dadurch, daß er die geistlichen Kurfürsten, überhaupt die Bischöfe — auf die geistliche Macht mußte er als Pabstknecht sich hauptsächlich stützen — bewege, in der Stille ein Heer für ihn zu sammeln; sodann dadurch, daß er die Verbündeten Ottokars diesem abtrünnig mache und auf seine Seite herüberziehe; endlich dadurch, daß er dem Ottokar in den eigenen Landen Feinde erwecke und vor allem die schon vorhandenen begünstige. Was nun zuerst das Heer anbelangt, so thaten die Kirchenfürsten ihr Möglichstes; das Hauptsächlichste aber mußte

König Rudolph selbst besorgen und ein Glück für ihn war, daß man ihn von früher her als einen tapfern, kriegslustigen Herrn kannte. Demgemäß strömten ihm gar viele Ritter vom Oberelsaß und von Oberschwaben zu und andere Schaaren sammelten die Tochtermänner des Königs, besonders der Rheinpfalzgraf und Baiernherzog Ludwig der Strenge. Trotz allem dem aber würde es sehr in Frage gestanden sein, ob König Rudolph mit Waffengewalt etwas hätte ausrichten können, wenn er nicht mittelst der beiden andern von ihm eingeschlagenen Wege ganz außerordentliche Erfolge erzielt haben würde. Seit Ludwig der Strenge und sein Bruder Heinrich mit einander getheilt hatten, lebten sie in bitterer Feindschaft, und Heinrich, sehend, daß Ludwig es mit dem Könige Rudolph halte, schloß sofort mit Ottokar II. ein Schutz- und Trutzbündniß ab. Da sandte König Rudolph den Bischof Leo von Regensburg, sowie den Burggrafen Friedrich von Nürnberg an den Herzog Heinrich ab, um diesen mit dem Bruder zu versöhnen, oder besser gesagt, um ihn auf die habsburgische Seite herüberzuziehen. Einige Zeit schien es, als ob die Gesandten nichts ausrichten könnten; als aber Ludwig der Strenge sich dazu herbeiließ, eine nochmalige, gleichartigere Theilung des Landes vorzunehmen, und zugleich König Rudolph sich anheischig machte, dem Erstgebornen Heinrichs, Otto, nicht blos die Hand seiner Tochter Katharine zu geben, sondern mit dieser Hand auch einen reichen Brautschatz — das von Oestreich abzutrennende Land ob der Ens — zu verbinden, da ließ sich Herzog Heinrich erweichen und ging zu dem Habsburger über. Ebenso that auch Graf Meinhard II. von Tyrol, als König Rudolph dessen Tochter Elisabeth für seinen Erstgebornen Albrecht zum Weibe begehrte, und seinem Beispiel folgte der früher für Ottokar so viel thätige Bischof Bernhard von Seckau. Kurz König Rudolph wußte fast alle früheren Anhänger des Böhmenkönigs demselben durch Köder aller Art abtrünnig zu machen, und dieselben vereinten sofort ihre Streitkräfte mit denen des Königs. Einen noch weit größeren Nachtheil aber erlitt Ottokar II. dadurch, daß ihm König Rudolph in seinen eigenen Landen mächtige Feinde erweckte und diese so lange aufstachelte, bis sie in offene Empörung ausbrachen. So wußte der Habsburger, daß der czechische Adel höchst unzufrieden damit sei,

daß Ottokar so viele deutsche Ansiedler ins Land gezogen hatte, und setzte sich daher alsobald mit den Wortführern jenes Adels in Verbindung. Auch brachte er sie in der That bald so weit, daß sie ihm insgeheim Botschaft sandten, sie würden mit einem großen Theil ihrer Genossen zu ihm stehen, sobald er in Böhmen einfalle, denn das Joch Ottokars sei ihnen nach und nach unerträglich geworden. So gewann der Habsburger insbesondere auch den östreichischen und steiermärkischen Adel für sich, und zwar durch kluge Benützung eines politischen Fehlers, den sich der Böhmenkönig hatte zu Schulden kommen lassen. Die Erwerbung Oestreichs war für Ottokar, wie wir weiter oben gesehen, nur dadurch möglich gewesen, daß er die alternde Prinzessin Margarethe als Gemahlin heimführte, denn nur dadurch hatte er den östreichischen Adel für sich gewinnen können. Nun aber gefiel dem Herrn Gemahl die Gemahlin ganz und gar nicht und wie er daher des Besitzes Oestreichs sicher zu sein glaubte, verstieß er die Margarethe und heirathete — 25. October 1261 — dafür die ebenso schöne als geistig begabte Prinzessin Kunigunde, Enkelin des Magyarenkönigs Bela IV. Dadurch mußte sich natürlich der östreichische Adel höchlich beleidigt fühlen und die Erbitterung stieg noch, als Ottokar jede Regung der Unzufriedenheit mit der furchtbarsten Grausamkeit zu bestrafen sich erlaubte. Dieß Alles aber blieb dem Könige Rudolph nicht unbekannt und er knüpfte sofort mit den hervorragenderen Mitgliedern unter den Unzufriedenen Verbindungen an. Nicht blos übrigens oberflächliche Verbindungen, sondern ganz intime, die bei einer geheimen Adelszusammenkunft im Nonnenstifte Göß in Steiermark im Sommer 1274 zu einem förmlichen Bündnisse führten. Es ward abgemacht, daß der Gesammtadel Oestreichs und Steiermarks alsobald aufstehen solle, sobald König Rudolph sich den östreichischen Grenzen von Niederbaiern her nähere, und man wollte dann den deutschen König als Befreier begrüßen.

So bereitete König Rudolph Alles mit äußerster Umsicht vor und selbst die Hülfe der Ungarn, die ihm der Nachfolger Bela's IV. anbot, verschmähte er nicht. Nun aber, nachdem alle Fäden geschickt zusammengefaßt waren, rückte König Rudolph im Sommer 1276 mit seiner ganzen Streitmacht vor und sowie er vorrückte, empörte

sich der Adel Steiermarks und Oestreichs. Ja selbst die czechischen Barone blieben nicht zurück und ein ungarisches Heer wälzte sich gegen Böhmen zu. Ottokar II. bot sofort alle seine Macht auf, allein mit Schrecken sah er bald, daß er ringsum von Feinden bedroht sei. Darum, wie nun im October 1276 die starke Veste Klosterneuburg sich an Ludwig den Strengen ergab und Wien im Begriffe war, nach harter Belagerung dem Könige Rudolph seine Thore zu öffnen, sah Ottokar II. ein, daß weiterer bewaffneter Widerstand seinen gänzlichen Ruin herbeiführen müsse, und bat sofort demüthig um Frieden. König Rudolph erklärte sich hiezu bereit und von beiden Seiten wurden die Bevollmächtigten ernannt. Auch kam der Frieden am 21. November 1276 wirklich zu Stande, aber nur unter den für den Böhmenkönig drückendsten Bedingungen. Derselbe mußte nemlich Oestreich, Steiermark, Kärnthen und Krain nebst den Städten Eger und Portenau an den Habsburger abtreten, den er zugleich als König anzuerkennen hatte, und behielt von seinem soeben noch so großen Reiche nichts als sein Stammerbe Böhmen und Mähren. Zur Befestigung des Friedens wurde noch abgemacht, daß Wenzel, Ottokars II. Erstgeborner und Erbe, König Rudolphs vierte Tochter Guta, und Hartmann, der zweite Sohn Rudolphs, die Prinzessin Kunigunde, Ottokars Tochter, heirathen solle.

Alle Vortheile des Friedens waren auf Seiten des deutschen Königs und somit kehrte Ottokar II. voll Ingrimms nach Prag zurück. Dort stachelte seine Gemahlin Kunigunde seinen Zorn noch mehr auf, indem sie ihm zurief, wie er habe so feig sein können, seine Sache aufzugeben, ehe er auch nur eine Schlacht geschlagen, und so setzte sich gleich in den ersten Monden nach dem Friedenswerk der Entschluß in ihm fest, die Scharte womöglich auszuwetzen. Wieder gewinnen wollte er die verlorenen Provinzen und den König Rudolph noch dazuhin seines Thrones berauben. Freilich um augenblicklich den Kampf zu erneuern, dazu fehlte ihm die Kraft, und so gab er sich Mühe, seine wahren Gesinnungen zu verbergen, bis der rechte Zeitpunkt gekommen sei; aber er verrieth sich dennoch durch gar Vielerlei, besonders auch dadurch, daß er seine Tochter Kunigunde zur Nonne machte, um sie nur nicht dem verhaßten Sohn des Habsburgers

vermählen zu müssen. Umgekehrt meinte der länderdurstige König Rudolph, er habe den Böhmenkönig noch viel zu glimpflich behandelt, weil er ihm Böhmen und Mähren ungeschmälert gelassen habe, und in der stillen Hoffnung, diesen vermeintlichen Fehler durch einen erneuerten Kampf verbessern zu können, betrachtete auch er den abgeschlossenen Frieden nur wie einen Waffenstillstand. Jeder von Beiden war also bemüht, sich auf einen zweiten Krieg vorzubereiten, und namentlich sparte Ottokar kein Geld, um die schwäbischen, baierischen und rheinischen Großen, wenn nicht ganz und offen auf seine Seite herüberzuziehen, so doch wenigstens dahin zu bestimmen, daß sie dem Habsburger keinen weiteren Beistand leisten wollten. Auch gelang ihm dieß bei Mehreren, wie z. B. bei dem Erzbischof Siegfried von Köln und dem Herzog Heinrich von Niederbaiern, und überdem knüpfte er in Oestreich wieder Verbindungen an, was ihm um so leichter wurde, als König Rudolph dort zur Ernährung seines Heeres drückende Steuern auszuschreiben sich genöthigt sah. Umgekehrt aber schloß König Rudolph ein enges Bündniß mit dem König Ladislaus von Ungarn und suchte durch seine beiden Vertrauten, den Burggrafen Friedrich von Nürnberg und den Bischof Heinrich von Basel, durch Truppenanwerbungen sein Heer — das Reichsheer, bestehend aus den Contingenten der Reichsfürsten, war nach dem abgeschlossenen Frieden nach Hause gezogen — so viel möglich zu verstärken. Nachdem so beide Theile das ihrige gethan hatten, begann im Juni 1278 der Krieg von neuem, indem Ottokar II. mit einem starken Corps im Oestreichischen einfiel, und wenn er schnell auf den König Rudolph losgegangen wäre, würde er ihn vielleicht mit seiner Uebermacht erdrückt haben. Weil er aber wohl Tapferkeit, aber wenig Feldherrntalent besaß, hielt er sich mit der Gewinnung einzelner Städte allzu lange auf und ließ daher dem Könige Rudolph Zeit, die 14,000 Mann Hülfstruppen des Ungarnkönigs, sowie die Zuzüge des Burggrafen Friedrich von Nürnberg und des Grafen von Hohenberg, seines Schwagers, mit seinem Heere zu vereinen. Endlich am 26. August 1278, einem Freitage, kams auf demselben Marchfelde, auf dem achtzehn Jahre früher Ottokar II. einen so glorreichen Sieg davongetragen hatte, dießmal übrigens beim Marktflecken Stillfried,

zur Entscheidungsschlacht und von beiden Seiten wurde das Aeußerste gethan. Schon glaubte der Böhmenkönig Sieger zu sein, als König Rudolph unter seinem erschlagenen Rosse niederfiel; allein der Ritter Heinrich Walter von Ramschwag, ein Thurgauer, rettete ihn mit Lebensgefahr und von neuem drangen die Königlichen vor. Endlich sah Ottokar seine Schlachtordnung durchbrochen und von nun an kämpfte er nur noch für die Ehre. Mitten unter den wenigen Getreuen, die nicht von ihm ließen, that er Wunder der Tapferkeit; doch all' seine Tapferkeit konnte ihn nicht retten und mit Wunden überdeckt sank er am Abend des Schlachttages todt darnieder. So wurde der Sieg König Rudolphs ein vollständiger, aber über 14,000 Todte von beiden Seiten deckten das Schlachtfeld.

Am liebsten hätte nun König Rudolph alsobald die ganze Hinterlassenschaft des getödteten Ottokar für sich und sein Haus in Anspruch genommen, und in der That wagten es auch Mehrere der Reichsfürsten — diejenigen, welche es im Stillen mit Ottokar II. gehalten hatten, wie der Herzog Heinrich von Niederbaiern und der Erzbischof Siegfried von Köln — nicht, ihm irgendwie zu widersprechen. Um so weniger aber waren die Andern hiezu geneigt und doch bedurfte König Rudolph nothwendig ihrer Einwilligung oder, wie man sich ausdrückte, ihrer „Willebriefe". So kam man erst nach langen Unterhandlungen über nachfolgende Stipulationen überein. Des getödteten Ottokar Sohn und Erbe, Wenzel II., solle Böhmen und Mähren als sein Erbgut, das ihm rechtlich nicht entrissen werden könne, behalten und mit der Hand Guta's, der Tochter des Königs Rudolph, beglückt werden. So lange er aber minderjährig sei, habe der Markgraf Otto V. von Brandenburg, genannt der Lange, seine Lande zu verwalten, und überdem müsse Böhmen und Mähren die Kriegskosten zahlen. Weiter dürfe der König Rudolph mit den Landen Oestreich, Steiermark und Krain seine Söhne Albrecht und Rudolph belehnen und dieselben zugleich in den Reichsfürstenstand erheben. Endlich sei der Graf Meinhard II. von Tyrol für seine treuen Dienste und sonstigen Ansprüche mit Kärnthen zu entschädigen, wogegen er aber Krain, das er ebenfalls verlangt hatte, fahren lassen müsse. All' dieß wurde nach langem Streit stipulirt und großentheils

auch in Ausführung gebracht. Otto V. von Brandenburg nemlich trat die Verwaltung Böhmens an und gab sie erst im Jahr 1283 an den volljährig gewordenen Wenzel II. wieder ab. Auch that er es nur, nachdem ihm 40,000 Mark Silbers hiefür ausbezahlt worden waren, während er doch das Land vorher schon in abscheulicher Weise ausgesogen hatte. Weiter heirathete Wenzel II. in der That die Prinzessin Guta, so daß er des Königs Rudolph Tochtermann wurde, und sogar eine zweite Heirath kam noch zu Stande, nemlich zwischen Agnes, der Schwester Wenzels II., und Rudolph, dem drittgebornen Sohn des Königs Rudolph. Sodann erhielt Meinhard II. von Tyrol das Herzogthum Kärnthen als Erblehen, aber erst im Januar 1286. Endlich wurden die zwei Söhne des Königs Rudolph, Albert und Rudolph, mit Oestreich, Steiermark und Krain belehnt; jedoch im Januar 1283 ließ sich König Rudolph bewegen, diese Belehnung dahin abzuändern, daß, um das Mißliche einer Zweiherrschaft abzuwenden, Albrecht das ganze Besitzthum allein erhielt, während dessen Bruder Rudolph mit einer Geldsumme abgefunden werden sollte. In Wahrheit übrigens hatte der König sich fest vorgenommen, diesen seinen gleichnamigen Sohn nicht mit Geld abzufinden, sondern ihm vielmehr später ein anderes deutsches Fürstenthum zu verschaffen, sobald sich die Gelegenheit dazu darbiete.

Auf diese Art gründete König Rudolph I. von Habsburg den Anfang der habsburgischen Hausmacht und von nun an drehten sich alle seine Gedanken darum, diese Hausmacht so viel möglich zu vermehren. Nicht aber blos seine Gedanken drehten sich hierum, sondern auch die aller seiner Nachfolger, denn alle wurden mehr oder minder von derselben Sucht zum größten Nachtheil Deutschlands beherrscht. Wie groß übrigens die Freude des Habsburgers war, endlich zum ersehnten Ziele gekommen zu sein, ersieht man daraus, daß er eine ganze Reihe von Jahren in dem neu acquirirten Besitzthum verweilte, nemlich bis zum Juni 1281, um da Alles so zu ordnen, daß ihm die Lande nie mehr entrissen werden könnten. Und doch, wie so ganz überaus nothwendig wäre seine Anwesenheit in Deutschland gewesen! Hatten sich doch dort die Zustände, welche zur Zeit des Interregnums geherrscht, noch wenig oder gar nicht verändert!

befehdeten sich doch dort die Großen noch immer, wie zuvor, während das Raubritterthum allüberall florirte, wo ihm nicht durch die Gewalt der vereinigten Reichsstädte ein Ende gemacht wurde! Endlich übrigens sah König Rudolph ein, daß er, wenn er nicht totale Verachtung auf sich laden wolle, einschreiten müsse, und wie er also im Juni 1281 von Wien ins Reich zurückkehrte, beeilte er sich, seine schweren Unterlassungssünden wenigstens einigermaßen wieder gut zu machen. Somit erließ er schon zu Anfang Juli 1281 in Regensburg eine baierische Landfriedensordnung; dann noch im selben Monat eine fränkische; weiter im August eine oberschwäbische und endlich im December eine rheinische. Allein die wenigsten Hochgestellten kümmerten sich viel um diese Ordnungen und selbst die gewöhnlichen Ritter trotzten denselben. Mein Gott, er selbst, so lange er noch bloßer Graf von Habsburg war, hatte sich ja um den Landfrieden ebenfalls kein Jota bekümmert, sondern sich in eine Masse von Fehden gestürzt, durch die er hoffen konnte, Vortheile zu erringen — warum sollte man sich also jetzt viel um seine Anordnungen kümmern? Darum wenn es dem Könige Rudolph wirklich darum zu thun war, die Ordnung in Deutschland herzustellen, so mußte er gegen die Raubritter sowohl als gegen die Großen den Ernst zeigen und wirklich beschloß er auch, in Schwaben damit den Anfang zu machen.

Warum nun aber gerade in Schwaben? Dieses Herzogthum bestand als solches längst nicht mehr, denn so lange die Hohenstaufen regierten, nahmen sie es in eigene Verwaltung und scheuten sich nicht, von den herzoglichen Gütern und Rechten eine ziemliche Anzahl zu verschenken. Noch mehr zersplittert wurden diese Rechte und Güter während der kaiserlosen Zeit, indem sich die kleineren schwäbischen Grafen und Territorialherren, selbst die Reichsstädte nicht ausgenommen, derselben zum großen Theil gewaltsam bemächtigten, so daß Schwaben zu König Rudolph's Zeiten als Herzogthum geradezu von der Landkarte verschwunden war. Trotzdem konnte man, als genannter König sich entschloß, gegen die Landfriedensbrecher in Schwaben mit Ernst vorzugehen, sich alsbald überzeugen, daß es ihm nicht sowohl darum zu thun sei, diese Landfriedensbrecher zu strafen, als vielmehr

dadurch, daß er denselben die früheren herzoglichen Güter und Rechte wieder abnehme, das Herzogthum Schwaben wieder herzustellen. Ja wohl, das Herzogthum Schwaben sollte wieder neu erstehen und zwar aus keinem andern Grunde, als weil der König seinen Sohn Rudolph damit belehnen wollte. Freilich nicht Schwaben in seiner ganzen früheren Ausdehnung, sondern ein sehr geschmälertes, denn einen nicht geringen Theil des alten Schwaben hatte der Rheinpfalzgraf und Bayernherzog Ludwig der Strenge, ich erinnere an den armen Conradino — an sich gerissen und diesem seinem Tochtermann, auf den er sich hauptsächlich stützte, wollte und konnte natürlich der Habsburger nichts nehmen. Allein um so rücksichtsloser gedachte der letztere mit den übrigen schwäbischen Großen zu verfahren und vor allem sollten die Grafen von Württemberg nebst den Markgrafen von Baden gemaßregelt werden, weil diese sich vorzüglich am einstigen herzoglichen Gute bereichert hatten. Man merke also wohl, nur darum handelte es sich, die Hausmacht des Habsburgers abermalen zu vergrößern, und soweit war der Graf Eberhard I., der Erlauchte, welcher damals die Grafschaft Württemberg inne hatte, ganz in seinem Rechte, wenn er, unterstützt von den Markgrafen von Baden und den andern schwäbischen Edlen, sich dem deutschen Könige widersetzte. Der Krieg begann im Jahr 1286 und nahm zwei volle Jahre in Anspruch. Sein Ende aber fiel keineswegs zu Gunsten des Königs Rudolph aus, denn obwohl derselbe Stuttgart, die Hauptstadt Württembergs, hart belagerte und auch die Burgen auf den Anhöhen um Stuttgart herum zerstörte, so konnte er die Stadt selbst doch nicht erobern und mußte am Ende froh sein, im November 1288 auf einem Tage zu Gmünd durch Vermittlung des Erzbischofs von Mainz einen sichern Frieden abschließen zu können. In diesem Frieden verpflichteten sich die Grafen von Württemberg und Baden, so wie die mit ihnen verbündeten Edlen, künftig den Landfrieden zu wahren; der König Rudolf aber verzichtete nicht blos auf den Gedanken, das Herzogthum Schwaben wiederherzustellen, sondern erkannte auch die Grafen von Württemberg und Baden als Reichsfürsten, das heißt als solche Grafen an, die Niemanden über sich hätten, als nur den König allein. Zu gleicher Zeit ernannte der König für die sehr wenigen Besitzungen, Gerechtsame und

Einkünfte, welche das Reich noch in Schwaben besaß, sogenannte Reichslandvögte und zwar den einen für Oberschwaben, den andern für Unterschwaben, den dritten für das Elsaß und den Breisgau. So war von jetzt an das frühere so überaus wichtige Herzogthum Schwaben nur noch ein geographischer Begriff; aber Ruhe und Ordnung kehrten endlich wieder, weil die neuen reichsunmittelbaren Herren von Württemberg und Baden selbst dafür sorgten.

Seiner Obliegenheit, den Landfrieden herzustellen, kam also König Rudolf in Schwaben nur sehr unvollkommen nach, und ganz in gleicher Weise überließ er es auch im übrigen Süddeutschland den Fürsten- und Reichsstädten, mit den Raubrittern ein Ende zu machen. Kräftiger trat er in Mitteldeutschland, das heißt im Thüringenschen, auf, wo er anno 1289 nicht weniger als sechsundsechzig Raubschlösser zerstörte und neunundzwanzig Raubritter an den Galgen hängen ließ. Allein in den blutigen Kampf, der dort um dieselbe Zeit zwischen dem Landgrafen Albrecht dem Entarteten und seinen Söhnen entstand — den eigentlichen Zusammenhang werden wir später erzählen — wagte er nicht einzugreifen, obwohl daran ganz Thüringen zu verbluten drohte. Noch weniger dachte er daran, in Ost- und Nord-Deutschland, wohin er in Person gar nie kam, thatkräftig aufzutreten, und in jenen weiten Strecken handthierten die Mächtigeren nach wie vor ganz nach ihrem Gutdünken, als gäbe es gar keinen deutschen König. So insbesondere der Herzog Albrecht von Sachsen, so weiter der Herzog Albrecht von Braunschweig, so endlich die Markgrafen Johann, Konrad und Otto von Brandenburg, die Erben des obgenannten Otto V., den man den Langen nannte. Was Wunder also, wenn das Ansehen des deutschen Königs in jenen Landen so zu sagen auf Null stand? Was Wunder, wenn man dort gar nicht glaubte, daß die Zeit des Interregnums vorbei sei? Am allerschlimmsten aber stand es während der Regierung des Habsburgers um die Gegenden des Niederrheins, wie ich jetzt durch ein paar Beispiele erhärten werde.

Im Jahr 1244 starb kinderlos die Gräfin Johanna von Flandern und Hennegau und somit erbte ihre Schwester Margarethe diese reichen Grafschaften. Nun hatte aber Margarethe in früheren

Jahren nach einander zwei Eheherren gehabt, erstmals den Burchard von Avesnes und sodann den Wilhelm von Dampierre, und von beiden waren Söhne vorhanden. Es fragte sich also, wer die Grafschaften nach dem Tode Margarethens zu erben haben habe, und darüber kam's schon zu ihren Lebszeiten — sie wurde über achtzig Jahr alt — zu langen, blutigen Kämpfen. Die leidenschaftliche Margarethe nemlich begünstigte den Guido von Dampierre, ihren Liebling; die Söhne des von Avesnes, Johann und Balduin, aber stützten sich auf ihr Erstgeburtsrecht. Nach dem Tode Margarethens im Jahr 1279 gabs nur noch zwei Prätendenten, den eben genannten Guido von Dampierre und den Johann II. von Avesnes, den Enkel Burchards von Avesnes, denn der Vater Johanns II. wie sein Oheim Balduin hatten bereits das Zeitliche gesegnet. Im Kampfe zwischen diesen beiden Prätendenten aber trug Guido von Dampierre den Sieg davon und setzte sich mit Gewalt in den Besitz der Grafschaften. Draufhin wandte sich Johann II. von Avesnes an das deutsche Reichsoberhaupt und der Habsburger erkannte nicht nur sein Recht an, sondern erließ auch Befehle über Befehle, daß Guido von Dampierre das gewaltsam erkämpfte Besitzthum zu räumen habe. Noch mehr, er verhängte die Reichsacht gegen ihn; aber davon war keine Rede, daß er diese Reichsacht zu vollziehen gesucht hätte. Im Gegentheil, wie sich draufhin, im Jahr 1288, Guido von Dampierre, an den Pabst als den höchsten Richter in solchen Dingen, wandte und dieser sich für den Guido entschied, ließ der Habsburger es dabei bewenden und Johann II. von Avesnes hatte, trotz seines guten Rechtes, das Nachsehen.

Ganz dieselbe sträfliche Gleichgültigkeit und Schwäche bewies König Rudolph auch in dem blutigen Kampfe, der sich nach dem Tode Walrams IV. um das Herzogthum Limburg entspann. Kaum nemlich war mit dem Absterben Walrams anno 1280 der Mannsstamm der Herzoge von Limburg erloschen, so setzte sich Graf Reinald I. von Geldern, der Gemahl Ermengardens, der einzigen Tochter des Verstorbenen, mit Gewalt in den Besitz des Erbes; allein gleich darauf starb Ermengarde, ohne Kinder zu hinterlassen, und nun hatte Reinald I. kein Erbrecht mehr. Vielmehr fiel dieses jetzt dem Grafen Adolph VIII. von Berg, als dem Sohn der einzigen Schwester Wal-

rams IV., zu und sofort erhob Adolph VIII. seine Ansprüche. Weil er sich aber viel zu schwach fühlte, dem Grafen Reinald I. mit Glück entgegentreten zu können, verkaufte er seine Ansprüche an den Herzog Johann I. von Brabant und dieser begann sofort den Kampf um den Besitz des Herzogthums. Wohlgemerkt übrigens, er begann ihn erst, nachdem er den König Rudolph vergeblich um seinen Schiedsspruch gebeten hatte, dem er sich unbedingt unterwerfen wollte! Demgemäß wüthete vom Jahr 1282 an der Bürgerkrieg mit allen seinen Schrecken im Limburgischen und das ganze schöne zwischen Jülich, Luxemburg und Lüttich liegende Land ward auf eine wahrhaft gräuliche Weise verwüstet. Nicht jedoch blos dieses Land, sondern auch die benachbarten Gebiete, denn fast alle größeren adeligen Grundbesitzer am Niederrhein und der Maas wurden in den Streit verwickelt und nahmen theils für den Grafen von Geldern, theils für den Herzog von Brabant Parthei. Ja selbst die mächtige Reichsstadt Köln ward mithineingezogen, denn einer der hervorragendsten Partheigänger des Grafen Reinald I. von Geldern war der Erzbischof Siegfried von Köln, ein geborner Graf von Westerburg und Engelberts II. Nachfolger, und dieser gewaltthätige Kirchenfürst kam mit der genannten Reichsstadt deßwegen in Streit, weil er von seiner hart am Rhein erbauten Feste Wöringen, einer der furchtbarsten Raubburgen weit und breit, den Handel der Kölner schwer schädigen ließ. Vergebens baten die letzteren den König Rudolph um Hülfe; er regte weder Hand noch Fuß. Vergebens machte sich der Kölner Magistrat zu großen Geldopfern anheischig; der trotzige Erzbischof ließ die Raubzüge von Wöringen aus verdoppeln. Da wandten sich die Kölner im Anfang des Jahres 1288 an den Herzog Johann I. von Brabant und dieser sagte ihnen sofort seine Hülfe zu. Noch mehr, er schritt im Verein mit den Bürgern zur Belagerung der gewaltigen Raubburg, und dieß hatte zur Folge, daß zu Ende des Monats Mai 1288 die sämmtlichen Verbündeten des Erzbischofs, also vor allem der Graf Reinald I. von Geldern nebst dem Grafen Heinrich III. von Luxemburg, herbeieilten, um das Belagerungsheer zu vernichten. Am 5. Juni sodann kams unterhalb der Veste zur Schlacht und diese, welche sich zu einem glänzenden Sieg der Kölner und des Herzogs Johann I.

von Brabant gestaltete, war eine der blutigsten, die es je gegeben. Nicht weniger als 1000 Grafen, Ritter und Edelherren, darunter der Graf Heinrich III. von Luxemburg nebst drei Brüdern, deckten das Schlachtfeld, und nicht minder viele, unter denen ich den Grafen von Geldern und den Erzbischof von Köln besonders hervorhebe, geriethen in Gefangenschaft. Selbstverständlich konnte jetzt von einer Fortsetzung des Kriegs keine Rede mehr sein, sondern es kam vielmehr durch Vermittlung des französischen Königs Philipps IV. — man merke wohl: „des französischen Königs“, denn an diesen wandten sich die Besiegten, weil vom deutschen Könige nichts zu erwarten stand — ein für alle Theile annehmbarer Frieden zu Stande. Der Graf Reinald I. von Geldern nemlich mußte auf Limburg verzichten und zahlte noch extra für Erlangung seiner Freiheit 4000 Mark Silbers; der Erzbischof Siegfried von Köln aber zahlte 12,000 Mark und mußte die Burg Wöringen schleifen, sowie auch geloben, die Stadt Köln, so lange er lebe, in Ruhe zu lassen. So endete endlich im Jahr 1289 dieser Bürgerkrieg, der einen der fruchtbarsten Theile Deutschlands sechs Jahre lang in gräßlicher Weise verwüstet hatte.

Warum vernachlässigte nun aber der deutsche König in solch' schmählicher Weise seine Pflicht, dem Bürgerkriege im Limburgischen wie auch in Flandern und Hennegau ein Ende zu machen? Ei natürlich der erwerbsgierige Habsburger fragte sich, ob eine Einmischung ihm etwas eintrage, und wie er diese Frage verneinen mußte, blieb er wohlweislich fern. Was ging ihn das Reich und seine Wohlfahrt an? Sein eigenes Interesse war für ihn allein maßgebend und wo dieses nicht in das Spiel kam, hielt er sich seitab, um sich die Finger nicht zu verbrennen. Ueberdem beschäftigten ihn nicht gerade in den Jahren 1287 und 1288 höchst wichtige Privatangelegenheiten? Hatte er nicht für seinen natürlichen Sohn Albrecht von Schenkenberg mit Hülfe der Würzburger Juden die Grafschaft Löwenstein anzukaufen und kam dann nicht hiezu noch der Erwerb der Herrschaft Magenheim nebst der Stadt Bönnigheim? Das waren die würdigen Beschäftigungen, mit denen sich damals das deutsche Reichsoberhaupt befaßte, und darüber durfte man Deutschland selbst gar wohl in Verfall gerathen lassen. Zum schlagendsten Beweis

übrigens, wie wenig dem Habsburger an der Ehre und Wohlfahrt des Reiches, wie viel aber an seines Hauses Größe, lag, will ich zwei weitere Beispiele anführen. Schon seit Ludwig IX. trat unter den französischen Königen das Gelüste, ein linksrheinisches Stück Deutschlands nach dem andern ihrem Dominium einzuverleiben, deutlich genug hervor und des Habsburgers Pflicht wäre es daher gewesen, diesen Gelüsten einen schwereisernen Riegel vorzuschieben. Allein was that er? Er bat den französischen König Philipp III. durch ein eigenes Schreiben vom 2. Februar 1276, die Abtei Orval im Luxemburgischen und dann wieder durch ein Schreiben vom 16. November 1281, das Bisthum Toul unter seinen besonderen Schutz zu nehmen, weil ihm selbst der großen Entfernung wegen solcher Schutz sehr schwer falle! Ja wohl, das that er, und nun frage ich, lag hierin nicht sozusagen eine direkte Aufforderung an den französischen Monarchen, sich des deutschen Grenzgebietes zu bemächtigen? Umgekehrt aber, wenn eine Vergrößerung der habsburgischen Hausmacht in Aussicht stand, wie schnell war da nicht dieser selbe Habsburger bei der Hand, selbst gegen Frankreich das Schwert zu ziehen! Das Königreich Burgund, welches einstens der deutsche Kaiser Konrad II. dem Reiche einverleibt, hatte sich längst vom Reichsverband losgesagt, oder vielmehr, um deutlicher zu sein, die Großen Burgunds, wie besonders die Pfalzgrafen, das ist die Besitzer der Pfalzgrafschaft Burgund (die nachher Franche comté hieß), die Grafen von Mömpelgard und die Grafen von Savoyen, hatten sich nebst den sehr mächtigen Städten Lausanne, Lyon und Besançon während des Interregnums vom deutschen Reich vollends ganz unabhängig zu machen gewußt, und somit kam dem Könige Rudolph schon sehr frühe der Gedanke, ob er nicht dieses Arelatische Reich — diesen Namen führte Burgund in späteren Zeiten — seinem zweitgebornen Sohn Hartmann verschaffen könnte. Freilich starb der genannte Hartmann schon anno 1281, aber den Gedanken der Einverleibung Burgunds ließ deßwegen der Habsburger doch nicht fahren, sondern er wollte es nunmehr für seinen dritten Sohn Rudolph — der Versuch, denselben zum Herzog von Schwaben zu machen, war ja mißglückt — erwerben. Darum, wie er sah, daß der Pfalzgraf Otto IV. von Burgund, der mächtigste

unter den arelatischen Großen, anno 1289 sich mit seinen eigenen Unterthanen in Streitigkeiten verwickelt hatte, beeilte er sich, diesen Glücksumstand zu benützen, und überzog denselben sofort, obwohl bereits einundsiebzig Jahre alt, mit Krieg. Er glaubte, leicht mit ihm fertig werden zu können; allein der Pfalzgraf versöhnte sich schnell mit seinen Unterthanen und gewann alle übrigen arelatischen Großen, daß sie ihm werkthätige Hülfe leisteten. Selbst der König von Frankreich, Philipp IV., mischte sich jetzt ein und so sah sich der Habsburger genöthigt, auf die Erwerbung des arelatischen Reichs für sein Haus zu verzichten. Dagegen erlangte er allerdings das, daß ihm sowohl der Pfalzgraf Otto IV. als auch die übrigen Grafen Burgunds nebst den größeren Städten den Huldigungseid leisteten und so das arelatische Reich wieder in eine gewisse Abhängigkeit vom deutschen Reiche gebracht wurde.

Nicht allzu viel Rühmliches haben wir bisher von dem ersten Könige Deutschlands aus dem Geschlechte der Habsburger zu berichten gehabt, das allerunrühmlichste aber war sein Benehmen gegenüber dem Pabste. Dieser wollte ihn zum deutschen Könige haben, um sich nöthigenfalls auf ihn gegen die Anmaßungen des französischen Königshauses stützen zu können; im Uebrigen aber sollte der deutsche König ein getreuer, unterthäniger Knecht der Kirche sein, und dazu gab sich Rudolph I. unbedingt her. So während der Herrschaft Gregors X. und so auch während der Regierung des Pabstes Honorius IV. und seines Nachfolgers Nikolaus IV. Honorius IV. zum Beispiel überließ anno 1285 dem Könige von Frankreich den zehnten Theil der deutschen Bisthümer Lüttich, Metz, Verdun und Basel als Beisteuer zum Kriege gegen den König von Arragonien, und der Habsburger mußte endlich auf das Verlangen der weltlichen Fürsten Deutschlands hiegegen remonstriren. Allein was erhielt er hierauf für eine Antwort? Der Pabst erklärte, daß er über die deutschen Bisthümer nach Belieben verfügen könne, und damit ließ sich der Habsburger ab- und zur Ruhe verweisen. Weiter verlangte der heilige Vater von ihm, daß er seine jüngste Tochter Clementine dem Thronerben Karls von Anjou, mit Namen Karl Martell, vermähle, um damit einen Einfluß auf den besagten Karl von Anjou zu bekommen,

und der deutsche König verstand sich augenblicklich dazu. Endlich mußte der Habsburger den Pabst feierlichst als den souverainen Herrn Roms und des Kirchenstaates anerkennen und alle seine Bitten, ihm den Zug nach Rom zum Behuf der Kaiserkrönung zu gestatten, wurden von Seiten des apostolischen Stuhls rund abgeschlagen. Natürlich, denn wenn er Kaiser geworden wäre, hätte er sich eine gewisse Stellung in Oberitalien erringen können und einmal für allemal sollten nach päbstlichem Willen die deutschen Herrscher in Italien nichts mehr zu sagen haben. Im Uebrigen muß ich der Gerechtigkeit wegen noch bemerken, daß die deutschen Großen einer Romfahrt ebenfalls einstimmig entgegen waren und daher weder Geld noch Truppen zu einer solchen beisteuern wollten.

Noch mehr als die Romfahrt lag dem Könige Rudolph die Ernennung seines Erstgebornen Albrecht, des Herzogs von Oestreich, Steiermark und Krain, zu seinem Nachfolger im Reich am Herzen; allein auch diesen seinen innigsten Wunsch vermochte derselbe nicht durchzusetzen. Einmal nemlich war dieser Erstgeborne ein herrischer, despotischer, finsterer, harter und zugleich habsüchtiger Charakter und man fürchtete und haßte ihn daher allgemein. Sodann hatten es sich die deutschen Wahlfürsten längst vorgenommen, unter allen Umständen selbst den Schein eines Erbkönigthums zu meiden, und beim Pabste stand es ohnehin fest, sich das Recht, bei der Wahlhandlung das letzte Wort zu sprechen, nicht nehmen zu lassen. Endlich war es dem Habsburger während seiner achtzehnjährigen Regierungszeit glücklich gelungen, sich alle Großen des Reichs zu Feinden zu machen, und zwar einfach deßwegen, weil er nur immer zu seinem Privatvortheil, nur immer im Sonderinteresse des habsburgischen Hauses handelte. Wenn aber dieß der Fall war, konnte man sich dann dazu verstehen, diesem pflichtvergessenen ersten Habsburger einen zweiten folgen zu lassen, der ganz sicherlich noch pflichtvergessener regiert hätte? So schlugen denn die Kurfürsten dem Könige die Bitte, ihm den Albrecht zum Nachfolger zu geben, immer rundweg ab, und selbst noch im Mai 1291 auf dem Reichstage von Frankfurt erhielt er diesen abschlägigen Bescheid, obschon er eigentlich damals bereits ein sterbender Mann war. Der beste Beweis übrigens,

wie sehr man den Habsburger am Ende seines Lebens zu verachten begann und einen andern kräftigern, würdigern und königlichern Regenten statt seiner herbeisehnte, liegt darin, daß anno 1285 ein gewöhnlicher Abentheurer sich für den wiedererstandenen Kaiser Friedrich II. ausgeben und großen Anhang gewinnen konnte. Freilich wurde der Betrüger, wahrscheinlich ein gewisser Thile Kolup aus Deutz bei Köln, nachdem er zwei Jahre lang in verschiedenen Städten am Rhein sein Wesen getrieben, schließlich in Wetzlar von dem Habsburger gefaßt und sofort lebendig verbrannt; allein auch nach seiner Hinrichtung glaubten Viele, er wäre ein weit besserer Regent gewesen, als Rudolph I., welcher des Reiches Ehre mit Füßen trat, nur um sein Haus emporzubringen.

Einige wenige Wochen nach dem obgenannten Frankfurter Reichstage, am 15. Juli 1291, starb König Rudolph zu Germersheim auf der Reise nach Speier im Alter von 73 Jahren. Von Person war er ein langer, hagerer Mann gewesen mit einer mächtigen Habichtsnase und einem Kahlkopfe, der ihm viel Spott zuzog. Als Regenten pflegte man ihn noch vor wenigen Jahren unendlich hoch zu stellen, allein in Wahrheit erwarb er sich um das Reich fast gar keine Verdienste. Für seine Dynastie dagegen, das heißt für die Dynastie Habsburg, leistete er um so Größeres, denn er erwarb seinem Hause die östreichischen Lande und bereitete demselben die erbliche Nachfolge auf dem deutschen Königsthrone zu.

## Zweites Kapitel.

### Die Häuser Habsburg, Luxemburg und Wittelsbach

### (1291—1347).

Wie wenig in Wahrheit der erste Habsburger für die dauernde Wiederherstellung der Ordnung in Deutschland gethan hatte, ersieht man am besten daraus, daß unmittelbar nach seinem Tode der Landfriede wieder so vollständig, als wäre er gar nie da gewesen, ignorirt wurde, und somit drangen die Reichsstädte mit aller Energie in die Kurfürsten, sofort zu einer neuen Königswahl zu schreiten. Diese waren auch dazu bereit, weil das Raubritterthum ihren Ländern ebenfalls den höchsten Schaden zufügte, allein wen sollten sie wählen?

Als Hauptbewerber trat, wie natürlich, Rudolphs Erstgeborner, Albrecht, Herzog von Oestreich, Steiermark und Krain, auf und deßhalb hatte er sich auch der Reichskleinodien versichert; allein ihn wollten die Kurfürsten aus bereits genannten Gründen nicht und überdem sah er sich auch in dem Augenblicke, wo sein Vater starb, gar nicht in der Lage, seine Ansprüche mit Nachdruck zu betreiben. Kurz zuvor nemlich in einen Krieg mit dem Könige Andreas III. von Ungarn verwickelt, hatte er sich kaum von dieser Seite her den Frieden erzwungen, als die Adeligen in Steiermark und Oberallemannien gegen ihn aufstanden. Der Grund lag in seinem rücksichtslosen, harten Verfahren, welches die adeligen Herren mit der Furcht erfüllte, er wolle sie allesammt ihres Besitzthums berauben — schon sein Vater hatte ja tapfer genug um sich gegriffen und er selbst übertraf denselben noch bei weitem — und es kostete ihn mehr als ein Jahr Zeit, bis er endlich im April 1292 des gedoppelten Aufruhrs Herr wurde. Während nun aber dieser Kampf alle seine Kräfte in Anspruch nahm, waren die deutschen Kurfürsten längst mit einander

in Verbindung getreten, um sich über einen passenden Nachfolger Rudolphs I. zu einigen, und das Hauptwort dabei führten einmal der König Wenzel II. von Böhmen als erster weltlicher Wahlfürst und sodann der Erzbischof Konrad IV. von Salzburg durch seinen Einfluß auf die Erzbischöfe Siegfried von Köln und Gerhard von Mainz. Beide übrigens, sowohl der König von Böhmen, als der Erzbischof von Salzburg, waren durchaus gegen den Herzog Albrecht, denn ersteren, obwohl mit ihm verschwägert — Wenzel II. hatte, wie wir wissen, Rudolphs I. Tochter Guta geheirathet — hatte Albrecht durch sein barsches, brutales, gewaltthätiges Benehmen aufs tiefste beleidigt, und gegen letzteren war sein Landeshauptmann, der Abt Heinrich von Admont, sein Liebling, in schroff willkürlicher Weise vorgegangen. Was Wunder also, wenn die Herren Kurfürsten schon nach kurzem darüber einig wurden, daß sie in keinem Fall den Herzog Albrecht wählen wollten; was Wunder aber auch, wenn sie sofort dem Erzbischofe Siegfried von Köln beipflichteten, als er ihnen seinen Vetter, den Grafen Adolph von Nassau, als Königscandidaten empfahl? Mein Gott, die genannten Oligarchen wollten keinen mächtigen, starken König, dem sie sich zu fügen gehabt hätten, sondern einen schwachen, unbedeutenden Herrn, der sich nach ihnen richten mußte, und dazu paßte Niemand besser, als der genannte Graf Adolph von Nassau, der nicht einmal diese ganze Grafschaft, vielmehr nur die Hälfte derselben mit den Städten Wiesbaden, Weilburg und Idstein besaß! Ja wohl, das war ein Mann nach ihrem Herzen und deßwegen wählten sie ihn einstimmig zu Frankfurt am Main am 5. Mai 1292. Nicht übrigens, ohne daß er ihnen vorher an Geld und Gut die verschwenderischsten Versprechungen hatte machen müssen, denn keiner der Herren Wähler schämte sich, für seine Stimme so viel zu verlangen — zum Beispiel der Herzog Albrecht von Sachsen und der Markgraf Otto von Brandenburg je 4500 Mark Silbers, die geistlichen Kurfürsten aber neben Geld auch noch Zölle, Vogteirechte und was dergleichen mehr ist — als er nur irgend erlangen konnte.

Adolph von Nassau zählte beim Antritt seiner Regierung siebenunddreißig Jahre und man rühmte an ihm nicht blos seine

große Tapferkeit, sondern auch seine Bildung — er sprach französisch, deutsch und lateinisch — und seinen hervorragenden Verstand. Im Uebrigen konnte er die Rohheit seines Zeitalters nicht verläugnen und namentlich huldigte er jenen häßlichen Trinkgelagen, wie sie damals unter den Herren Rittern gang und gäbe zu sein pflegten. Sei dem jedoch, wie ihm wolle, so muß man zugeben, daß er die Zügel der Regierung mit geschickter Hand ergriff. Einsehend nemlich, daß dem deutschen Reiche nichts mehr fromme, als Herstellung der Ordnung, hielt er schon am 1. October 1292 einen großen Hoftag zu Köln und als dann die sämmtlichen Großen — geistliche wie weltliche — nebst den Abgesandten der Reichsstädte versammelt waren, ließ er alle zusammen und jeden einzeln beschwören, von nun an den Landfriedensbrechern mit vereinter Macht entgegenzutreten. Auch that er selbst, was er konnte, um dem Raubritterthum ein Ende zu machen, und unnachsichtlich strafte er Alle, die sich diesem seinem Vorhaben entgegenstemmten. Nicht minder wußte er einem Reichs-kriege mit dem Habsburger Albrecht, der natürlich über seine Wahl im höchsten Grade erbost war, dadurch auszuweichen, daß er dem-selben aufs freundlichste entgegenkam, und wirklich brachte er es hiedurch so weit, daß der Herzog ihm im December 1292 als Zeichen seiner Unterwerfung die bisher inne gehabten Reichskleinodien übersandte.

Während dieser Unterhandlungen drängte sich dem Könige Adolph, gerade wie früher dem Habsburger, die Ueberzeugung auf, daß er auf so lange ein ohnmächtiger Monarch bleiben werde, als er sich keine genügende Hausmacht erworben habe, und sofort warf er seine Augen auf die Freigrafschaft Burgund. Der Besitzer derselben, Pfalzgraf Otto IV., hatte dem verstorbenen Habsburger nothgedrungen gehuldigt; sowie der letztere aber gestorben war, verlobte er seine Erbtochter Johanna mit einem Sohne des Königs Philipp IV. von Frankreich und vermachte nicht blos diesem seinem Eidam alle seine Besitzungen, sondern erkannte auch den König von Frankreich als seinen Oberlehensherrn an. Das war ein schmählicher Verrath an Deutschland und der Pfalzgraf hatte damit seine Pfalzgrafschaft verwirkt. Allein derselbe stand nun unter dem Schutz Frankreichs

und wenn man ihm seine Besitzthümer abnehmen wollte, mußte man einen Krieg mit Philipp IV. riskiren. Demgemäß verband sich König Adolph zu Anfang des Jahres 1295 mit dem Könige Eduard I. von England, dem Erbfeinde Frankreichs, und traf sofort Kriegsrüstungen, um mit seinem Verbündeten zugleich loszuschlagen. Siehe da aber, jetzt mischte sich der herrische Pabst Bonifaz VIII., damals noch der geschworene Freund Philipps IV., ein und verbot im Mai 1295 dem deutschen Könige bei Strafe des Bannes, seine Waffen gegen Frankreich zu kehren. Sollte Adolph solchem Befehle Trotz bieten? Wenn er es that, so stand seine Krone auf dem Spiel, denn die drei geistlichen Kurfürsten, auf die er sich fast allein verlassen konnte, wären dann unbedingt von ihm abgefallen und mit ihnen die Gesammtgeistlichkeit Deutschlands. Trotzdem schwankte der König; allein nicht lange. Unmittelbar darauf nemlich bot ihm der französische Monarch die für damalige Zeiten immense Summe von 100,000 Mark Silbers, wenn er dem englischen Bündnisse entsage, und solcher Lockung konnte der geldarme Nassauer nicht widerstehen. Er konnte es um so weniger, als sich ihm jetzt Gelegenheit bot, mit dem Gelde eine Acquisition in Deutschland selbst zu machen, welche weit mehr werth war, als der Erwerb der Freigrafschaft Burgund, ich meine die Acquisition von Meißen und Thüringen.

Der Theilung dieser Lande durch Heinrich den Erlauchten unter seine beiden Söhne Albrecht und Dieterich habe ich früher schon erwähnt und nun muß ich auf die Wirren zu sprechen kommen, welche Landgraf Albrecht, der Entartete — diesen Namen erhielt er, weil er ein gleich schlechter Sohn, Bruder, Gatte und Vater war — über seinen Landesantheil brachte. Wegen seiner Mätresse, Kunigunde von Eisenberg, mißhandelte er seine edle Gattin Margarethe, eine Tochter Kaiser Friedrichs II., in wirklich gemeiner Weise, so daß sich diese endlich, im Jahr 1270, genöthigt sah, von der Wartburg nach Frankfurt zu entfliehen, wo sie gleich darauf starb. Es lebten aber von ihr zwei Knaben, Friedrich und Diezmann, und den ersteren biß sie beim Abschied vor Schmerz in die Wange, weßhalb er den Beinamen „Friedrich mit der gebissenen Wange" erhielt. Was wurde nun aus den Knaben? Der entartete Vater vernachlässigte sie

vollständig, von seiner Mätresse dazu getrieben, und deßhalb nahm sich ihr Ohm, Markgraf Dietrich von Landsberg (so hieß seine gewöhnliche Residenz), genannt der Weise (welch' ein Gegensatz gegen seinen Bruder, den Entarteten, liegt nicht schon in diesem einzigen Worte!), ihrer an. Dieß gefiel aber dem entarteten Vater nicht und er überzog daher seinen Bruder, den weisen Dietrich, mit Krieg. Und wahrhaft endlos zog sich diese Fehde hin, denn König Rudolph, der nur für sich und sein Haus sorgte, that nichts, um den Frieden herzustellen. Endlich übrigens, anno 1285, kams doch zu einem Vergleich zwischen den beiden Brüdern, allein zu keinem ernstlich gemeinten, wenigstens nicht von Seiten des entarteten Albrecht. Inzwischen starb Markgraf Dietrich der Weise noch im selben Jahr 1285 und sein Erbe war sein einziger Sohn Markgraf Friedrich Tutte von Landsberg, genannt der Stammler. Allein dieser zeigte sich gegen die beiden Vettern Friedrich und Diezmann gerade ebenso freundlich, wie sein verstorbener Vater, und stand durchaus auf ihrer Seite. Auch bedurften sie seiner Hülfe gar sehr, denn schon mit dem Jahr 1286 kams zu einem neuen Krieg im Thüringenschen, zum Krieg zwischen ihnen, die einstweilen zu jungen Männern herangewachsen waren, und ihrem entarteten Vater Albrecht, der sie wie Auswürflinge behandelte und ihnen nicht einmal das Nöthigste verabreichte. Konnten sie sich dieß gefallen lassen? Im Uebrigen hätten sie deßhalb allein nicht zu den Waffen gegriffen; allein es trat nun zu Tag, daß der entartete Albrecht damit umging, seinem Bastard Apitz, den er mit der Kunigunde erzeugt hatte, all' seine Lande zu übermachen, und weil dieß natürlich nichts anderes bedeutete, als daß die legitimen Söhne Friedrich und Diezmann vollständig enterbt sein sollten, erhob, hierüber empört, ein Theil des thüringenschen Adels die Fahne des Aufruhrs. Mit diesen Herren vom Adel also machten die beiden Brüder Friedrich und Diezmann, wie sich von selbst versteht, gemeinschaftliche Sache, und von neuem wütheten im Thüringenschen die Schrecknisse des Bürgerkriegs. Da kam im Sommer 1291 noch ein neuer Zündstoff hinzu. Am 16. August selbigen Jahres starb nemlich der Markgraf Friedrich Tutte, der Stammler, und zwar mit einem Testamente, worin er seine beiden

Vettern Friedrich und Diezmann zu Erben seiner Lande (Osterland, Niederlausitz und Markgrafschaft Landsberg) einsetzte. Natürlich ergriffen die beiden Brüder sofort Besitz von dem Erbe; ihr Vater jedoch, der sich als Oheim des Stammlers für näher berechtigt hielt, als seine Söhne, wurde darob vollends tollwüthig und machte die größten Anstrengungen, diese Söhne zu besiegen. Er wagte also am 16. August 1293 eine entscheidende Schlacht; sie fiel aber nicht zu seinen Gunsten aus, sondern er wurde vielmehr total besiegt und mußte noch froh sein, sich wenigstens das Leben erhalten zu haben. Wer beschreibt nun sein entsetzliches Toben? Doch half ihn dasselbe natürlich nichts und bald sah er ein, daß er für immer ein länderloser Herr geworden sei. Daraufhin strengte er sein Hirn an, wie er einen Ausweg aus dieser Noth finden könne, und siehe da, er fand diesen Ausweg. Derselbe bestand darin, daß er sofort dem Könige Adolph, der so gierig darnach war, sich eine Hausmacht zu gründen, den Antrag machte, ihm alle die Lande, auf die er Anspruch machte, also außer Meißen, Thüringen und der Pfalzgrafschaft Sachsen, auch noch das Osterland, die Niederlausitz und die Markgrafschaft Landsberg für die geringe Summe von 12,000 Mark Silbers zu verkaufen, und zwar unter der einzigen Nebenbedingung, die Einkünfte von Thüringen Zeit seines Lebens fortbeziehen zu dürfen. Auf solchen Antrag ging der König Adolph mit großem Jubel ein und sammelte alsbald mit den Geldern, die er vom französischen Monarchen erhalten hatte, ein Heer, um die beiden Brüder Friedrich und Diezmann aus ihrem rechtmäßigen Besitz zu vertreiben. Auch brachte er einige Kirchenfürsten, wie besonders die Erzbischöfe von Mainz und Trier, dazu, ihm Truppen zu stellen, und so überzog er mit großer Uebermacht die armen Meißner und Thüringer Lande mit Krieg. Die beiden angegriffenen Brüder wehrten sich bis aufs Messer und ihre Unterthanen standen ihnen meist getreulich bei. Allein schließlich siegte der König, nachdem er mit der äußersten Grausamkeit in den Landen gewüthet hatte, und die beiden Brüder Friedrich und Diezmann mußten ihrem Erbe den Rücken bieten. Dieß geschah im Februar 1296 und von nun an schaltete dort der Nassauer wie ein unumschränkter Gebieter. Ja, in getreuer Nachahmung des Habsburgers, belehnte er sofort

seinen erstgebornen Sohn mit der Eroberung und erhob denselben damit zum Reichsfürsten.

Solches gewaltthätige, alles Recht mit Füßen tretende Verfahren entfremdete dem Nassauer gar viele Fürsten, besonders unter den kleineren, denn sie mußten sich natürlich sagen: „wie er es dem Friedrich mit der gebissenen Wange und seinem Bruder Diezmann gemacht hat, so ist er auch im Stande, gegen uns zu verfahren.“ Bei der Entfremdung aber blieb es nicht, sondern mehrere der kleinen Dynasten traten in ein Bündniß zu gegenseitigem Schutz zusammen und schwuren, nicht zu ruhen, als bis dieser Landräuber vom Throne entfernt sei. Auch suchten sie die Herren Kurfürsten für ihren Plan zu bearbeiten, und der erste, der auf die Stimme der Verschwörer hörte, war der König Wenzel II. von Böhmen, welchen der Nassauer thörichter Weise dadurch vor den Kopf stieß, daß er ihm einen kleinen Antheil an der gemachten Eroberung, nemlich das an Böhmen stoßende Pleißnerland, vorenthielt. Nun stand es übrigens nicht lange an, so merkte der kluge König Adolph, daß etwas gegen ihn im Werke sei, und suchte sich sofort seinen Thron dadurch zu sichern, daß er die Reichsstädte für sich gewann. Er überschüttete sie also mit Privilegien und zog sie sogar planmäßig zu den Reichstagen heran. Noch mehr, er gab ihnen das Recht, Pfahlbürger (von diesen habe ich schon früher gesprochen) nach Belieben in ihre Mauern aufzunehmen, und sicherte diesen Pfahlbürgern die unbedingte persönliche Freiheit zu. Das war viel, sogar sehr viel, besonders wenn man noch bedenkt, daß nicht wenige Städte, die bisher Bischöfen oder weltlichen Dynasten unterthan gewesen waren, durch ihn zu Reichsstädten erhoben wurden; allein trotz alledem konnten diese Städte ihr Mißtrauen gegen ihn nicht ganz verwinden. Sie wußten ja, daß er seine Erhebung auf den Königsthron hauptsächlich den Erzbischöfen von Mainz und Köln verdanke (daher betitelten sie ihn gewöhnlich nur „Pfaffenkönig“), und konnten sich also denken, daß er, sobald es sein Vortheil erheische, die jetzige Reichsfreiheit der ehedem bischöflichen Städte den Bischöfen unbedingt opfern würde. So war der Halt, den der Nassauer an den Reichsstädten gewann, nur ein

bedingter und er hatte wohl Ursache, der Zukunft mit Bangen entgegenzusehen.

Inzwischen war auch sein Hauptfeind, der Herzog Albrecht von Oestreich, zu den Verschworenen getreten und dadurch gewannen diese einen immer festeren Grund und Boden. Einmal nemlich durfte man die Macht dieses Herzogs schon an sich hoch genug anschlagen und zum andern machte er von seinem Reichthum, um damit Anhänger zu gewinnen, einen wahrhaft verschwenderischen Gebrauch. Auch war derselbe so klug gewesen, nicht blos den Erzbischof Konrad von Salzburg, sowie seinen Schwager, den König Wenzel II. von Böhmen, mit welchen beiden er so lange in Streit gelegen, durch kluge Nachgiebigkeit zu versöhnen, sondern auch den König Andreas von Ungarn zum Bundesgenossen zu gewinnen, um sich auf alle Fälle den Rücken zu sichern. Kurz also, der Herzog Albrecht wurde die Seele der Verschwörung, und als derselbe auch noch den Erzbischof Gerhard von Mainz durch die Ausbezahlung von 15,000 Mark Silbers, sowie die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg durch ähnliche Bestechungen gewonnen hatte, wurden die Verschworenen sofort auf einer geheimen Zusammenkunft in Prag (Juni 1297) darüber einig, daß an die Stelle des Nassauers der genannte Herzog zu treten habe. Auf einer zweiten Zusammenkunft in Kaden an der Eger — August 1297 — machten sie sodann ab, daß der Herzog Albrecht seinen Vertrauten, den Grafen Albrecht von Zollern-Hohenberg, nach Rom zu senden habe, um den Pabst Bonifaz VIII. dafür zu gewinnen, daß er den König Adolph für abgesetzt erkläre, und mit viel Geld — über 16,000 Mark Silbers — versehen, reiste der Graf nach Rom ab. Von dort kehrte derselbe im December 1297 zurück und brachte die gewünschte päbstliche Bulle mit. Wohlgemerkt übrigens, sie war eine gefälschte, nicht vom Pabst selbst ausgestellte, und dieß wußten auch die Verschworenen, oder wenigstens die Häupter derselben. Allein gleichgültig, auf einer dritten Zusammenkunft in Wien — Februar 1298 — wurde abgemacht, erstens daß der Erzbischof Gerhard von Mainz sofort die Absetzung des Königs Adolph im Namen des Pabstes zu verkünden habe, zweitens daß gleich darauf der Herzog Albrecht mit seiner ganzen Streitmacht nach dem Rhein

aufbrechen solle, und drittens daß in nächster Reihenfolge die Wahl des Herzogs Albrecht durch die verschworenen Kurfürsten vorgenommen werden müsse. Dieses Programm wurde denn auch in allen seinen Theilen ausgeführt; allein König Adolph ließ sich dadurch nicht einschüchtern, sondern suchte so schnell als möglich ein starkes Heer auf die Beine zu bringen, um den Verschworenen entgegen zu ziehen. Es gelang ihm mit Hülfe der Reichsstädte, sowie des Rheinpfalzgrafen und Baiernherzogs Rudolph, der ihm ebenfalls treu zur Seite stand. Wie es nun aber am 2. Juli 1298 bei Göllheim in der Pfalz, unweit vom Donnersberg, zur Entscheidungsschlacht kam, befand er sich doch durch die Minderzahl seiner Truppen in großem Nachtheil und Herzog Albrecht errang einen vollständigen Sieg über ihn. Noch mehr in der Verzweiflung hierüber stürzte sich der König in's dichteste Kampfgewühl und fand da seinen Tod durch die Hand des Raufgrafen Georg von Stolzenberg.

Jetzt, nach dem Tode des Nassauers, hatte Herzog Albrecht — als König Albrecht I. geheißen — keinen Gegner mehr, denn auch der Rheinpfalzgraf Rudolph und der Erzbischof von Trier, die ihm bisher feind gewesen waren, ließen sich durch seine Freigebigkeit bestimmen, ihm zu huldigen. Ueberdem wünschten die Herren Kurfürsten zusammen mit den kleineren Dynasten sich gegenseitig Glück, daß sie einen Mann, wie den Albrecht, zum Könige gewählt hätten, da derselbe im Anfang die Zuvorkommenheit selbst war und ihnen Allen gänzliche territoriale Unabhängigkeit zusagte. Allein nur zu bald sollten sie finden, daß sie sich in einer bittern Täuschung befänden, wie dieß auch von Albrechts Character gar nicht anders erwartet werden konnte. Finster, hart, herrisch und despotisch habe ich ihn schon weiter oben genannt; nun muß ich aber noch hinzusetzen, daß er mit diesen Eigenschaften auch noch eine ganz unbegrenzte Herrschsucht verband und diese hinwiederum durch große geistige Gaben, namentlich durch den klarsten Verstand und eine ganz enorme Willenskraft, unterstützt wurde. Ihm konnte also der Titel eines Königs von Deutschland unmöglich genügen, sondern er wollte ein wirklicher König, ein selbstherrschender Monarch sein. Die Dynasten Deutschlands, die kleinen wie die großen, sollten wieder Vasallen und jedenfalls

so abhängig werden, daß sie ihm keinen Widerpart halten könnten, wenn er die deutsche Monarchie in eine Erbmonarchie seines Hauses verwandelte. Dazu war er, wie sich nur zu bald zeigte, von Anfang an fest entschlossen, sowie nicht minder auch dazu, vor keinem Mittel, das zum Zweck führen konnte, also auch nicht vor einem gebrochenen Eide, zurückzuschrecken.

Vor allem trachtete er darnach, mächtige Bundesgenossen zu gewinnen, und zwar sowohl im Reiche selbst, als auch außerhalb desselben. Innerhalb des Reichs — wer sollte ihm da gegen die Großen, die geistlichen wie die weltlichen, beistehen? Nur ein einziger Stand konnte hierbei ein Interesse haben, der Stand der Reichsstädte, denn deren Hauptfeinde waren von jeher — wie sich der Leser aus dem früher Gesagten erinnern wird — die Territorialherren und insbesondere die Bischöfe gewesen. König Albrecht bestrebte sich also vom ersten Tag seiner Regierung an, die Reichsstädte an sich zu ziehen und ertheilte ihnen ein Privilegium nach dem andern. Ueberdem, wenns wegen des Pfahlbürgerthums, jenes alten Zankapfels, zwischen einem Fürsten und einer Stadt zum Streite kam, gab er immer der Stadt Recht, und nicht minder entschied er in dem heftigen Zwiste, der darüber entstand, ob die Geistlichkeit von ihrem Besitzthum in den Städten Steuern zu zahlen habe, stets gegen die Herren Cleriker. Ja selbst das gestattete der König, daß einzelne Städte den Clerikern geradezu verboten, sich auf irgend eine Weise, sei's durch Kauf, durch Schenkung oder durch Vermächtniß, noch fernerhin Häuser und Grundeigenthum innerhalb ihrer Mauern zu erwerben, und natürlich war darob große Freude unter den Bürgern. Endlich erwies er den Städten auch dadurch noch einen unermeßlichen Dienst, daß er den Fürsten und Bischöfen — besonders auch den Erzbischöfen in Mainz und Köln — die willkürliche Erhebung von Zöllen auf den Straßen und Flüssen untersagte, denn jene Zölle lasteten gar schwer auf dem Handel und hatten schon manche blutige Fehde hervorgerufen.

Ob all' dem entstand nun natürlich ein großer Zorn unter den deutschen Großen, besonders unter den Bischöfen, und dieser Zorn steigerte sich noch, als sie erfuhren, daß der König wie innerhalb

so auch außerhalb des Reiches einen mächtigen Verbündeten gewonnen habe. Nemlich an dem französischen Könige, Philipp dem Schönen, welcher eben von Pabst Bonifacius VIII. in den Bann gethan worden war. Schon früher, anno 1295, hatte Albrecht eine Familienverbindung mit Philipp dem Schönen angestrebt und wie er nun König geworden war, erneuerte er diese Bestrebungen. Natürlich, denn es lag ihm unendlich viel daran, an Frankreich einen starken Rückhalt zu bekommen, wenn etwa die deutschen Großen revoltiren sollten, und überdem bedurfte er eines Verbündeten gegen den Pabst. „Gegen den Pabst?“ wird nun der Leser verwundert fragen; „warum denn gegen diesen?“ Nun, als Nachfolger Petri fungirte damals Bonifacius VIII., einer der anmaßendsten Priester, die es je in der Welt gegeben hat. Ja bis an die Verrücktheit streifte seine Anmaßung und er gerirte sich gerade, als wäre er der Herr der Welt. Demgemäß griff er alsbald in den zu jener Zeit zwischen England und Frankreich geführten Streit ein und gebot dem französischen König, sofort die Waffen niederzulegen. Noch mehr, er entschied den Streit mit einem Machtwort zu Gunsten Englands und verhängte über Philipp den Schönen, der sich nicht fügen wollte, die große Excommunication. Nicht minder gewaltherrlich trat er auch gegen Albrecht I., den deutschen König, auf. Dieser nemlich hatte gleich im Anfang seiner Regierung den soeben wieder einmal ausgebrochenen Judenverfolgungen (diese waren dießmal von einem gewissen Rindfleisch, einem verdorbenen Metzger, im Fränkischen ausgegangen und hatten sich nicht blos über fast ganz Deutschland verbreitet, sondern auch die grauenhaftesten Judenmorde im Gefolge gehabt) mit fester Hand ein Ziel gesetzt und sich auch sonsten in religiöser Beziehung äußerst freisinnig gezeigt. Ueberdem war Albrechts Gemahlin Elisabeth eine Stiefschwester des unglücklichen Konradin und der Pabst haßte das „Otterngezücht“ des hohenstaufischen Geschlechts bis in den Tod. Endlich däuchte es dem heiligen Vater ein Frevel sonder Gleichen zu sein, daß sich Albrechts Parthei bei der Absetzung des Königs Adolph einer „gefälschten“ päbstlichen Bulle bedient hatte, und so kams denn, daß König Albrecht in Rom mit höchst ungnädigem Auge angesehen wurde. Ja als derselbe den Pabst

durch eine eigene Gesandtschaft demüthig um seine Anerkennung bat, versagte sie ihm Bonifaz VIII. frischweg und erklärte ihn sogar mit harten, hochtrabenden Worten für des Reiches unwürdig. War es nun unter solchen Umständen nicht selbstverständlich, daß die beiden Könige, der von Frankreich und der von Deutschland, ein Bedürfniß fühlten, sich gegenseitig mit einander gegen den anmaßenden Priester in Rom zu verbünden? Gut also, im December 1299 kamen die zwei Könige auf der Grenze ihrer Länder, zwischen Vaucouleurs und Toul, persönlich zusammen und schlossen hier ein Schutz- und Trutzbündniß gegen alle ihre Feinde. Noch mehr, sie besiegelten dieses Bündniß damit, daß des deutschen Königs Erstgeborner Rudolph mit des französischen Königs Tochter Blanca ein Ehebündniß schloß, und hatten dessen gar kein Hehl, daß sie den Pabst, wenn nöthig, absetzen würden. Umsonst übrigens erlangte Albrecht I. dieses Bündniß nicht, sondern er mußte auf die Oberlehensherrlichkeit im Burgundischen zu Gunsten des Königs von Frankreich verzichten und namentlich auch auf die Ansprüche an die Franche comté.

Welch' ein toller Zorn nun jenen halbverrückten Oberpriester in Rom ergriff! Boten über Boten sandte er an die Bischöfe Deutschlands, besonders an die drei geistlichen Kurfürsten, daß sie den König Albrecht absetzen sollten, und versprach ihnen, sie mit seinem ganzen Ansehen, nöthigenfalls mit Bann und Interdict, zu unterstützen. Natürlich fügten sich die drei Erzbischöfe, denn ihr Zorn gegen den König Albrecht war fast noch größer, als der des Pabstes, und im Herbst 1300 hatten sie zusammen mit dem Rheinpfalzgrafen und Baiernherzog Rudolph eine förmliche Verschwörung gegen das deutsche Reichsoberhaupt geplant. Die übrigen Kurfürsten aber, die von Böhmen, Sachsen und Brandenburg, ließen sich nicht gewinnen und ebenso wenig die meisten der kleineren Territorialherren. Nun versteht es sich von selbst, daß dem Könige das gegen ihn abgeschlossene Geheimbündniß nicht lange verborgen bleiben konnte, und sofort beschloß er, den Verschworenen zuvorzukommen. Er sammelte also in seinen Stammlanden so schnell als möglich ein Heer und fast alle Reichsstädte — die rheinischen sogar unter einem einheitlichen Führer, dem tapferen Ulrich von Hanau — sandten ihre

Hülfsmannschaften. Ueberdem unterstützte ihn der französische König mit einem auserlesenen Corps, und mehrere kleine deutsche Dynasten, wie besonders der Graf Rudolph der Streitbare von Geldern, stießen ebenfalls zu ihm. In solcher Weise bestens gerüstet brach König Albrecht im Mai 1301 in die Rheinpfalz ein und durch seine Uebermacht eingeschüchtert wagten die Gegner keine Feldschlacht. Vielmehr verschlossen sie sich in ihre festen Burgen und vertheidigten sich darin so lange und so gut es ging. Der König aber stürmte in der Zeit vom Mai 1301 bis zum November 1302 eine Veste nach der andern und verwüstete zugleich das Gebiet der drei Erzbischöfe und ihres Mitverschworenen, des Rheinpfalzgrafen, in einer Weise, daß es — das französische Hülfscorps leistete dabei Unglaubliches — kaum zu beschreiben ist. So sahen sich die Verschworenen der Reihenfolge nach gezwungen, die Verzeihung des Königs aufs demüthigste anzuflehen, und dieser schenkte ihnen auch wirklich den Frieden, aber nur unter den drückendsten Bedingungen. Sie mußten allesammt auf die unrechtmäßigen Zölle verzichten und die Reichsgüter, die sie sich in den letzten dreißig Jahren angemaßt, ohne Entschädigung herausgeben. Ueberdem mußten sie gestatten, daß der König verschiedene ihrer Städte, wie Seligenstadt und andere, zu Reichsstädten erhob, und als Sicherheit, daß sie den Frieden halten würden, hatten sie ihre festesten Burgen auf ein ganzes Jahrzehnt an den Sieger abzutreten.

Jetzt kam eine goldene Zeit für Deutschland, die Zeit des Friedens nemlich. Alle Fehden zwischen den Großen hatten ein Ende, denn überall, wo eine solche zu entstehen drohte, griff König Albrecht mit starker Hand ein und mit den Raubrittern machte er ohnehin kurzen Prozeß. Ueberdem ermunterte er die Reichsstädte, unter sich Bündnisse zu Aufrechterhaltung des Landfriedens abzuschließen und in diese Bündnisse wurden selbst die Territorialherren hereingezogen. Allein leider hatten diese glücklichen Zustände keine allzu lange Dauer und zwar durch die Schuld des Habsburgers selbst. Unablässig nemlich verfolgte er seinen ehrgeizigen Zweck, Deutschland in eine habsburgische Erbmonarchie zu verwandeln, und dieses sein großes Ziel mußte nothwendig schon in Bälde neue Kämpfe hervorrufen.

Im Anfang glaubte er durch den Pabst das genannte Ziel erreichen zu können. Weil nemlich Bonifaz VIII. trotz seines wahnwitzigen Hochmuths schon nach kurzem einsah, daß das gegen ihn gerichtete Bündniß der zwei Könige von Deutschland und Frankreich ihm höchst gefährlich werden und namentlich dazu führen könnte, ihm den Besitz aller seiner weltlichen Macht in Italien zu nehmen, suchte er die beiden Monarchen alsbald wieder zu veruneinigen und kam sofort dem deutschen Könige, was man sagt, auf halbem Wege entgegen. Mit andern Worten, er ließ ihm zu verstehen geben, daß er sehr geneigt sei, sich mit ihm zu versöhnen, wie schon daraus hervorgehe, daß er während des Kampfes zwischen Albrecht und den drei geistlichen Kurfürsten den Bannstrahl nicht auf ihn geschleudert habe. Solche Zuvorkommenheit erfreute den Habsburger in seinem innersten Herzen und er griff mit beiden Händen zu. Einmal nemlich war es ihm sehr darum zu thun, vom Pabste als deutscher König anerkannt zu werden. Sodann verlangte ihn danach, die Kaiserkrone zu erlangen, die doch der Pabst allein ertheilen konnte. Endlich wollte er — und das betrachtete er als die Hauptsache — die deutsche Königskrone in seinem Hause erblich machen und wenn der Pabst sich in diesem seinem Bestreben auf seine Seite stellte, d. h. wenn er den geistlichen Kurfürsten befahl, es öffentlich als zu Recht bestehend auszusprechen, daß immer der älteste Sohn aus dem habsburgischen Hause die deutsche Krone zu erben habe, dann war dieses Ziel ohne allzu viel Schwierigkeiten zu erreichen. Für den Habsburger stand also Großes auf dem Spiel; Seine Heiligkeit aber verstand sich deßwegen doch zu Allem, obwohl allerdings nur unter den drückendsten Bedingungen. Fürs erste mußte der Habsburger den Pabst als den unumschränkten Herrn von Mittelitalien anerkennen und alle Ansprüche an Sicilien und Unteritalien für immer aufgeben. Fürs zweite mußte er sich anheischig machen, für die Lombardei und Toskana — welche beide Länder immer noch nominell zum deutschen Reich gehörten, obwohl die dortigen großen Städte, sowie nicht minder auch die Territorialherren, also die Markgrafen von Montferrat, von Este und Andere, sich einer fast vollkommenen Unabhängigkeit erfreuten — nur solche Reichsvicare zu bestellen, welche

dem Pabste genehm seien, und sogar Jeden abzusetzen, der sich des Pabstes Mißfallen zugezogen habe. Fürs dritte hatte er die Oberherrlichkeit des Pabstes urkundlich anzuerkennen und zwar in der Ausdehnung, daß das Recht der deutschen Kurfürsten, einen König zu wählen, nur darauf beruhe, daß der Pabst ihnen jedesmal dieses Recht verleihe. Endlich viertens mußte er die eidliche Verpflichtung eingehen, gegen jeden Feind des Pabstes, sobald dieser es verlange, das Schwert zu ziehen, und wäre es selbst der mächtige König von Frankreich. Das war der Vertrag, den Albrecht I. mit Bonifaz VIII. am 17. Juli 1303 abschloß, und gewiß hat nie ein deutscher Monarch der römischen Curie demüthigendere Zugeständnisse gemacht; allein der Habsburger schämte sich derselben keineswegs, denn er hoffte durch solche Kriecherei, die mit seinem Character sowohl als mit seinen religiösen Anschauungen im totalsten Widerspruch stand, seinem großen Zwecke näher und näher zu kommen. Eine eitle Hoffnung übrigens! Philipp der Schöne nemlich, vom furchtbarsten Zorn ergriffen, ließ den Pabst in Anagni bei Rom, wo ihn seine Partheigänger am 8. October 1303 überfallen mußten, in solcher Weise mißhandeln, daß der bald achtzigjährige Greis schon nach drei Tagen, am 11. October 1303, den Geist aufgab, und mit dem Tode des Bonifaz erloschen auch die von demselben übernommenen Verpflichtungen.

Trotz allem dem übrigens gab der Habsburger das Ziel, das er sich gesetzt, doch nicht auf; nur suchte er es jetzt auf einem andern Wege zu erreichen. Durch eine solch' außerordentliche Vermehrung seiner Hausmacht nemlich, daß es den übrigen Fürsten Deutschlands, selbst wenn sie fest zusammenhielten, unmöglich werden sollte, seine Bestrebungen mit Glück zu durchkreuzen. Er wollte es so weit bringen, daß er die Erblichkeit der deutschen Krone in seinem Hause „dictiren" konnte, und zu diesem Behufe ging er vor Allem daran, die verschiedenen unabhängigen Herrschaften im Schwabenlande dem althabsburgischen Territorialbesitze in Oberschwaben (der jetzigen Schweiz) einzuverleiben. Er kaufte also, was nur irgend zu kaufen war: Landschaften, Städte, Burgen, selbst kleinere Güter und Lehen, und da zu jener Zeit gar viele der schwäbischen Grafen und Bischöfe

tief verschuldet waren, so glückte ihm dieß im großartigen Maßstabe. Wo es übrigens mit dem rechtlichen Erwerb nicht ging, scheute er sich auch vor der Gewalt nicht und um einen Vorwand zum Annexiren war er nie verlegen. So beraubte er den Bischof von Basel der Stadt Breisach; so den Abt von St. Gallen des Amtes Grüningen und der Herrschaft Ittingen; so die Grafen von Usenberg der Burg und Herrschaft Kenzingen nebst andern Gebietstheilen; so die Aebtissin von Seckingen der Vogtei Glarus und das Kloster Reichenau der Stadt Radolphszell; so — — doch es genügt zu wiederholen, daß er nach allen Seiten hin zugriff und auf diese Art das ursprünglich nicht allzu große althabsburgische Erbgebiet über halb Schwabenland ausdehnte. Damit übrigens gab er sich noch nicht einmal zufrieden, sondern, gewaltthätig, wie er war, eignete er sich sogar solche Allode und Gebietstheile zu, welche Mitgliedern seiner eigenen Familie durch Erbschaftsrecht gehörten, wie namentlich seinem Neffen Johann, dem Sohne seines verstorbenen Bruders Rudolph, geschah.

In Schwaben also gelang dem Habsburger die Vermehrung seiner Hausmacht, ohne daß er allzu viele Hindernisse zu besiegen gehabt hätte; allein nunmehr strebte er auch noch darnach, Böhmen und Mähren, sowie gleich darauf Thüringen und Meißen zu annexiren. Die Erwerbung von Böhmen und Mähren leitete er schon im Jahr 1304 dadurch ein, daß er sich mit seinem Schwager, dem Könige Wenzel II., dem rechtmäßigen Besitzer von Böhmen und Mähren, wegen der Thronfolge in Ungarn entzweite. Dort hatte nach dem am Schluß des Jahres 1301 erfolgten Tode Andreas III., des letzten ungarischen Königs aus dem Stamme Arpad, ein Theil der Großen den erstgebornen Sohn und Erben Wenzels II., der ebenfalls Wenzel hieß, zum Könige erwählt; ein anderer Theil aber suchte den neapolitanischen Prinzen Karl Robert, dessen Mutter Clementine eine Tochter des Königs Rudolphs I., also eine Schwester König Albrechts I., gewesen war, auf den Thron zu setzen. Die Mehrheit war auf Seiten des Böhmenkönigs und es gelang ihm anno 1303 seinen Sohn in Stuhlweißenburg krönen zu lassen. Allein nun mischte sich Pabst Bonifaz VIII. ein und forderte den Habsburger auf, für seinen, des Pabstes, Schützling, den Prinzen Karl Robert,

das Schwert zu ergreifen. Hiezu war Albrecht I. sogleich bereit, denn einmal gehörte Karl Robert zu seiner Verwandtschaft und überdem konnte er es doch nicht zugeben, daß die Kronen Böhmen und Ungarn künftighin in Einer Hand vereinigt sein sollten. Somit überzog er den Böhmenkönig mit Krieg, richtete aber in zwei Feldzügen — 1304 und 1305 — nur sehr wenig aus. Da starb am 21. Juni 1305, also zu höchst gelegener Zeit, König Wenzel II. und dadurch bekam der Habsburger schon mehr Luft, denn sein Sohn und Erbe Wenzel III. zählte erst siebzehn Jahre und hatte sich trotz seiner Jugend bereits den schlimmsten Lüsten ergeben. Ein noch weit größeres Glück jedoch war es, daß ein Jahr später, am 4. August 1306, ein Meuchelmörder — der thüringensche Ritter Konrad von Bodenstein — diesen Wüstling niederstieß, da mit demselben das uralte Przemyslsche Herrschergeschlecht Böhmens vollständig erlosch. Wer nemlich konnte jetzt den Habsburger daran verhindern, das Land Böhmen als ein eröffnetes Reichslehen einzuziehen und es seinem erstgebornen Sohne Rudolph — diesen hatte er bisher über Oestreich und Steiermark gesetzt gehabt, aber nun übertrug er diese Lande seinem Zweitgebornen Friedrich — zu verleihen? Solches geschah auch augenblicklich, während umgekehrt die Ungarn sich sofort dahin einigten, den Karl Robert ohne weiteren Streit als König über ihr Land anzuerkennen. Im Uebrigen war, was Böhmen und Mähren anbelangt, der Habsburger so klug, nicht gewaltthätig zu verfahren, sondern sich, um keinen Bürgerkrieg hervorzurufen, mit den Ständen dieser Lande, d. h. mit den dortigen Herren Baronen und Bischöfen, sowie auch mit den größeren Städten ins Benehmen zu setzen und diese durch reiche Präsente, gepaart mit großen Versprechungen, dahin zu bringen, daß sie im October 1306 die Ernennung des genannten Rudolph durch einen besonderen Wahlact bestätigten. So thaten sie in ihrer großen Mehrzahl, nicht jedoch alle ohne Ausnahme. Vielmehr neigte sich eine Minderzahl derselben zu dem Prinzen Heinrich von Kärnthen-Tyrol hin, dem zweitgebornen Sohn des Herzogs Mainhard II. von Kärnthen-Tyrol, weil dieser kurz zuvor die älteste Schwester Wenzels III., mit Namen Anna, geheirathet hatte. Allein diese Minderheit wurde von dem Habsburger sofort

dadurch zum Schweigen gebracht, daß er noch im October 1306 mit einem starken Heere in Böhmen einrückte und seinen Erstgeborenen in Prag zum Könige ausrufen ließ.

Die Erwerbung von Böhmen und Mähren war ein ganz außerordentlicher Machtzuwachs für das Haus Habsburg, allein selbst damit gab sich Albrecht I. noch nicht zufrieden, sondern er wollte nun auch noch Thüringen und Meißen annexiren, gerade wie sein Vorfahr, der Nassauer, gethan hatte. Von letzterem gezwungen waren Friedrich mit der gebissenen Wange und sein Bruder Diezmann, wie wir wissen, landesflüchtig geworden, und hatten in Oberitalien bei ihren Verwandten, den Ghibellinen — ihre Mutter war ja eine Tochter des Kaisers Friedrichs II. gewesen — Schutz gefunden. Sowie sie nun übrigens erfuhren, daß König Adolph in der Schlacht gefallen sei, kehrten sie eilends nach Thüringen zurück und jubelnd empfing sie ihr dortiger Anhang. Solches wollte dem neuen Könige, Albrecht I., durchaus nicht gefallen, denn er hatte schon damals Absichten auf das Land, und somit erklärte er, daß dasselbe durch den Verkauf Albrechts des Entarteten ans Reich gehöre. Auch setzte er in der Person des Grafen Philipp von Nassau einen Statthalter im Thüringenschen ein und befahl ihm, die beiden Brüder Friedrich und Diezmann wie Räuber zu behandeln. Solchem Befehle nun wäre der Graf Philipp gerne nachgekommen, wenn er nur gekonnt hätte; allein in ganz Thüringen und Meißen hielt es alle Welt — die Städte Altenburg, Chemnitz, Zwickau, Eisenach, Kreuzberg und Frankenstein, welche Reichsfreiheit erwerben wollten, allein ausgenommen — mit den beiden obgenannten Brüdern und König Albrecht I. war anderseitig allzu sehr in Anspruch genommen, als daß er im Stand gewesen wäre, seinen Statthalter gehörig mit Truppen zu unterstützen. So gelang es den Brüdern Friedrich und Diezmann, in kurzer Zeit den größten Theil Thüringens und Meißens unter ihre Botmäßigkeit zu bringen, und der Graf Philipp von Nassau konnte sich gegen das Ende des Jahres 1306 nur noch in einem kleinen Reste behaupten. Da bekam der Habsburger nach der Acquisition von Böhmen und Mähren Luft und schickte sofort mit dem Beginn des Frühjahrs 1307 einen Theil seines Heeres, meist

Ritter und Mannen aus dem Schwabenlande, dem Grafen Philipp zu Hülfe. Augenblicklich zog nun dieser gegen die Brüder Friedrich und Diezmann ins Feld, allein er wurde von den letzteren am 31. Mai 1307 bei Lucka unweit Altenburg aufs Haupt geschlagen und jetzt fiel auch fast der letzte Rest des Landes den Siegern zu.

Nicht gering war der Zorn des Habsburgers, der mit Sicherheit auf den Sieg gerechnet hatte, und alsbald beschloß er, die Scharte in Person auszuwetzen. Demgemäß sammelte er in Eile ein starkes Heer, mit dem er Thüringen überschwemmen wollte, und schon stand er an der Grenze des Landes, als er eine Schreckensnachricht aus Böhmen erhielt, die ihn nöthigte, sofort mit seiner ganzen Macht dorthin aufzubrechen. Am 4. Juli 1307 war nemlich sein Erstgeborner Rudolph in Prag von der Ruhr hinweggerafft worden und sofort traten die Stände Böhmens und Mährens zusammen, um zu berathen, wen sie dem Verstorbenen zum Nachfolger geben wollten. Rechtlich hätte der zweitgeborne Sohn Albrechts I., Friedrich, genannt der Schöne, die meisten Ansprüche gehabt, allein alle Stände, der Adel und die Geistlichkeit wie die Städte, waren der gewaltthätigen habsburgischen Herrschaft bereits mehr als satt geworden und fast einstimmig — dem Tobias von Bechin, der für die Habsburger zu sprechen wagte, rannte Ulrich von Lichtenstein das Schwert durch den Leib — wählten sie also am 15. August 1307 den Prinzen Heinrich von Kärnthen-Tyrol, von dem ich oben schon gesprochen, zu ihrem Könige. Das war die gedoppelte Hiobspost, welche den König Albrecht I. zwang, so schnell als möglich mit seinem gesammten Heere nach Böhmen aufzubrechen, denn selbstverständlich wollte er dieses Land nebst Mähren seinem Hause um jeden Preis erhalten. Er fand aber einen Widerstand, wie er ihn nicht erwartet hätte. Einmal nemlich stellten sich die Böhmen und Mähren insgesammt ihrem neugewählten König treu zur Seite. Sodann bot der regierende Herzog von Kärnthen-Tyrol, Mainhard II., alle seine Mannen auf und vereinigte diese mit dem Heere seines Sohnes. Endlich machten auch noch viele der Reichsfürsten aus Furcht, der Habsburger könnte, wenn seine Hausmacht immer mehr anwachse, der Unabhängigkeit der kleineren Territorialherren gefährlich werden, mit dem

neugewählten Könige von Böhmen gemeinschaftliche Sache und führten ihm entweder ganz ungescheut — wie besonders die beiden Brüder Friedrich und Diezmann von Thüringen, die Herzoge Stephan und Otto von Niederbaiern, der Graf Eberhard I. von Württemberg und der Bischof Peter von Basel — Hülfsvölker zu, oder arbeiteten sie — was hauptsächlich bei den drei geistlichen Kurfürsten von Trier, Köln und Mainz, auf die ich sofort zu sprechen kommen werde, der Fall war — wenigstens insgeheim auf seinen Untergang hin. Genug also, der Habsburger konnte im Herbst 1307 gegen den neuen König von Böhmen nichts ausrichten und ging im Frühjahr 1308 in seine Stammlande in Oberschwaben, um allda ein starkes Heer auf die Beine zu bringen. Allein hier sollte seinem Leben durch ein furchtbares Verbrechen ein Ende gemacht werden, noch ehe er den Krieg in Böhmen weiter fortsetzen konnte.

Kurz zuvor, ehe dieses gräßliche Ereigniß eintrat, anno 1305 war Bertrand de Got, ein geborener Franzose, seit 1295 Bischof von Cominges und seit 1299 Erzbischof von Bordeaux, unter dem Titel Clemens V. zum Papste erwählt worden und dieser Papst, ein Werkzeug in den Händen des französischen Königs, Philipps des Schönen, verlegte sofort die Residenz der Päbste nach Avignon in Frankreich. Damit begab er sich ganz unter die Obergewalt Philipps des Schönen, und da nun dieser den Habsburger Albrecht von der Zeit an, wo derselbe das mit ihm abgeschlossene Bündniß brach, tödtlich haßte, so mußte der Papst in Beziehung auf Deutschland lauter solche Verfügungen treffen, welche dem Habsburger schädlich waren. Nun wurde anno 1304 das Kölner Erzstift erledigt und längere Zeit konnte sich das Domcapitel nicht darüber einigen, wen es zum Erzbischof machen sollte. Da verlieh anno 1306 Clemens V. dem Domprobst Heinrich, Grafen von Virneburg — als Erzbischof hieß er Heinrich II. — diese hohe Würde und zwar einzig deßwegen, weil derselbe französische Gesinnungen hegte. Gleich darauf starb der Mainzer Erzbischof, Gerhard II., aus dem Geschlecht derer von Eppstein, und der Graf Heinrich IV. von Luxemburg gab sich nun alle Mühe, seinem jüngsten Bruder Balduin diesen Stuhl zu verschaffen. Zu diesem Behufe sandte er den Bischof Peter Aichspalter

von Basel, seinen Freund, an den Pabst, um diesen zu gewinnen, allein Peter Aichspalter war als ein Todfeind des hohenstaufischen Hauses bekannt und somit verlieh der Pabst, nach dem Befehl Philipps des Schönen, ihm selbst, nicht dem Balduin, im Spätherbst 1307 den Erzstuhl Mainz. Natürlich erzürnte sich hierüber der Graf Heinrich IV. ganz ungemein, doch nicht auf allzulange. Unmittelbar darauf nemlich, im November 1307, schied auch der Erzbischof von Trier, Diether von Nassau, ein Bruder des verstorbenen Königs Adolph, aus dem Leben, und sofort strengte Peter Aichspalter, der neue Erzbischof von Mainz, alle seine Kräfte an, den jungen Grafen Balduin auf diesen Erzstuhl zu bringen. Es gelang mit Hülfe Philipps des Schönen, des Königs von Frankreich, der den Luxemburgern, als Halbfranzosen, hold war, und jetzt saßen drei Feinde des Habsburgers Albrecht auf den Erzstühlen von Köln, Mainz und Trier. Der Grimmigste von diesen Dreien aber war unbedingt der Erzbischof von Mainz, Peter Aichspalter, und zwar aus nachfolgenden Gründen. Von geringen Eltern herstammend, war Peter nach und nach in den Diensten des Böhmenkönigs Wenzels II., bis zu dessen Kanzler vorgerückt und auf dessen Empfehlung hin erhielt er im Jahr 1296 von Pabst Bonifaz VIII. den Bischofsstuhl von Basel. Doch blieb er nach wie vor Kanzler des Böhmenkönigs, und dieser unternahm gar nichts, ohne vorher seinen Rath eingeholt zu haben. Welche Gesinnungen nun aber mußte den Bischof — Kanzler erfüllen, als er sah, daß der Habsburger darauf ausgieng, den Böhmenkönig, seinen großen Wohlthäter, seines Throns zu berauben? Als er es sogar erleben mußte, daß der Habsburger die böhmische Krone für seinen Sohn Rudolph erwarb? Ueberdem war er nicht von dem Habsburger persönlich im höchsten Grade beleidigt worden, als ihm dieser im Jahre 1303 die Stadt Breisach entriß, die bisher zum Bischofsstuhl Basel gehört hatte? Kurz der Erzbischof von Mainz, Peter Aichspalter, haßte den habsburgischen König aufs ingrimmigste und nun ich dieses constatirt, komme ich auf das gräßliche Verbrechen zu sprechen, dessen ich weiter oben erwähnt habe.

Der Neffe Albrechts I., Johann, Sohn seines verstorbenen Bruders Rudolph, hatte von seinem Vater her auf die Herrschaft

Kyburg Erbansprüche; aber diese Herrschaft wurde ihm, wie der Leser bereits weiß, vom Könige, seinem Ohm, vorenthalten, um die Habsburgische Hausmacht nicht zu zersplittern, und darob erzürnte sich der leicht aufbrausende Jüngling heftig. Solchen Zorn nützte Peter Aichspalter schon sehr frühe aus, denn er konnte dieß, weil Johann, dessen Mutter Agnese eine Schwester des Böhmenkönigs, Wenzels II., respektive eine Tochter Ottokars II., gewesen war, viele Jahre lang in Prag am königlichen Hofe erzogen wurde. Auch später noch, als Albrecht I. den Johann wegen des Kriegs mit dem Böhmenkönige aus Prag abberufen hatte, blieb Peter mit dem jungen Manne in Verbindung und wußte seinen Zorn stets wach zu erhalten. Ja er steigerte denselben bis zur Wuth, indem er ihm die Ueberzeugung beibrachte, daß die Krone Böhmen eigentlich ihm, dem Enkel Ottokars II., nicht aber dem Rudolph, dem Sohne Albrechts I., gehört hätte, und daß also sein Ohm Albrecht I. immer höchst ungerecht mit ihm verfahren sei. In solcher Weise bis zum wahnsinnigsten Hasse aufgestachelt faßte der unselige Johann den Entschluß, seinen Oheim, den deutschen König, zu morden und schnell gewann er unter seinen Genossen einige Mitverschworene. Nemlich die Ritter Walther von Eschenbach, Ulrich von Palm, Konrad von Tegernfeld und Rudolph von Wart, welchen allen der König Albrecht als ein hartherziger Tyrann erschien. Wie nun aber der König im Frühjahr 1308 nach seinen oberschwäbischen Stammlanden gekommen war und am 1. Mai von Brugk nach Rheinfelden reiten wollte, brachten sie es mit List dahin, daß derselbe auf einem Kahn zuerst mit ihnen die Reuß passirte und sich so von seinem übrigen Gefolge trennte. Dann fielen sie allesammt zu gleicher Zeit über ihn her und hatten ihm bald den Todesstoß gegeben.

In solcher Weise verlor Albrecht I., der zweite deutsche König aus dem Habsburgischen Geschlechte, sein Leben und wie einige Minuten später das Gefolge, den Herzog Leopold, den drittgeborenen Sohn des Königs an der Spitze, den Schauplatz der blutigen That erreichte, waren die Mörder längst entflohen. Ihrer Strafe aber entgiengen sie deßhalb doch nicht, denn vier von ihnen, Herzog Johann, seitdem Parricida genannt, Walther von Eschenbach, Ulrich

von Palm und Konrad von Tegernfeld starben nach wenigen Jahren, während denen sie in der steten Furcht entdeckt zu werden, als Knechte oder Mönche verkleidet umherirrten, im tiefsten Elend; Rudolph von Wart aber, der bei dem Mord selbst keine Hand angelegt hatte, fiel in die Hände der Wittwe des Ermordeten und diese ließ ihn lebendig aufs Rad flechten. Ja sogar auf alle Bediensteten, Freunde und Verwandte der Mörder erstreckte sich die Rache der Wittwe Elisabeth und mehr als tausend Menschen, darunter selbst unschuldige Kinder, wurden auf ihren Befehl in den Habsburgischen Erblanden — denn weiter reichte ihr Arm nicht — von Henkers Hand hingeschlachtet. Vom Raub der Güter aber, welche den Hingeschlachteten gehört hatten, erbaute sie dann auf dem Mordplatz das Kloster Königsfelden und in diesem nahm ihre Tochter Agnes den Schleier, um den Vater zeitlebens zu beweinen.

Außer fünf Töchtern hatte die ebengenannte Elisabeth ihrem Gatten sechs Söhne geboren, nemlich erstens den Rudolph, der aber inzwischen gestorben war, dann anno 1286 den Friedrich, genannt der Schöne, anno 1290 den Leopold, genannt der Glorwürdige, und noch später den Albrecht, genannt der Lahme, den Heinrich, genannt der Freundliche, und den Otto, genannt der Fröhliche. Friedrich zählte also zur Zeit der Ermordung Albrechts I. zweiundzwanzig und Leopold achtzehn Jahre, die andern drei aber waren noch minderjährig. Nun hätte, wenn es nach dem Willen des Ermordeten gegangen wäre, Friedrich den deutschen Thron besteigen sollen, allein er sowohl als seine Brüder waren über den Mord allzu bestürzt, als daß sie sich zu rühren die Kraft gehabt hätten. Ueberdem wußten sie, daß alle Fürsten, die geistlichen wie die weltlichen, über das Haus Habsburg furchtbar erbost seien, weil ihr Vater mit so großer Gewaltthätigkeit aufgetreten war, und somit sagte ihnen ihr Verstand, daß sie, wenn sie nicht auch noch ihre Hausmacht, das ist die durch Rudolph von Habsburg und Albrecht I. erworbenen Grafschaften und Fürstenthümer, aufs Spiel setzen wollten, sich ganz ruhig verhalten müßten. So kam es, daß den deutschen Kurfürsten durchaus freie Hand blieb, den deutschen Thron nach Belieben zu besetzen, und auf wen fiel nun deren Auge? Es gab eigentlich nur einen einzigen

Bewerber, den französischen Prinzen Karl von Valois, und für diesen setzte sein Bruder, Philipp IV., genannt der Schöne, der mächtige Beherrscher von Frankreich, alle Hebel in Bewegung. Auch gelang es ihm durch seine Agenten, die natürlich das Geld nicht sparten, sofort zwei Kurfürsten auf seine Seite zu bringen, den Herzog Johann von Sachsen-Lauenburg und den Erzbischof Heinrich II. von Köln, dessen ich bereits erwähnt habe. Was aber noch mehr ins Gewicht fiel, Clemens V., der erste Avignon'sche Pabst — man vergleiche das weiter oben Gesagte — mußte auf sein Dictat den deutschen Großen anbefehlen, den Karl von Valois zu wählen, und wie hätte nun dieser nicht aus der Urne hervorgehen sollen? Dennoch kam es ganz anders und zwar hauptsächlich aus zwei Gründen. Einmal nemlich deßwegen, weil der Pabst, der öffentlich thun mußte, was Philipp der Schöne wollte, heimlich den Erzbischof Peter Aichspalter von Mainz wissen ließ, daß die Erwählung Karls von Valois sein — des Pabstes — größter Schaden sein würde, indem dadurch der französische König zur Allgewalt in Europa gelange. Sodann aber und hauptsächlich deßwegen, weil die Kurfürsten nebst den sämmtlichen Großen die nicht ungegründete Furcht hegten, es möchte ihnen, sobald der Franzose König sei, gerade so ergehen, wie es den französischen Großen in letzter Zeit ergangen war. Diesen nemlich hatte Philipp der Schöne das Gelüste nach Unabhängigkeit gründlichst gelegt und sie nach einander mit Gewalt in unmächtige Vasallen verwandelt. Aus diesen zwei Gründen wurde es dem Erzbischof von Mainz, der als deutscher Erzkanzler die Königswahl zu leiten hatte, nicht allzuschwer, die Mehrzahl der Kurfürsten für den Mann seiner Wahl zu gewinnen, nemlich für den Grafen Heinrich IV. von Luxemburg, den Bruder des Erzbischofs Balduin von Trier, und nach einigem Feilschen wurden selbst der Erzbischof von Köln und der Herzog von Sachsen-Lauenburg dem Franzosen abwendig gemacht. Warum auch nicht? Der Luxemburger, Peter Aichspalters Freund seit der Erhebung Balduins auf den Trierer Erzstuhl, geizte ja auf Peters Rath weder mit Geld noch mit Versprechungen, und verpflichtete sich namentlich dazu, den Fürsten jene einträglichen Zölle wieder zu gestatten, die von Albrecht I. zu Gunsten der Reichsstädte abgeschafft wor-

den waren. Ueberdem mußte nicht auch der Umstand schwer ins Gewicht fallen, daß Heinrich IV. von Luxemburg unter die kleineren Dynasten Deutschlands gehörte und also der angemaßten Landeshoheit der Herren Herzoge und Erzbischöfe nie gefährlich werden konnte? So kam es denn, daß der kleine luxemburgische Graf am 27. November 1308 einstimmig — der factische Beherrscher Böhmens, Heinrich von Kärnthen, erschien nicht in Frankfurt — aus der Wahlurne hervorgieng und sofort bestieg er als Heinrich VII. den deutschen Königsthron.

König Heinrich VII. hatte sich bisher hauptsächlich als Turnierheld hervorgethan und außerdem rühmte man ihm nach, daß er ein äußerst liebenswürdiger, mit ritterlicher Noblesse ausgestatteter Herr sei. Dagegen aber war er auf Betrieb seines Vaters am französischen Hof erzogen worden und hatte sich somit eine rein französische Anschauungsweise angeeignet. Aeußerer Glanz und äußere Pracht giengen ihm über Alles, während er auf inneren Gehalt äußerst wenig sah. Ja selbst in der Kleidung ahmte er die französische Sitte nach und — die deutsche Sprache konnte er ohnehin nur radebrechen. Von Anfang seiner Regierung an dachte er also an nichts, als sich einen recht strahlenden Namen zu machen, und natürlich mußten nun die Hohenstaufen, ein Friedrich Rothbarth und ein Friedrich der Zweite, seine Ideale werden. Ja wohl, den Glanz des Kaiserthums wollte er erneuern und sich in Rom die Kaiserkrone holen! Und merkwürdig, die deutschen Großen, die sich früher, wie wir wissen, gegen die Romfahrten der Kaiser mit Händen und Füßen gesträubt hatten, waren jetzt mit der beabsichtigten Romfahrt Heinrichs VII. ganz einverstanden, denn die Verhältnisse hatten sich inzwischen total geändert. Früher mußten die Großen als Vasallen des Reichs mit nach Italien ziehen und sich dort verbluten; jetzt geben sie dem Könige zum Römerzug nur eine kleine Beihülfe und sie selbst mit ihrer Hauptmacht bleiben zu Hause. Nicht aber blos dieß, sondern jetzt konnten sie, während der König der Kaiserkrone wegen in Italien abwesend war, ihre angemaßte Souverainetät immer weiter ausdehnen und mit allen ihren Feinden, besonders auch mit den Städten, fertig werden, ehe das deutsche Oberhaupt aus

Welschland wiederkehrte. Gewiß also, eine Romfahrt Heinrichs VII. kam ihnen ganz erwünscht, während ihnen ein zweiter Albrecht I., der auf nichts ausgegangen wäre, als sie wieder in abhängige Vasallen zu verwandeln, ein furchtbarer Greuel gewesen wäre.

Am liebsten hätte nun Heinrich VII. schon im Frühjahr 1309 den Zug über die Alpen angetreten; allein so schnell gieng das doch nicht, weil es vorher in Deutschland Verschiedenes zu ordnen gab. Vor allem der Handel des Grafen Eberhard I. von Württemberg mit den schwäbischen Reichsstädten und sodann der Handel des neugewählten Königs von Böhmen mit seinen revoltirenden Unterthanen. Auf dem Reichstage zu Speier im August 1309 beklagten sich die schwäbischen Reichsstädte, die Stadt Eßlingen voran, gar bitterlich über die ewigen Bedrückungen und Raubeinfälle des Grafen Eberhard I. von Württemberg, und da nun der genannte Graf, zur Verantwortung aufgefordert, trotziglich von dannen ritt, mit der Erklärung, er sei nicht des Königs Dienstmann, erklärte ihn Heinrich VII. in die Acht. Mit der Vollziehung der Acht aber betraute er den Grafen Konrad von Weinsberg, unter dessen Oberbefehl die Pfalzgrafen von Tübingen, die Grafen von Hohenberg und die Herzoge von Teck, sowie vor allem die schwäbischen Reichsstädte ihre Contingente zu stellen hatten. Sofort eröffnete der Graf von Weinsberg den Feldzug gegen den württenbergischen Grafen, dessen Wahlspruch: „Gottes Freund, aller Welt Feind" ihn genugsam kennzeichnete, und bedrängte ihn so hart, daß derselbe schon Ende des nächsten Jahres bei seinem Schwager dem Markgrafen Rudolph von Baden in dem festen Besigheim eine Zufluchtsstätte suchen mußte. Auch schien es, daß es ihm unmöglich sein werde, seine Erblande je wieder in Besitz zu bekommen, allein das unmöglich Scheinende wurde, wie wir jetzt schon berichten wollen, dennoch möglich, denn zum Glück für ihn starb Heinrich VII. schon nach wenigen Jahren und da sich dann in dem darauf folgenden gräßlichen Wirrwarr das mit der Acht betraute Reichsheer auflöste, stellte sich seiner Rückkehr kein erhebliches Hinderniß in den Weg.

Weit mehr zu schaffen machte dem deutschen Könige der Handel des neu gewählten Böhmenkönigs mit seinen revoltirenden Un-

terthanen und fast wäre er durch denselben von seinem Zuge über die Alpen gänzlich abgehalten worden. Wie der Prinz Heinrich von Kärnthen-Tyrol dazu kam, König von Böhmen zu werden, haben wir weiter oben schon gesehen, und wir setzen nur noch hinzu, daß ihm nach Albrechts I. Tod kein Mensch dieses Königreich weiter streitig machte. Allein jetzt zeigte es sich auch sogleich, welch' eine Sorte von einem König dieser junge Heinrich war, denn er lebte blos seinem Vergnügen und kümmerte sich um die Regierung gar nichts. Ja, der thörigte Schwächling hatte sogar seine Freude daran, wenn es zwischen den Territorialherrn und den Städten zu blutigen Reibungen kam, und selbst dann, als in einer dieser Fehden die vereinigten Bürger der Städte Prag und Kuttenberg etwelche der angesehensten Grafen, die sie hinterrücks am 15. Februar 1309 gefangen nahmen, auf die Burg Lidic in strenge Haft brachten, weigerte er sich einzuschreiten. Hierüber empört, revoltirte fast der gesammte Adel Böhmens und diese Empörung wurde bald so gefährlich, daß Heinrich sowohl seinen Vater, den regierenden Herzog von Kärnthen-Tyrol, als auch seinen Schwager, den Landgrafen von Thüringen, Friedrich mit der gebissenen Wange — dieser war inzwischen durch den Tod seines Bruders Diezmann Alleinregent von Thüringen und Meissen geworden — um Hülfstruppen anging. Beide entsprachen seiner Bitte, und ihre Truppen überschwemmten ganz Böhmen. Dieselben hausten aber nicht wie Menschen, sondern wie Wütheriche, und die Folge war, daß sich auf dem obgenannten Reichstag von Speier — August 1309 — die Mehrzahl der böhmischen Stände — der Adel, die Geistlichkeit und selbst verschiedene Städte — an den deutschen König wandte, sie von diesem erbärmlichen Regenten zu erlösen. Noch mehr die böhmischen Stände erbaten sich von Heinrich VII. seinen Sohn Johann, einen damals vierzehnjährigen Jüngling, zum Könige und boten demselben die schöne Elisabeth, die jüngste Schwester des verstorbenen letzten Königs aus dem Stamme Przemysl, Wenzels III., zur Gemahlin an. Sollte nun der deutsche König diese Gelegenheit, seiner Familie eine starke Hausmacht zu erwerben, sich entschlüpfen lassen? Nein, so thöricht war er nicht und selbst seine unbegränzte Sehnsucht nach dem Kaisertitel konnte

ihn nicht davon abhalten, zuzugreifen. Unvorbereitet aber wollte er sich nicht in den Kampf stürzen und es namentlich vermeiden, der Krone Böhmens wegen auch noch mit anderen Reichsfürsten in Krieg zu gerathen. Demgemäß wandte er sich augenblicklich an den Herzog Friedrich von Oestreich, Steiermark und Krain, welcher mit seinen Brüdern Miene machte, sich in den böhmischen Handel zu mischen, und verständigte sich mit ihm durch einen besondern Vertrag vom 17. September 1309. Kraft dieses Vertrags bestätigte der deutsche König die Habsburger in allen ihren Besitzungen, selbst in dem Erbe Johann Parricidas, obgleich dieses eigentlich dem Reiche verfallen gewesen wäre; dagegen aber verpflichteten sich die Habsburger, dem Könige mit ihrer ganzen Macht gegen den Böhmenkönig beizustehen und ihm auch ein starkes Contingent zu der Romfahrt zu stellen. Nachdem dieß so geordnet, trat Heinrich VII. mit dem Landgrafen von Thüringen, Friedrich mit der gebissenen Wange, in Unterhandlung und seine Agenten, der Erzbischof Peter von Mainz und der Graf Berthold VII. von Henneberg, brachten auch hier einen Ausgleich zu Stande. Friedrich versprach seinen Schwager Heinrich fallen zu lassen und seine Truppen aus Böhmen zurückzuziehen; der König aber belehnte dafür den Friedrich mit Thüringen und Meissen und machte ihn damit zum rechtmäßigen Herrn jener Lande. Jetzt stand der Böhmenkönig Heinrich so ziemlich isolirt da, denn Niemand unterstützte ihn mehr, als Prag, Kuttenberg und einige andere böhmische Städte, sowie sein älterer Bruder Otto, welcher inzwischen seinem Vater Mainhard II. in der Regierung von Kärnthen — Tyrol gefolgt war. Somit belehnte Heinrich VII. am 30. August 1310 seinen Sohn Johann mit Böhmen und Mähren, indem er ihn zugleich mit der obengenannten Elisabeth vermählte, und beauftragte dann den Erzbischof Peter von Mainz nebst dem tapfern Grafen Berthold VII. Henneberg, den Jüngling in seinem neuen Königreich zu installiren. Dieß geschah auch, ohne daß es allzuviel Blut gekostet hätte. Obgleich nehmlich der viel genannte Heinrich es versuchte Widerstand zu leisten, sah er nach der Eroberung Prags durch den Grafen von Henneberg doch ein, daß er nothwendig unterliegen würde, und trat nun sofort mit dem jungen Johann oder vielmehr mit dessen

so eben genannten Berathern in Unterhandlung. Noch mehr, weil sein älterer Bruder Otto eben jetzt, ohne Söhne zu hinterlassen, starb, wurde er dessen Erbe und erbot sich nun auf Böhmen und Mähren zu verzichten, wenn man ihm dagegen Kärnthen und Tyrol lasse. Dieß wurde angenommen und daraufhin kehrte Heinrich im December 1310 den Landen Böhmen und Mähren für immer den Rücken. Für den neuen König Johann aber, den ersten Luxemburger, regierte der Erzbischof Peter und der Graf Berthold VII. so vortrefflich, daß die neue Dynastie bald bei allen Ständen äußerst beliebt wurde.

Man sieht, König Heinrich VII zog nicht selbst nach Böhmen, so wichtig ihm auch die Eroberung dieses Landes für sein Haus sein mußte. Ihm lag etwas Anderes viel näher am Herzen, nehmlich dafür zu sorgen, daß er die Romfahrt so bald als möglich antreten könnte. Um dies zu ermöglichen, d. h., um die Großen des Reichs dazu zu bringen, ihm ein, wenn auch nur kleines Contingent zu stellen, erwies er sich gegen sie in aller Weise gefällig und ließ, wenn möglich, keine ihrer Bitten unerfüllt. So verbot er ihnen zu lieb den Städten alle weitere Aufnahme von Pfahlbürgern, und kümmerte sich auch nicht das Geringste darum, wenn die Letzteren sich darob aufs bitterste beklagten. So verschleuderte er die Staatsdomainen, so weit sie noch vorhanden waren, in wirklich unverantwortlicher Weise, und ging sogar so weit, diese oder jene Reichsstadt an den Einen oder den Andern der Herren Bischöfe und Fürsten zu verpfänden, nur um dadurch dessen Beihülfe zu erkaufen. So — doch es genügt zu wissen, daß er sich gegen den hohen Adel und die hohe Geistlichkeit aufs zuvorkommendste erwies, während er umgekehrt das Bürgerthum, weil er selbst höchst aristokratischer Natur war, mit ziemlicher Verachtung behandelte. Freilich nicht zu seinem Vortheil, denn keine einzige der vielen Reichsstädte stellte ihm zu seinem Römerzuge ein Contingent, und mehrere, die er verpfändet hatte, setzten der Verpfändung gewappneten Widerstand entgegen. All' dies übrigens war noch nicht einmal das Schlimmste, sondern noch weit größeren Nachtheil brachte er dem deutschen Reich durch seine Zugeständnisse an das französische Königshaus. Ehe er nemlich die Romfahrt antrat, wollte er sich den König von Frankreich um

jeden Preis zum Freunde machen und zwar aus ganz guten Gründen. Einmal deßwegen, weil dieser König jetzt auf den in Avignon residirenden Pabst den größten Einfluß ausübte und demselben also verbieten konnte, ihm, dem deutschen König, die Kaiserkrone zu verleihen. Sodann deßwegen, weil ein Zweig des französischen Königshauses den neapolitanischen Königsthron inne hatte und demgemäß im Stande war, Rom weit früher zu besetzen, als Heinrich VII. dort erschien. Endlich deßwegen, damit der kriegerische Philipp der Schöne die Zeit der Abwesenheit des deutschen Königs aus dem Reiche nicht dazu benütze, um in dasselbe einzufallen, was besagtem Könige gar wohl zuzutrauen war. All' diese Gründe zusammengenommen überzeugten den deutschen Monarchen, daß er die Romfahrt nicht antreten könne, ehe er den französischen König für sich gewonnen habe, und somit knüpfte er mit demselben Unterhandlungen an, welche schon am 26. Juli 1310 zu einem förmlichen Freundschaftsvertrag führten. Was wurde aber in diesen Vertrag stipulirt? Nun Heinrich VII. gab das ganze burgundische oder arelatische Reich dem französischen Könige Preiß und gestattete insbesondere, daß die große und mächtige Stadt Lyon förmlich und für immer zu Frankreich geschlagen wurde. Freilich hatte sich diese Stadt schon während des großen Interregnums so ziemlich unabhängig gemacht, allein nur um fortan als freie Republik sich selbst zu regieren, nicht aber, um ein Theil der französischen Monarchie zu werden. Jetzt dagegen, nach dem abgeschlossenen Vertrag, besetzte Philipp IV. dieselbe militärisch und die Bürger mußten ihm Treue und Gehorsam schwören. Trotz aller dieser schmählichen Zugeständnisse an den französischen König übrigens erreichte Heinrich VII. seinen Zweck, ungehindert in Rom einziehen zu können, doch nicht, wie wir jetzt gleich sehen werden; zum Verständniß des Lesers aber dürfte es nothwendig sein, vorher, ehe wir die Romfahrt selbst schildern, darnach zu sehen, wie sich die Verhältnisse Italiens nach dem Ausgang der Hohenstaufen gestaltet hatten.

Ueber Unteritalien und Sicilien hatte sich nach des Kaisers Friedrich II. Hingang, wie wir wissen, Karl von Anjou die Herrschaft errungen, allein schon im Jahr 1282, am Ostermontag den 30. März, schlugen die Sicilianer, empört über die brutale Strenge

dieses metzgerartigen Herrschers, alle Franzosen in der Stunde der Vesper (daher der Name: „Sicilianische Vesper") todt und setzten sich den Prinzen Johann von Arragonien, einen Urenkel Friedrichs II. (Johanns Mutter Constantia, die Gemahlin Peters III. von Arragonien, war eine Tochter des Königs Manfred und also eine Enkelin Friedrichs II.), zum König. Darüber kams natürlich zum Kriege mit Karl von Anjou, einen glücklichen Erfolg aber hatte derselbe für den Metzgerkönig nicht und eben so wenig konnten dessen Nachfolger Sicilien wieder erobern. Nichts desto weniger dauerten die Kämpfe fort und die Beherrscher Unteritaliens wurden durch sie so in Anspruch genommen, daß sie an eine Ausbreitung ihres Dominiums auch über das übrige Italien nicht denken konnten. Somit sahen sich die Päbste nicht gehindert, ganz Mittelitalien ihrem Scepter zu unterwerfen, denn seit dem Ausgang der Hohenstaufen ließ ihnen Deutschland vollkommen freie Hand und mit den einzelnen Städten oder Territorialherren, die sich ihnen zu widersetzen wagten, wurden sie bald fertig. Wenn nun aber ganz Mittel- und Unteritalien je nur einem einzigen Herrscher gehorchte, so sah es in Oberitalien, also in der Lombardei und Toscana, ganz anders aus. Hier nemlich gab es, seit keine deutschen Könige mehr über die Alpen kamen, keinen Oberherrn mehr, sondern das Land konnte sich ganz selbstständig nach eigenem Ermessen constituiren. Wie nun aber constituirte es sich? Nun in ganz eigenthümlicher Weise, wie man es kaum erwartet hätte. Es gab dort noch von der Hohenstaufenzeit her einzelne wenige kleine Dynasten, wie die Markgrafen von Este von Montferrat und Andere, und diese blieben fortbestehen. Das Hauptterritorium aber gehörte den Städten, welche sich unter schweren Kämpfen, wie wir gesehen haben, zu freien Republiken emporgeschwungen hatten, und diese Republiken nun verwandelten sich während der kaiserlosen Zeit in kleine Monarchieen. Während der Kämpfe um die Freiheit nemlich hatte man selbstverständlich den militärischen Oberbefehl oder gar die Dictatur an einen hervorragenden Mann übertragen müssen, dem man den Titel Capitano gab, und ein solcher Capitano wußte sich meist eine Masse von Anhängern zu gewinnen. Sollte er nun, nachdem die Kämpfe mit den Kaisern längst aufge-

hört hatten, seine Machtstellung aufgeben? Dieß wäre ihm gegen die Natur gegangen und so blieb er Capitano, gestützt auf seine Anhänger. Ich sagte: „er blieb“ und setze sofort hinzu: „wenn er bleiben konnte“. Nicht selten nemlich, sogar meistens gefiel denjenigen, welche bisher in der Republik am Ruder gesessen waren, also den Reichen und Vornehmen, oder wenn man so will den Patriziern — und wo gäbe es eine Republik, in welcher die Reicheren und Vornehmeren, also die Patrizier fehlten? — der neue Dynast oder Monarch ganz und gar nicht und sie suchten ihn sofort zu stürzen. Darüber kams dann regelmäßig zu schweren innern Kämpfen und je nachdem diese oder jene Parthei — und merkwürdigerweise nannten sich die beiden Partheien immer noch Guelphen und Ghibellinen, obgleich die ursprüngliche Bedeutung dieser Namen, wie wir früher schon gesehen haben, längst nicht mehr existirte — siegte, blieb entweder die Monarchie bestehen oder wurde sie Oligarchie, das heißt eine Republik unter der Oberherrschaft einzelner Familien. Das war das eine Moment, warum in den oberitalienischen Städten ein ewiger Partheikampf wüthete; das zweite aber bestand darin, daß die Parthei, welche siegte, die Oberhäupter der andern Parthei regelmäßig verjagte und deren Güter mit Beschlag belegte. Konnten sich dieß die Verjagten gefallen lassen? Nein, sondern sie sammelten sich in einer andern Stadt, wo ihnen Verwandte, Freunde und Gleichgesinnte lebten, und suchten mit deren Hülfe die verlorne Position wieder zu erobern. So entstanden aus der innern Fehde einer Stadt auch auswärtige Kämpfe mit andern Städten und diese Kämpfe hörten in ganz Oberitalien Jahr aus Jahr ein nicht auf. Was war aber das Resultat derselben? Kein anderes, als daß in den meisten Städten die Gewalt nach und nach in die Hände eines einzelnen Dynasten, der sich besonders hervorthat, gerathen mußte und sich in seiner Familie so lange forterbte, bis eine andere Familie durch einen neuen Kampf ans Ruder kam. Nicht blos aber dieß, sondern die jeweiligen Dynasten, gleichviel ob Ghibellinen oder Guelphen, suchten sich auch in ihrer und ihrer Familien Machtstellung zu befestigen und wer konnte ihnen hiezu behülflicher sein, als der deutsche König, unter dessen Oberherrlichkeit Oberitalien nominell immer noch stand?

Daher kam es, daß verschiedene Capitanos oder Partheihäupter, als sie hörten, daß Heinrich VII. einen Zug nach Italien beabsichtige, zu gleicher Zeit um seine Gunst buhlten, wie namentlich Guido della Torre, der ghibellinische Capitano von Mailand, und der guelphische Mathäus Visconti, welcher von ersterem aus Mailand vertrieben worden war. Mußte nun aber dieser Umstand den deutschen König nicht noch mehr anspornen, seinen Zug nach Italien zu beschleunigen, besonders auch, da der Pabst ihn wissen ließ, daß er ihm — aus Gründen, die wir schon kennen — mit großer Bereitwilligkeit die Kaiserkrone verleihen werde? Genug also, im October 1310 trat Heinrich VII. seinen Zug nach Italien an und obwohl sein Heer nur aus 5000 Mann bestand, so war es doch eine auserlesene Truppe. Auch begleiteten ihn viele deutsche Große, wie z. B. seine beiden Brüder Graf Walram von Luxemburg und Erzbischof Balduin von Trier, weiter der Rheinpfalzgraf Rudolph, Herzog in Oberbaiern, und der Herzog Leopold von Oestreich, endlich die Grafen Amadeus von Savoyen und Guido von Flandern nebst den Bischöfen von Lüttich, Basel und Constanz. Im Anfang nun gieng Alles ganz vortrefflich und jede Stadt auf der Straße nach Mailand öffnete ihm ihre Thore. Mailand selbst that eben so und er ließ sich daselbst am 24. December 1310 unter großem Prunk zum Könige der Lombardei krönen. Sobald dieß geschehen war, erließ er ein allgemeines Friedensgebot, indem er zugleich erklärte, daß er über den Partheien stehe und also den Ghibellinen wie den Guelphen ein gleich gerechter Regent sein werde. Noch mehr, er suchte diese seine Erklärung sofort in der Praxis zu realisiren und ernannte für alle größeren Städte königliche Statthalter, Reichsvicare genannt, welche er hier der Parthei der Guelphen, dort der der Ghibellinen entnahm. Schon dieß machte äußerst böses Blut, denn die beiden Partheien, welche sich so lange bekämpft hatten, fühlten durchaus keine Neigung, sich mit einander zu versöhnen, sondern eine jede von ihnen wollte den deutschen König nur dazu benützen, um den Sieg über die andere zu gewinnen. Ueberdem mußte es die Guelphen, die bisher sowohl in der Lombardei als auch im Tuscischen (Toskana) meist die Oberhand gehabt hatten, nicht im höchsten Grade erbittern, daß

die Ghibellinen ihnen nunmehr gleichgestellt oder gar, wie sie wähnten, vorgezogen sein sollten? Noch schlimmer wurde es, als der König, seines leidigen Geldmangels wegen, sich genöthigt sah, eine Kronsteuer umzulegen und sogar so weit gieng, diese Steuer mit großer Strenge einzutreiben. Das war ja etwas seit fünfzig Jahren Unerhörtes und eine solche Bedrückung sollte man sich von einem deutschen Barbaren gefallen lassen? So kam es da und dort zu Aufständen und die Bewältigung der Aufständischen, besonders die der Städte Mailand, Cremona, Lodi und Brescia, welch' letzteres sich erst im September 1311 nach einer viermonatlichen Belagerung ergab, kostete ungemein viel Blut, so daß die Streitkräfte des Königs sehr zusammenschmolzen. Nicht aber blos Blut kosteten jene Kämpfe, sondern auch, wie wir eben gesehen, viel kostbare Zeit und diese Zeit benützten die Feinde des deutschen Königs dazu, ihre Rüstungen gegen denselben zu vollenden. So insbesondere die guelphischen Städte Tusciens, mit dem reichen Florenz an der Spitze, und so nicht minder der König Robert von Neapel, Karls von Anjou Urenkel, welchen die Furcht beseelte, Heinrich VII. möchte, wenn er erst über Ober- und Mittelitalien Herr geworden sei, auch ein Gelüste nach Unteritalien bekommen. Letzterer konnte sich also wohl denken, daß er beim Weitervorrücken auf Rom keineswegs unbeläſtigt bleiben werde, allein unbekümmert hierum setzte er, nachdem er den Grafen Werner von Homberg, einen bewährten Krieger und Staatsmann, zu seinem Stellvertreter in der Lombardei ernannt hatte, seinen Zug mit seinem kleinen, jetzt nur noch 3000 Mann zählenden Heere fort und kam unter Gefahren aller Art endlich im Anfang Juni 1312 vor Rom an. Hier stritten sich ebenfalls, wie fast in allen andern italienischen Städten, die Guelphen und Ghibellinen um die Oberherrschaft und an der Spitze der ersteren stand das Haus Ursini, während das Haus Colonna das Haupt der Ghibellinen bildete. Wie nun aber der deutsche König sich näherte, baten die Guelphen den neapolitanischen König um Hülfe und dieser schickte ihnen auch richtig ein kleines Corps unter seinem Bruder Johann von Achaja zu. Nicht minder sandten die Florentiner Succurs und so konnte Heinrich VII. nur unter den blutigsten Kämpfen in die ewige Stadt ein-

bringen. Er eroberte das Kapitol und die dort liegende Stadtseite, die andere Seite aber mit dem Vatican und der Peterskirche konnte er nicht bezwingen und am Ende mußte er sich dazu bequemen, am 29. Juni 1312 aus den Händen der von Pabst Clemens V. abgeordneten Cardinäle die Kaiserkrone im Lateran in Empfang zu nehmen.

Er war also jetzt Kaiser, nach mehr als sechzig Jahren wieder der Erste, allein was hatte er mit dieser schimmernden Krone erreicht? Die heiße Jahreszeit, die jetzt eintrat, erzeugte Krankheiten in seinem kleinen Heere und aus Furcht denselben zu erliegen, eilten mehrere der Großen, die den Zug bisher mitgemacht hatten, ungesäumt über die Alpen nach Hause. So sank Heinrichs VII. Heer auf die Zahl von 1800 Streitern herab und mit diesen konnte er sich natürlich in Rom nicht mehr halten. Er retirirte also ins Toskanische, dieses Land nach allen Seiten hin verwüstend; die Stadt Florenz jedoch zu erobern gelang ihm nicht, weil das Heer, welches die Florentiner gegen ihn aufbrachten, viel stärker war, als das seinige, und so mußte er sich schließlich in das treue Pisa zurückziehen. Von hier aus verhängte er die Acht über Florenz sowie über den König Robert von Neapel; allein diese Acht zu vollziehen sah er sich nicht im Stande, sondern im Gegentheil wurde seine Lage mit jedem Monate eine mißlichere. Solches benützte der König Philipp der Schöne von Frankreich, um eine neue ganz exorbitante Forderung an Heinrich VII. zu stellen, die nemlich, daß letzterer ihm auch noch den Rest des arelatischen Reichs bis nach Genf hin abtreten solle, widrigens er mit seinem Vetter, dem König Robert von Neapel, gemeinschaftliche Sache machen würde. Noch mehr, Philipp der Schöne zwang jetzt auch den ihm untergebenen Pabst Clemens V., daß derselbe den deutschen Monarchen mit dem Banne bedrohen mußte, falls dieser sich nicht mit dem neapolitanischen Könige in Frieden einige und von nun an Italien sich selbst überlasse. Solchen Schicksalsschlägen zu trotzen, schien fast unmöglich, allein Heinrich VII. trotzte ihnen doch und bewährte sich hiebei als einen Herrscher, der Festigkeit mit Klugheit zu paaren verstand. Unverweilt nemlich knüpfte er mit dem König Friedrich von Sicilien, dem geschwornen Feinde

des neapolitanischen Königs, Unterhandlungen an und diese Unterhandlungen führten zu Anfang des Jahrs 1313 zu einem Schutz- und Trutzbündniß mit ihm. Weiter bewog er durch weitgehende Versprechungen die großen Seestädte Pisa und Genua, ihm eine starke Flotte zu stellen, welche vereint mit der sicilianischen gegen die Stadt Neapel operiren sollte. Sodann setzte er alle Hebel in Bewegung, um die deutschen Fürsten, sowie auch die Reichsstädte dahin zu bringen, daß sie ihm Hülfstruppen sendeten, und durch seinen Sohn Johann, den König von Böhmen, noch mehr durch die Herzoge von Oestreich, mit deren Schwester Katharina — seine erste Gemahlin Margarethe, Tochter des Herzogs Johann I. von Brabant, war im December 1311 in Genua verstorben — er sich sofort verlobte, erreichte er auch dieses Ziel. Endlich verbündete er sich mit den Ghibellinen Oberitaliens, indem er sich nun förmlich auf ihre Seite stellte, und brachte diese dadurch dazu, daß sie ihm alle Streitkräfte zuführten, die sie nur irgend aufbringen konnten. In solcher Weise wußte Heinrich VII. seinen Angelegenheiten eine ganz andere Wendung zu geben und im Frühjahre 1313, nachdem er überall ghibellinische Statthalter eingesetzt hatte, rückte er, trotz des päbstlichen Bannfluches, mit einem überlegenen Heere über Terracina ins Neapolitanische ein. Nicht minder landete der sicilianische König mit seiner Truppenmacht in Apulien und die genuesisch-pisanische Flotte segelte gegen Neapel. Jetzt schien der König Robert nebst allen denen, die zu ihm hielten, verloren zu sein, denn eine Stadt nach der andern ergab sich an König Heinrich VII. Allein in dieser kritischen Lage wußten sich die schwer Bedrängten auf andere Weise zu helfen, dadurch nemlich, daß sie den Dominicanermönch Bernardo von Monte Pulciano bestachen, den Kaiser beim Reichen des Abendmahls mit Gift aus dem Wege zu räumen, und in Folge des empfangenen Giftes starb Heinrich VII. am 24. August 1313 zu Buonconvento in der Nähe von Siena.

Welch' ein Jubel nun am Hofe des Königs von Neapel und welch' ein noch größerer unter den Guelphen in Florenz und Oberitalien! Mit dem Tode Heinrichs VII. nemlich hatte der ganze Feldzug ein Ende, indem nun das deutsche Heer sich augenblicklich

auflöste, und somit war all' das viele Blut, wie schon so oft früher, des Kaiserphantoms wegen vergeblich geopfert worden. Doch läßt sich nicht in Abrede ziehen, daß durch die jahrelange Anwesenheit Heinrichs VII. in Welschland die Lombardei wieder etwas fester an Deutschland gekittet wurde, denn derselbe hatte die in den dortigen größeren Städten herrschenden Dynasten, sofern sie ghibellinisch gesinnt waren, unter dem Titel von „Reichsvicaren" als seine Statthalter entweder bestätigt oder neu eingesetzt und diese hohe Herren thaten sich auf den tönenden Titel nicht wenig zu gut. Ja sie ließen sich sogar dazu herbei, künftighin dafür an das deutsche Reichsoberhaupt große Summen zu bezahlen, wie insbesondere die Visconti in Mailand, die Della-Scala in Verona und die Bonaccolsi in Mantua. Allein in ein Abhängigkeitsverhältniß zu Deutschland traten sie deßwegen keineswegs, sondern sie regierten vielmehr gerade so selbstständig, wie die guelphischen Dynasten in Florenz und anderswo. Auch muß ich bemerken, daß sofort nach dem Abzug der Deutschen die inneren Fehden zwischen den Guelphen und Ghibellinen in der alten Weise, wie ich sie oben geschildert, wieder begannen und sogar noch weit blutiger wurden. Warum aber dieß? Nun, die Reiterschaaren, die in der letzten Zeit zum Heere Heinrichs VII. gestoßen waren, ließen sich, statt nach Deutschland zurückzukehren, von einigen ghibellinisch-gesinnten Dynasten um hohen Sold anwerben, um unter ihnen die Guelphen zu bekämpfen, und wie dieß die letzteren sahen, ahmten sie alsbald das Beispiel nach. Auch sie mietheten sich deutsche Söldnerschaaren, und so entstanden jene großen Freibeuterbanden, welche sich unter ihren tapferen Führern — in Italien Condottieri genannt — durch zwei Jahrhunderte lang so ungemein furchtbar machten. Hatte doch oft ein einziger Condottieri, wie z. B. Werner von Urßlingen, seine 5000 Barbuten oder Geharnischte unter seinem Oberbefehl und wußte diese immer wieder aus Deutschland zu ergänzen! Natürlich aber hielt er zu keiner bestimmten politischen Parthei, sondern diente immer dem, der ihn am besten bezahlte, also heute einem ghibellinischen und morgen einem guelphischen Dynasten. Ja eben so gut auch dem Pabste oder dem Könige von Neapel gegen den Pabst!

Mit dem Tode Heinrichs VII. war der deutsche Königsthron wieder einmal erledigt und es handelte sich nun darum, wen man dem Verstorbenen zum Nachfolger geben solle. Es ist richtig, derselbe hinterließ einen Sohn, den König Johann von Böhmen, und die beiden Erzbischöfe Balduin von Trier und Peter von Mainz wären gleich bereit gewesen, denselben auf den Thron zu setzen. Allein sie überzeugten sich alsobald, daß die übrigen Kurfürsten nie und nimmer hierein willigen würden, denn einmal war Johann noch ein unerfahrener Jüngling, da er erst siebzehn Jahre zählte, und zum andern wollte man um keinen Preis den Sohn dem Vater folgen lassen. Nein, dieß wäre der Anfang eines Erbreichs gewesen und vor einem solchen hatten die Großen Deutschlands aus längst erörterten Gründen einen wahrhaften Abscheu. Während nun aber die genannten beiden Erzbischöfe noch überlegten, was zu thun sei, fingen die Habsburger, ich meine die Söhne des verstorbenen Albrechts I., an zu handeln. Vor fünf Jahren, anno 1308, hatte man den Aeltesten Albrechts, den Herzog Friedrich, welchen man den Schönen nannte, kurfürstlicherseits übergangen, ohne daß er mit seinen Brüdern Einsprache dagegen erheben konnte; dießmal aber sollte dieß nicht wieder geschehen, denn inzwischen war Friedrichs Bruder Leopold, genannt der Glorwürdige — auch „Blume der Ritterschaft“ nannte man ihn seiner Tapferkeit wegen — zum Manne herangewachsen und er, seiner Thatkraft wegen das factische Oberhaupt der Familie, fühlte die Kraft in sich, jeden Nebenbuhler seines geliebten älteren Bruders, des nominellen Familienchefs, zu Boden zu schmettern. Auf sein Geheiß wurden also durch Verpfändung der Familiengüter große Summen aufgebracht, um sie zur Bestechung der Herren Kurfürsten zu verwenden, und richtig gelang es damit zuerst den Erzbischof Heinrich von Köln und den Rheinpfalzgrafen Rudolph, sowie dann etwas später den Herzog Rudolph von Sachsen-Wittenberg und die beiden Markgrafen Waldemar und Heinrich von Brandenburg zu gewinnen. Die Sache wurde natürlich ganz im Geheimen betrieben, aber doch nicht so geheim, daß nicht die beiden obgenannten Erzbischöfe noch zu rechter Zeit dahinter gekommen wären. Sollten nun sie, die wir als die geschwornen Feinde des Hauses

Habsburg kennen, es dulden, daß Friedrich von Oestreich den deutschen Thron besteige? Nie und nimmer, und wenn es auch unmöglich war, den Luxemburger Johann durchzusetzen, so sollte doch wenigstens ein Freund des luxemburgischen Hauses und jedenfalls ein Nichthabsburger der Nachfolger des verstorbenen Heinrichs VII. werden. Sie schauten sich also um unter den Fürsten Deutschlands und unwillkürlich blieb ihr Blick auf dem Herzog Ludwig von Oberbaiern haften. Da wir aber diesen noch gar nicht kennen, müssen wir uns etwas näher nach seinen Verhältnissen umsehen.

Daß das früher so große Herzogthum Baiern schon längst in Ober- und Niederbaiern getheilt und mit Oberbaiern die Pfalzgrafschaft am Rhein verbunden war, haben wir schon früher gesehen. Nicht minder wissen wir, daß der Rheinpfalzgraf für Baiern die Kurstimme führte. Nun starb im Februar 1294 Ludwig der Strenge, der Rheinpfalzgraf und Herzog von Oberbaiern, und hinterließ zwei Söhne, Rudolph, geboren im October 1274, und Ludwig, geboren im Januar 1282, welche sich nach des Vaters hinterlassenem Willen in das väterliche Erbe theilen sollten. Allein der ältere Rudolph, ein rauher, herrischer, brutaler Character, riß nicht blos das ganze Erbe an sich, sondern mißhandelte auch seine Mutter Mechtilde, eine Tochter des verstorbenen Königs Rudolph von Habsburg, in solch' gemeiner Weise, daß diese sich genöthigt sah, mit ihrem jüngern Sohne Ludwig, damals einem Knaben von zwölf Jahren, zu ihrem Bruder Albrecht, dem Herzoge von Oestreich, nach Wien zu entfliehen. Hier wurde der junge Ludwig mit seinen Geschwisterkindern, den Söhnen seines Ohms Albrecht, zusammen erzogen und schloß namentlich eine innige Freundschaft mit Friedrich, den man nachher den Schönen nannte. Sein Erbe aber behielt ihm der brutale Rudolph, sein älterer Bruder, beharrlich vor und trotz aller Vorstellungen nahm sich seiner der damalige König von Deutschland, Adolph von Nassau, nicht im geringsten an. Da wurde nach Adolphs von Nassau Tod der Herzog Albrecht von Oestreich unter dem Titel Albrechts I. König von Deutschland, und zwang sofort den Rudolph, seinem jüngern Bruder Ludwig wenigstens einigermaßen gerecht zu werden. Eine Zeitlang genügte dieß dem Ludwig; wie er aber das Mannes-

alter erreicht hatte, verlangte er eine gleichmäßigere Theilung und endlich kam es ob diesem seinem Verlangen zwischen ihm und seinem Bruder zum Kriege. Dieser unselige Kampf währte mehrere Jahre lang, bis schließlich am 1. October 1310 ein Vergleich zu Stande kam, welcher dem Ludwig die richtige Hälfte von Oberbaiern sicherte, während Rudolph, außer der andern Hälfte, die Pfalzgrafschaft am Rhein nebst der Kurstimme behielt. Das war Alles, was Herzog Ludwig erhalten konnte, und er fühlte sich also noch immer verkürzt; weil er sich aber verkürzt fühlte, konnte keine brüderliche Stimmung gegen den Rudolph in ihm aufkommen, und das um so weniger, als Rudolph fortfuhr, sich äußerst brutal, abstoßend und anmaßend gegen ihn zu betragen. Nun war Niederbaiern seit dem Tode des Herzogs Heinrich anno 1290 gerade so getheilt, wie Oberbaiern; aber die drei Söhne Heinrichs, Otto, Ludwig und Stephan, bekriegten sich deßwegen nicht, sondern regierten gemeinschaftlich. Da starb anno 1296 zuerst Ludwig, ohne verheirathet gewesen zu sein, dann anno 1310 Stephan mit Hinterlassung von zwei unmündigen Knaben (genannt Heinrich und Otto), endlich Otto im September 1312 mit Hinterlassung eines erst dreizehntägigen Buben (genannt Heinrich). Es waren also nur minderjährige Erben vorhanden und für diese mußte gesorgt werden. Solches berücksichtigend stellte Otto sterbend sein Söhnlein und seine beiden Neffen unter den Schutz seiner treuen Städte, insbesondere Landshuts und Straubings, und ernannte zugleich den Herzog Ludwig von (der Hälfte von) Oberbaiern, den er als einen tapfern und edel gesinnten Herrn kannte, zum Vormund der drei Knaben sowie zum Regenten des Landes. Diese testamentarische Verordnung aber verletzte gar Viele schwer; erstens nemlich den Herzog Rudolph von (der andern Hälfte von) Oberbaiern, weil er, als der ältere Bruder, selbst darauf gerechnet hatte, Regent und Vormund zu werden; sodann die beiden Wittwen der Herzoge Stephan und Otto, weil sie ebenfalls total übergangen waren; endlich den Adel Niederbaierns, weil er in der Bevorzugung der baierischen Städte eine tiefe Beleidigung fand. Kaum also hatte Herzog Ludwig die ihm übertragene Vormundschaft und Regentschaft angetreten, so wandten sich die baierischen Grafen und Barone klagend an den

Herzog Friedrich von Oestreich, als das Oberhaupt der Habsburger, und begehrten von ihm — in Ermangelung eines deutschen Königs, da Heinrich VII. in Italien abwesend war und dort gleich darauf starb — Hülfe gegen den Tyrannen Ludwig, der sie zum Vortheil der Städte furchtbar bedrücke. Hierauf ging der Habsburger, trotz seines früheren innigen Verhältnisses zu Ludwig, sogleich ein unter der Bedingung, daß ihm die Regentschaft Niederbaierns während der Minderjährigkeit der genannten drei Knaben übertragen werde, denn damit hoffte er einen bedeutenden Machtzuwachs zu erwerben. Auch sammelte er, sobald ihm diese Bedingung durch einen besondern Vertrag vom 1. September 1313 zugestanden war, ein Heer und mit diesem, zu welchem natürlich alsbald der Gesammtadel Baierns stieß, fiel er im folgenden Monat in Niederbaiern ein. Unterdessen war jedoch, wie man sich wohl denken kann, Herzog Ludwig ebenfalls nicht müßig geblieben, und wenn ihm gleich sein Bruder Rudolph aus bekannten Gründen jeden Beistand versagte, so brachte er doch der tapferen Mannen eine große Anzahl zusammen. Nicht übrigens viel Adel befand sich in seinem Heer, sondern das bei weitem überwiegende Hauptcontingent hatten die Bürgerschaften der Städte, besonders derer von Straubing und Landshut, geliefert. Am 9. November 1313 kams denn bei Gammelsdorf an der Isar zur Schlacht und welches Resultat lieferte dieselbe? Nun, Herzog Ludwig erfocht mit seinen tapfern Bürgern einen ganz gloriosen Sieg und in Folge desselben, der den Adel Niederbaierns geradezu decimirte, verging dem Herzog Friedrich für immer die Lust, sich in die baierischen Angelegenheiten einzumischen. Auch die Herren Grafen und Barone Niederbaierns fügten sich jetzt tief unterthänigst und bei einer Zusammenkunft Ludwigs mit Friedrich im April 1314 zu Salzburg erneuerten die Beiden nicht nur ihre frühere Freundschaft, sondern Ludwig versprach auch dem Habsburger, ihn in seiner Bewerbung um die deutsche Königskrone kräftigst zu unterstützen.

Durch seinen Sieg bei Gammelsdorf hatte sich Herzog Ludwig einen Namen durch ganz Deutschland erworben und auf ihn nun richtete Peter Aichspalter, der Erzbischof von Mainz, in Verbindung mit dem Erzbischof Balduin von Trier, seine Blicke, als es galt,

dem Habsburger Friedrich einen Rivalen, der Aussicht auf den Sieg habe, entgegenzustellen. Sofort setzte sich also der Mainzer mit Ludwig in Verbindung und wußte ihm den Glanz des Diadems mit solch' herrlichen Farben vorzumalen, daß derselbe des seinem Freunde Friedrich in Salzburg gegebenen Versprechens alsbald vergaß. Ja wohl, Herzog Ludwig griff mit beiden Händen zu, als ihm der Mainzer Erzbischof die deutsche Königskrone anbot, und nun handelte es sich darum, auch die übrigen Kurstimmen zu gewinnen. Zuerst mußte der Erzbischof Balduin von Trier seinen Neffen Johann, König von Böhmen, bearbeiten und Johann, einsehend, daß er selbst nicht König werden könne, sagte auch wirklich zu, den Ludwig zu wählen. Nur that er es nicht umsonst, sondern Ludwig mußte ihm die Summe von 10,000 Mark und überdem die Herzogthümer Lothringen, Brabant und Limburg zusichern, sobald sie vacant würden. Der Zweite, der sich gewinnen ließ, war der Markgraf Waldemar von Brandenburg und weiter folgten dann noch die Herzoge Erich und Johann von Sachsen-Lauenburg. Allein warum wurden diese dem Habsburger Friedrich abtrünnig? Nun einmal deßwegen, weil der baierische Ludwig den Habsburger an Versprechungen und Verpfändungen überbot, und sodann deßwegen, weil Peter Aichspalter es den genannten Fürsten ans Herz legte, der Ludwig sei nur ein geringer Herzog, ohne nennenswerthe Hausmacht, während sich von dem Habsburger voraussehen lasse, daß er in die Fußstapfen seines Vaters trete. In solcher Weise wirkten die Erzbischöfe von Mainz und Trier für ihren Candidaten und daß sie sich dabei selbst (der Mainzer ließ sich die Burg Reichenstein, die Stadt Weinheim und 10,000 Mark Silbers versprechen) nicht vergassen, versteht sich von selbst. Durch alle ihre Machinationen aber gelang es ihnen nicht, den Erzbischof von Köln, den Rheinpfalzgrafen Rudolph (den Bruder Ludwigs) und den Herzog von Sachsen-Wittenberg zu sich herüberzuziehen, sondern diese blieben fest an dem Habsburger Friedrich hängen. So kam es denn, daß am 19. October 1314 der Anhang des Habsburgers dessen Wahl in Sachsenhausen bei Frankfurt durchsetzte, während den Tag darauf der Anhang des Baiern diesen als König proclamirte. Gekrönt aber wurden beide an demselben Tag,

am 25. November 1314, nemlich Ludwig in Aachen durch die Erzbischöfe von Mainz und Trier, und Friedrich in Bonn durch den Erzbischof Heinrich von Köln.

Jetzt lag es auf der Hand, daß Deutschland wieder einmal einen schweren Bürgerkrieg durchzumachen haben werde; allein dieser Krieg gestaltete sich doch ganz anders, als man erwartet hatte. Vor allem nemlich nahm der ganze Norden und Nordosten Deutschlands an demselben keinen Antheil, und zwar ganz einfach deßwegen, weil er ganz und gar von seinen eigenen Angelegenheiten in Anspruch genommen war. Dort hatte sich soeben ein schwerer Kampf um die Stadt Stralsund entsponnen, welche sich gegen ihren Oberherrn, den Herzog Witzlaw III. von Rügen und Pommern, auflehnte, und an diesem Kampfe betheiligten sich alle Fürsten und Städte von Nord- und Ostdeutschland. Nicht übrigens sowohl um Stralsund handelte es sich, als vielmehr um ihren mächtigen Beschützer, den Markgrafen Waldemar von Brandenburg, denn die aufstrebende Gewalt dieses kühnen Kriegers fürchteten alle Städte und Fürsten ringsum, selbst die Beherrscher von Schweden und Polen, und somit schlossen sie auch einen starken Bund gegen ihn. Er wußte ihnen aber mehrere Jahre lang Trotz zu bieten, bis er endlich in der Schlacht von Gransen, im October 1316, ihrer Uebermacht erlag und nun durch die Abtretung des Landes Stargard sich den Frieden mit ihnen (sogenannter Templiner Frieden vom 25. November 1317) erkaufte. Nicht lange hernach sagte er dieser Welt Valet und mit ihm starb sein ganzes Geschlecht (das, wie wir wissen, von Albrecht dem Bären herstammte) aus. Darüber aber entstanden neue Wirren, in welche abermals der ganze Nordosten Deutschlands verwickelt wurde. Doch lassen wir sie für jetzt bei Seite, um später auf sie zurückzukommen.

Gleichwie nun aber der Norden und Nordosten Deutschlands an dem Kampfe zwischen den beiden Thronrivalen keinen Antheil nahm, ebenso wenig thaten dieß die drei Erzbischöfe von Mainz, Trier und Köln, obwohl jeder von ihnen über ein kleines Königreich gebot. Zu allererst sorgten sie dafür, daß sie den ausbedungenen Lohn an Geld und Gut erhielten, und zwar heischten diesen Lohn die Erzbischöfe von Mainz und Trier von König Ludwig, der Erz-

bischof von Köln dagegen von dem Habsburger Friedrich. Jeder der beiden Rivalen that sein Möglichstes und verpfändete, was er verpfänden konnte. Sobald jedoch die hohen geistlichen Herren erhalten hatten, was sie sich ausbedungen, rieben sie sich schadenfroh die Hände und wachten von nun an nur darüber, daß der Krieg sich nicht in ihr Gebiet hinüberspiele. Ja endlich, am 23. August 1318, schlossen sie sogar einen förmlichen Vertrag mit einander ab, sich gegenseitig nicht zu schädigen, sondern die beiden Thronrivalen ihre Sache allein ausfechten zu lassen, und nicht minder garantirten sie sich gegenseitig ihre sämmtlichen Besitzungen, es möge nun schließlich den Sieg erringen, wer da wolle.

Ebenso wenig als die drei geistlichen Kurfürsten und der Markgraf von Brandenburg betheiligte sich auch das Herzogthum Sachsen an dem Kriege, denn es hielten zwar allerdings der Herzog Rudolph von Sachsen-Wittenberg zu dem Habsburger und die Herzoge Erich und Johann von Sachsen-Lauenburg zu dem Baiern; aber sollten Sachsen gegen Sachsen kämpfen? Dagegen stemmten sich die Städte wie die vom Adel und somit mußten sich die drei genannten Herzoge, wenn sie nicht wollten, daß ihre Unterthanen gegen sie revoltirten, ebenfalls dazu entschließen, neutral zu bleiben. Ganz dasselbe war bei dem mächtigsten deutschen Kurfürsten, bei dem Könige Johann von Böhmen, der Fall. Freilich in der ersten Zeit nach der Königswahl sandte er seinem Erwählten, dem baierischen Ludwig, ein kleines Hülfsheer und versprach ihm sogar auf später einen noch kräftigeren Beistand; allein sowie die Habsburger dieß inne wurden, suchten sie ihm in seinen Stammlanden, also in Böhmen und Mähren, einen Aufstand zu erregen und kamen auch glücklich damit zu Stande. Schon seit langen Jahren nemlich herrschte, wie wir früher schon mehrmals gesehen, in Böhmen eine starke Eifersucht zwischen den Deutschen und Czechen und insbesondere hatten die emporblühenden deutschen Städte den Haß der czechischen Barone auf sich geladen. Weil nun aber König Johann die deutschen Bürger, durch deren Fleiß allein Wohlstand in das Land kam, ebenfalls, wie so mancher seiner Vorgänger, begünstigte, sowie überdem, weil er den czechischen Adel, der von jeher darauf Anspruch machte, über den Gesetzen zu

stehen, in gleicher Weise zur Steuerlast herbeizog, wie die Städte, wurde es den Habsburgern leicht, den Haß der czechischen Barone bis zur Glühhitze anzufachen. „Der König will das ganze Land germanisiren und alle Czechen hinausjagen,“ schrieen die Barone und alles czechische Volk schrie es ihnen nach. Bei dem Geschrei aber blieb es nicht, sondern die Czechen griffen zu den Waffen und stützten sich dabei auf die Hülfe, welche die Habsburger ihnen — laut Vertrag vom 27. December 1317 — zu bringen versprachen. Auf diese Art bekam König Johann genug im eigenen Lande zu thun und von einer Unterstützung Ludwigs des Baiern konnte keine Rede sein. Dagegen nahm sich derselbe fest vor, sowie er des Aufstandes Herr geworden sei, seine Waffen gegen die Habsburger zu kehren, und diesen Vorsatz hielt er auch, wie wir später sehen werden, getreulich.

Aus all' dem geht zur Genüge hervor, daß bei dem Thronstreit zwischen Friedrich und Ludwig diese sich fast einzig und allein auf ihre Hausmacht angewiesen sahen, allein welch' ein kolossaler Unterschied machte sich nicht da geltend! Zu Friedrich hielten alle seine Brüder und er konnte also über alle Kräfte Oestreichs, Steiermarks und Krains verfügen. Ludwig aber gebot nur über einen Theil von Baiern und hatte seinen eigenen Bruder Rudolph I., den Rheinpfalzgrafen und Mitherzog in Oberbaiern, gegen sich. Gewiß, Rudolph war vom ersten Anfang an auf die Seite des Habsburgers, wie wir bereits gesehen haben, getreten und hiezu bewog ihn nicht blos der hohe Preis, welchen ihm der Habsburger für seine Stimme bot, sondern noch viel mehr der Neid, Grimm und Trotz darüber, daß nicht er, sondern sein jüngerer Bruder von Peter Aichhalter zum Könige bestimmt worden war. Damit aber, daß er dem Habsburger seine Wahlstimme gegeben hatte, wollte er sich nicht einmal begnügen, sondern er beschloß auch demselben seine Truppen zuzuführen und somit den eigenen Bruder zu bekriegen. Und in der That, der Krieg zwischen den Brüdern begann schon mit dem Jahre 1315 und währte bis zum Anfang des Jahres 1317, denn trotz allem Zureden wollte Rudolph um keinen Preis Vernunft annehmen. Allein siehe da, nur wenige Adelige gehorchten seinem Aufgebot

und die Städte schlugen sich ohnehin fast alle ohne Ausnahme, nach dem Vorgang Straubings und Landshuts, auf die Seite seines Bruders. So verlor der Zornwüthige eine Position nach der andern und nachdem er schließlich in einem Haupttreffen besiegt worden war, mußte er sich am 26. Februar 1317 zu einem ihn äußerst demüthigenden Frieden bequemen. Dazu nemlich, daß er auf die Regierung aller seiner Lande — auch der Rheinpfalz — auf so lange verzichtete, als der Thronstreit daure, und außer einigen Schlössern und Domainen nichts bekam als einen Jahrgehalt von 5600 Pfund Münchener Pfennige. So gering mußte er sich, weil von aller Welt verlassen, abspeisen lassen, und in der Wuth hierüber eilte er alsbald zu den Feinden seines Bruders nach Wien, wo er schon nach wenigen Jahren, am 13. August 1319, verstarb.

War es also zu viel gesagt, wenn ich oben bemerkte, daß zwischen der Hausmacht Friedrichs und der Ludwigs ein kolossaler Unterschied stattgefunden habe? Nein, sicherlich nicht, sondern ich darf vielmehr hinzufügen, daß Friedrich seinen Gegner gleich im Anfang hätte erdrücken können, wenn nur Zweierlei nicht gewesen wäre. Einmal nemlich die freien Reichsstädte in Süddeutschland und sodann die Eidgenossen in Oberschwaben. Daß Ludwig ein Freund der Städte sei, hatte er längst bewiesen, und die Bürger von Straubing und Landshut rühmten es ihm laut nach. Wie hätten also die Reichsstädte nicht zu ihm halten sollen? Ueberdem wie stand es in dieser Beziehung um den habsburgischen Friedrich? Eines Sinnes mit seinem Bruder Leopold I., welchen man die „Blume der Ritterschaft" nannte, hielt er es nur mit dem Adel und verachtete das Bürgerthum als anmaßendes Gesindel. Nicht aber blos mit Worten bewies er diese seine Verachtung, sondern auch mit Thaten, und wohin sein Arm reichte, suchte er die Bürger in die Schranken zurückzuweisen, in welche sie fünfzig Jahre früher eingezwängt gewesen waren. Doppelt und dreifach also fühlten sich die Städte zu dem bürgerfreundlichen Baiern hingezogen und freigebigst unterstützten sie ihn mit Geld, dessen er so nothwendig bedurfte. Auch lieferten sie ihm starke Mannschaften und verschlossen dagegen dem Friedrich ihre Thore, ohne sich davor zu fürchten, von ihm belagert zu werden. Dabei darf

ich nicht verschweigen, daß sich hierin die Städte Ulm, Augsburg, Speier und Straßburg besonders auszeichneten, und mehr als einmal wäre Ludwig verloren gewesen, wenn er sich auf sie nicht hätte verlassen können. Freilich wurde ihm dafür der Adel furchtbar gram und selbst der ihm unmittelbar untergebene bairische gehorchte ihm meist nur höchst widerwillig. Ja Einzelne dieser hochgebornen Herrn, wie z. B. der Graf Ludwig von Oettingen, sein Jugendfreund, giengen bald offen zum Habsburger über oder brüteten sie gar, wie einmal im August 1320, einen Mordanschlag gegen ihn aus.

Wenn nun aber die süddeutschen Reichsstädte dem Ludwig den größten „unmittelbaren" Nutzen gewährten, so hatte für ihn der eben jetzt ausgebrochene Kampf der Habsburger mit den Eidgenossen in Oberalemannien — der jetzigen Schweiz, deren Geschichte mit diesem unserem Zeitraume beginnt — einen fast noch größeren „mittelbaren" Werth, weil durch denselben ein großer Theil der habsburgischen Streitkräfte absorbirt wurde. Die freien Grundbesitzer Urgermaniens kennen wir und nicht minder wissen wir, wann, wie und warum die meisten derselben so gründlich verschwanden, daß man von ihrer früheren Existenz nicht einmal mehr etwas ahnte. Im Norden Deutschlands dagegen, sonderlich in den Sumpfgegenden zwischen Weser, Ems und Elbe, sowie in den Niederungen der Maas- und Rheinmündungen erhielten sich strichweise freie Bauerngemeinden (ich erinnere an die Friesen, die Stedinger, die Dithmarschen und Andere) und eben so auch, fast noch häufiger, in den wenig zugänglichen Gebirgen Oberalemanniens. Als solche bezeichne ich die Walliser im obern Rheinthal, dann die freien Leute im Bregenzerwald sowie ihre Nachbarn, die freien Leute auf der Leutkircher Haide, weiter die Appenzeller am Fuße des hohen Säntis und die freien Leute im Arlgau (Allgäu), endlich und insbesondere die drei Waldgemeinden am hochberühmten Vierwaldstätter See (diesen Namen erhielt aber der See erst, nachdem auch noch Luzern zu den drei Gemeinden getreten war) mit Namen Schwyz, Uri und Unterwalden. Letztere lebten Jahrhunderte lang mit aller Welt in Frieden und zwar so sehr, daß, ihre nächsten Nachbarn ausgenommen, kein Mensch in Deutschland etwas von ihnen wußte. Ja zum aller-

ersten Mal werden sie zu den Zeiten Kaiser Heinrichs V. genannt, denn damals sahen sie sich genöthigt, die Anmaßungen des Abts von Einsiedeln, der sich ihrer Alpenweiden bemächtigen wollte, mit Gewalt abzuweisen. Von jetzt an aber begegnen wir ihren Namen zum öftern in alten Urkunden, namentlich unter den hohenstaufischen Kaisern Friedrich I. und Friedrich II., welchen sie auf den Zügen nach Italien als freie Männer Heerfolge leisteten, wofür ihnen beide genannte Kaiser ihre Freiheiten „als unmittelbare Reichsbürger" schriftlich mit ihrem Siegel und ihrer Unterschrift bestätigten. Indessen dauerten ihre Streitigkeiten mit den Aebten von Einsiedeln fort und in Folge derselben sahen sie sich genöthigt, ihre Nachbarn, die Grafen von Lenzburg, zeitweise zu Schirmvögten anzunehmen, um der Gewalt der mächtigen Einsiedler Kirchenfürsten nicht zu erliegen. Nun starben die Grafen von Lenzburg ganz zu Anfang des 13. Jahrhunderts aus und ihre Erbnachfolger wurden die ihnen sehr nahe verwandten Grafen von Habsburg. Was war also natürlicher, als daß die drei Waldgemeinden, sobald wieder einmal von Einsiedeln her Gefahr drohte, sich unter die Schirmvogtei der Habsburger begaben? Ein weiteres Recht aber räumten sie denselben nicht ein, sondern sie blieben fortwährend reichsunmittelbar. Mit andern Worten, sie erkannten keinen andern Herrn über sich an, als nur allein den deutschen König, und namentlich leisteten sie nur ihm allein die Heerfolge. Da geschah es im Verlauf der Jahre, daß die Grafen von Habsburg die meisten Herrschaften und Ländereien in der Nachbarschaft theils erbten, theils ankauften, und wie der eben so gewaltthätige, als erwerbsüchtige Graf Rudolph deutscher König wurde, beherrschte er bereits fast ganz Oberalemannien. Endlich im April 1291 glückte es ihm gar noch, dem tiefverschuldeten Kloster Murbach die Stadt Luzern mit Gebiet um 2000 Mark Silbers abzukaufen, und nun genirte es ihn mächtig, daß die von seinem Gebiet jetzt rings eingeschlossenen drei Waldgemeinden immer noch auf Reichsunmittelbarkeit Anspruch machten. Dieß sollte um jeden Preis anders werden und frischweg behandelte er dieselben als seine Unterthanen. Was wollten daraufhin die drei Gemeinden beginnen? Sie waren klein und arm, er aber ein mächtiger König, und somit blieb

ihnen nichts übrig, als sich in Geduld zu fügen. Solches geschah auch mehrere Monate lang; sowie er aber gestorben war, schon am 1. August 1291, schlossen die Dreie nach dem Muster der Städtebündnisse einen Bund unter sich, kraft welchem sie sich „als freie Eidgenossen" gegenseitige Hülfe gegen Alle versprachen, welche sie in ihren verbrieften Rechten schädigen wollten.

Von dieser frühen Zeit an datirt sich die Gründung der schweizerischen Eidgenossenschaft und nicht erst, wie man so lange glaubte, von der viel späteren Zeit unter König Albrecht I. Auch ist constatirt, daß König Adolph, der Nachfolger Rudolphs I. von Habsburg, am 30. November 1297 den Waldgemeinden ihre reichsunmittelbaren Freiheiten bestätigte, ohne daß der Sohn Rudolphs, Albrecht, so lange er blos Graf von Habsburg und Herzog von Oestreich war, den Versuch, sie derselben zu berauben, gewagt hätte. Freilich, nachdem er anno 1298 selbst den deutschen Königsthron bestiegen hatte, weigerte er sich, jene Freiheitsbriefe zu erneuern; davon dagegen, daß er die Eidgenossen angegriffen und mit Gewalt seiner Herrschaft unterworfen, steht in keiner Urkunde aus seiner Zeit etwas zu lesen. Trotzdem fallen in diese Zeit die fabelhaften Nachrichten einmal von dem Schwur im Grütli, einer einsamen Höhe am Vierwaldstätter See (auf dem Grütli sollen Werner Stauffacher aus Schwyz, Walter Fürst aus Uri und Arnold aus dem Melchthal in Unterwalden, von denen jeder zehn Freunde mit sich brachte, bei einer geheimen nächtlichen Zusammenkunft am Mittwoch vor Martinstag 1307 geschworen haben, mit vereinter Kraft das Vaterland von den Bedrückungen der Habsburger zu befreien); sodann von dem Schusse des Wilhelm Tell, welchen unser Schiller unsterblich gemacht hat; endlich von den Zwingburgen der tyrannischen habsburgischen Vögte Geßler von Bruneck und Beringer von Ladenberg, welche in der Neujahrsnacht 1308 vom Landvolk erstiegen und zerstört worden seien — — all' diese fabelhaften Nachrichten fallen in die genannte Zeit und merkwürdigerweise werden sie jetzt noch von Vielen für historisch wahr angesehen, obwohl außer der Schweizerchronik von Aegidius Tschudi, die erst aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts datirt, kein einziges wirkliches Document für sie spricht.

Verhalte es sich nun übrigens mit den genannten Nachrichten, wie ihm wolle, Thatsache ist, daß Albrechts I. Nachfolger, Heinrich VII., den drei Waldgemeinden ihre Freiheiten wieder bestätigte und zwar durch eine Urkunde, die — sie datirt vom 3. Juni 1309 — jetzt noch vorhanden ist. Auch ernannte er den Grafen Werner von Homberg, einen seiner Getreuesten, zum Reichslandvogt in jenem Theile Oberalemanniens und setzte fest, daß es seines Amtes sei, an des Königsstatt das Gericht zu handhaben. So blieb es während seiner ganzen Regierung, wie aber nach seinem Tode dem Habsburger Friedrich die deutsche Königskrone von einem Theil der Kurfürsten übertragen wurde, wollte er, aufgestachelt von seinem Bruder, dem hocharistokratischen Herzog Leopold, seine neue Würde alsobald dazu benützen, die verhaßte Reichsfreiheit der drei Waldstätte, die inmitten des Habsburgischen Gebietes lagen, zu vernichten, und ernannte sofort einige Vögte, welche mit einer Gewaltthätigkeit ohne Gleichen hausten. Er handelte so, um sein väterliches Erbgebiet abzurunden, und glaubte gar nichts dabei zu riskiren, da ja die drei Waldgemeinden so überaus klein und ohnmächtig waren. Trotzdem verzagten die letzteren nicht und wandten sich sofort an den Rivalen Friedrichs, Ludwig den Baiern, daß er sie unter seinen Schutz nehme. Auch entsprach dieser ihrer Bitte alsobald, indem er ihnen ihre alten Freiheiten bestätigte, und dadurch wurden die Waldgemeinden so ermuthigt, daß sie die Habsburgischen Vögte bis nach Einsiedeln jagten. Solches geschah im Sommer 1315 und man kann sich denken, welche Wuth nun die Habsburger erfaßte. Ja so groß war ihre Wuth, daß Herzog Leopold I., das factische Oberhaupt der Familie, beschloß, die von ihm so tief verachteten Bauern in Person zu züchtigen und sofort ein gewaltiges Heer ansammelte. Es bestand größtentheils aus den adeligen Vasallen der Habsburger in Oberalemannien und die Herren Ritter und Grafen führten Stricke mit sich, um die Bauern daran aufzuknüpfen. Allein der Feldzug endigte mit einer wahrhaft entsetzlichen Niederlage des Herzogs Leopold, denn die vereinigten Urner, Unterwaldner und Schwyzer legten sich beim Morgarten, zwischen dem Berge Sattel und dem Aegeri-See, 1300 Mann stark, in einen Hinterhalt, während andere 300

Mann sich auf dem Berg Sattel selbst postirten; wie nun aber die Ritter in ihren schweren Harnischen in den Engpaß einritten, wälzten die Dreihundert schwere Steinmassen, die sie vorher aufgehäuft hatten, unter dieselben, so daß alsbald die größte Verwirrung entstand, und dann wütheten die Dreizehnhundert mit ihren schweren Hellebarden in solch' gräßlicher Weise unter ihnen, daß nur Wenige — Herzog Leopold selbst rettete sich durch die Flucht nach Winterthur — mit dem Leben davon kamen. Das war die berühmte Schlacht am Morgarten vom 15. November 1315 und daraufhin erneuerten die drei Waldgemeinden am 8. December 1315 ihren Bund, dem nach und nach bis 1513, wie wir später sehen werden, noch zehn weitere Städte oder Cantone beitraten.

Aus dem soeben Erzählten kann man ersehen, welch' großen Nutzen dem bairischen Ludwig die mit so thörigtem Hochmuth heraufbeschworne Fehde der Habsburger mit den schweizerischen Eidgenossen brachte, und ohne dieselbe wäre er vielleicht gar nicht im Stande gewesen, sich gegen die habsburgische Uebermacht zu halten. Im Uebrigen währte der Kampf zwischen den zwei Thronrivalen volle acht Jahre, ohne ein irgend nennenswerthes Resultat zu liefern, denn beide Theile, weil zu einem großartigen Feldzug sich zu schwach fühlend, beschränkten sich darauf, dem Gegner durch Belagerung seiner Städte und Verwüstung seines Landes so großen Schaden, als möglich, zuzufügen. Gerade dieser kleine Krieg aber brachte den Gegenden, in welchen er wüthete, das tiefste Elend und solchen Jammer mitanzusehen mußte jedem Deutschen das Herz zerreißen. Da beschlossen endlich im Sommer 1322 die beiden Rivalen, dem langen Streite durch eine Hauptaction ein Ziel zu setzen, und der Eine wie der Andere suchte daher durch Gewinnung von Verbündeten ein recht ansehnliches Heer auf die Beine zu bringen. Auch gelang dieß Beiden; dem Habsburger Friedrich dadurch, daß ihm der König von Ungarn, Karl Robert — die kleineren Alliirten, wie den Erzbischof Friedrich III. von Salzburg, den Bischof von Passau und Andere, glaube ich übergehen zu dürfen — ein bedeutendes Hülfscorps zusandte; dem Baiern Ludwig aber dadurch, daß — außer dem Burggrafen Friedrich IV. von Nürnberg und dem Erzbischof Balduin von

Trier — der König Johann von Böhmen mit einer großen Streitmacht persönlich zu ihm stieß. Umsonst übrigens ließ sich letzterer hiezu nicht herbei. Die Rebellion seiner czechischen Barone war immer noch nicht ganz gedämpft und sie konnte auch nur dadurch schnell gedämpft werden, daß König Johann sich zu bedeutenden Conzessionen an dieselben verstand. Dafür aber, daß er sich hiezu verstehe, verlangte er einen hohen Preis, die Belehnung mit der Mark Brandenburg, und dieser Preis eben war es, den ihm Ludwig der Baier zugestand. Seit zwei Jahren schon war diese Mark erledigt, denn Markgraf Waldemar, von dem wir schon gesprochen, hatte im August 1319 — und wenige Monate später auch sein Vetter Heinrich der Jüngere von Landsberg — das Zeitliche gesegnet. Nun machten freilich andere Abkömmlinge Albrechts des Bären, besonders die Fürsten von Anhalt, aus Verwandtschaftsgründen, Anspruch auf die Mark; allein Ludwig der Baier hatte keinen Grund sie zu berücksichtigen, da sie es ziemlich offen mit den Habsburgern hielten. Kurz also, von den beiden Kronrivalen hatte jeder ein starkes Heer zusammengebracht und diese zwei Heere stellten sich einander in der zweiten Hälfte des Septembers 1322 bei Mühldorf am Inn gegenüber. Sie mochten gleich stark sein; aber hätte Friedrich noch einige Wochen zugewartet, ehe er sich in eine Schlacht einließ, so würde er eine große Uebermacht erlangt haben. Seinem Bruder Leopold nemlich war es eben jetzt gelungen, in den Habsburgischen Stammlanden (also in der jetzigen Schweiz) ein weiteres Heer auf die Beine zu bringen, und dieses führte er dem Bruder zu. Nicht in starken Tagmärschen übrigens, sondern er verzögerte vielmehr seinen Marsch ungebührlich damit, daß er an dem Grafen Wilhelm II. von Montfort (diese Grafen, so geheißen von ihrem Schloß Montfort bei Langenargen, besaßen links und rechts vom Bodensee große Besitzungen, wie namentlich Tettnang, Langenargen, Feldkirch, Bregenz, Werdenberg, Sargans, Sonnenberg, Sigmaringen und Scherr) eine blutige Rache nahm, weil derselbe, der früher zu den Habsburgern gestanden, neuerdings die Parthei des bairischen Ludwig gewählt hatte. Das war ein großer Fehler von Seiten des Herzogs Leopold; einen noch größeren Fehler aber begieng Friedrich selbst damit, daß er, sich auf

die große Menge der in seinem Heere dienenden Ritter und Grafen verlassend, gegen den Rath seines Marschalls Dieterich von Pilichtorf die ihm von seinem Gegner Ludwig angebotene Schlacht annahm. Am Morgen des 28. Septembers 1322 begann also der Kampf und am Abend endete er mit einer ganz entsetzlichen Niederlage des Habsburgers. Man hat hundert Jahre später die Fabel ersonnen, daß Ludwig der Baier den gloriosen Sieg rein blos dem Umstande zu verdanken gehabt habe, daß er den Oberbefehl über sein Heer einem erfahrenen bürgerlichen Feldhauptmann, dem Herrn Sigfried Schwepfermann aus Nürnberg, anvertraute, und weiter wollte dann die Fabel noch wissen, es sei dieser Schwepfermann am Abend der gewonnenen Schlacht, wie man zum Essen nichts auffand als einen Korb voll Eier, von Ludwig dadurch ausgezeichnet worden, daß er jedem Kämpfer ein einziges Ei, dem Schwepfermann aber zwei zutheilte; allein die wirkliche Historie weiß von diesem Schwepfermann, von dem zuerst eine Nürnberger Chronik des 15. Jahrhunderts erzählt, nichts. Vielmehr ist es Thatsache, daß der mit großem Feldherrntalent ausgestattete König Johann von Böhmen den Oberbefehl über Ludwigs Heer führte, und der Sieg wurde dadurch entschieden, daß am Abend, als die Bairischen dem Ungestüm der Habsburgischen kaum mehr zu widerstehen vermochten, der Burggraf Friedrich IV. von Nürnberg nach der Anordnung König Johanns dem habsburgischen Heer, das er umgangen hatte, mit einer ausgesuchten Schaar tapferer Reiter in den Rücken fiel. Jetzt erwies sich jeder fernere Widerstand als vergeblich und obwohl verzweiflungsvoll kämpfend mußte sich der Habsburger Friedrich nebst seinem jüngeren Bruder Heinrich gefangen geben. Dasselbe Schicksal erlitten noch über 1400 Herren vom Adel, während wohl eben so viele gefallen waren; das übrige Heer aber zerstäubte in alle Winde und die ersten, die flohen, waren die ungarischen Hülfsvölker.

Nach diesem großartigen Siege Ludwigs des Baiern, der ihm sogar die Person des Rivalen — er ließ ihn nach der Feste Trausnitz bei Nabburg in der Oberpfalz (nicht weit von Landshut) bringen und behandelte ihn da mit großer Rücksicht; um so schlimmer aber verfuhr der Böhmenkönig mit dem andern gefangenen Habsburger,

dem Herzoge Heinrich, der ihm (weil er ihn tödtlich haßte) übergeben werden mußte, denn er ließ ihn ins Burgverließ zu Bürglitz werfen, gerade wie wenn er ein Raubmörder gewesen wäre — in die Hände gab, konnte von einem ferneren ernsthaften Widerstande der habsburgischen Parthei keine Rede mehr sein, und nicht blos verhielt sich Herzog Leopold von Stunde an meist defensiv, sondern es giengen auch sofort die meisten Fürsten, die es bisher mit Friedrich gehalten, zu seinem Gegenpart über. So die Kirchenfürsten von Salzburg und Passau und so in erster Linie der Graf Eberhard I. von Württemberg, genannt der Erlauchte, der dafür mit der Reichsvogtei in Niederschwaben belehnt wurde. Kurz, es ließ sich für Ludwig den Baier Alles ganz vortrefflich an; allein eben, weil es sich so anließ, wurde er übermüthig und wollte den König von Böhmen damit abspeisen, daß er ihm die Hälfte der Oberlausitz abtrat, statt ihm die ganze Mark Brandenburg, wie er versprochen, zu verleihen. Schon darin lag eine tödtliche Beleidigung; noch mehr gesteigert aber wurde dieselbe dadurch, daß Ludwig dieses große Kurfürstenthum für sich selbst behielt, das heißt, daß er damit im März 1323 seinen Erstgebornen, ebenfalls Ludwig geheißen, einen erst zwölfjährigen Knaben, belehnte, ohne auch nur den geringsten Versuch zu machen, sich deßhalb vorher mit dem Böhmenkönige, seinem Retter in der Noth, zu verständigen. Ja um das Maß noch mehr zu füllen, verheirathete er jetzt auch noch seine Tochter Mechtild mit dem Erben Friedrichs mit der gebissenen Wange, nemlich mit Friedrich II. dem Ernsthaften, dem Markgrafen von Meissen und Thüringen, obgleich dieser, um solche Ehe möglich zu machen, zuvor das früher eingegangene Ehegelöbniß mit der Prinzessin Guta, Tochter des Königs Johann, auflösen und die Prinzessin dem Vater zurückschicken mußte. So viel Schmach zu tragen, war König Johann von Böhmen nicht im Stande und alsbald beschloß er, sich in nachhaltiger Weise zu rächen. Nicht aber durch eine alsbaldige offene Revolution, denn eine solche durchzuführen fühlte er sich jetzt dem Könige Ludwig gegenüber zu schwach, sondern durch ein Bündniß mit dem Ausland, das ist mit dem Pabste und dem Könige von Frankreich.

Zu Deutschland waren die Päbste, seit sie in Avignon residir-

ten, in ein ganz eigenthümliches Verhältniß getreten, denn einmal mußten sie gegen dieses Land so verfahren, wie es ihr oberster Gebieter, der König von Frankreich, haben wollte, und sodann suchten sie sich für ihre Abhängigkeit von besagtem König damit zu entschädigen, daß sie die Beherrscher Deutschlands um so anmaßender behandelten. In letzterer Beziehung that sich schon Clemens V. mit Virtuosität hervor; noch Größeres aber leistete Johann XXII., eines Schusters Sohn von Cahors im südlichen Frankreich, welcher seit 1316 auf dem apostolischen Stuhle saß und diese seine Erhebung rein blos dem französischen Königshause zu danken hatte. Er nemlich, Johann XXII., stellte frischweg die Behauptung auf, daß die deutschen Regenten Vasallen des Pabstes seien, und anerkannte also während des Kampfes zwischen Friedrich und Ludwig weder den Einen noch den Andern. Vielmehr behielt er sich seine Verfügung über den deutschen Thron vor und ernannte einstweilen, so lange der deutsche Thron vacant sei, den König Robert von Neapel zum Reichsvicar in dem noch immer zum deutschen Reich gerechneten Oberitalien. Noch mehr, er forderte die kleinen Dynasten der Lombardei und Toskana's auf, besagtem Reichsvicare sofort zu huldigen und sprach dagegen über alle die, welche solche Huldigung verweigerten, die Absetzung aus. Warum nun aber that er dieß? Einmal deßwegen, weil der König von Frankreich, Roberts Verwandter, es so haben wollte, und sodann deßwegen, weil König Robert mit ihm, dem Pabste, einen Vertrag abschloß, daß sie die zu machenden Eroberungen mit einander theilen wollten. Deßwegen stellte auch Johann XXII. ein starkes Miethheer auf die Beine, das er mit dem Heere Roberts vereinigte, und mit diesem geeinigten, unter den Oberbefehl des Grafen Philipp von Valois, eines Vetters des Königs von Frankreich, gestellten Heere wurde der Krieg gegen die unbotmäßigen Dynasten Oberitaliens eröffnet. Unbotmäßig nemlich waren derer Viele, weil sie es vorzogen, den entfernten deutschen König als „nominellen" Oberlehensherrn anzuerkennen, statt den Pabst oder den König von Neapel zum „wirklichen" Regenten zu bekommen. Als den allerschlimmsten dieser Unbotmäßigen aber erwies sich der von uns schon früher genannte Matteo Visconti, der

Dynaste von Mailand, dessen Scepter auch die Städte Pavia, Cremona, Bergamo, Piacenza und andere gehorchten. Gegen ihn also wurde der Kampf schon im Sommer 1320 eröffnet, allein ohne den geringsten Erfolg, und nicht einmal das fruchtete etwas, daß der Pabst denselben mit dem Banne belegte. Da starb im Juni 1322 Matteo Visconti und sein Nachfolger wurde sein ältester Sohn Galeazzo I. Visconti. Gegen ihn aber brachten die zwei Verbündeten, Johann XXII. und der König Robert von Neapel, ein noch stärkeres Heer auf die Beine und seine Lage fieng in Folge dessen an kritisch zu werden. Demgemäß wandte er sich um Hülfe an Ludwig den Baiern und seiner Gesandtschaft schlossen sich auch die Gesandten der andern ghibellinisch-gesinnten Dynasten an. Sollte nun der deutsche König dieselben abschläglich bescheiden? Er vermochte es nicht über sich, und beorderte die Grafen Berthold von Marstetten, Berthold von Graispach und Friedrich von Truhendingen mit einem kleinen Heere nach Oberitalien, um die Ghibellinen zu unterstützen. Dieß geschah im März 1323 und die Folge war, daß das päbstlich-neapolitanische Heer bis nach Monza hinab zurückgedrängt wurde.

Mit diesem Johann XXII. nun, der sich in offenem Krieg mit dem deutschen Könige befand, verbündete sich der König von Böhmen; nicht aber blos mit ihm, sondern auch mit dem Könige Karl IV. von Frankreich, dem Sohne Philipps IV. des Schönen. Ihm nemlich, der innerlich darnach geizte, die deutsche Krone mit der französischen zu vereinen, stellte König Johann diese Krone in Aussicht und nun war Karl IV. gleich Feuer und Flamme. Auch wurde das Bündniß zwischen ihnen sofort dadurch unauflöslich zu machen gesucht, daß Karl IV. mit Johanns Schwester Maria ein Ehebündniß eingieng, und daraufhin warben sie um weitere Bundesgenossen. Deren aber gewannen sie in kurzem zwei äußerst wichtige, nemlich einmal den Erzbischof Matthias von Mainz und sodann die Habsburger in Oestreich. Im Juni 1320 war Peter Aichspalter gestorben und nun wählte das Domcapitel von Mainz den Erzbischof Balduin von Trier zum Erzbischofe. Pabst Johann XXII. jedoch, mit der ungeheuren Summe von 27,000 Goldgulden bestochen, annullirte die Wahl und setzte den Matthias von Buchegg, den Kustos des

Klosters Murbach, auf den Mainzer Erzstuhl. Er that dieß, wie gesagt, des Geldes wegen; nicht minder übrigens auch deßwegen, weil König Robert von Neapel, dessen bewährter Feldhauptmann Hugo von Buchegg ein Bruder des Matthias war, solches verlangte. Wenn nun aber Matthias durch derartigen Einfluß Erzbischof von Mainz wurde, wie konnte er auf eine andere Seite treten, als auf die des französischen Königs, des nahen Verwandten König Roberts? Nicht minder leicht ließen sich die Habsburger gewinnen. Sie — besonders Herzog Leopold — haßten den bairischen Ludwig, wie man sich wohl denken kann, gründlich und hätten lieber den Satan selbst auf dem deutschen Throne gesehen als ihn. Darum, wie ihnen nun König Johann von Böhmen den Antrag machte, er wolle unter ziemlich leichten Bedingungen (d. i. gegen ein Lösegeld von 9000 Mark Silbers und Abtretung von Schloß und Stadt Znaim) den gefangenen Herzog Heinrich freigeben, falls sie dem Bund mit Karl IV. beiträten, schlugen sie mit Freuden ein, denn auf die Hoffnung, ihren Bruder Friedrich, der gefangen auf Schloß Trausnitz saß, auf den Thron zu bringen, hatten sie längst verzichtet. Ja, kurze Zeit darauf kam Herzog Leopold mit dem französischen Könige in Bar-sur-Aube persönlich zusammen und erneuerte da die dem Könige Johann gemachte Zusage in einem besonders abgeschlossenen Vertrage.

Als nun die Angelegenheiten so weit gediehen waren, drang Karl IV. von Frankreich in den Pabst, den Bann über Ludwig den Baiern auszusprechen, indem er zuversichtlich hoffte, daß dann die deutschen Kurfürsten sofort zu einer Neuwahl schreiten und ihn — in ihrer Mehrzahl wenigstens — zum Könige erwählen würden. Diesem Andringen des französischen Königs nachkommend, publicirte der Pabst schon am 8. October 1323 einen ganz seltsamen, bisher noch nie erhörten Erlaß an den König Ludwig, worin er diesem bei Strafe des Banns befahl, innerhalb dreier Monate seine Königswürde niederzulegen und von genanntem Datum an keinerlei Regierungshandlungen mehr vorzunehmen. Worauf aber stützte der Pabst diesen seinen Befehl? Darauf, daß Ludwig der Baier so frech gewesen sei, sich die deutsche Königswürde anzumaßen, ohne daß er vorher vom apostolischen Stuhle, dem es allein zustehe, den deutschen

König zu ernennen, die Erlaubniß hiezu eingeholt habe. So weit war bisher noch kein Pabst gegangen; das Allermerkwürdigste an dem Erlaß aber bestand darin, daß der heilige Vater denselben dem Könige keineswegs einhändigen ließ, sondern ihn blos durch Anschlag an die Kirchthüren Avignons publicirte und zugleich der Geistlichkeit Deutschlands befahl, ihn von allen Kanzeln herab zu verkünden. Was that nun Ludwig der Baier? Er stand keineswegs auf der geistigen Höhe eines Friedrichs II., sondern befangen von dem Wahn, daß der Pabst der Stellvertreter Gottes sei, hatte er eine tödtliche Angst vor dem Bannfluch und bat sofort den Pabst um Verlängerung der Frist von drei Monaten, um sich verantworten zu können. Hierein willigte Johann XXII.; wie aber am 23. März 1324 auch die zweite Frist abgelaufen war, ohne daß der König seine Würde tiefunterthänigst niedergelegt hätte, erfolgte am 23. März der feierliche Bannfluch. Noch mehr, dem Bannfluch fügte der Pabst am 11. Juli 1324 die Amtsentsetzung des Königs bei und am 1. October belegte er ganz Deutschland mit dem Interdicte, was so viel bedeutete als: es habe von jetzt an dorten jeder Gottesdienst aufzuhören.

Also in ganz Deutschland sollte keine Kirche mehr geöffnet, keine Taufe, keine Trauung, keine priesterliche Beerdigung mehr vorgenommen werden dürfen, so lange Ludwig der Baier sich anmaße, König der Deutschen zu sein. Nun fragen wir, wie nahm man diesen päbstlichen Donner in Deutschland auf? Einzelne Fürsten und Prälaten gehorchten unterthänig, wie insbesondere die Regenten von Böhmen und Oestreich; allein im großen Ganzen war die Entrüstung eine furchtbare und von allen Seiten drängte man den König, gegen den toll anmaßenden Pabst mit Energie vorzugehen. Somit protestirte Ludwig feierlichst gegen die päbstlichen Verfügungen und appellirte, ein öffentliches Manifest gegen diesen Tyrannen und Wütherich in Avignon schleudernd, an ein allgemeines Concil. Freilich, von Herzen kam ihm diese Sprache nicht, allein er konnte nicht anders, wenn er die Krone behaupten wollte, denn der Zorn über den tollwüthigen Pabst, der von einem Statthalter Christi auch nicht das Geringste an sich hatte, nahm in Deutschland mit jedem Tage zu, und besonders zeichneten sich hierin die Deutschordensritter, die Mi-

noriten und die Reichsstädte aus. Was die Ersteren betrifft, so sandten sie, als die hervorragenderen deutschen Kirchenfürsten, im Herbst 1324 mit den Bevollmächtigten des Pabstes und des französischen Königs zu Rense zusammenkamen, um über die Vornahme einer neuen Königswahl zu berathen, den Comthur Berthold von Buchegg, einen Bruder des neuen Erzbischofs von Mainz, nach Rense ab, um sie allda zu vertreten, und dieser Comthur trat mit einer solchen Wucht gegen die beiden Verbündeten, den Pabst und den König von Frankreich, auf, daß die deutschen Kirchenfürsten von dem Vorhaben, den König Ludwig, weil derselbe durch den Pabst für abgesetzt erklärt sei, durch eine Neuwahl zu ersetzen, wieder abstanden. Freilich aus Patriotismus thaten sie dieß nicht, sondern aus Eigennutz, denn wenn man dem Pabste das Recht einräumte, über den deutschen Königsthron nach Belieben zu verfügen, wie viel Bedeutung hatte dann noch das Wahlrecht der Kurfürsten? Wenn übrigens schon der Deutschherrenorden den schamlosen Anmaßungen Johanns XXII. scharf zu Leibe gieng, so noch weit mehr der berühmte Bettelorden der Minoriten oder Franziskaner, von dem ich dem Leser schon früher gesprochen habe. Dieser Orden hatte die unbedingte Armuth auf sein Panier geschrieben und predigte allüberall laut und offen, daß nur diejenigen Priester wahre Nachfolger Jesu Christi und seiner Apostel seien, welche, wie diese selbst, jedes irdischen Besitzthums entbehrten. Darüber wurde Johann XXII. wüthend, denn theils aus Geldgier (er hinterließ bei seinem Tode über 18 Millionen Gulden in gemünztem Gelde und über 7 Millionen an Kleinodien), theils um sein Heer in Italien aufrecht erhalten zu können, beutete er die ganze Christenheit durch Erpressungen aller Art in solch' schamloser Weise aus, daß weder vor noch nach ihm je ein Pabst Aehnliches leistete. In seiner Wuth aber fieng er an, die Minoriten als Ketzer zu verfolgen und nöthigte sie dadurch, damit sie nicht der Inquisition der Dominikaner, welche, als ihre Rivalen, mit dem Pabste gemeinschaftliche Sache machten, verfielen, aus Frankreich nach Deutschland zu entfliehen. Was Wunder nun, wenn sie sich in ihrer Gesammtheit gegen Johann XXII. erhoben und ihn der Welt in allen seinen Blößen, gleichsam nackt, vorführ-

ten? So that insbesondere ihr damaliger Ordensgeneral Michael aus Cesana im Kirchenstaate und sein treuer Gehülfe Wilhelm Occam, der Provinzial des Ordens in England. So thaten weiter die gelehrten Brüder Bonagratia aus Bergamo und Ubertino aus Casales. So thaten endlich Heinrich von Thalheim, Provinzial von Oberschwaben, und Johann von Gent, der berühmte Prediger. Allein auch noch viele Andere, die dem Minoritenorden nicht eigentlich angehörten, traten gegen den Pabst auf, wie z. B. der gefeierte Arzt Marsilius Raimondini aus Padua und der Meister Ulrich Hofmayer aus Augsburg, des unübertrefflichen Dichters Dante Schüler und Freund. Sie verbreiteten Flugschriften über Flugschriften, in welchen sie klar zeigten, weß Geisteskind der Pabst sei, und alle diese Flugschriften, besonders der Defensor pacis (den Vertheidiger des Friedens), der den jetzigen Pabst mit Jesus Christus verglich, welcher gesagt hatte: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt", wurden von den Gebildeten geradezu verschlungen. Nicht übrigens blos durch Flugschriften und gelehrte Abhandlungen wirkten sie, sondern mehr noch fast durch die Predigt und den Beichtstuhl, denn von Stadt zu Stadt zogen ihre gefeierten Redner und fulminirten gegen den Pabst, den sie mit der Babylonischen Hure in der Offenbarung Johannis verglichen. Welch' ein mächtiger Zorn nun in den Bürgern gegen den Pabst zu Avignon aufloderte! In Straßburg wurde ein Dominikaner, welcher die päbstliche Bannbulle am Münster anschlagen wollte, im Rheine ersäuft, und in Schwyz, Uri und Unterwalden vertrieb man alle Priester, welche sich des Interdicts wegen weigerten, Gottesdienst zu halten. In Regensburg aber hungerte man die Pfaffen so lange aus, bis sie thaten, als ob es keinen päbstlichen Bannfluch gebe, und in Ulm, Speier, Worms, Mainz, Hagenau, Zürich, Constanz, Kempten, Lindau und Hall mußten die Patrizier Fersengeld geben, weil sie auf Seiten des Pabstes traten. Kurz überall in den Reichsstädten war man empört über die päbstliche Anmaßung und um das von ihm geschleuderte Interdict kümmerte man sich auch nicht einen Pfifferling.

Wenn somit der Pabst nebst seinem Verbündeten, dem Könige von Frankreich, geglaubt hatte, der Bannfluch werde die Entthronung

Ludwigs unmittelbar nach sich ziehen, so erwies sich dieser Glauben als ein durchaus falscher und selbst nicht einmal ein größerer Bürgerkrieg entzündete sich wegen jenes Fluches. Zwar allerdings der Herzog Leopold von Oestreich griff, seiner Verabredung mit dem Könige Johann von Böhmen und dem Könige Karl IV. von Frankreich gemäß, zu den Waffen und hoffte natürlich, daß seine beiden Verbündeten eben so thun würden. Allein dem Könige von Frankreich wurde es, als er sah, daß fast alle Städte Deutschlands es mit Ludwig hielten, plötzlich vor einem Kriege mit letzterem sehr bange, und dem Könige Johann setzte sein ächt deutsch gesinnter Oheim, der Erzbischof Balduin von Trier, mit Vorstellungen so lange zu, bis derselbe ebenfalls das Schwert in der Scheide ließ. So stand Herzog Leopold allein und konnte natürlich nicht viel ausrichten. Da schloß König Ludwig mit dem in Trausnitz gefangenen Friedrich im März 1325 einen Vertrag ab, dahin gehend, daß Friedrich ohne alles Lösegeld frei sein solle, wenn er dafür alle Ansprüche an die Kaiserkrone fahren lasse und für die Folge mit seinen Brüdern zu Ludwig halte; könne er aber zu letzterem seine Brüder nicht bewegen, so müsse er wieder in die Gefangenschaft zurückkehren. Dem Könige war es also offenbar darum zu thun, die Habsburger gründlich zu versöhnen, statt mit ihnen Krieg zu führen, und Friedrich der Schöne hegte, durch die lange Gefangenschaft mürbe gemacht, dieselben Gesinnungen. So wurde Friedrich frei und begab sich alsbald zu seinem Bruder Leopold, um ihn zu bewegen, daß er dem Vertrag beitrete. Weil aber Leopold halsstarrig blieb, stellte sich Friedrich, trotzdem es ihm der Pabst aufs strengste untersagte, wieder bei Ludwig als Gefangener, denn er wollte um keinen Preis wortbrüchig werden. Solcher Edelmuth rührte den König Ludwig aufs tiefste und er beschloß sofort, die Regierung mit ihm zu theilen. Dieß gaben aber die Reichsfürsten nicht zu, weil eine Doppelregierung leicht zu Mißhelligkeiten führen könne, und Ludwig mußte sich damit begnügen, seinen früheren Gegner von jetzt an wie einen Bruder zu behandeln. So that er auch bis zum Tode Friedrichs, am 13. Januar 1330, und es mußten diesem in München, wo er fortan lebte, die Ehren eines römischen Königs erwiesen werden.

Den Herzog Leopold übrigens nützte seine Unversöhnlichkeit rein gar nichts, denn er starb schon am 28. Februar 1326, und weil dann nach seinem Tode die ihn überlebenden Brüder der Theilung des Erbes wegen sich unter einander bekriegten, nahm von da an der Kampf der Habsburger mit dem bairischen Ludwig factisch ein Ende.

Also weder die Entthronung Ludwigs des Baiern, noch auch nur einen größeren Bürgerkrieg hatte der Pabst durch seine Bannflüche bewirken können; da beschloß er, dem Hause Wittelsbach wenigstens die Mark Brandenburg — diese war, wie wir wissen, von Ludwig dem Baiern seinem unmündigen Sohne Ludwig verliehen worden — zu entreißen und stiftete sofort den polnischen König Wlatislaw den Kurzen auf, in die Mark einzufallen. Dieser, länderdurstig wie er war, sammelte alsbald ein starkes Heer, das er mit heidnischen Litthauern verstärkte, und verwüstete mit demselben die Mark in wahrhaft gräulicher Weise. Mehr als hundert und fünfzig Städte und Dörfer wurden von ihm niedergebrannt und die Frevel, die man an deren Bewohnern verübte, schrieen gen Himmel. Doch nur wenige Wochen dauerte die Verwüstung; dann eilte Friedrich II., der Ernsthafte, Markgraf von Meissen und Landgraf von Thüringen, seinem jungen Schwager Ludwig, dem Regenten Brandenburgs, zu Hülfe und die Polen nebst den Litthauern wurden mit großen Verlusten zum Lande hinausgejagt. Solches geschah zu Ende des Jahrs 1326 und der ganze Frevel war also vom Pabste umsonst angestiftet worden. Noch mehr, wie man jetzt in Deutschland inne wurde, daß kein Anderer als Johann XXII. der Anstifter gewesen sei, schwoll der Haß gegen denselben höher und höher an und Geistlich wie Weltlich wandte sich schaudernd von ihm ab.

Nunmehr endlich beschloß König Ludwig, dem Pabst auf den Leib zu rücken. Nicht aber in Avignon, weil er dadurch in einen Krieg mit dem französischen Könige verwickelt worden wäre, sondern in Rom, wo er einen andern Pabst einsetzen wollte. Mit andern Worten, er beschloß, in Nachahmung so vieler seiner Vorgänger, eine Romfahrt anzutreten und die Pabstmacht in Italien zu vernichten. Letztere hatte im Jahr 1323, wie wir weiter oben gesehen, durch

das kleine Hülfsheer, welches Ludwig damals nach Oberitalien sandte, etwas Weniges eingebüßt; allein schon im nächsten Jahre erholte sie sich wieder, indem sie zusammen mit dem König Robert von Neapel und der Guelphenparthei in Oberitalien ganz außerordentliche Anstrengungen machte. Ja zu Ende des Jahrs 1326 waren die drei so eben genannten Verbündeten — der Pabst, Neapel und die Guelphen — so ziemlich überall in Oberitalien Meister, ausgenommen in Mailand, wo Galeazzo I. Visconti, und in Lucca, wo der durch seine Kriegskunst hochberühmte Castruccio Castracani das Scepter führten. Natürlich wandten sich also die aus so vielen Städten vertriebenen ghibellinischen Dynasten aufs dringendste um Hülfe an König Ludwig, und da nun dieser in jener Zeit keinen Widersacher im deutschen Reich mehr zu fürchten hatte, entschloß er sich alsbald, den längst projectirten Zug über die Alpen im Frühjahr 1327 anzutreten. Auch legten ihm die deutschen Großen kein Hinderniß in den Weg, allein eben so wenig unterstützten sie ihn, und somit sah er sich ganz allein auf seine Hausmacht angewiesen. Umgekehrt dagegen versprachen ihm die Ghibellinen, daß ihm ihrerseits Geld und Mannschaft in Hülle und Fülle zuströmen solle, und hierauf sich verlassend, erschien er im März 1327 mit seinem kleinen Heere in Oberitalien. Die Ghibellinen hielten ihr Wort und mittelst ihrer reichen Spenden konnte er des Kriegsvolks eine Menge anwerben. Wie aber die Guelphen und ihre Verbündeten, die Päbstlichen und Neapolitaner, dieß erfuhren, zogen sie sich aus Angst eiligst zurück, ohne es zum Kampfe kommen zu lassen, und in Folge dessen öffneten ihm die meisten oberitalienischen Städte ihre Thore. Am 31. Mai 1327 schon erhielt er in Mailand die lombardische Königskrone und begleitet von dem berühmten Castruccio Castracani sowie von Galeazzo I. Visconti und andern hervorragenden Ghibellinenführern näherte er sich in langsamem Siegeszuge der ewigen Stadt Rom. Hier hatten bisher die Guelphen oder besser gesagt die Päbstlichen, unterstützt vom König von Neapel, die Oberhand gehabt, allein bei der Annäherung Ludwigs erhob sich die ghibellinische Parthei unter Führung der Colonnas mit Macht und bei Nacht und Nebel entflohen ihre Gegner. Mit ungeheurem Jubel wurde

daher der deutsche König empfangen und am 7. Januar 1328 hielt er seinen Einmarsch. Dann schritt man alsbald zur Kaiserkrönung, denn die Römer behaupteten, das Recht, die Kaiserkrone zu ertheilen, gehöre der Stadt Rom, als der ehemaligen Metropole der Welt, nicht aber dem Pabste, und am 17. Januar 1328 fand das großartige Fest statt. Sciarra Colonna setzte dem Könige die Kaiserkrone auf, Peter Colonna übergab ihm den mit Oelzweigen umwundenen Scepter und zwei von Johann XXII. excommunicirte Bischöfe, die von Venedig und Aleria, vollzogen die Salbung. So wurde Ludwig der Baier in einer Weise zum Kaiser erhoben, wie weder vor noch nach ihm ein Anderer.

Bisher war Alles ganz nach Wunsch gegangen, aber von nun an änderten sich die Verhältnisse schnellstens. Johann XXII. hatte längst nicht blos seine Bannflüche erneuert, sondern auch die ganze Christenheit zu einem Kreuzzuge gegen den Excommunicirten aufgefordert. Um nun solche Maßlosigkeiten nach Gebühr zu strafen, hielt Kaiser Ludwig am 18. April 1328 vor der Peterskirche in Rom über den Priester Jacob von Cahors, der sich niederträchtiger Weise Pabst Johann XXII. nenne, öffentliches Gericht ab und erklärte denselben als notorischen Simonisten, Ketzer und Majestätsverbrecher für abgesetzt. Gleich darauf, am 12. Mai 1328, ließ er vom römischen Volke eine neue Pabstwahl vornehmen und dieses, seinen Weisungen folgend, sprach sich für den Minoritenmönch Peter Rainalucci aus Corbara in den Abruzzen aus. So erhielt der Minorite die Tiara und der Kaiser selbst bekleidete denselben, der sich Nicolaus V. nannte, mit Fischerring und Mantel. Diese Wahl aber wollte den meisten Italienern nicht gefallen, denn obwohl man dem neuen Pabst, was den Lebenswandel und die Gelehrsamkeit anbelangte, auch nicht den geringsten Vorwurf machen konnte, so erregte er dagegen durch sein ascetisches Mönchthum außerordentlichen Anstoß, und die Anhänger Johanns XXII. konnten also im Stillen ihr Haupt wieder erheben. Das war der erste Fehler, den sich der Kaiser zu Schulden kommen ließ; der zweite, noch größere aber bestand darin, daß er den Fürsten Galeazzo I. Visconti, der von seinem in tödtlicher Feindschaft mit ihm lebenden Bruder Marco Vis-

conti beschuldigt wurde, geheime Verbindungen mit Johann XXII. angeknüpft zu haben, plötzlich überfallen und ohne Untersuchung wie einen gemeinen Verbrecher in den scheußlichen Kerker von Monza werfen ließ. Ein dritter schwerer Mißgriff des Kaisers war es, daß er der Stadt Pisa, welche ihm aus Furcht, er wolle ihr den Castruccio Castracani, ihren Todfeind — dieser hatte sich ihrer schon früher mehrmals zu bemächtigen versucht — zum Dynasten geben, ihre Thore verschloß, aber sogleich bereit war, dieselben zu öffnen, sobald er, der Kaiser, verspreche, den Castruccio von ihr fern zu halten — daß er, sage ich, dieser Stadt, nachdem er sie erobert, nicht weniger als 500,000 florentinische Goldgulden (ein Gulden wog 1/8 Unze fein Gold) abpreßte und sie noch überdieß aller ihrer Freiheiten beraubte. Den vierten und schwersten Fehler übrigens begieng der Kaiser damit, daß er dem berühmten Castruccio Castracani, dem Hauptführer der Ghibellinen, die Bitte, den Galeazzo I. Visconti freizugeben, abschlug und damit diesen großen Feldherrn veranlaßte, mit allen seinen Mannen das kaiserliche Lager zu verlassen. So verwandelte Kaiser Ludwig von seinen ghibellinischen Freunden gar Viele in Feinde und selbst von denjenigen, welche er bisher, wie z. B. die Markgrafen von Este, mit Gunstbezeugungen überhäuft hatte, fiel gar Mancher von ihm ab. Natürlich, denn einmal fürchteten sie die Gewaltthätigkeit des deutschen Barbaren und sodann sträuten die Agenten Johanns XXII. das Geld mit vollen Händen aus. Demgemäß sah sich der Kaiser Ludwig in der kurzen Zeit von achtzehn Monaten von aller Welt verlassen, selbst von seinen deutschen Soldtruppen, weil er ihnen den Sold nicht mehr auszahlen konnte, und was blieb ihm nun übrig, als mit Schmach und Schande beladen nach Deutschland zurückzukehren? Diese fluchtähnliche Rückkehr fand im December 1329 statt und unmittelbar nach derselben wurde der Gegenpabst Nicolaus V. von dem Grafen Bonifaz Novello von Donoratico, der sich zum Signore von Pisa aufgeschwungen hatte, dem Pabste Johann XXII. in Avignon überliefert.

In Italien also hatte Johann XXII. mit seinen Verbündeten über Ludwig den Baiern einen vollständigen Sieg errungen; in

Deutschland dagegen war es ihm bis jetzt nicht möglich gewesen, dessen Absetzung zu bewerkstelligen oder ihm auch nur einen Gegenkönig entgegenzustellen. Natürlich, denn es erfüllte die deutschen Fürsten mit tiefem Eckel, daß der Pabst ihnen gegenüber mit so kolossaler Anmaßung auftrat, während er vor dem französischen Monarchen sich in tiefster Unterwürfigkeit neigte, und überdem gab es unter ihnen wenigstens Einen, welchem ein ächt patriotisches Herz im Busen schlug. Dieser Eine war der Erzbischof von Trier, der von uns früher schon genannte Balduin aus dem luxemburgischen Hause, der Bruder des verstorbenen Kaisers Heinrich VII. und Oheim des Königs Johann von Böhmen, einer der ehrlichsten und einsichtsvollsten Fürsten seiner Zeit. Er allein hatte es gewagt, dem Pabste insofern Trotz zu bieten, daß er die Verkündigung der päbstlichen Bannbullen in seinem ganzen großen Gebiet nicht gestattete, und seinem großen Einfluß hauptsächlich verdankte es Ludwig der Baier, daß der Erzbischof Matthias von Mainz davon abstand, die im April 1328 bereits ausgeschriebene Neuwahl eines deutschen Königs vorzunehmen. Noch bedeutend erhöht wurde dieser vielvermögende Einfluß Balduins dadurch, daß ihn nach dem Absterben des Erzbischofs Matthias (September 1328) das Domcapitel von Mainz einstimmig zu seinem Erzbischof erwählte, denn obwohl natürlich Johann XXII. diese Wahl nicht bestätigte, sondern den Neffen des Kölner Erzbischofs, Heinrich von Virneburg, auf den Erzstuhl Mainz beförderte, so erkannte doch das ganze Mainzer Gebiet, die Stadt Mainz allein ausgenommen (diese Stadt gewann Heinrich von Virneburg durch große Versprechungen), seine Oberherrschaft an und er dominirte also jetzt über den Erzstuhl Mainz wie über den von Trier. Wie nun aber benützte Erzbischof Balduin diesen seinen gesteigerten Einfluß? Nur allein dazu, den Frieden im Reiche zu sichern, und zwar durch Aussöhnung der zwei Hauptfeinde Kaiser Ludwigs mit letzterem. Auch gieng dieß bei dem Einen dieser Feinde, bei dem Hause Habsburg, ziemlich leicht. Nach dem Tode Friedrichs des Schönen, Leopolds des Glorwürdigen, und Heinrichs des Freundlichen lebten nemlich nur noch zwei Söhne Albrechts I., Albrecht der Lahme und Otto der Fröhliche, und diese beiden, die sich ihres Erbes wegen einige

Zeit lang befehdet hatten, besaßen durchaus nicht den Character ihres Bruders Leopold. Vielmehr bequemten sie sich auf den Vorschlag Balduins gerne dazu, den Kaiser Ludwig unbedingt anzuerkennen, falls ihnen dieser eine kleine Entschädigung — diese bestand in 20,000 Mark Silbers, bis zu deren Baarzahlung der Kaiser die Reichsstädte Zürich, Schaffhausen, St. Gallen und Rheinfelden an sie versetzte — bewillige, und so kam der Frieden mit ihnen am 6. August 1330 zu Stande. Etwas halsstarriger benahm sich der zweite Hauptfeind Ludwigs, der König Johann von Böhmen, der es immer noch nicht verwinden konnte, daß er seiner Zeit um die Mark Brandenburg betrogen worden sei. Doch jetzt stellte ihm Erzbischof Balduin in Aussicht, daß er durch seine Aussöhnung mit Kaiser Ludwig das Herzogthum Kärnthen-Tyrol erwerben könne und nun wurde der König auf einmal gefügig. Herzog Heinrich von Kärnthen-Tyrol, eine Zeitlang Thronaspirant von Böhmen, (wir haben früher von ihm gesprochen) hatte mit drei Frauen nur eine einzige Tochter, Margarethe, ihres großen Mundes wegen genannt Maultasche, erzeugt und ihr, respective dem künftigen Gemahl derselben, wollte er sein Herzogthum vererben. Er gieng also den Kaiser Ludwig um Genehmigung an, und dieser willigte im Februar 1330 unter der Bedingung ein, daß der künftige Gemahl der Maultasche ihm genehm sein müsse. Nun kann man sich denken, daß der König Johann den Gedanken, durch die Vermählung seines (zweitgebornen, weil der erstgeborne schon eine Frau besaß) Sohnes Johann Heinrich mit der reichen Erbin Kärnthen-Tyrol zu gewinnen, sogleich mit Begierde auffaßte, und richtig erlangte er auch nach kurzem das Jawort des Vaters, das ist des Herzogs Heinrich. Nun fehlte aber noch das Jawort des Kaisers und um auch dieses zu erlangen, erklärte sich König Johann, nach dem Rathe seines Oheims Balduin, bereit, sich mit Ludwig dem Baiern zu versöhnen. Solches geschah im September 1330 und sogleich nach stattgehabter Aussöhnung am 18. September fand die Vermählung der Erbin Margarethe mit dem Prinzen Johann Heinrich, trotz ihrer beiderseitigen Minderjährigkeit, statt.

Diesem Friedenswerk übrigens wurden zwei Klauseln beigefügt,

die eine dahin gehend, daß es dem Könige Johann unverwehrt sein solle, sich in Oberitalien durch Eroberungen eine weitere Hausmacht zu gründen, und die andere festsetzend, daß derselbe König Johann es über sich nehme, den Pabst mit dem Kaiser Ludwig zu versöhnen. Was nun die erstere Klausel anbelangt, so zog der kriegerische Johann in der That mit ziemlicher Heeresmacht von Kärnthen aus anno 1331 über die Alpen und durch kluge Benützung der zwischen den Guelphen und Ghibellinen herrschenden Fehden gelang es ihm, sich eine ziemliche Anzahl von Städten zu unterwerfen. Allein nach kurzem vereinigten sich die Guelphen und Ghibellinen, um den ausländischen Eroberer aus dem Lande hinauszujagen, und so endigte die ganze Unternehmung für ihn mit Schmach und Schande. Hinsichtlich der zweiten Klausel ist vor allem zu wiederholen, daß es dem Kaiser Ludwig fortwährend unendlichen Gram machte, den päbstlichen Bannstrahl auf sich geladen zu haben, denn er glaubte nicht anders, als durch denselben der Hölle verfallen zu sein, und deßwegen ordnete er drei Male hinter einander — erstmals im November 1330, zweitmals im October 1331 und drittmals im November 1332 — eine Gesandtschaft an den Pabst in Avignon ab, um mit demselben zu pactiren. Allein je tiefer der Kaiser sich demüthigte und je Unglaublicheres er dem heiligen Vater versprach (er anerbot sich zur öffentlichen Kirchenbuße, sowie zur Auslieferung der freidenkenden Minoriten), um so höher spannte Johann XXII. die Saiten und verlangte vor allem bedingungslose Abdication. Ja wohl, ganz bedingungslos müsse der Kaiser vom Throne ins Privatleben herabsteigen, ehe nur überhaupt von einer Zurücknahme des Bannes die Rede sein könne; thue er dieß aber nicht, so bleibe er in Zeit und Ewigkeit verflucht. Nun sollte König Johann den Pabst versöhnen; allein einen ernstlichen Versuch hiezu machte er nie. Im Gegentheil, wie er merkte, daß der Baier über die Fortdauer des Bannstrahls fast in Verzweiflung gerieth, beschloß er wieder einmal, wie schon so oft früher, im Trüben zu fischen, oder mit andern Worten, er kam auf den Gedanken, den Kaiser zur Abdication zu bewegen, um dann die deutsche Krone entweder sich selbst, oder wenn dieß nicht gienge, dem Gemahl seiner ältesten Tochter Margarethe, dem Herzog Heinrich II.

von Niederbaiern, zuzuwenden. Demgemäß wandte er sich heimlicherweise an den König von Frankreich, Philipp VI., den Nachfolger (seit 1328) Karls IV., und versprach diesem die Abtretung des ganzen Arelats, auch des deutschen Theils desselben, unter der Bedingung, daß er dem Pabste erlaube, auf seine, des Königs von Böhmen, Pläne einzugehen. Philipp VI. war dessen froh und der gegenseitige Vertrag wurde durch eine Heirath zwischen dem französischen Thronfolger und des Böhmenkönigs Tochter Guta besiegelt. Daraufhin bearbeitete König Johann den Kaiser Ludwig und machte diesem die Hölle noch heißer, als sie ihn ohnehin schon brannte. „Seine Seele sei verloren," rief er ihm zu, „wenn er nicht vom Banne gelöst werde; vom Banne gelöst werden aber könne er nicht, wenn er nicht vorher abdicire. Ueberdem sei es ja kein so großes Opfer, das man von ihm verlange, denn der Pabst willige ein, daß die deutsche Krone dem Herzog Heinrich II. von Niederbaiern übertragen werde, und dadurch bleibe dieselbe dem Hause Wittelsbach erhalten." In solcher Weise bedrängte König Johann den Kaiser Ludwig und wie nun dieser endlich zu Anfang des Novembers 1333 einwilligte, begannen sofort die Unterhandlungen mit den deutschen Kurfürsten. Natürlich, denn diese mußten ihr Jawort dazu geben, daß Heinrich II. dem Ludwig nachfolge und hatten überdieß den mit Philipp VI. abgeschlossenen Vertrag — wegen der Landabtretung — zu genehmigen. So kam der ganze schmähliche Handel an den Tag und sobald er bekannt wurde, entstand in ganz Deutschland ein furchtbarer Sturm des Unwillens. Insbesondere empört waren die deutschen Reichsstädte und fast einstimmig erklärten sie, daß sie weder den Herzog Heinrich II. noch den Landabtretungsvertrag je anerkennen würden. In gleicher Weise sprach sich der Erzbischof Balduin von Mainz und Trier aus und auf seine Seite traten gar viele andere Bischöfe und Fürsten. Kurz der Sturm wurde ein so gewaltiger, daß im Kaiser Ludwig das Schamgefühl die Oberhand gewann und er sofort in einem Manifeste erklärte, daß er die bisher gezeigte Nachgiebigkeit gegen den Pabst als eine schmähliche Schwäche verabscheue. Noch mehr, gleich darauf im September raffte er seine ganze Mannheit zusammen und appellirte an ein in Deutschland abzuhal-

tendes allgemeines Concil, um zwischen ihm und dem abscheulichen Pabste zu richten. Dieser Appell übrigens hatte keine weitern Folgen, indem Johann XXII. schon wenige Monate später am 4. December 1334, fast neunzig Jahre alt, mit Tode abgieng.

In diesen Tagen, am 2. April 1335, starb auch der Herzog Heinrich von Kärnthen-Tyrol, und rechtlich — nach dem, was wir weiter oben erzählt — hätte ihn seine Tochter Margarethe, mit dem Beinamen Maultasche, oder besser gesagt deren Gemahl Johann Heinrich, des Königs Johann von Böhmen zweitgeborner Sohn, zu beerben gehabt. Nun war aber König Johann seinem Worte, den Pabst mit dem Kaiser zu versöhnen, untreu geworden und deßhalb glaubte letzterer befugt zu sein, dem Hause Luxemburg das Eintreten in das reiche Erbe zu verwehren. Ueberdem, wenn Kärnthen nebst Tyrol in die Hände der Luxemburger kam, entstand dadurch nicht eine große Gefahr für des Kaisers baierische Stammlande, welche mitten zwischen Böhmen und Kärnthen-Tyrol lagen? All' dieß erwägend verband sich Ludwig der Baier schon im Mai 1335 auf's engste mit den beiden (obgenannten) Brüdern Albrecht und Otto von Oestreich, um den Prinzen Johann Heinrich an der Erbnachfolge in Kärnthen-Tyrol zu verhindern, und gieng sogar so weit, das Bärenfell mit ihnen zu theilen, noch ehe sie den Bären erlegt hatten. Kärnthen nemlich sollte an die Habsburger fallen, Tyrol aber an den Wittelsbacher, der es mit Baiern vereinigen wollte. Nun war aber der König Johann von Böhmen nicht der Mann, sich einen Landzuwachs nur so mir nichts, dir nichts entreissen zu lassen, und gewann sofort den König Karl Robert von Ungarn nebst einigen Reichsfürsten — hauptsächlich den Herzog Rudolph I. von Sachsen-Wittenberg und den Erzbischof Otto von Magdeburg — zu Bundesgenossen. Auf diese gestützt fiel er noch im Jahr 1335 in Oestreich ein und es begann nun der sogenannte Kärnthen'sche Erbfolgestreit, der sich bis tief ins Jahr 1336 hinein erstreckte. An diesem nahm übrigens Kaiser Ludwig gleich von Anfang an nur einen sehr geringen Antheil, weil ihn wieder einmal die Unterhandlungen mit dem Pabste wegen des Losspruches vom Banne ganz in Anspruch nahmen, und solchen glücklichen Umstand benützte König Johann alsobald zu einem Privat-

abkommen mit den beiden habsburgischen Brüdern. Dasselbe kam am 4. September 1336 glücklich zu Stande und es wurde darin stipulirt, daß die Herzoge Albrecht und Otto das Herzogthum Kärnthen erhalten sollten, während dagegen die schöne Grafschaft Tyrol im Besitze Johann Heinrichs, des Gemahls der Maultasche, zu verbleiben habe. Ueberdem mußten die Habsburger eine starke Summe zu Bestreitung der Kriegskosten bezahlen und für alle künftigen Eventualitäten ein Schutz- und Trutzbündniß mit dem böhmischen König eingehen.

Wir kommen nun auf die abermaligen Unterhandlungen des Kaisers (dem seine bigotten Anschauungen nie Ruhe ließen, auch wenn er eine Zeitlang über sie Herr geworden war) wegen des Losspruches vom Banne zu sprechen und constatiren zuerst, daß der Nachfolger Johanns XXII., mit Namen Benedict XII., ganz im Gegensatz gegen seinen Vorgänger, eine äußerst friedfertige Natur besaß. Mit ihm also hoffte Ludwig der Baier sich mit Leichtigkeit verständigen zu können und schickte im Frühjahr 1335 eine Gesandtschaft an ihn ab, um den Frieden anzubahnen. Diese Gesandtschaft wurde sehr freundlich aufgenommen und zwar aus ganz guten Gründen. Den Pabst Benedict XII. nemlich behandelte Philipp VI., der König von Frankreich, vom ersten Tage an nicht wie das Oberhaupt der katholischen Kirche, sondern wie einen ihm untergeordneten Diener, und deßhalb gieng das Dichten und Trachten des Pabstes bei Tag und Nacht dahin, aus der babylonischen Gefangenschaft in Avignon befreit zu werden. Wie aber konnte er befreit werden? Einzig und allein nur dadurch, daß man dem französischen König einen übermächtigen Feind auf den Hals hetzte, der ihn total beschäftigte. Nun bestand zwar allerdings seit der Thronbesteigung Philipps VI. zwischen ihm und Eduard III., dem Könige von England, eine Todfeindschaft, denn einmal gehörten dem Könige von England verschiedene große Provinzen Galliens, wie die Normandie und Aquitanien, welche der französische König gerne seinem Reiche einverleibt hätte, und sodann, was noch schwerer ins Gewicht fiel, machte der englische König, als der Sohn der ältesten Tochter Philipps des Schönen, Ansprüche auf den französischen Königsthron, welchen Philipp VI., als

der Sohn eines jüngeren Bruders Philipps des Schönen (des Prinzen Karl von Valois), eingenommen hatte. Allein durfte man hoffen, daß Philipp VI. gründlich besiegt werden würde, wenn Eduard III. keinen mächtigen Bundesgenossen bekomme? Sicherlich nicht, weil die Macht der beiden Könige sich so ziemlich gewachsen war; wenn aber der deutsche Kaiser die Parthei Eduards III. ergriff, dann mußte Philipp VI. unbedingt unterliegen. Demgemäß konnte dem Pabst an nichts mehr liegen, als an dem Zustandekommen eines festen Bündnisses zwischen Ludwig dem Baier und Eduard III.; umgekehrt aber war es eine Existenzfrage für den französischen König, daß das genannte Bündniß nicht zu Stande komme, und aus diesem Grunde hielt er den Pabst immer fester und fester unter dem Daumen. Wollte also der Pabst den Kaiser vom Banne loslösen, um ihm damit das Zeichen zu geben, daß er jetzt mit England vereint gegen Frankreich marschire, dann nöthigte Philipp VI. den Pabst, den Bann abermalen zu verschärfen; wollte aber der Kaiser sich mit England verbünden, um damit den Pabst sich zum Freunde zu machen, so ließ der französische König den Kaiser wissen, er werde den Pabst zwingen, den Bannfluch zurückzunehmen, sobald der Kaiser vom englischen Bündniß zurücktrete. Das war das Spiel, welches der französische König mit Ludwig dem Baiern Jahre lang trieb, und dieses Spiel konnte er nur deßhalb mit ihm treiben, weil den deutschen Kaiser der unsinnige Wahn beherrschte, seine Seele sei dem Teufel verfallen, wenn der Bannfluch nicht von ihm genommen werde. Nach dieser Auseinandersetzung wird es der Leser nur natürlich finden, daß die Gesandtschaft, welche Ludwig der Baier im Frühjahr 1335 nach Avignon abordnete, um die Aussöhnung mit dem Pabste abzuschließen, von letzterem sehr freundlich aufgenommen wurde; nicht minder aber wird man begreifen, daß dieselbe unverrichteter Dinge nach Hause zurückkehren mußte, und zwar einfach deßwegen, weil Philipp VI. den Pabst zwang, sich auf keine Versöhnung einzulassen. Freilich wagte dieser einigen Widerstand; allein schnell entschlossen, confiscirte Philipp VI. nicht blos alles päbstliche Einkommen, sondern auch alles Einkommen der Cardinäle, und wußte so den Widerstand des heiligen Vaters schnell zu brechen. So kam es denn,

daß auch verschiedene weitere Gesandtschaften des Kaisers an den Pabst (in den Jahren 1336 und 1337) nichts ausrichteten und der Kaiser nach wie vor gebannt blieb. Ja wohl, seit dem 23. März 1324 ruhte der Bannfluch auf ihm, sowie nicht minder das Interdict auf dem deutschen Reich, und diese nun bereits vierzehn Jahre andauernden Zustände wurden je mehr und mehr unerträglich. Da beschlossen endlich die deutschen Großen, denselben so oder so ein Ende zu machen und zwar hauptsächlich aus nachfolgenden Gründen. Der erste Grund war der Zorn ob der päbstlichen Anmaßung, über den deutschen Thron nach Belieben verfügen zu wollen, und dieser Zorn wurde von den Minoritenpredigern immer mehr angefacht. Ueberdem führte diese Anmaßung nicht da und dort zu den größten Excessen? Ich erinnere nur daran, wie man (was ich schon früher erzählte) in vielen Reichsstädten mit den Priestern, sowie mit den Patriziern umsprang, welche zu dem Pabste hielten. Weiter erinnere ich an den Erzbischof Johann Fursat von Bremen, welchen als einen Schützling des Pabstes die friesischen Bewohner der Stadt aus den Mauern hinausprügelten, so daß er sich nach Avignon flüchten mußte. Endlich erinnere ich an den Erzbischof Burchard III. von Magdeburg, der am 21. September 1325 von den Bürgern ermordet wurde, weil er die Bannbulle Johanns XXII. gegen Ludwig den Baiern an die Kirchthüren anschlagen ließ. Sollte man solche Ausschweifungen, die völlig ungeahndet blieben, noch länger dulden? Der zweite Grund war der noch viel grimmigere Zorn über die schmachvollen Zustände in Avignon, dem jeweiligen Sitze des Pabstes. Der deutsche Kaiser hatte Alles gethan, um den Nachfolger des Apostels Petrus zu versöhnen; ja zu der tiefsten Demüthigung hatte er sich verstanden, und der Pabst wollte deßhalb auch auf die Versöhnung eingehen. Aber wer duldete es nicht? Einzig und allein der König von Frankreich. Sollte man nun noch länger einem Pabste gehorchen, der gar keinen eigenen Willen mehr besaß? Hierüber empörte sich besonders der Bürgerstand in den Städten; aber auch der mannhafte Theil des Adels begehrte ein solches Joch abzuwerfen. Der dritte Grund griff noch viel tiefer ein. Sowie nemlich die Würde eines Bischofs oder Erzbischofs oder auch nur die eines Abtes oder einer

Aebtissin durch den Tod erledigt wurde, schritten die Domkapitel (oder die sonstigen Wahlberechtigten) zu einer neuen Wahl; allein wenn diejenigen Domherren, die dem Kaiser anhingen, ihren Candidaten durchsetzten, so ernannten die päbstlich Gesinnten ebenfalls den ihrigen, und so gab es aller Orten Doppelwahlen. Zum Beweis dessen könnte ich Dutzende und Aberdutzende (von der Doppelwahl in Mainz habe ich schon früher gesprochen) von Beispielen anführen; es genüge aber das von Würzburg. Hier hatten anno 1333 siebzehn Domherrn in ganz gesetzlicher Weise den kaiserlichen Kanzler Herrmann von Lichtenberg zum Bischof erwählt; diesem aber setzten die sechs restirenden Domherrn, weil päbstlich gesinnt, den Otto von Wolfskehl entgegen und behaupteten nun, ihre Wahl sei die richtige, weil sie — trotz ihrer Minorität — den besseren, und geistig hervorragenderen Theil des Domkapitels bildeten. Auch bestätigte der Pabst diese Minoritätswahl, obwohl von den Sechsen, die so geistig hervorragend sein wollten, Dreie nicht einmal ihre Namen unterzeichnen konnten. So gieng es allerwärts und selbstverständlich suchte sich Jeder der Gewählten in seiner Stellung zu behaupten. Daraus aber entstanden die blutigsten Fehden, weil die Herren Candidaten (auch die Candidatinnen, wie z. B. aus der Fehde zwischen der Aebtissin Fides von Klingen in Zürich und ihrer Rivalin Beatrix von Wolhusen erhellt) immer ihre ganze Sippschaft aufboten, und überdem litt das Kirchenvermögen (beide Partheien rissen davon an sich, was sie konnten) erschrecklich darunter Noth.

Aus den genannten Gründen herrschte in Deutschland großentheils (denn die Päbstlichen waren sehr in der Minderzahl) Einstimmigkeit darüber, daß den schrecklichen Zuständen, die aus dem nun vierzehnjährigen Interdict und Bannfluch hervorgiengen, endlich einmal ein Ende gemacht werden müsse; eigenthümlich aber war es doch, daß selbst die drei vornehmsten Kirchenfürsten, die von Trier, Mainz und Köln, dieselbe Ueberzeugung hegten, während sie doch sonst fast immer die Hauptstütze der römischen Curie bildeten. Solches hatte übrigens seine besonderen Gründe. Auf dem Erzstuhl von Trier saß noch immer jener aufgeklärte Balduin, dessen patriotische Gesinnung wir früher schon gerühmt haben, und von ihm also durfte man als

selbstverständlich erwarten, daß er seine Stimme gegen das fluchwürdige Gebahren des Pabstes mit Macht erheben werde. Den Erzstuhl von Mainz hatte Heinrich von Virneburg nach und nach, bis zum Ende des Jahrs 1337, als alleiniges Eigenthum errungen, nachdem er ihm lange genug von seinem Miternannten, dem soeben angeführten Erzbischof Balduin streitig gemacht worden war; um welchen Preis aber hatte er ihn errungen? Einzig und allein damit, daß er, der bisherige päbstliche Günstling, sich eidlich verpflichtete, von nun an dem Kaiser Ludwig treu anzuhängen und sich von der Pabstparthei total loszusagen. Nur um diesen Preis erklärte sich das Mainzer Domkapitel damit einverstanden, daß, des Friedens halber, Balduin von Trier zurücktrete, und wiederum nur um diesen Preis behielten ihn die Mainzer Bürger in ihren Mauern. Was endlich noch den Erzstuhl von Köln betrifft, so bestieg ihn im Januar 1332 der Domprobst Walram, Graf von Jülich, nachdem er vorher die Herren Dompröbste durch ein Geschenk von 40,000 Goldgulden dahin gebracht hatte, ihm keinen Rivalen gegenüber zu stellen. Das Geld aber lieferte ihm sein ungeheuer einflußreicher Bruder, Wilhelm V., Markgraf von Jülich, der Schwager Ludwigs des Baiern und dessen treuester Anhänger, und wie hätte nun unter solchen Umständen der neu creirte Erzbischof anders als antipäbstlich gesinnt sein können? So kam es, daß die drei geistlichen Kurfürsten vollkommen darüber einig waren, den päbstlichen Anmaßungen in Deutschland endlich ein Ziel zu setzen, und wie sie nun im März 1338 mit einer großen Mehrzahl ihrer minder hoch gestellten Collegen, sowie mit verschiedenen weltlichen Fürsten in Speier zusammenkamen, zeigte es sich, daß auch diese — schon ihres Interesses wegen — ganz dieselben Gesinnungen hegten. Es wurde also beschlossen, dem Pabste ein Ultimatum zu stellen, und dieses Ultimatum überbrachten Seiner Heiligkeit im Auftrag der Speirer Versammlung der Bischof Ulrich von Chur und der Graf Gerlach I. von Nassau. Der Pabst aber, das Dictat des französischen Königs befolgend, verstand sich zu keiner, auch nicht einmal der geringsten Conzession, und die zwei Gesandten hatten also unverrichteter Dinge wieder abzuziehen. Jetzt war das Maaß voll und Boten über Boten flogen von Mainz

aus (der Mainzer Erzbischof war ja als Erzkanzler des deutschen Reiches hiezu verpflichtet) in Deutschland herum, um alle Berechtigten (dazu wurden jetzt auch die Reichsstädte mit ihren Vertretern gerechnet) einzuladen, am 1. August 1338 auf dem in Frankfurt am Main abzuhaltenden Reichstag zu erscheinen. Die drei weltlichen Kurfürsten von Brandenburg, Sachsen und Pfalz-Baiern aber (Böhmen ließ man ganz aus dem Spiel, weil König Johann durchaus französisch-päbstlich gesinnt war) erhielten noch extra besondere Schreiben, worin man sie genaustens über den Stand der Sache unterrichtete und ihnen eine vorberathende Versammlung in Oberlahnstein vorschlug. Am 15. Juli 1338 fand diese statt und bald einigte man sich über das, was zu geschehen habe. Die genauere Redaction und Publication des gefaßten Beschlusses aber wurde erst den andern Tag, am 16. Juli, auf der uralten Wahlstätte deutscher Herrscher, dem sogenannten Königsstuhle beim Dorfe Rense unweit von Koblenz, vollzogen und hat als die erste Urkunde des ersten deutschen Kurvereins eine äußerst wichtige Bedeutung erlangt. Die Urkunde lautet folgendermaßen: „Obwohl die Zeugnisse beider Rechte, des kirchlichen wie des weltlichen, erhärten, daß die kaiserlich-königliche Würde und Gewalt der Beherrscher Deutschlands unmittelbar von Gott ausgegangen, so hat es doch verblendete und unwissende Leute gegeben, welche behaupten wollten, daß die kaiserliche Würde und Gewalt vom Pabste sei und daß der Erwählte nicht eher wahrer Kaiser und König sei, als bis er vom Pabste bestätigt und gekrönt wäre. Zur Entfernung dieses Unwesens erklären wir nun, daß die kaiserliche und königliche Gewalt unmittelbar von Gott allein komme und daß derjenige, der von allen oder den meisten Kurfürsten zum König und Kaiser gewählt worden, sofort und vermöge der Wahl allein für den wahren König und römischen Kaiser zu halten und so zu nennen sei, und alle Glieder und Unterthanen des Reichs ihm gehorchen müssen; daß er auch völlige Macht habe, alle Reichs- und Kaiserrechte zu verwalten und die Einwilligung und Bestätigung des Pabstes hierzu gar nicht bedürfe. Würde Jemand diesem ewig dauernden Reichsgesetze auf irgend eine Weise entgegenhandeln, so solle derselbe aller seiner Reichslehen und aller erhaltenen Rechte und Frei-

heiten verlustig sein und als ein Majestätsverbrecher angesehen und bestraft werden.“ Also beschlossen die deutschen Kurfürsten unter dem Beifall aller derer, die sich auf dem Königsstuhl bei Rense um sie versammelt hatten, und dann zogen sie nach Frankfurt am Main auf den dorthin ausgeschriebenen Reichstag. Auf diesem aber waren nicht bloß die Fürsten und Bischöfe, sondern auch die Grafen und Edeln nebst den Kapiteln der Stifte und den Abgeordneten der Städte erschienen, und der Kaiser eröffnete die Versammlung im vollen kaiserlichen Schmucke auf dem Throne sitzend. Auch wurde die obige Urkunde des Kurfürstenvereins einstimmig gutgeheißen mit der ausdrücklichen Betonung, daß nur allein die Wahl des deutschen Königs diesem das Recht zur Führung des Kaisertitels verleihe. Endlich ermächtigte man noch den Kaiser, das Interdict im ganzen Reiche aufzuheben und die Geistlichkeit zur Verrichtung des Gottesdienstes dadurch zu zwingen, daß alle renitenten Priester als Ruhestörer zu schwerer Strafe gezogen werden sollten. All' dieß geschah in den ersten Tagen des August 1338 und draufhin ließ Kaiser Ludwig die Beschlüsse des Reichstags am 8. August im Deutschordenshause der Frankfurter Vorstadt Sachsenhausen öffentlich als fortan rechtsgültig verkünden. Nicht minder auch publizirte er ein von dem Minoriten Bonagratia verfaßtes Manifest an das deutsche Volk, worin dieses über die päbstlichen Anmaßungen vollends aufgeklärt wurde..

Es war ein glorreicher Schritt zur Wiederherstellung der Ehre und Würde des deutschen Reichs, den die Kurfürsten mit den Abgeordneten der deutschen Nation zu Rense und Frankfurt gethan, allein der Pabst mit seinen Anhängern gab seine Sache deßwegen noch keineswegs verloren, denn er kannte die bigotte Schwäche des Kaisers Ludwig, sowie nicht minder auch die Selbstsucht der deutschen Großen. Jetzt hatten sie alle zusammen sich ermannt, um die Unabhängigkeit des Reichs vom Pabstthum zu decretiren, aber daß die Gelegenheit kommen würde, sie zu entzweien und damit dem Pabstthum wieder zu seiner früheren Geltung zu verhelfen, daran glaubte er nicht zweifeln zu dürfen. Vorderhand übrigens war die Freude, die schwere vierzehnjährige Interdictszeit hinter sich zu haben, in ganz Deutschland groß, und besonders in den Reichsstädten beeilte man

sich, die renitenten Priester, vor allem die Dominikaner und Carmeliter mit Gewalt auszutreiben. Nicht minder freute man sich, daß nun endlich Kaiser Ludwig allen Ernstes Front gegen den König von Frankreich, diesen Hauptwidersacher Deutschlands, machte und sich schon im September 1338 mit Eduard III., dem Könige Englands, innigst alliirte. Der Kaiser kam zu diesem Behufe mit Eduard III. in Coblenz persönlich zusammen und jeder von ihnen entwickelte auf diesem achttägigen Hoftage (vom 31. August bis 7. September) die größtmögliche Pracht. Die Hauptsache aber bestand darin, daß Kaiser Ludwig dem englischen Könige auf sieben Jahre ein bedeutendes Hülfsheer versprach, wogegen der letztere sich zu Bezahlung von großartigen Subsidien (300,000 Goldgulden) verpflichtete. Jetzt hoffte man, daß der Krieg gegen Frankreich recht energisch geführt werden würde, und wenn dieß geschah, so mußten alle die Usurpationen, welche sich die französischen Könige in den letzten zwei Jahrhunderten erlaubt hatten, an Deutschland zurückfallen. Allein wie kam es? Um die Größe des deutschen Reiches war es dem Kaiser Ludwig nicht zu thun, sondern nur darum, den König von Frankreich dahin zu bringen, daß derselbe den Pabst nicht länger daran verhindere, den Bannfluch von ihm, dem Kaiser, zurückzunehmen. Das Bündniß mit Eduard III. sollte also so zu sagen nur ein Schreckschuß für Philipp VI. sein und wie daher nach Verfluß von anderthalb Jahren (während dieser Zeit stellte der Kaiser dem englischen Könige nur ein ganz kleines Hülfs-Häuflein von hundert Rittern) der französische Monarch dem Kaiser eröffnen ließ, er wolle, falls derselbe das Bündniß mit England fahren lasse, seinen Fürsprecher beim Pabste machen, gieng der wankelmüthige Ludwig alsbald, im September 1340, darauf ein. Ja er ließ sich, um der Wiederaufnahme in den Schooß der Kirche desto gewisser theilhaftig zu werden, im Januar 1341 sogar zu einem Freundschaftsbündnisse mit dem französischen Könige herbei; allein seinen Zweck erreichte er, wie wir jetzt schon berichten wollen, deßwegen doch nicht, denn insgeheim verbot Philipp VI. dem Pabste, den Kaiser zu absolviren, während er äußerlich vor der Welt dem heiligen Vater ganz freie Hand ließ, zu thun, was er wolle.

So ungemein schwach und beschränkt sich nun übrigens Ludwig

der Baier in religiöser Beziehung erwies, so schnell war er dabei, in weltlichen Dingen zuzugreifen, wenn sein Vortheil dabei ins Spiel kam, und zwar ohne nach Recht oder Unrecht viel zu fragen. Zwei Beispiele werden dieß klar machen. Herzog Rudolph von Oberbaiern, Ludwigs älterer Bruder, hatte diesem die Rheinpfalz und seinen Antheil an Oberbaiern auf Lebszeiten gegen einen Jahrgehalt überlassen müssen. Nun war aber besagter Rudolph anno 1319 mit Hinterlassung dreier unmündigen Söhne, Adolph, Rudolph und Ruprecht, in Oestreich gestorben, und nach Recht und Gesetz hätte Ludwig diesen seinen Neffen das Erbe ihres Vaters sofort herausgeben müssen, denn der mit Rudolph abgeschlossene Vertrag galt nur für die Zeit, so lange letzterer lebte. Allein Ludwig behielt Alles und speiste die Neffen mit einigen wenigen Einkünften ab. Nach zehn Jahren jedoch, im August 1329, während der Romfahrt ließ er sich, von allen Seiten gedrängt, in Pavia zu einem Theilungsvertrag herbei, kraft dessen er selbst ganz Oberbaiern behielt, dagegen aber die Rheinpfalz nebst einigen andern Gebietstheilen, die man nachher die Oberpfalz (sie lag zwischen den Gebieten von Nürnberg, Baireuth, Neuburg, Böhmen und Baiern und hatte Amberg zur Hauptstadt) hieß, seinen Neffen überantwortete. Schon hiedurch wurden die Neffen bedeutend verkürzt, allein es sollte bald noch besser kommen. Am 1. September 1339 nemlich verschied Herzog Heinrich II. von Niederbaiern (der Tochtermann König Johanns von Böhmen, zu Gunsten dessen Kaiser Ludwig hätte abdanken sollen), und ihm folgte schon ein Jahr später, am 21. December 1340, sein einziger zehnjähriger Sohn ins Grab nach. Nun hätte gesetzlich Niederbaiern zwischen Ludwig und seinen eben genannten Neffen getheilt werden sollen; der Kaiser aber, ohne sich lange zu bedenken, nahm sofort das ganze Land durch militärische Besetzung für sich allein in Anspruch und die Neffen mußten sich wohl oder übel — mit Waffengewalt konnten sie gegen den mächtigen Oheim natürlich nicht aufkommen — mit einer Abfindungssumme von 60,000 Gulden begnügen. Das gereichte nun allerdings dem Herzogthum Baiern zu großem Vortheil, weil dadurch die — jetzt fünfundachtzigjährige — Zerreißung in Nieder- und Oberbaiern ein Ende nahm, und deßwegen hießen auch die niederbairischen Stände

(Geistlichkeit, Adel und Städte) den Gewaltact des Kaisers durch eine besondere Urkunde vom 2. Januar 1341 willkommen. Allein ein Gewaltact blieb das Zugreifen des Kaisers deßwegen doch und wäre er ein kleiner Fürst gewesen, so hätte er auch dafür büßen müssen.

In noch weit gewaltthätigerer Weise brachte der Kaiser nicht lange hernach auch die Grafschaft Tyrol an sein Haus. Ueber diese herrschte der böhmische Prinz Johann Heinrich, der Gemahl Margarethens, genannt Maultasche, der rechtmäßigen Erbin von Tyrol. Nun war aber der Adel Tyrols mit dieser Herrschaft sehr unzufrieden, denn Johann Heinrich umgab sich mit lauter böhmischen Hofleuten und setzte die Tyroler zurück. Eine noch weit größere Unzufriedenheit aber bemächtigte sich nach und nach der Margarethe, da ihr, der Begehrlichen, der eben so schwächliche als kaltsinnige Gemahl gar nicht zusagte. Ja sie verhöhnte ihn auf ihrem Schlosse Tyrol öffentlich vor allen Hofdamen als einen Mann ohne Manneskraft und setzte sich zum Zeichen seines Unvermögens einen Jungfernkranz auf. Davon hörte Kaiser Ludwig und sofort veranlaßte er im August 1340 seinen Sohn Ludwig, den Markgrafen von Brandenburg, einen sehr stattlichen und von Kraft strotzenden Herrn — er war eben Wittwer geworden — auf Schloß Tyrol wie zufällig einen Besuch abzustatten. Der Markgraf that so und augenblicklich entbrannte die Maultasche in heftiger Liebe zu ihm. Nach seiner Abreise noch brünstiger geworden, wandte sie sich heimlich an den Kaiser Ludwig und drang in ihn, sie von dem verhaßten Gemahl Johann Heinrich zu befreien, damit sie seinen Erstgebornen heirathen könne. Auch unterließ sie nicht, auf den großen Werth der an Baiern gränzenden Grafschaft Tyrol, die sie in die Ehe bringen werde, noch besonders aufmerksam zu machen, und das war der Köder, in welchen Ludwig der Baier zu beißen nicht umhin konnte. Er sandte also eine Vertrauensperson nach Tyrol und diese brachte in aller Stille zwischen dem unzufriedenen Adel und der liebedürstenden Margarethe eine Verschwörung gegen Johann Heinrich zu Stande. Wie also am Abend des 2. Novembers 1341 Johann Heinrich mit seiner böhmischen Gefolgschaft von einer Jagdparthie auf das Schloß Tyrol zurückkehrte, fand er die Zugbrücke aufgezogen und sein ganzes — böh-

misches — Gesinde ausgetrieben. Wüthend wandte er sich nach Meran, dann nach Botzen, um Hülfe zu holen; allein überall wurde er mit Hohn abgewiesen und so blieb ihm schließlich nichts übrig, als zu seinem Vater, dem Könige Johann von Böhmen, zu entfliehen. Nun handelte es sich darum, die Ehe der Maultasche aufzulösen, damit sie eine zweite Ehe eingehen könne, und dieser Punkt kostete weit mehr Kopfzerbrechens, denn mit dem Pabste, der nach kirchlichem Gesetz allein berechtigt war, eine solche Ehescheidung vorzunehmen, stand der Kaiser, wie bekannt, in Todfeindschaft. Da entschloß sich Ludwig der Baier zu einem bisher unerhörten Schritt und sprach, nachdem er von Wilhelm Occam und Marsilius von Padua ein Gutachten eingeholt, die Scheidung „als oberster Richter in deutschen Landen" aus. Daraufhin ward am 10. Februar 1342 die Hochzeit der Maultasche mit dem Markgrafen von Brandenburg auf Schloß Tyrol in höchster Pracht gefeiert und über Tyrol herrschte jetzt das Haus Wittelsbach.

Man kann sich denken, welche Wuth den König Johann von Böhmen ergriff, als er sich überzeugte, daß Tyrol seinem Hause für immer verloren sei, und allsogleich wandte er sich an die Großen des Reichs, die ihm zunächst standen, mit der Vorstellung, daß Kaiser Ludwig auf dem besten Wege sei, das in Vollzug zu setzen, was der Habsburger Albrecht I. unseligen Angedenkens angestrebt habe. Schon die Erwerbung von ganz Baiern sei ein ganz widerrechtlicher Schritt gewesen, seine Hausmacht ungebührlich zu vergrößern, und dazu komme jetzt die tyrolische Gewaltthat. Ueberdem wie lange werde es anstehen, dann erbe er auch noch von seinem kinderlosen Schwager, dem Grafen Wilhelm IV. von Holland, die reichen Provinzen Holland, Hennegau, Seeland und Friesland, während die große Mark Brandenburg ohnehin schon längst seinem Hause angehöre! Kurz, Ludwig der Baier sei, erklärte er, im Begriffe, dem deutschen Reich den Character einer Fürstenoligarchie zu rauben und es in eine starke Erbmonarchie des Wittelsbach'schen Hauses zu verwandeln, weßwegen er auch unausgesetzt um die Gunst der Reichsstädte, dieser ausgesprochenen Feinde der deutschen Großen, buhle. Diese Worte zündeten und nicht wenige der regierenden Oligarchen stimmten dem

Könige Johann zu, daß man den Kaiser absetzen müsse. Somit begann jetzt eine große Agitation, um für die beabsichtigte Absetzung des Wittelsbachers eine recht ansehnliche Mehrheit zu gewinnen, und zum Vorwande nahm man die letzte That des Kaisers, die eigenmächtig vorgenommene Scheidung der Maultasche, welche alle göttlichen und menschlichen Rechte mit Füßen trete.

Es versteht sich von selbst, daß solche Umtriebe dem Kaiser nicht lange verborgen bleiben konnten, und sofort ergriff ihn eine gedoppelte Todesangst. Einmal die, wegen seiner Begierde, das Land Tyrol zu erwerben, ein neues schweres Kirchenverbrechen auf sich geladen zu haben, und sodann die, wegen dieses Verbrechens von den deutschen Fürsten abgesetzt zu werden. Wie nun da sich retten? Es gab nur Einen, der helfen konnte, nemlich den Pabst, denn dieser hatte die Macht, ihn von dem begangenen Verbrechen loszusprechen. Aber ließ sich wohl nach den bisherigen Vorgängen eine Aussöhnung mit demselben denken? Nun die Möglichkeit war gewiß vorhanden, da jetzt seit dem Tode Benedicts XII. (25. April 1342) ein Anderer, Clemens VI. geheißen, auf dem Stuhl Petri saß. Somit ordnete Kaiser Ludwig im November 1342 eine Gesandtschaft an diesen neuen Pabst ab, der er die weitgehendsten Vollmachten — Vollmachten, in denen er sich so sehr demüthigte, daß damalige Chronisten dieß für das Uebermaß der Schmach (procuratorium turpissimum) erklärten — mitgab; allein wie wenig kannte er denselben, wenn er glaubte, ihn durch kriechende Erniedrigung gewinnen zu können! Mein Gott, dieser Clemens VI. war geradesogut eine Creatur des französischen Königs, wie seine letzten Vorgänger, und durfte keinen anderen Schritt machen, als Philipp VI. commandirte. Ueberdem hatte er früher, als er noch die Stelle eines Abts von Fécamp bekleidete, die Erziehung des Markgrafen Karl von Mähren, des Erstgebornen des Königs Johann von Böhmen, geleitet und stand also ganz auf Seiten des Letzteren. Um's nun übrigens kurz zu machen, so schleuderte der Pabst, statt sich mit dem Kaiser zu versöhnen, einen noch viel furchtbareren Bannfluch, als seine Vorgänger gethan, auf ihn und forderte zugleich die deutschen Kurfürsten auf, zu einer neuen Königswahl zu schreiten.

Solches geschah im Januar 1344 und nun wurden die Feinde des Kaisers in ihrer Absicht, ihn abzusetzen, erst recht gekräftigt. Sie hielten deßhalb zu Frankfurt und Rense mehrere Zusammenkünfte, um sich wegen des Nachfolgers, den sie ihm geben wollten, zu berathen, und siehe da, schon zu Ende des Jahrs 1344 erhielt der Markgraf Karl von Mähren, der Erstgeborne und Kronprinz König Johanns von Böhmen, die meisten Stimmen. Warum aber dieß? Einfach deßwegen, weil mit dem Tage, wo er, der geliebte Zögling Clemens VI., den Thron bestieg, die Wirren mit dem Pabstthum von selbst ein Ende nahmen! Das Manneswort, das die Kurfürsten zu Rense und Frankfurt dem Pabste hingeschleudert, hatten sie also schon wieder vergessen, und wenn König Johann von Böhmen jetzt im Augenblicke mit Macht in sie gedrungen wäre, so würden sie sofort zur Wahl seines Sohnes geschritten sein. Dieser aber wurde damals theils von den immer noch heidnischen Litthauern, theils von dem Polenkönige Kasimir aufs härteste bekriegt und konnte also nicht daran denken, mit dem Kaiser Ludwig, von dem sich doch wohl voraussetzen ließ, daß er sich seiner Rechte wehren würde, den Kampf um die deutsche Krone zu beginnen. Mit dem Ende des Jahrs 1345 übrigens vermittelte der Pabst den Frieden Johanns mit den Polen und da zu gleicher Zeit die Litthauer zurückgedrängt wurden, konnte der böhmische König seine alten Pläne wieder aufnehmen. Er that es auch sogleich, ohne auf die Friedensanträge des Kaisers Ludwig — dieser wollte sich zu großen Opfern verstehen, wie z. B. zur Abtretung des Rests der Oberlausitz und der ganzen Niederlausitz, sowie zur Zahlung von 20,000 Mark Silbers — zu hören, und ein großes Glück für ihn war es, daß eben jetzt, am 25. September 1345, der Graf Wilhelm IV. von Holland von den Ostfriesen in der blutigen Schlacht bei Staveren erschlagen wurde. Weil nemlich des Kaisers Gemahlin, Margarethe, des verstorbenen Grafen Wilhelm, der keine Kinder hinterließ, älteste Schwester war, hatte Ludwig der Baier die gerechtesten Ansprüche auf das ganze Erbe und nahm in Folge dessen auch alsobald von demselben (den Grafschaften Holland, Seeland, Friesland und Hennegau) Besitz; allein da nun durch diesen neuen Länderzuwachs die ohnehin schon

große Hausmacht des Wittelsbachers noch mehr anschwoll, so wurden die Kurfürsten dadurch nur um so eifriger, denselben zu beseitigen, denn es hielt sich bald keiner mehr in seinem Besitzthum für gesichert.

Jetzt spielte Clemens VI., der große Gönner des Markgrafen Karl von Mähren, den letzten Trumpf aus und entsetzte den Erzbischof Heinrich von Mainz (den Virneburger), als einen unverbesserlichen Anhänger des Kaisers Ludwig, am 7. April 1346 seines Erzstuhls, ihm dafür den noch sehr jungen, aber gut luxemburgisch gesinnten Mainzer Domdechanten Grafen Gerlach von Nassau substituirend. Dieses aber that er deßwegen, weil dem Mainzer Erzbischof, als des Reiches Erzkanzler, allein das Recht zustand, die Königswahl-Versammlung einzuberufen, und merkwürdigerweise machte das Mainzer Domkapitel (im Gegensatz gegen die Stadt Mainz, welche dem päbstlichen Candidaten ihre Mauern verschloß), weil durch große Summen bestochen, keinen Einwand. Unmittelbar darauf schleuderte der heilige Vater einen noch grimmigeren Bannfluch, als er früher schon gethan, auf den Kaiser Ludwig und befahl zugleich den deutschen Kurfürsten kategorisch, sofort eine neue Königswahl vorzunehmen. Sofort schrieb der neue Erzbischof von Mainz die Königswahl auf den Juli 1346 nach Rense (wohlgemerkt nach Rense, weil die Reichsstadt Frankfurt sich weigerte, die Wahlfürsten aufzunehmen) aus, hütete sich aber sehr, dem Markgrafen von Brandenburg, als dem Sohne des Kaisers und dem Pfalzgrafen am Rhein, als dessen Vetter, ebenfalls eine Einladung zuzusenden. Es erschienen also außer ihm selbst nur vier Kurfürsten, der von Trier, der von Köln, der von Sachsen-Wittenberg und der von Böhmen, und diese wählten am 11. Juli einstimmig den Markgrafen Karl von Mähren anstatt des für abgesetzt erklärten Kaisers Ludwig zum König und Kaiser der Deutschen. Der König Johann von Böhmen that dieß, als der Vater des Markgrafen Karl und der Erzbischof Balduin von Trier als dessen Großoheim, weil er dem Drang, den Großneffen auf dem Throne zu sehen, nicht widerstehen konnte; der Erzbischof Walram von Köln aber, sowie der Herzog Rudolph I. von Sachsen-Wittenberg einzig und allein aus schnödem Geiz, indem König Jo-

hann ihre Stimmen vorher mit 40,000 Goldgulden erkauft hatte. In solcher Weise kam die Wahl des Mährischen Pfalzgrafen, den man nachher Karl IV. nannte, zu Stande und nicht umsonst also hat er den Titel „Pfaffenkönig“ erhalten.

Das, was Kaiser Ludwig so sehr gefürchtet, war geschehen; er hatte einen Gegenkönig bekommen. Allein siehe da, jetzt plötzlich ermannte er sich wieder. Fünf Kurfürsten standen gegen ihn; um so fester dagegen konnte er sich auf die zwei andern verlassen. Ueberdem, auf welche Seite wandten sich die deutschen Reichsstädte? Mainz und Frankfurt waren, wie wir gesehen, mit gutem Beispiele vorangegangen und ihnen folgte Aachen, welches dem Luxemburger ebenfalls die Thore verschloß, so daß er sich in Bonn krönen lassen mußte. Dann erhob sich Köln gegen seinen Erzbischof Walram, und dessen eigener Bruder, Markgraf Wilhelm V. von Jülich, half mit, nicht ruhend, als bis Walram nach Frankreich entfloh. Ja eine wahre Begeisterung ergriff die sämmtlichen Reichsstädte und auf einem großen Städtetage, den der Wittelsbacher im September nach Speier berief, erklärten sie einstimmig die Wahl des mährischen Markgrafen für eine ungültige. Schon einige Wochen früher übrigens fand der Luxemburger für gut, mit seinem Vater, dem Könige Johann, das Feld zu räumen und sich nach Frankreich zu König Philipp VI. zurückzuziehen. Dort machten sie beide die Schlacht von Crezy (26. August 1346) gegen die Engländer mit, und in derselben, die für Frankreich so unglücklich endete, fand der alte König Johann seinen Tod. Somit erbte jetzt sein Erstgeborner, der Pfaffenkönig Karl, die böhmische Königskrone, allein da er in genannter Schlacht schwere Wunden davongetragen, so konnte er erst im Frühjahr 1347 daran denken, die Regierung Böhmens zu übernehmen. Auf großen Umwegen, über Elsaß und Oberschwaben, gelangte er dahin, und sowie er Prag erreicht hätte, fieng er an, seine Hausmacht aufzubieten, um sich dem Kaiser Ludwig entgegenzustellen. Nicht minder rüsteten auf des Pabstes Ermahnung hin auch die Kurfürsten von seiner Parthei und so stand unserem Vaterlande wieder einmal ein schwerer Bürgerkrieg bevor. Da starb, noch ehe es recht zum Schlagen gekommen war, der Kaiser Ludwig am 11. October 1347 beim Kloster

Fürstenfeld unweit von München auf der Bärenjagd plötzlich am Schlagflusse und mit seinem Tode änderten sich sofort alle Verhältnisse.

Den Kaiser Ludwig den Baiern konnte man sicherlich weder einen großen Staatsmann noch einen großen Krieger nennen, und noch weit unrühmlicher erscheint er durch seinen Bigottismus; aber unter seiner Regierung lernte man durch das an Verrücktheit gränzende Gebahren der Päbste einsehen, daß man auch ohne die Pfaffen und ihre Messen leben könne, und die religiöse Aufklärung oder wenn man so lieber will die Entfesselung der Geister machte riesige Fortschritte. Ueberdem wuchs in seinen Tagen das Bürgerthum zu unendlicher Kraft heran, denn weil er sich fast einzig und allein auf die Städte stützen konnte, war er auch genöthigt, für deren Wohlfahrt zu sorgen und iusbesondere allüberall, wohin sein Arm reichte, den Landfrieden aufrecht zu erhalten. Endlich wurde unter ihm auch noch der Anfang gemacht, die Unabhängigkeit der deutschen Krone gegenüber dem Pabste zu sichern, und nach ihm ist kein deutscher König und Kaiser mehr vom päbstlichen Bannstrahle getroffen worden.

---

## Drittes Kapitel.

### Kaiser Karl IV.

(1347—1378).

Nach dem Tode Ludwigs des Baiern wurde, weil augenblicklich kein weiterer Thronbewerber vorhanden war, der Luxemburger, Karl IV., von fast allen Mächtigeren als Kaiser (auf diesen Titel konnte er nunmehr, laut den Beschlüssen von Rense und Frankfurt vom

Jahr 1338, auch ohne Kaiserkrönung in Rom, Anspruch machen) anerkannt und besonders beeilte sich die hohe Geistlichkeit, dieß zu thun. Er gehörte unter die gebildetsten Fürsten des ganzen Mittelalters, denn, nach dem Willen seines Vaters, des Böhmenkönigs Johann, von seinem siebten Jahre an am französischen Hofe von dem nachherigen Pabste Clemens VI. und andern gelehrten Priestern erzogen, verstand er außer Böhmisch und Latein auch noch Deutsch, Französisch und Italienisch, und hatte sich in der Theologie wie in der Geschichte und andern verwandten Wissenschaften umgesehen. Ueberdem bewies die Verwaltung der Markgrafschaft Mähren, die ihm sein Vater schon ziemlich frühe — seit dem Jahr 1333 — übertrug, daß er im Stande sei, ein vortreffliches Regiment zu führen, und um das Maß voll zu machen, zeichnete er sich durch einen hervorragenden Verstand aus. Dagegen aber fehlte ihm der männliche Muth, sowie die Kraft, das Schwert zu schwingen, und statt dessen bediente er sich, um seine Pläne durchzusetzen, der List, der Verschlagenheit, der Verstellung, des Trugs und der Tücke.

Ich habe soeben gesagt, daß nach Kaiser Ludwigs Tode sich die meisten Fürsten auf die Seite Karls IV. schlugen; allein etwas anderes war es doch mit den Wittelsbachern. Sie überlegten sofort, ob es nicht gelingen könnte, statt seiner dem Markgrafen Ludwig von Brandenburg, dem ältesten Sohne des verstorbenen Kaisers, die deutsche Krone zu verschaffen; doch bald sahen sie ein, daß die deutschen Großen, besonders die hohe Geistlichkeit, unter keinen Umständen hierauf eingehen würden, und somit blieb nichts Anderes übrig, als dem Pfaffenkönige einen Dritten als Gegenkönig zu stellen. Da fiel ihnen ein, daß der König Eduard III. von England einen guten Grund habe, nach der deutschen Krone lüstern zu sein, weil er, wenn er diese erwarb, dem französischen Könige, mit dem er seit Jahren im Krieg lag, außer der eigenen auch noch die Macht des deutschen Reichs entgegenstellen konnte. An ihn also wandte sich in ihrem Namen ihr Vetter, der Pfalzgraf Rudolph II. am Rhein, und mächtig unterstützt wurde er in seinen Bemühungen vom abgesetzten Erzbischof Heinrich von Mainz (dem Virneburger), der sich gegen den vom Pabst ernannten Erzbischof Gerlach (von Nassau) in einzel-

nen Districten des genannten Erzbisthums immer noch hielt. Eine Zeitlang schwankte Eduard III.; sowie ihm aber Karl IV., von den Unterhandlungen hörend, einen Theil der Hinterlassenschaft Wilhelms von Holland (diese hatte der verstorbene Kaiser Ludwig, als der Gemahl der ältesten Schwester desselben, ganz an sich gerissen, während Eduard III., als der Gemahl einer jüngeren Schwester Wilhelms, ebenfalls Erbansprüche erhob) versprach, nahm er das Gewisse statt des Ungewissen und stand von der ihm angetragenen Prätendentschaft ab. Einen nicht bessern Erfolg hatten die Wittelsbacher bei dem Markgrafen Wilhelm V. von Jülich, der die jüngste Schwester des verstorbenen Wilhelms von Holland seine Gemahlin nannte, denn auch ihm sicherte Karl IV. einen Antheil der holländischen Hinterlassenschaft, und gewann ihn dadurch für sich. Endlich machten sich die Wittelsbacher noch an den Markgrafen Friedrich II., den „Ernsthaften“, von Meissen und Thüringen, welcher an die Prinzessin Mathilde, Tochter des verstorbenen Kaisers Ludwig (also Schwester des Markgrafen Ludwig von Brandenburg) verheirathet war; allein Karl IV. zahlte ihm 4000 Schock Prager Groschen (etwa 35,000 Ducaten) baar aus und daraufhin wollte auch dieser nächste Verwandte der Wittelsbacher von der Rolle eines Gegenkönigs nichts wissen.

In ihren Bemühungen, dem Luxemburger einen Rivalen zu stellen, scheiterten also die Wittelsbacher vollständig; dagegen aber wurde Karl IV. darüber so erbost, daß er ihnen sofort die Markgrafschaft Brandenburg zu entreißen beschloß. Freilich nicht durch offenen Krieg, weil er kein Mann des Schwertes war, sondern durch einen heimtückischen Trug, das ist durch Unterstützung des sogenannten falschen Waldemar. Der einheimische Adel Brandenburgs liebte den Markgrafen Ludwig ganz und gar nicht, da dieser alle Hofstellen fast nur mit bairischen Adeligen besetzte und auch die Verwaltung des Landes meist Landsleuten anvertraute. Nicht minder feindlich stellten sich die brandenburgischen Städte dem Markgrafen gegenüber und hatten auch, wegen der starken Steuern, die er ihnen auferlegte, Grund genug dazu. Endlich fühlte sich gar mancher Eheherr und Familienvater vom genannten hohen Herrn in seiner Frau oder

Tochter persönlich gekränkt, denn letzterer führte ein ziemlich ausschweifendes Leben und griff, wo er eine Beute für seine Sinne erhaschen konnte, unbedenklich zu. Was Wunder nun, wenn es einem schlauen Betrüger, der eine ungemeine Aehnlichkeit mit dem verstorbenen Markgrafen Waldemar, dem letzten Regenten Brandenburgs aus dem ascanischen Stamm (wir haben weiter oben von ihm gesprochen), hatte, im Sommer 1348 in den Sinn kam, sich für den genannten Verstorbenen auszugeben und auf die Regierung Anspruch zu machen? Der Betrüger, Jakob Rehbock (vielleicht auch Meinicke) geheißen und früher Mühlebesitzer, trat in Pilgerkleidern auf und erklärte, geradezu aus Palästina zu kommen, wohin er anno 1319, nachdem er einen andern Leichnam für sich habe begraben lassen, gewandert sei, um wegen seiner sündhaften Ehe mit einer Base Bußübungen anzustellen. Sollte man ihm Glauben schenken? Nun, der Herzog Rudolph I. von Sachsen-Wittenberg, ein Verwandter des ascanischen Hauses, erklärte sich sofort (ohne Zweifel in der Hoffnung, die Mark Brandenburg nach dem Tode des Betrügers an sich zu bringen) für ihn und schwur, er erkenne in ihm den todtgeglaubten Waldemar. Eben so that auch der Erzbischof Otto von Magdeburg, der geschworne Feind des Markgrafen Ludwig, und nun theilte sich das ganze Brandenburger Land in zwei feindliche Lager. In zwei sehr ungleiche übrigens, denn fast der ganze Adel trat zu dem falschen Waldemar über und von den Städten blieben ebenfalls nur wenige, wie insbesondere Frankfurt an der Oder und Brietzen — deßwegen nachher Treuenbrietzen geheißen — dem Wittelsbacher treu. Noch mehr, König Karl IV., der offenbar bei dem ganzen Betrug von Anfang an seine Hand mit im Spiele hatte (deßwegen hielt er sich auch im Sommer 1348 mehrere Wochen lang in Zittau auf, wo das Project ausgebrütet wurde), schlug sich auf Anrufen des Herzogs Rudolph I. auf Seiten des falschen Waldemar und belehnte diesen im Lager von Heinrichsdorf im October 1348 feierlichst mit der Mark Brandenburg.

Beim Beginn des Winters von 1348 auf 1349 standen also die Angelegenheiten der Wittelsbacher, besonders des Markgrafen Ludwig von Brandenburg, ziemlich schlecht und wer wird es nun

nicht natürlich finden, daß sie abermalen die außerordentlichsten Anstrengungen machten, einen Gegenkönig aufzustellen? Dieser fand sich endlich in der Person des Grafen Günther von Schwarzburg, aus der blankenburgischen Linie dieses alten Geschlechtes, eines sehr wenig begüterten kleinen Dynasten, welcher dem verstorbenen Kaiser Ludwig eben so treu als tapfer gedient hatte. Derselbe gab sich aber zur besagten Rolle erst her, als ihm außer dem Markgrafen Ludwig von Brandenburg auch noch die übrigen Wittelsbacher, insbesondere der Rheinpfalzgraf Rudolph II., ihre werkthätige Hülfe zugesagt hatten. Daraufhin traten die eben genannten Fürsten in der Reichsstadt Frankfurt zusammen und krönten am 30. Januar 1349 den Grafen Günther zum deutschen Könige. Das aber, daß die Wahl in Frankfurt vorgenommen werden konnte, deuchte dem Gegenkönig ein gutes Vorzeichen zu sein, denn er hoffte nun, daß sofort auch alle übrigen Reichsstädte zu ihm stehen würden. Vor allem forderte er seine Wähler auf, ihm ihre Truppen zuzuführen; allein siehe da, schon nach wenigen Wochen, im März 1349, fiel der Rheinpfalzgraf Rudolph II. von ihm ab. Karl IV. nemlich, der soeben Wittwer geworden war, machte dem letzteren den Antrag, seine Tochter Anna ehelichen zu wollen, und solchem Antrag konnte derselbe nicht widerstehen. Gleich darauf gewann Karl VI. auch die Stadt Frankfurt durch große Versprechungen und ihrem Beispiele folgten die meisten andern süddeutschen Reichsstädte. Nun sah der Markgraf Ludwig von Brandenburg ein, daß der Gegenkönig nicht aufkommen könne uud erklärte sich im Mai 1349 bereit, den Günther fallen zu lassen, falls Karl IV. seinerseits den falschen Waldemar aufgebe. Hiernach griff der Luxemburger mit beiden Händen und am 24. Mai 1349 kam der betreffende Vertrag zu Stande. Die Folge aber war, daß Markgraf Ludwig sofort den Grafen Günther bestürmte, seine Ansprüche an die deutsche Krone fahren zu lassen, und der Graf, ohnehin altersschwach, gab schon zwei Tage später, am 26. Mai, diesem Sturme nach. Umsonst aber brauchte er es nicht zu thun, sondern Karl IV. belohnte ihn für seine Verzichtleistung mit 20,000 Mark Silbers und bezahlte noch überdem seine Schulden in Frankfurt am Main. Drei Wochen später, am 14.

Juni 1349, starb Graf Günther von Schwarzburg und man hat nachher den Luxemburger beschuldigt, er habe ihm durch einen Arzt, den Meister Freidank von Heringen, Gift reichen lassen. Hiefür jedoch läßt sich kein einziger factischer Beweis beibringen und somit wollen wir die Sache auf sich beruhen lassen.

Jetzt wurde Karl IV. von allen Seiten als deutscher König und römischer Kaiser anerkannt, und als Nachspiel folgte am 14. Februar 1350 die Verurtheilung des falschen Waldemars als eines Betrügers. Zum Tode übrigens führte man ihn nicht, sondern setzte ihn blos ab und der Herzog Rudolph I. von Sachsen-Wittenberg wies ihm darauf das Schloß zu Dessau als Residenz an. Ja er ließ ihn sogar, als derselbe kurz nachher starb, mit fürstlichen Ehren begraben, um die Meinung aufrecht zu erhalten, daß ob von Betrug keine Rede gewesen sei. Nach diesem theatralischen Zwischenspiele herrschte politische Ruhe in Deutschland; allein von anderer Seite her kam jetzt das unsäglichste Elend. Gräßliche Vorboten hatten sich längst eingestellt; Feuerzeichen am Himmel nemlich und ein Komet, wie man noch keinen gesehen. Daraufhin unzählige Schaaren von Heuschrecken und ein Erdbeben, das sich über Cypern, Griechenland, Italien und das ganze alpinische Deutschland erstreckte. Endlich wurde die Luft dick und übelriechend und eine Pestilenz wälzte sich anno 1348 von Asien her, welche sich mit keinerlei anderen Seuche vergleichen ließ. Man nannte sie den schwarzen Tod, weil der Körper jedes Angesteckten sich alsobald mit schwarzen Beulen und Blattern überzog, die entweder augenblicklich oder doch nach wenigen Tagen den Tod brachten. Kein Mittel half gegen sie und Reich wie Arm, Vornehm wie Gering, Jung wie Alt, Männlich wie Weiblich wurden von ihr weggerafft. In Passau starben täglich zwischen 150 und 270, in Wien zwischen 420 und 960 Einwohner. In Münster begrub man über 11,000, in Trier über 13,000, in Basel über 14,000, in Straßburg und Erfurt über 16,000 Menschen und Baiern verlor gar den siebten Theil seiner Bevölkerung. Kurz unerhört war die Zahl der Opfer und im Ganzen schätzte man den Verlust an Menschenleben in Deutschland auf mindestens zwei Millionen. Wie das Elend sich da mit jedem Tag steigerte! Wie alle Familienbande,

alle Bande der Liebe und Freundschaft zerrissen! Wie man nur noch die Verzweiflung kannte und in der Verzweiflung die Vorsehung selbst lästerte! Und siehe da, aus der Mitte der Minoritenbrüder erscholl eine Stimme und schrie: „es ist das Strafgericht Gottes". Und wieder eine andere Stimme schrie: „Gott kann nur versöhnt werden durch nachhaltige Buße und Selbstpeinigung". Und alle Welt warf sich auf die Kniee nieder und wiederholte die Worte: „Strafgericht Gottes und Selbstpeinigung". Wie nun aber der Eine und der Andere anfieng, zur Selbstpeinigung seinen Leib blutig zu geisseln, da ahmten ihm gleich Hunderte und Tausende nach und so entstanden, ganz dem Geist jener Zeit gemäß, welche alle Religion nur in Aeußerlichkeiten setzte, die Gesellschaften der Geißler oder Flagellanten.

Nach Deutschland kamen die ersten Geißler-Banden im Jahr 1349 durch Oestreich von Ungarn her und sie trugen an langer Stange einen Pergamentbrief mit sich, welchen Gott selbst auf den Altar der heiligen Grabkirche zu Jerusalem durch einen Engel habe niederlegen lassen. In diesem Briefe aber stand geschrieben, daß Gott in seinem Zorne über die Lasterhaftigkeit der Menschen beschlossen gehabt habe, sie sämmtlich zu vernichten, daß er aber durch das Flehen der Jungfrau Maria und der vornehmsten Heiligen bewogen worden sei, Gnade für Recht ergehen zu lassen, jedoch nur unter der Bedingung, wenn Jedermänniglich, Haus und Hof verlassend, vier und dreißig Tage lang, zur Erinnerung an die vier und dreißigjährige irdische Wallfahrt Christi, durch tägliches Geisseln sein Blut zum Heile seiner Seele vergieße. Und jede neue Geißlerbande nahm sich eine Abschrift dieser merkwürdigen Urkunde und halbnackt, von Blut triefend (denn an jeder Geissel waren vier eiserne Spitzen befestigt), schwere Kreuze schleppend, zogen die Geißler weiter von Ort zu Ort, Allen, die ihnen begegneten, zurufend, an ihrem Wahnsinn sich zu betheiligen. Auch sangen sie eigenthümliche, von irgend Einem aus ihrer Mitte gefertigte Lieder, welche sie „Leisen" (abgeleitet von Kyrie Eleison) nannten, und wählten sich Anführer, um Ordnung in ihre Fahrten zu bringen. Nicht minder verpönten sie das Betteln, und noch strenger verfuhren sie gegen die, welche sich

an fremdem Eigenthum vergriffen. Vielmehr sollte Jeder von den mitgebrachten Nahrungsmitteln leben und der Reichere hatte dem Aermeren, weil sie alle Brüder seien, von dem Seinigen mitzutheilen. So fanden sie in der ersten Zeit allüberall eine begeisterte Aufnahme, weil man glaubte, daß der Zorn Gottes durch sie werde versöhnt werden, und selbst von den höhern Ständen schlossen sich ihnen Viele an. Nach und nach aber, wie die Geißlerbanden sich ins Riesige mehrten, veränderte sich die Physiognomie ihrer Mitglieder bedeutend und weil Tausende von Vagabunden, Lumpen und liederlichen Dirnen sich herzudrängten, arteten ihre Fahrten in die schmutzigsten Gemeinheiten aus. Ja selbst Räubereien und Mordthaten wurden von ihnen verübt und das Stehlen kam ohnehin an die Tagesordnung. So trat an die Behörden, und zwar an die geistlichen wie an die weltlichen, schon nach Jahresfrist die Anforderung heran, gegen die Flagellanten, auch Kreuzbrüder und Kreuzträger genannt, einzuschreiten, und hiezu gesellte sich bald ein noch ganz anderer Grund. Ich habe oben schon mitgetheilt, daß die Schwärmerei der Geißlerprocessionen hauptsächlich von den Minoriten ausgegangen sei, und diese standen, wie wir wissen, mit der päbstlichen Hohenpriesterschaft auf einem sehr gespannten Fuße. Die kolossalen Reichthümer dieser Priesterfürsten wie überhaupt der ganzen Pabst-Clerisei, noch mehr aber die aus diesem Reichthum hervorgehenden Schwelgereien, Ausschweifungen und Prassereien waren ihnen ein Gräuel und sie brachten also ihren Geißlerbrüdern denselben Haß bei. Wie nun überall die Geißler die Heuchelei und Hoffarth der päbstlichen Pfaffen dem großen Publicum aufdeckten! Mit welchem Ingrimm sie deren lüderlichen Lebenswandel an den Pranger stellten! Daran aber hatten sie noch nicht einmal genug, sondern sie verkündeten auch allüberall, wohin sie kamen, daß nur die wahre Buße Sündenvergebung bewirke und daß also die Geisselung einen ganz andern Werth habe, als der Ablaß, den der Geistliche gewähre. „Was Priester, was Beichte, was Absolution! Auf die Reue sieht Gott und auf die Bußübungen; der lüderliche Pfaff aber, der uns das Geld abschindet, um es mit Saufbrüdern und schlechten Weibern zu verjubeln, mög' uns vom Leibe bleiben!" So hieß es jetzt, und

weiter und weiter verbreitete sich diese Lehre durch die Geißlerbanden, die keinen Winkel von Deutschland unberührt ließen. War das nun nicht eine ganz gräßliche Ketzerei? Eine Ketzerei, die um so mehr verflucht werden mußte, als sie die Macht der Clerisei, wie deren Geldbeutel gleich sehr gefährdete? Gewiß, die Absolution mit sammt dem Ablaß, ja die Beichtgewalt selbst stand auf dem Spiel und deßwegen schritten schon im Sommer 1349 verschiedene Kirchenfürsten, wie z. B. die Erzbischöfe von Prag und von Magdeburg, gegen die Geißlergesellschaften ein. Ihnen folgten viele Andere und am 20. October 1349 erließ selbst Pabst Clemens VI. ein strenges Edict gegen die Flagellanten. Nun aber die ganze Clerisei den Geißler-Paroxismus bekämpfte, konnten auch die weltlichen Behörden nicht zurückbleiben, und insbesondere wachte Karl IV. darüber, daß der Sache ein Ende gemacht werde. Auch gelang dieß in verhältnißmäßig sehr kurzer Zeit; aber das Meiste zum Aufhören der Raserei trug der Umstand bei, daß die Ursache derselben, der schwarze Tod, mit dem Jahr 1350 von Deutschland Abschied nahm.

Also die Geißlergesellschaften verschwanden fast eben so schnell, als sie aufgetaucht waren; ganz anders aber verhielt sich dieß mit den Judenverfolgungen, welche ebenfalls in Folge jener furchtbaren Pestilenz ausbrachen. Die Kinder Israels hatten sich, wie über die ganze übrige Welt, so auch sehr zahlreich über Deutschland verbreitet, und ihre Beschäftigung war allüberall die gleiche. Vom Ackerbau und der Viehzucht wollten sie nichts wissen und eben so wenig von den Gewerben, der Fabrikation und der Industrie. Vielmehr warfen sie sich blos auf den Handel, sowie vor allem auf jenen speciellen Theil des Handels, welchen das Geldgeschäft einnimmt, und daß sie in diesem zu allen Zeiten excellirten, ist eine längst anerkannte Thatsache. In der Zeit nun, welche dem schwarzen Tod unmittelbar vorangieng, erfreuten sie sich in Deutschland einer vollkommenen Sicherheit. Die Fürsten, und zwar sowohl die geistlichen als die weltlichen, schützten sie, weil sie ihrer in ihren vielen finanziellen Bedrängnissen nothwendig bedurften. Ebenso thaten die Reichsstädte, wie denn schon der Städtebund vom Jahr 1254 erklärte, daß sein Schutz den Juden wie den Christen gleichmäßig zu

Theil werden solle. Das deutsche Reichsoberhaupt endlich hatte sie längst für seine „Kammerknechte", d. h. für seine besonderen Schützlinge erklärt und ihnen gegen Bezahlung von Leibzoll in allen königlichen Pfalzen vollkommene Erwerbsfreiheit gestattet. Sie hatten sich also — besonders wenn man noch ihre damalige Lage in anderen europäischen Staaten, wie Frankreich, England und Italien, in Betracht zieht — keineswegs zu beklagen und konnten, wenn sie sich keine Uebergriffe erlaubten, ein ganz ruhiges Leben führen. Allein es ist — erfahrungsgemäß — ein ganz eigenthümlicher Characterzug der Kinder Israels, daß sie sich nur selten mit dem Finger begnügen, den sie haben, sondern gleich nach der ganzen Hand, wenn nicht nach dem ganzen Körper verlangen, und diese ihre unersättliche Gier verleugneten sie auch dießmal nicht. So hatte ihnen z. B. der Erzbischof Heinrich II. von Köln anno 1331 den gleichen Schutz vor dem Gesetz wie den Christen gewährt; wie er aber nunmehr ein Anlehen von 8000 Mark von ihnen verlangte, bestanden sie darauf, daß sie vor keinem andern Gericht belangt werden dürften, als vor ihrem eigenen Rabbiner- und Synagogenrath. So erwies sich ihnen der Herzog Heinrich von Breslau immer besonders gnädig; allein sie ruhten nicht, als bis derselbe ihren Rabbiner Salomo zu seinem Kammervorstand und Finanzminister ernannte und ihm dadurch die Macht über sein ganzes Hauswesen einräumte. In gleicher Weise trieben die Juden ihre Anmaßungen auch anderswo immer weiter, und daß sie sich damit den Haß der Christen zuzogen, liegt auf der Hand. Ueberdem, welche Reichthümer scharrten dieselben nicht allüberall zusammen und mit welchen Mitteln! Es war der gemeinste Wucher, den sie sich erlaubten, so daß, wer von einem Juden auch nur das kleinste Kapital borgte, sicher sein durfte, in wenigen Jahren gar nichts mehr zu besitzen. Kurz also, die Kinder Israels hatten die vielen Jahre, während deren sie in Deutschland den Schutz des Reiches, der Fürsten und der Städte genossen, nicht dazu benützt, um sich Achtung und Liebe zu erwerben, sondern im Gegentheil war allüberall durch ihre eigene Schuld ein furchtbarer Haß gegen sie entstanden und diesen Haß steigerte noch der Neid, den sie sich ihrer Reichthümer wegen zuzogen. Was Wunder nun, wenn in

jenem noch so rohen Zeitalter — wir sprechen von der Mitte des 14. Jahrhunderts — der Pöbel nur allzusehr geneigt war, bei dem nächsten besten Anlaß über sie herzufallen? Was Wunder, wenn dem Pöbel sich alle die anschlossen, welche den Juden verschuldet — und solche Schuldner aus allen Ständen konnte man den Tausenden nach zählen — waren? Mein Gott, der Haß trieb zur Rache und durch den Racheact konnte man, wenn man die Schuldbriefe oder gar die Gläubiger selbst vernichtete, seiner Schulden zugleich loswerden! Judenhetzen hat es daher während des Mittelalters immer von Zeit zu Zeit gegeben, aber in solch' barbarischer Weise, wie jetzt in Folge des schwarzen Todes, war man doch noch nie gegen die Kinder Israels vorgegangen. Plötzlich nemlich, im Herbst des Jahrs 1348, wie die gräßliche Seuche mit Wuth um sich zu greifen begann, verbreitete sich das Gerücht, die Seuche sei dadurch entstanden, daß die Juden alle Brunnen und selbst die Luft — durch ein aus Toledo empfangenes Geheimmittel — vergiftet hätten. Wie und durch wen dieses toll-unsinnige Gerücht entstand, weiß man heutzutage noch nicht, allein man glaubte ihm allgemein, und als nun vollends der junge Graf Amadäus VI. von Savoyen im September 1348 in Chillon und Chatel, zwei kleinen Städtchen am Genfersee, einigen Mosesbekennern durch die Qualen der Folter das Geständniß auspreßte, sie seien Brunnenvergifter, da wurde man natürlich bis zur Evidenz überzeugt. „Nieder mit den scheußlichen Giftmischern!“ hieß es jetzt durch ganz Savoyen und wo Juden ansässig waren, fiel man über sie her. Man begnügte sich aber nicht damit, sie zu vertreiben oder mit Fußtritten zu mißhandeln; nein, man schlug sie einfach todt oder warf man sie von Obrigkeitswegen auf den Scheiterhaufen. Ganz dasselbe Verfahren leitete man unmittelbar nachher in Bern, Freiburg und Zofingen gegen sie ein und da man selbstverständlich ebenfalls Geständnisse zu erpressen wußte, so mordete man sie auch hier mit allen ihren Angehörigen. Endlich wurde ganz Deutschland von der Wuth angesteckt und es gab bald kein Fürstenthum, keine Grafschaft, keine Stadt, ja keinen Winkel mehr, wo nicht, was beschnitten war, ohne weiteres — so man seiner habhaft werden konnte — hingeschlachtet worden wäre. So erlitten in Straßburg

auf Befehl des Metzgeroberzunftmeisters Johann Betscholt am 14. Februar 1349 ihrer Zweitausend zumal den Feuertod (wobei man auch nicht versäumte, die bei ihnen gefundenen Schuldurkunden mit zu verbrennen) und nur die, welche das Kreuz küßten (also Christen wurden), entgingen diesem Schicksal. So belief sich die Zahl der Opfer in Mainz auf 12,000, in Erfurt auf 6000, in Lübeck auf 9000 und im selben Verhältniß allüberall sonsten. Ja an vielen Orten, wie in Würzburg, Worms, Speier und Eßlingen, kamen die Juden den Christen zuvor und verbrannten sich selbst mit Weib und Kind und aller Habe in ihren Synagogen. Im Ganzen, will man wissen, seien damals über 150,000 erwachsene Juden ermordet worden, während etwa eben so Viele sich ins Ausland, besonders nach Polen, wo es seither (der König Kasimir schützte sie wegen seiner Liebe zu der schönen Esther) von Juden wimmelt, gerettet hätten. Gewiß also eine Metzelei, wie man sie sich gräßlicher gar nicht denken kann, und billig fragen wir nun, wie sich das deutsche Reichsoberhaupt solchen Scheußlichkeiten gegenüber benahm. Seine, Karls IV., Pflicht wäre es gewesen, augenblicklich, gleich bei den ersten Excessen, einzuschreiten, denn dadurch hätte er allen späteren Wuthausbrüchen Einhalt gethan. Noch mehr wäre es seine Pflicht gewesen, nachher alle die vielen Mörder zur Strafe zu ziehen; allein er that keines von beiden. Mein Gott, sollte er sich denn, wo er eben erst anfing, sich auf dem Throne zu befestigen, alle die vielen Reichsstädte verfeinden? Durfte er es denn wagen, den Herren Grafen, Fürsten, Bischöfen und Erzbischöfen, welche in ihren Territorien, um ihre Schulden loszuwerden, den Judenmord im Großen getrieben hatten, als strenger Richter entgegenzutreten, um vielleicht eine neue Coalition gegen sich hervorzurufen? Er legte also ruhig die Hände in den Schooß und begnügte sich damit, in Böhmen die Ordnung aufrecht zu erhalten. Etwas besser benahmen sich einzelne Städte und Fürsten. Von den Städten nemlich Regensburg und Heidelberg, welche ihre Juden trotz aller Anfeindungen schützten, und von den Fürsten der Herzog Albrecht II. von Oestreich, der Rheinpfalzgraf Ruprecht I. und der Erzbischof Otto von Magdeburg. Viel jedoch konnten sie, selbst mit dem besten Willen, nicht ausrichten. So hatte

z. B. der Herzog Albrecht II. einer großen Anzahl von Juden — 330 — auf seiner Feste Kyburg in Oberschwaben Schutz gewährt, allein die Städte Bern, Zürich und Andere, aus denen jene Juden entflohen waren, drohten die Feste zu erstürmen und diesen Sturm vermochte der Herzog nur dadurch abzuwehren, daß er die Dreihundert und dreißig sofort verbrennen ließ. Nicht besser erging es einigen Städten, welche sich ihrer Juden annehmen wollten, wie insbesondere der Stadt Nordhausen, denn der Markgraf Friedrich II. von Meissen und Thüringen verlangte durchaus deren Abschlachtung und wohl oder übel mußte die Stadt gehorchen. Im Uebrigen gewann doch die Vernunft nach und nach die Oberhand und vom Jahr 1350 an wurden Stimmen laut, welche die vorhergegangenen Metzeleien als das, was sie waren, als scheußliche Morde bezeichneten. Auch mußten jetzt viele hohe Herren ihre Geldbedürfnisse gar nicht mehr zu befriedigen und sahen sich dadurch gezwungen, wenigstens den Versuch zu machen, von neuem Juden in ihre Territorien zu ziehen. Sie stellten ihnen also Schutzbriefe aus, wie in Baiern, in Brandenburg und in Sachsen, und gewährten ihnen sogar auf einige Jahre Steuerfreiheit. Die Juden aber, wie sie im Ausland hievon hörten, konnten den Lockungen des zu machenden Profits nicht widerstehen und stellten sich bald wieder in ziemlicher Anzahl ein. Nur in den Städten lebte der Judenhaß fort und in den wenigsten verstand man sich dazu, die Kinder Israels von neuem zuzulassen. Wo es aber je geschah, wies man denselben besondere Gassen oder Viertel zur Wohnung an, und überdem mußten sie sich durch besondere Kleidung auszeichnen.

Die großen Wirren, welche der Wahl Karls IV. vorangingen, mußten es Jedermann klar machen, daß Deutschland „als Wahlreich“ eines gesicherten Rechtsbuchs noch durchaus ermangle. Es stand zum Beispiel herkömmlich seit Decennien fest, daß die sieben Kurfürsten das Reichsoberhaupt erwählten, allein eine Urkunde existirt hierüber nicht, jenes päbstliche Schreiben, von dem ich früher gesprochen, abgerechnet. Ueberdem, wenn ein Herzogthum getheilt war, wie das bairische oder das sächsische, wer hatte dann die Kurstimme zu führen? Weiter, wenn mehrere Söhne eines Kurfürsten diesen zusam-

men beerbten, welchem von den Söhnen stand, im Fall sie in Uneinigkeit geriethen, die Kurstimme zu? Dann, wie verhielt es sich mit den ehemaligen Regalen, also dem Zollrecht, dem Münzrecht u. s. w. in den kurfürstlichen Territorien? Endlich wie sollte man es halten, wenn bei einer Königswahl notorisch — und dieß ließ sich nur zu oft nachweisen — Bestechungen vorkamen? Um nun all' dieß rechtlich zu ordnen, berief Karl IV., auf Andrängen der hohen Geistlichkeit, im Januar 1356 einen Reichstag nach Nürnberg, und derselbe wurde von allen Ständen, selbst den Abgeordneten der Reichsstädte, eifrigst beschickt. Auch tagte man viele Wochen lang über dem Landfrieden und Anderem; über die Hauptsache aber, nemlich über die Festsetzung und Entscheidung der oben gestellten Fragen, berieth sich Karl IV. nur mit den Kurfürsten und unter diesen hielt er sich insbesondere an die drei Erzbischöfe von Mainz, Trier und Köln, ohne die er, wie er sagte, nichts thun wollte. Endlich einigte man sich über die Hauptgrundsätze; genau redigirt aber wurden dieselben erst auf dem großen Hof- und Reichstage, welchen Karl IV. auf den December 1356 nach Metz ausschrieb. So entstand als das Resultat der langen Berathungen das berühmte deutsche Reichsgesetz, welches man unter dem Namen der „Goldenen Bulle" kennt, denn „Bulle" (Bulla) hieß man die Kapsel für das mittelst einer Schnur an eine Urkunde gehängte Siegel, und da nun die Kapsel, der sich Karl IV. in diesem Fall für sein Siegel bediente, eine goldene war, so übertrug man deren Namen auf die Gesetzesurkunde selbst. Nicht übrigens wegen jener goldenen Kapsel wurde die Gesetzesurkunde, von der ich spreche, berühmt, sondern wegen ihres Inhalts, welcher die deutschen Rechtszustände in Hinsicht der Wahl des Reichsoberhauptes auf Jahrhunderte hinein, nemlich bis zur Auflösung des deutschen Reichs im Jahr 1806, feststellte. Dieser Inhalt ist folgender. Erstens: „Innerhalb der Frist eines Monats nach Erledigung des deutschen Thrones beruft der Kurfürst-Erzbischof von Mainz, als Kanzler des deutschen Reichs, die rechtmäßigen Wahlfürsten binnen drei Monaten nach der Stadt Frankfurt am Main, um ein neues Reichsoberhaupt zu küren." Zweitens: „Rechtmäßige Wahlfürsten sind allein und ausschließlich die Erzbischöfe von Mainz, Trier und Köln, der König-

Herzog von Böhmen, der Pfalzgraf bei Rhein (ohne Mittheilnahme der Herzoge von Baiern), der Herzog von Sachsen-Wittenberg (ohne Mittheilnahme der andern sächsischen Stammlinie) und der Markgraf von Brandenburg." Drittens: „Jeder Kurfürst hat in der angegebenen Frist von drei Monaten am Wahlort in Person zu erscheinen oder einen Bevollmächtigten zu senden. Wer die Frist versäumt, verliert für dießmal seine Stimme. Die Kurfürsten dürfen vor vollendeter Wahl Frankfurt nicht verlassen; wer es doch thut, verliert ebenfalls für dießmal seine Stimme. Die Kurfürsten müssen eidlich geloben, nach bestem Wissen und Gewissen, ohne irgend Rücksicht auf ihren eigenen Vortheil, dem Würdigsten ihre Stimme zu geben. Stimmenmehrheit entscheidet." Viertens: „Wenn der Erzbischof von Mainz die Wahl nicht rechtzeitig ausschreibt, so haben die Kurfürsten deßwegen doch innerhalb der genannten drei Monaten in Frankfurt zu erscheinen und die Wahl unter allen Umständen vorzunehmen." Fünftens: „Auf ihrer Reise nach Frankfurt und über die Wahlzeit stehen die Kurfürsten und ihre Bevollmächtigten unter kaiserlichem Schutz bei höchster Acht. Ueberdem verpflichtet sich die Bürgerschaft von Frankfurt durch einen körperlichen Eid, für die Sicherheit derselben einzustehen." Sechstens: „Die Stimmen der sieben Kurfürsten haften nicht blos auf den sieben Erzämtern, sondern ebensosehr auf den damit verbundenen Ländern und Territorien, so daß der Besitz dieser Länder und Territorien die Ausübung des Wahlactes bedingt. Jedes Kurland oder Kurfürstenthum ist reichslehenbar und darf nicht getheilt und zerrissen werden." Siebtens: „In den kurfürstlichen Ländern gibt es keine kaiserliche oder Reichs-Gerichtsbarkeit, sondern alle Grafen, Ritter, Dienstmannen und Bürger in den besagten Territorien sind den Gerichten des Landesherrn, also des Kurfürsten unterstellt und nur bei Verweigerung der Rechtshülfe darf eine Berufung an Kaiser und Reich stattfinden." Achtens: „Die Kurfürsten besitzen in ihren Ländern die kaiserlichen Hoheitsrechte, also namentlich das Bergwerks-, das Münz- und das Zoll-Regal, sowie auch das Recht des Judenschutzes. Nicht minder haben sie den Vorrang vor allen übrigen Fürsten und sind eben so unverletzlich als das Reichsoberhaupt selbst, so daß ein Vergehen gegen sie als Majestätsverbrechen

zu bestrafen ist.“ Neuntens: „In den ersten vier Wochen nach Ostern versammeln sich die Kurfürsten regelmäßig in der einen oder der andern Reichsstadt, um über Reichsangelegenheiten zu berathen.“ Zehntens: „Sobald der deutsche Thron erledigt wird, soll der Pfalzgraf bei Rhein in Süddeutschland (Oestreich, Baiern, Schwaben und Franken), der Kurfürst von Sachsen aber in Norddeutschland (Brandenburg, Sachsen, Köln und Trier) als Reichsvicar den Kaiser vertreten.“ Also dictirte die Goldene Bulle; nicht aber zum Frommen, sondern zum größten Nachtheil des deutschen Reichs. Wenn nemlich auch ein Vortheil darin lag, daß die Einmischung des Pabstes in die deutsche Königswahl wenigstens „stillschweigend“ (siehe Paragraph 2) untersagt war, und ein anderer darin, daß den Kurfürsten (siehe Paragraph 3) bei ihrem Eide verboten wurde, sich bestechen zu lassen, so sanctionirte dagegen die goldene Bulle die Verwandlung Deutschlands in eine Oligarchie und dieser Nachtheil überwog alle Vortheile um das Hundertfache. Ja wohl, jetzt gabs nicht mehr blos „factisch“, sondern auch „rechtlich und gesetzlich“ keine deutsche Monarchie, also kein einiges Deutschland mehr, sondern statt dessen waren sieben verschiedene Vaterländer da, in denen der jeweilige Kurfürst mit vollkommener Souverainetät (siehe Paragraph 7 und 8) herrschte. Noch mehr, es ließ sich voraussehen, daß aus den sieben Vaterländern bald noch weit mehre werden würden, denn von nun an mußte natürlich jeder andere deutsche Fürst darnach trachten, sich dieselben Vorrechte zu erwerben, welche die Kurfürsten besaßen, selbst mit Hülfe des Auslands. So zersplitterte von nun an Deutschland in ein Conglomerat von unabhängigen Herrschaften, und durch diese Zersplitterung wurde es andern Staaten, besonders Frankreich gegenüber, ganz und gar unmächtig. Ueberdem war von jetzt an eine einheitliche Gesetzgebung unmöglich und da sich jede Herrschaft ihre eigenen Zollgränzen setzte, wurde schließlich auch noch der Handel und Wandel total ruinirt.

Warum nun übrigens gab sich Karl IV. so viele Mühe, diese für Deutschland so überaus nachtheilige goldene Bulle durchzusetzen? Ei natürlich rein blos aus eigennützigen Gründen. Einmal nemlich hoffte er, die Kurfürsten, deren mächtigster er selbst (wegen Böhmen)

war, durch die ihnen gewordenen Begünstigungen dahin zu bringen, daß sie ihm seinen Erstgeborenen zum Nachfolger geben würden, und sodann rechnete er mit Sicherheit darauf, daß es ihm, weil die Kurfürsten auf seiner Seite standen, ein Leichtes sein werde, die kleineren deutschen Fürsten und Grafen mit ihren Territorien nach und nach zu verschlingen. Daß dem so war, wird aus dem, was nun folgt, nur allzuklar hervorgehen. Als das mächtigste Hinderniß für das Emporblühen seines (des Luxemburgischen) Hauses betrachtete Karl IV. von Anfang an das Wittelsbachische Geschlecht, welches durch den Kaiser Ludwig auf eine fast übermäßige Machtstufe erhoben worden war, und deßhalb blieb es der Hauptzweck seines Lebens, dieses Geschlecht zu demüthigen. Nicht aber durch offenen Kampf, sondern durch Hinterlist, Verstellung und Tücke, worin er die Meisterschaft besaß, und dabei kamen ihm die Händel, die jetzt eben unter den Wittelsbachern selbst ausbrachen, gar trefflich zu Statten. Kaiser Ludwig nemlich hatte außer seinem Erstgeborenen, dem Markgrafen Ludwig von Brandenburg (daher genannt „der Brandenburger") noch fünf Söhne hinterlassen, den Stephan, den Ludwig (genannt der Römer, weil er anno 1328 während der Kaiserfahrt in Rom geboren worden war), den Wilhelm, den Albrecht und den Otto, und diese Sechse sollten seinem Testamente gemäß über das viele Land, das sie erbten, gemeinschaftlich regieren. Das that aber nicht lange gut, und schon im September 1349 theilten die Brüder in Landshut zum ersten Mal. Ludwig, der Brandenburger, Ludwig der Römer und Otto erhielten zusammen Brandenburg, Tyrol und Oberbaiern; Stephan, Wilhelm und Albrecht aber Niederbaiern nebst den niederländischen Provinzen Holland, Seeland, Friesland und Hennegau. An der Regierung der letzteren Provinzen übrigens sollte auch noch ihre Mutter Margaretha, die Wittwe Kaiser Ludwigs, Theil haben, und außerdem ruhte das ihr ausgesetzte Witthum auf denselben. Nun glaubte man, die Brüder werden Ruhe geben, allein dem war nicht so und schon im Dezember 1351 nahmen die drei Erstgenannten eine neue Theilung vor. In dieser trat Ludwig der Brandenburger seinen Antheil an der ihm sehr entleideten Mark Brandenburg (man erinnere sich des Aufstandes unter dem

falschen Waldemar) an Otto und Ludwig den Römer ab und erhielt dafür die Alleinregierung über Oberbaiern und Tyrol. Gleich darauf anno 1355 theilten auch die drei Letztgenannten zum zweiten Mal, und es erhielt Herzog Stephan die größere Hälfte von Niederbaiern mit der Hauptstadt Landshut, der Herzog Albrecht die kleinere Hälfte mit der Hauptstadt Straubing, endlich der Herzog Wilhelm die niederländischen Provinzen, aber nicht für sich allein, sondern gemeinsam mit der Mutter Margarethe. Darin lag ein neuer Zankapfel, denn der händelsüchtige Wilhelm wollte durchaus die Niederlande für sich allein haben. Er versuchte es also, seine Mutter hinauszudrängen, und dieser Versuch spaltete die Niederlande in zwei feindliche Lager, in das der Hoeck's (so nannten sich die Anhänger Margarethens, weil sie sich vermaßen, ihre Gegner wie Fische mit „Angel-Hacken" zu fangen) und die des der Kabeljauw's (die Anhänger Wilhelms trugen die bairischen Farben Weiß und Blau und ähnelten somit dem Kabeljauw, weil dieser Fisch oben blau und unten weiß ist), welche sich nachher durch volle 150 Jahre hindurch bekriegten. Vorerst jedoch, im Dezember 1354, ward nach einer mörderischen Seeschlacht eine Uebereinkunft dahin gehend erzielt, daß der Herzog Wilhelm sich mit den Provinzen Holland, Seeland und Friesland begnügte, während der Mutter Margarethe die Regierung über Hennegau nebst einem Witthum von 7000 Gulden zugesprochen wurde. Nicht lange hernach wurde Herzog Wilhelm wahnsinnig und mußte Zeit seines Lebens in Quesnoy eingesperrt werden. Wegen seiner Hinterlassenschaft aber entbrannte ein neuer Kampf zwischen dem Herzog Albrecht und seinen Brüdern und die Hoecks und Kabeljauws hatten also Gelegenheit, sich von neuem zu zerfleischen.

Aus dieser kurzen Skizze wird sich der Leser zur Genüge überzeugt haben, welcher Geist unter den Wittelsbachischen Brüdern herrschte, und ich darf es daher nicht unterlassen, auch von einem gegensätzlichen Bilde Meldung zu thun. Wie Kaiser Ludwig sechs, so hatte König Johann von Böhmen drei Söhne hinterlassen, nemlich den erstgebornen Karl IV., den zweitgeborenen Johann Heinrich, den früheren Gemahl der Maultasche, und den drittgebornen

Wenzel, der bei seines Vaters Tod erst acht Jahre zählte. Das Testament Johanns besagte aber nicht, daß die drei Söhne fortan gemeinsam regieren sollten, sondern laut demselben hatte Karl IV. das Königreich Böhmen, Johann Heinrich die Markgrafschaft Mähren und Wenzel die Grafschaft Luxemburg zu erhalten. Nun wäre es dem mächtigen Erstgeborenen sehr leicht gewesen, seine beiden Brüder ihres Erbes zu berauben, allein gerade umgekehrt setzte er sofort den Johann Heinrich in die Markgrafschaft Mähren ein und blieb mit ihm Zeit seines Lebens in innigster Freundschaft verbunden. Dem jungen Wenzel aber gab er — natürlich anfangs unter Vormundschaft — die Grafschaft Luxemburg und erhob diese sogar, anno 1354, zu einem Herzogthum. Noch mehr, er vermählte ihn mit Johanna, der ältesten Tochter und Erbin des söhnelosen Herzogs Johann III. von Brabant und Limburg, und brachte es dadurch zu Stande, daß diese Länder ihm im Dezember 1855 ebenfalls zufielen. Das war ächt brüderlich gehandelt und deßwegen hing ihm Herzog Wenzel in gleicher Liebe, wie Markgraf Johann Heinrich, an.

Man sieht also, welch' schroffen Gegensatz die Häuser Luxemburg und Wittelsbach bildeten, und diesen Gegensatz benützte natürlich Karl IV., um die Wittelsbacher so viel möglich zu schädigen. Der Pfalzgraf Rudolph II., ihr nächster Vetter war, wie wir weiter oben gesehen, sein Schwiegervater geworden und hatte dann, weil in Geldnöthen, große Summe von ihm entlehnt. Diese Schuld mehrte noch Rudolphs Bruder und Nachfolger, der ewig geldbedürftige Pfalzgraf Ruprecht I., und um nun dieselbe abzuschütteln, trat er am 29. Oktober 1353 die Hälfte der Oberpfalz nebst Sulzbach an Karl IV. ab. Das war für Letzteren ein äußerst glücklicher Ländererwerb; allein die Wittelsbachischen Brüder sahen äußerst scheel dazu, weil die Oberpfalz zum bairischen Erbgut gehörte. Was geschah nun? Setzten sie etwa ihre geeinigte Macht ein, um solches zu verhindern? Ei bewahre, denn sie haderten ja unter einander, und so blieb Herzog Albrecht der Straubinger, als er mit den Waffen in der Hand dagegen protestirte, total vereinzelt. Demgemäß bezwang der sonst so unkriegerische Karl IV. den viel schwächeren

Straubinger mit leichter Mühe und nahm ihm sogar noch die wichtige Festung Donaustauf ab. Das war der erste Schlag, welchen Karl IV. gegen die Wittelsbacher führte. Der zweite betraf Tyrol und die Mark Brandenburg und es erforderte längere Zeit bis das Ziel erreicht wurde. Ludwig der Brandenburger und die Maultasche hatten nur einen einzigen Sohn, Mainhardt III., und diesen vermählten sie im Juni 1358 mit Margarethe, der Tochter des Herzogs Albrecht II. von Oestreich. Zugleich errichteten sie einen Erbschaftsvertrag mit genanntem Habsburger, dahin gehend, daß, im Falle die Ehe des jungen Paares kinderlos bleibe, die Brüder Margarethens (also die Habsburger) Tyrol bekommen und somit die Brüder Ludwigs des Brandenburgers von diesem Erbe ausgeschlossen sein sollten. Nun starb im September 1361 Ludwig der Brandenburger und nach Recht und Gesetz hatte ihm Mainhard III. in der Regierung von Oberbaiern und Tyrol zu folgen. Allein urplötzlich nahm ihn der Herzog Stephan von Niederbaiern-Landshut gefangen und suchte wenigstens Oberbaiern — Tyrol ließ er der Maultasche, der Wittwe des Brandenburgers, weil er fürchtete, der Gesammtadel dieser Grafschaft möchte gegen ihn aufstehen — an sich zu reißen. Daraufhin klagte die Maultasche bei Kaiser Karl IV. und dieser befahl dem Herzog Stephan, den gefangenen Mainhard III. frei zu geben. Der Herzog Stephan jedoch leistete dem Befehl unter allerlei Ausflüchten keinen Gehorsam, in der Hoffnung, der unkriegerische Karl IV. werde sich dieß gefallen lassen. Solches war auch in der That der Fall, aber nur weil Karl IV. seine Hintergedanken hatte. Gleich darauf im Oktober 1862 glückte es dem jungen Mainhard aus München, wo er gefangen saß, zu entfliehen; doch nur um schon am 13. Januar 1363 schnell wegzusterben, und nun fiel es dem Stephan nicht schwer, sich Oberbaierns vollends ganz zu bemächtigen. Es war dieß ein reiner Faustrechtsstreich, weil die Beherrscher der Mark Brandenburg, Ludwig der Römer und Otto, mindestens ebenso viel Recht an das Land hatten, und man kann sich also denken, von welcher Wuth sie erfüllt wurden. In dieser ihrer Wuth aber ließen sie sich, um nun ihrerseits (sie waren beide, weil bis jetzt unverehlicht, kinderlos) den Stephan zu enterben, von dem Erzbischof

Dieterich von Magdeburg, ihrem Vertrauten (den aber Karl IV. längst für sich gewonnen hatte), bewegen, im März 1363 einen Erbschaftsvertrag mit Karl IV. abzuschließen, kraft dessen diesem (oder nach seinem Tode seinen Söhnen) die Mark Brandenburg zufallen sollte, sobald sie selbst gestorben sein würden. Noch mehr, sie gestatteten dem Luxemburger, die Niederlausitz, die sie in ihrer steten Geldnoth an den Markgrafen von Meißen um 8500 Mark Silbers verpfändet hatten, sofort von diesem einzulösen und jetzt schon mit dem Königreich Böhmen zu vereinigen. Dagegen aber mußte sich Karl IV. dazu herbeilassen, seine erst fünfjährige Tochter Elisabeth dem ebenfalls noch sehr jungen Markgrafen Otto (er war im Sterbejahr des Kaisers Ludwig anno 1347 geboren) zu verloben und später am Hochzeitstage die ganz ungewöhnlich starke Mitgift von 20,000 Schock Prager Groschen (etwa 70,000 Dukaten) baar zu bezahlen. Nun starb Ludwig der Römer schon im Mai 1365 und und weil draufhin Otto die ganze Mark Brandenburg für sich allein erbte, kam Karl IV. seinem Ziele, diese Mark an sich zu reißen, schon um ein gut Theil näher. Besagter Otto nemlich, ein sehr verwahrloster Jüngling, der blos der Sinnenlust lebte, hatte gar keine Freude an ernsten Geschäften, und ließ es sich also gegen Bezahlung eines starken Jahresgehalts äußerst gern gefallen, daß Karl IV. für ihn im Oktober 1365 die Regierung der Mark Brandenburg übernahm. Noch mehr, unter der Bedingung, daß ihm die versprochene Mitgift von 20,000 Schock Prager Groschen jetzt gleich ausbezahlt werde, ging er darauf ein, seine junge Braut Elisabeth mit der Prinzessin Katharine, einer älteren, bereits verwittweten Tochter Karls IV., welche (wir werden später auf sie zu sprechen kommen) nach dem Ausspruch der Aerzte gar nicht fähig war, Kinder zu bekommen, zu vertauschen, und lebte von nun an — er hatte ja jetzt Geld in Hülle und Fülle — vollends in Saus und Braus. Hiezu sah Karl IV. sehr gut; allein wie ein Jahr nach dem andern verging, ohne daß Otto seiner Liederlichkeit erlegen wäre, wurde dem Luxemburger die Zeit doch allzulang, und er verlangte nun im Herbste 1370, daß Otto ihm die Mark Brandenburg bei Lebszeiten definitiv abtrete. Diese Zumuthung mochte dem jetzt dreiundzwanzig

Jahre alt Gewordenen doch zu stark erscheinen, und leidenschaftlich, wie er war, sandte er seinem Bruder, dem Herzog Stephan von Niederbaiern-Landshut (der, wie wir wissen, sich auch Oberbaierns bemächtigt hatte) Botschaft, er sei bereit, sich ihm ganz in die Arme zu werfen. Die beiden Brüder waren einander seit Jahren todtfeind gewesen; allein in der Hoffnung, auch die Mark Brandenburg acquiriren zu können, griff Herzog Stephan sogleich zu und eröffnete, nachdem er zuvor kluger Weise den König Ludwig den Großen von Ungarn zum Bundesgenossen gewonnen hatte, im April 1371 den Krieg gegen Karl IV. Ein langer und schwerer Kampf schien nun in Aussicht zu stehen; allein ehe noch viel Blut geflossen war, wußte der schlaue Karl IV. den König von Ungarn im Verlauf des Jahres 1372 in einen heftigen Krieg mit der mächtigen Republik Venedig zu verwickeln und dieser Krieg nahm denselben so sehr in Anspruch, daß er dem Herzog Stephan die versprochene Hülfe nicht leisten konnte. Draufhin fiel Karl IV. im Frühjahr 1373 mit Uebermacht ins Brandenburgische ein und nun kams schnellstens zu einem Vergleich. Dabei spielte Karl IV. den Großmüthigen und verpflichtete sich in dem zu Fürstenwalde am 15. August 1373 abgeschlossenen Vertrage für die Abtretung der Mark Brandenburg die außerordentliche Summe von 500,000 Goldgulden — worunter 200,000 baar — zu zahlen. Außerdem überwies er dem liederlichen Otto einige Schlösser der Oberpfalz zur Residenz und dieser führte fortan auf dem Schlosse Wolfstein an der Isar bis zu seinem Tode (15. November 1379) mit der schönen Mülleren Gretl das scandalöseste Leben von der Welt. So erwarb Karl IV. die Mark Brandenburg und dadurch erhielt ein früherer Erwerb, der von Schlesien, erst seine volle Bedeutung. Dieses letztere Land nemlich war zur Zeit König Johanns von Böhmen in eine Menge von Herrschaften oder Herzogthümer — im Ganzen siebzehn — zerfallen und da deren Beherrscher, wie es bei so kleinen Dynasten gar nicht anders sein konnte, aus Eifersucht stets mit einander haderten, so hofften die Könige von Polen sich der verschiedenen Territorien nach einander mit Leichtigkeit bemächtigen zu können. Nun hatte aber in den schlesischen Städten, selbst den kleinsten, die deutsche Cultur durch

Einwanderung längst die Oberhand gewonnen und somit wandten sich deren Bewohner, die von einer polnisch-slavischen Herrschaft nichts wissen wollten, an den König Johann um Schutz. Diesen gewährte ihnen der König und so wurden die Meisten der kleinen schlesischen Dynastien zu Vasallen der Krone Böhmens herabgedrückt. Ja als Karl IV. zur Regierung gelangte, gab es in ganz Schlesien nur noch einen einzigen unabhängigen Fürsten, den Herzog Bolko II. von Schweidnitz und Jauer, und dieser hegte durchaus deutsche Gesinnungen. Darum, wie ihm Karl IV., der im Februar 1353 wieder einmal Wittwer geworden war, den Antrag stellte, seine Erbin und Nichte Anna (er selbst hatte keine Kinder) heirathen zu wollen, willigte Bolko II. sofort ein und die Hochzeit fand im Mai 1353 statt. Nicht lange hernach starb der genannte Herzog und dadurch kamen die Herrschaften Jauer und Schweidnitz in den Besitz Karls IV. Kaum aber war dieß geschehen, so inkorporirte er — im Oktober 1355 — ganz Schlesien durch einen Gewaltakt der Krone Böhmen und degradirte dadurch die Beherrscher der anderen kleineren Herzogthümer, die schon seines Vaters Oberherrlichkeit anerkannt hatten, zu bloßen Titularfürsten.

Wenn nun übrigens Karl IV. über einen großartigen Länderkomplex gebot, so gereichte dieß selbigen Ländern keineswegs zum Nachtheil, denn unter allen damals regierenden Königen ragte Karl IV. als derjenige hervor, der am besten und unermüdlichsten für das Wohl seiner Unterthanen sorgte. Ueberall mußte der tiefste Frieden walten und mit dem Frieden kam die Ordnung und die Rechtspflege. Von keiner Seite her duldete er Uebergriffe, nicht einmal von Seiten der hohen Geistlichkeit, und dem wilden Adel zeigte er, sowie Ermahnungen nichts helfen wollten, die unerbittlichste Strenge. Ackerbau, Gewerbe, Industrie und Handel lagen ihm gleich sehr am Herzen, und insbesondere widmete er seine Sorgfalt der Linnenweberei (der sogenannten „Flamänder Kunst,“ die besonders in Schlesien aufblühte), den Bergwerken, dem Weinbau, der Anlegung von Brücken und Straßen und der Anknüpfung von Handelsverbindungen mit dem Auslande. Nicht minderes Interesse übrigens, als für die materielle Wohlfahrt seiner Unterthanen, zeigte er für deren geistige

Bildung und zu ewigem Ruhm gereicht es ihm, daß er es war, der in Prag die erste deutsche Universität gründete. Bisher hatte es in Deutschland nur in den Klöstern und an den Bischofssitzen gelehrte Schulen gegeben und auf diesen wurde nur in der Theologie, sowie in den Anfangsgründen der Philosophie Unterricht ertheilt. Wer also Jurisprudenz und Medicin studiren und sich überhaupt in den Wissenschaften gründlich umsehen wollte, der mußte nach Paris oder Bologna reisen, und da dieß mit großen Kosten verknüpft war, so sahen sich nur sehr Wenige in der Lage, an dem ewigen Born des geistigen Lebens zu trinken. Ueberdem war es nicht eine Schande, daß die Deutschen ihr Verlangen nach den Wissenschaften durch Betteln bei den Ausländern stillen mußten? Diesem Allem half Karl IV. dadurch ab, daß er am 7. April 1348 die Universität Prag ins Leben rief und für dieselbe mit wahrhaft kaiserlicher Munificenz und Liberalität sorgte. Auch blühte sie gleich von Anfang an mächtig empor und zählte im Sterbejahre Karls IV. bereits 7000 Studirende. Ganz in derselben Weise, wie die Wissenschaften, mußte derselbe auch die Künste zu heben und namentlich in der Baukunst leistete er ganz Außerordentliches. Man erinnere sich nur, daß die „Neustadt Prag", sowie die sogenannte „Kleinseite" nebst dem stolzen „Hradschin" nur allein ihm ihren Ursprung verdanken! Man erinnere sich, daß das berühmte Karlsbad nicht umsonst seinen Namen trägt, weil er es war, der es zuerst in Aufnahme brachte! Man erinnere sich der vielen Kirchenbauten, die er, wie z. B. die Kathedrale von Prag, die Collegiatkirche zu Nürnberg, die Felsenkirche auf dem Oybin und Andere, durch seine Baumeister Wurmser von Straßburg, Thomas von Mutina und Theodorich von Prag herstellen ließ! Man erinnere sich der herrlichen Schlösser von Zittau, von Frankfurt an der Oder und von Tangermünde, welche mit den Prachtbauten in Rom, Venedig und Florenz wetteiferten! Endlich erinnere man sich daran, daß er sich sogar mit dem großartigen Gedanken trug, die Moldau durch einen Kanal mit der Donau zu verbinden, um den Handel von Venedig nach den Nord- und Ostseestädten durch Böhmen zu leiten! Mit einem Worte also, für seine Stammlande war Karl IV. ein Regent, wie man sich einen wohl-

wollenderen, sorgsameren und umsichtigeren gar nicht wünschen konnte, und diese Länder erreichten daher auch unter ihm nach wenigen Jahren schon eine vorher nie gekannte Blüthe; allein nicht minder steht der Satz fest, daß Deutschland selbst, ich meine dessen Wohlfahrt, Macht, Größe und Ansehen, ihm ganz und gar gleichgültig war, und deßhalb hieß man ihn auch mit Recht den Vater Böhmens, aber den Stiefvater Deutschlands.

Doch wir müssen nun wieder auf die Gier des Luxemburgers, seine Stammlande zu vergrößern, zurückkommen und besonders auch auf die ganz eigenthümlichen Wege, die er dabei einschlug. Ueber Oestreich und alle habsburgischen Lande herrschten, nachdem von den fünf Söhnen Kaiser Albrechts I. die drei älteren Friedrich, Leopold und Heinrich verstorben waren, seit 1330 die beiden Brüder Otto und Albrecht II. gemeinsam. Etliche Jahre später, anno 1339, schied auch Otto aus dem Leben und ihm folgten sofort seine beiden Söhne bis zum Jahr 1344 ins Grab nach. Somit blieb jetzt nur noch Albrecht II. übrig, und derselbe übernahm alsbald zum großen Segen seiner Unterthanen die Alleinregierung. Mit ihm nun stand sich Karl IV., wie wir bereits weiter oben gemeldet haben, auf's beste und hatte ihn auch im Kampfe gegen die Wittelsbacher zum Alliirten. Darum beschlossen auch beide Fürsten, ihrer Freundschaft dadurch das Siegel aufzudrücken, daß Albrechts II. Erstgeborner und Nachfolger, Rudolph, sich mit Karls IV. Tochter Katharina (derselben, welche später als Wittwe sich dem lüderlichen Wittelsbacher Otto, wie oben erzählt, antrauen lassen mußte) vermähle und besagte Hochzeit fand im Juli 1357 statt. Ein Jahr später starb Albrecht II. und Rudolph IV., der Tochtermann Karls IV., wurde Regent der habsburgischen Lande. Es war dieß ein junger Herr voll Thatkraft, der sein Oestreich, das er über Alles liebte, sowohl geistig als materiell (besonders Wien verdankte ihm viel, wie z. B. die Erbauung der Stephanskirche und anno 1364 die Errichtung der Universität) hoch emporzuheben versuchte; zugleich aber auch voll des maßlosesten Ehrgeizes, dem jedes zum Ziele führende Mittel recht war. So konnte es denn nicht fehlen, daß er, als Mainhard III. von Oberbaiern und Tyrol — wir kennen ihn längst — anno 1363 das

Zeitliche segnete, alsbald in die Maultasche drang, ihm, dem abgeschlossenen (siehe weiter oben) Erbschaftsvertrag gemäß, Tyrol zu überlassen, und die Maultasche, auf die seine körperliche Kraft und Schönheit, obwohl sie jetzt alt genug geworden war, einen großen Eindruck machte, verstand sich auch richtig hiezu. Nun erhob aber der Wittelsbacher Stephan, der soeben Oberbaiern annexirt hatte, ebenfalls Ansprüche und somit mußte dem Oestreicher Alles daran liegen, den Kaiser Karl IV. auf seine Seite zu bringen, damit dieser die Cession des Landes bestätige. Nach langen Verhandlungen ging Karl IV. hierauf ein und im Februar 1364 kam zu Brünn zwischen den Betheiligten nachfolgender Vertrag (man hieß denselben später nur den „Brünner Damenfrieden", weil er hauptsächlich durch Karls IV. Tochter Katharina, die Gemahlin Rudolphs IV., vermittelt worden war) zu Stande. Herzog Stephan erhielt für seine Ansprüche die Baarsumme von 116,000 Goldgulden und nebst der Stadt Schärding die Feste Kufstein. Dem Herzog Rudolph IV. blieb Tyrol, jedoch mit dem Beding, daß er der Maultasche eine jährliche Leibrente von 6000 Mark Meraner Münze (etwa 112,000 Gulden) bis zu ihrem Tode (dieser erfolgte am 3. October 1369) bezahle. Karl IV. endlich wurde dadurch beglückt, daß Herzog Rudolph IV. — und hierauf bestand Karl IV. ganz unerbittlich — einen Erbschaftsvertrag mit ihm abschloß, dahin gehend: „Es sollen die Häuser Luxemburg und Habsburg einander gegenseitig total beerben, sobald von dem einen oder dem andern Hause alle Glieder ausgestorben seien." Also setzte der Brünner Damenfrieden fest und billig fragen wir nun, warum Karl IV. so hartnäckig auf den Abschluß des genannten Erbschaftsvertrages drang. Ei, einfach deßwegen, weil er mit Bestimmtheit darauf rechnete, vom Hause Habsburg werde demnächst kein Sprößling mehr vorhanden sein. Rudolph IV. nemlich, der gegenwärtige Regent Oestreichs, hatte keine Kinder und seine Frau, die sich übrigens der besten Gesundheit erfreute, konnte ihm auch später (ich verweise auf das früher Gesagte) keine gebären. Seine drei jüngeren Brüder aber, mit Namen Albrecht, Leopold und Friedrich, waren drei schwächliche Jünglinge, welche allem Anschein nach dem Tode schon sehr frühe anheimfallen mußten. Man sieht,

der schlaue Luxemburger verstand es zu speculiren und die Basis seiner Speculation schien auch in der That eine vortreffliche zu sein, denn Rudolph IV. starb schon im Juli 1365 und gleich darauf auch sein Bruder Friedrich. Allein obwohl die beiden Brüder Albrecht III. und Leopold III., welche nunmehr die habsburgischen Lande unter sich theilten (Albrecht III. nahm Oestreich und überließ dem Leopold III. Steiermark, Kärnthen, Krain, Tyrol und das Stammerbe in Schwaben, genannt Vorderöstreich, nebst den eben erst erworbenen großen Herrschaften Triest, Feldkirch und Freiburg im Breisgau), sehr schwächlicher Natur waren, so sollte dennoch ihr Geschlecht nicht blos fortdauern, sondern auch das der Luxemburger überleben, so daß schließlich alle Vortheile des bewußten Erbschaftsvertrags dem Hause Habsburg zufielen.

Einen ganz ähnlichen Erbschaftsvertrag, wie mit Habsburg, schloß Karl IV. auch mit dem Hause Hohenzollern, oder vielmehr mit dem fränkischen Zweige desselben. Der erste Graf von Zollern, der historisch feststeht, ist Graf Burchard I., der als tapferer Krieger Kaiser Heinrichs IV. (in der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts) genannt wird; allein seine Grafschaft war damals schon eine so ausgedehnte und sein Geschlecht ein so hochangesehenes im Schwabenlande, daß man mit Sicherheit annehmen darf, seine Vorfahren haben bereits einige Jahrhunderte früher die Stammburg Hohenzollern (der Name wird von Castrum in colli, Schloß auf dem Berge, abgeleitet) auf einem Ausläufer der schwäbischen Alp erbaut gehabt. Ein Nachkomme dieses Burchard, Graf Friedrich III., ohne Zweifel ein jüngerer Sohn, der auf die Nachfolge in der Grafschaft Zollern keine Ansprüche hatte, zeichnete sich unter den hohenstaufischen Kaisern Friedrich I. und Heinrich VI. so sehr aus, daß Letzterer ihn, den Schwiegersohn des Nürnberger Burggrafen Konrad II. von Raabs, nach dem Tode desselben (weil keine Söhne da waren) zu seinem Erbnachfolger in der genannten Burggrafenwürde ernannte, und so wurde Graf Friedrich, als Burggraf von Nürnberg „Friedrich I.“ genannt, der Stifter der hohenzollern'schen Zweiglinie im Fränkischen. Nach kurzem übrigens überragte die Zweiglinie die schwäbische Hauptlinie an Macht und Ansehen bedeutend, denn die Nachkommen des

Grafen Friedrich I. wußten sich durch weisen Haushalt ein Gut und eine Herrschaft nach der andern zu erwerben und noch mehr trug ihnen ihre unwandelbare Treue gegen Kaiser und Reich ein. So wird Burggraf Friedrich III., der anno 1297 starb, als einer der verdientesten Räthe Kaiser Rudolphs von Habsburg genannt und von Burggraf Friedrich IV. wissen wir, daß er im Jahr 1322 die Schlacht von Mühldorf zum Vortheil Ludwigs des Baiern entschied. Beide aber wurden von den genannten Herrschern für ihre Treue und Tapferkeit reichlich belohnt und so kam es denn, daß sie zur Zeit, als Karl IV. den deutschen Thron bestieg, bereits den dritten Theil des Frankenlandes ihr Eigenthum nannten. Die hohenzollern'schen Burggrafen spielten also damals unter den kleineren deutschen Dynasten eine sehr bedeutende Rolle und namentlich konnten sie ihren Nachbarn, den Wittelsbachern in Baiern, äußerst gefährlich werden. Letzterer Umstand nun bewog den Kaiser Karl IV., den geschworenen Feind der Wittelsbacher, eine nähere Verbindung mit dem Burggrafen Friedrich V., dem Enkel des obgenannten Friedrich IV., anzustreben und er machte also demselben im Sommer 1361 den Vorschlag, seinen zweiten Sohn Sigismund mit Elisabeth, der damals einzigen Tochter Friedrichs V., zu verloben. Die Verlobung des noch sehr kindlichen Paares fand auch wirklich statt, aber zur Vermählung kam es nie, weil es Karl IV. später vorzog, den besagten Sigismund mit der Hand Mariens, der Erbin von Ungarn (sie war die älteste Tochter des söhnelosen Königs Ludwig von Ungarn-Polen), zu beglücken. Wie dagegen hernachmals dem Burggrafen Friedrich V. ein Sohn und Erbe, Johann III., geboren wurde, holte Karl IV. die alten Pläne wieder hervor und brachte richtig im December 1375 eine Heirath zwischen seiner Tochter Margarethe und diesem Johann III. zu Stande. Nicht übrigens, ohne daß dem Ehevertrag die Bestimmung beigefügt worden wäre, daß wenn Johann III., der damalige einzige männliche Sproß der fränkischen Hohenzollern, söhnelos sterben würde, das ganze Besitzthum der fränkischen Hohenzollern an das Haus Luxemburg fallen solle. Also auch hier wollte Karl IV. erben und zum Lohne dafür, daß Burggraf Friedrich V. auf den besagten Erb-

schaftsvertrag einging, ertheilte er demselben die Reichsfürstenwürde.

Die beiden Erbschaftsverträge Karls IV. mit den Habsburgern und Hohenzollern konnte man „Zukunftserwerbungen“ nennen und der Luxemburger war sehr stolz auf dieselben. Mit noch weit größerem Eifer aber warf er sich auf wirkliche und sich sofort vollziehende Acquisitionen. Wo immer nemlich eine Herrschaft, eine Stadt, ein Schloß oder irgend ein anderes Besitzthum feil wurde, meldete er sich augenblicklich als Liebhaber, und da er stets über eine gefüllte Kasse (deßwegen knickte und sparte er sonst in Allem) gebot, so schlug er meist alle Concurrenten aus dem Feld. Diese vielen Allode oder Privatgüter, die er theils in den Gränzgebieten Böhmens, in Baiern, Franken, Sachsen und Thüringen, theils aber auch weiter entfernt am Main und Rhein oder in Schwaben zusammenkaufte, bildeten nun allerdings kein zusammenhängendes Ganzes, sondern lagen vereinzelt mitten zwischen den Gebieten anderer Territorialherren, allein mit der Zeit hoffte er dieselben durch weitere Käufe abzurunden und so seine Stammherrschaft immer weiter auszudehnen. Ja, um zu seinem Zwecke zu kommen, griff er sogar zeitweise, trotz seiner unkriegerischen Natur, zum Schwerte, wie am besten aus seinem kurzen Kriege mit dem Grafen Eberhard II. von Württemberg, dem Greiner oder Zänker, erhellt. Dieser, einer der tapfersten aber auch gewaltthätigsten kleineren Dynasten seiner Zeit, hatte sich gleich von Anfang an auf die Seite Karls IV. geschlagen, um von ihm in dem Amte eines Reichslandvogtes von Niederschwaben bestätigt zu werden; kaum aber sah er diesen Wunsch erfüllt, so mißbrauchte er sein Amt, besonders gegen die Reichsstädte (auf deren Kämpfe mit ihm werden wir aber erst im nächsten Kapitel zu sprechen kommen), in einer Weise, daß von allen Seiten die heftigsten Klagen gegen ihn erhoben wurden. Karl IV. suchte ihn zuerst mit Güte anderen Sinnes zu machen, allein der stolze Graf machte jetzt das Uebel wo möglich noch ärger und so sah sich Karl IV. endlich genöthigt, ihm den Ernst zu zeigen. Fast alle Reichsstädte Schwabens, Ulm, Konstanz, Ueberlingen, Lindau, Memmingen, Kempten, Bopfingen, Augsburg, Eßlingen und Reutlingen sandten dem Reichsoberhaupt ihre

Contingente und selbst die Rheinstädte unter Anführung des Pfalzgrafen Ruprecht thaten so. Da kams am 28. August 1360 vor Schorndorf zum Entscheidungstreffen und Eberhard II. wurde nicht blos geschlagen, sondern sogar gefangen genommen. Nunmehr hätte Karl IV. ein Exempel statuiren können; sowie sich jedoch der Graf dazu verstand, seine Hauptburgen Neuenbürg, Beilstein, Bottwar und Lichtenberg in Lehen der Krone Böhmen zu verwandeln oder mit andern Worten ein Vasall des Königs von Böhmen zu werden, ließ ihn dieser, d. i. Karl IV., frei und begnügte sich mit der geringen Buße, ihm die Reichslandvogtei über Niederschwaben auf eine Zeitlang zu entziehen. Auch hieraus ersieht man also, daß es dem Könige Karl immer nur um die Vergrößerung seiner Hausmacht zu thun war, nie um die Würde und das Ansehen des Reichs, und in ganz gleicher Weise trat er auch in anderen Gegenden Deutschlands auf. So brachte er den Herzog Albrecht I. von Mecklenburg im Juli 1374 dazu, daß dieser mit seiner Burg und Herrschaft Mernitze denselben Vertrag mit ihm einging, wie Graf Eberhard II., und wiederum denselben Vertrag schlossen zu gleicher Zeit die reichen Herren von Werle, die Vettern des Mecklenburgers, mit ihm ab. Ebenso thaten die Landgrafen von Leuchtenberg mit ihren Schlössern Bleistein, Reichenstein und Pegnitz, der Graf Heinrich Reuß von Plauen mit seinen Herrschaften Dröve und Reichenbach, die Grafen von Schwarzburg mit Hoyerswerda und Spremberg in der Niederlausitz, und der Graf Eberhard von Wertheim mit Schloß und Herrschaft gleichen Namens. Wo aber Landerwerbungen unmöglich waren, suchte Karl IV. die Territorialherren wenigstens durch Gunstbezeugungen an sich zu ketten und unter diesen spielten Standeserhöhungen (so beförderte er z. B. die Fürsten von Bar, Jülich und Berg zu Herzogen, während die Herren von Pont-à-Mousson in Lothringen und die von Nassau-Saarbrück die Reichsgrafenwürde erhielten) eine Hauptrolle.

Schließlich bleibt uns noch übrig, das Verhältniß Karls IV. zum Pabstthum etwas näher zu betrachten. Vor seiner Thronbesteigung war derselbe ein Liebling Clemens VI., seines früheren Erziehers, gewesen, und selbstverständlich machte er demselben, um von

ihm die Erlaubniß zur Annahme der deutschen Königskrone zu erhalten, alle Zugeständnisse, die ihm abverlangt wurden. So verpflichtete er sich insbesondere, die Stadt Rom nie ohne des Pabstes Erlaubniß zu betreten; so weiter, nie in Italien mit einem Heere zu erscheinen, um das Land wieder in die alte Abhängigkeit von Deutschland zu bringen; so endlich, in allen etwaigen Streitigkeiten zwischen Deutschland und Frankreich sich den Pabst, der doch notorisch eine Creatur des französischen Königs war, jedesmal als Schiedsrichter gefallen zu lassen. Damit gab sich Karl IV. ganz unter die Botmäßigkeit des Pabstes; allein ein so ungemein kluger Regent, wie er, mußte natürlich bald einsehen, daß solche Abhängigkeit für den deutschen Monarchen stets ein Hemmschuh in Ausübung seiner Regentenrechte sein würde, und somit beschloß er, dieselbe je eher je lieber abzuschütteln. Nicht aber durch barsches Vorgehen, sondern durch Verstellung, Trug und List, worin der Luxemburger ja bekanntlich excellirte. Demgemäß nahm er in die goldene Bulle keinen Passus auf, der dem Pabste geradezu allen Einfluß auf die deutsche Königs- und Kaiserwahl abgesprochen hätte, denn damit wäre die Kriegserklärung gegen den Statthalter Christi ausgesprochen gewesen; dagegen aber stipulirte er, daß die Wahl von den sieben Kurfürsten „einzig und allein" vorzunehmen sei, und schloß damit den Pabst „stillschweigend" aus. Freilich merkte Innocenz VI., der Nachfolger Clemens VI. seit December 1352, die eigentliche Sachlage ganz genau heraus; allein zum Glück für Deutschland kam jener Pabst eben damals wegen des Kirchenstaates in arge Nöthen und diese Nöthen wußte Karl IV. in merkwürdig kluger Weise zu benützen. Ueber Mailand und dessen großes Gebiet herrschte seit Menschenaltern das Geschlecht der Visconti. Unter Heinrich VII. Matteo Visconti, unter Ludwig dem Baiern Galeazzo und Azzo Visconti, und jetzt seit 1349 Johann Visconti, zugleich Erzbischof von Mailand, weil er, so lange sein Bruder Lucchino lebte, zum Geistlichen bestimmt worden war. Dieser Johann Visconti nun, einer der ehrgeizigsten Dynasten, die es je gegeben hat, suchte seine Herrschaft so weit als möglich auszudehnen und wirklich gelang es ihm auch, nicht nur die Stadt Genua, sondern selbst Bologna, die Perle der Romagna (des Kirchen-

staates), anno 1352 seinem Scepter zu unterwerfen. Ja er machte Miene, die ganze Romagna seinem Fürstenthum einzuverleiben, und man kann sich nun denken, welch' schrecklichen Jammer darob der Pabst in Avignon — damals schon Innocenz VI. — empfand. Sofort wandte sich derselbe an den französischen König um Hülfe; aber dieser konnte ihm des Kriegs mit England wegen keine gewähren. Es blieb also nur der deutsche König übrig und Karl IV. wurde somit von ihm bestürmt, dem Treiben des gräßlichen Visconti ein Ende zu machen. Der Luxemburger besann sich lange, um den Pabst seine Hülfsbedürftigkeit recht fühlen zu lassen; aber endlich gab er doch nach und sandte den Marchese Raimondino Lupi von Soragna, einen seiner vertrautesten Räthe, über die Alpen, um mit den Feinden des Johann Visconti, nemlich den Republiken Venedig und Florenz und den Dynasten von Padua, Verona, Mantua und Ferrara, Bündnisse abzuschließen. Dieß geschah im März 1354 und gleich darauf, im October 1354, starb Johann Visconti, seinen mächtigen Staat seinen drei Neffen Matteo II., Bernabo und Galeazzo II. hinterlassend. Auf diese Nachricht hin machte sich Karl IV. im November 1354 selbst nach Italien auf, jedoch offenbar nicht, um dort als Eroberer aufzutreten, denn in seinem Gefolge befanden sich nur 300 geharnischte Reiter, sondern um die Pläne, mit denen er sich trug, durch andere Mittel durchzusetzen. Vor allem schloß er sich, um den Pabst glauben zu machen, daß ihm nichts mehr am Herzen liege, als die Feinde des päbstlichen Stuhles allesammt zu Paaren zu treiben, eng an die Venetianer und Florentiner, sowie an die Dynasten von Padua, Verona, Mantua und Ferrara an; allein sowie er am 5. April 1355 aus den Händen des vom Pabste dazu beauftragten Cardinals Bertrandi von Ostia in der Peterskirche zu Rom die Kaiserkrone (diese wollte er sich aus Ehrgeiz trotz der Beschlüsse von Rense und Frankfurt durchaus nicht entgehen lassen) empfangen hatte, bestätigte er die obgenannten drei Brüder Visconti unter dem Titel von Reichsvicaren in allen ihren Besitzungen und ließ sich dafür 200,000 Goldgulden zahlen. Nicht minder beschenkte er die Dynasten von Padua, Verona, Mantua und Ferrara mit demselben Titel und auch von diesen erhielt er dafür eine bedeutende

Gratification. Endlich vermittelte er am 1. Juni 1355 einen Definitivfrieden zwischen den Viscontis und ihren Feinden und eilte dann schnellstens über die Alpen nach Deutschland zurück.

Wie unendlich verschieden war nun nicht diese Romfahrt Karls IV. mit den Romfahrten der früheren deutschen Könige! Keine einzige Schlacht hatte er geschlagen und noch viel weniger hatte er Oberitalien wieder abhängig von Deutschland gemacht, denn die dortigen Dynasten fuhren fort, mit souverainer Gewalt zu regieren und der Titel von Reichsvicaren galt ihnen nur als Ehrentitel. Dennoch aber hatte Karl IV. Ursache, zu triumphiren, denn einmal war er als Kaiser gekrönt worden und sodann kehrte er mit schwer gefüllten Taschen nach Deutschland zurück. Zum Dritten endlich hatte der Pabst alle Ursache, ihm dankbar zu sein, da die Visconti's seit dem Friedensschluß von 1355 den Kirchenstaat in Ruhe ließen. Somit blieb Innocenz VI. Zeit seines Lebens im besten Einverständniß mit Karl IV. und mit denselben Gesinnungen bestieg nach seinem Tode (12. September 1362) Urban V. den Stuhl Petri. Ja dieser, unendlich darüber erfreut, daß Karl IV. den Bernabo Visconti im März 1364 bewog, gegen eine Entschädigung von 500,000 Goldgulden die Stadt Bologna der römischen Curie wieder zu überlassen, schloß sich noch weit vertrauensvoller an den Luxemburger an, und solches Vertrauen benützte Letzterer, um sofort einen Meisterstreich ins Werk zu setzen.

Seit sechzig Jahren hatten nun die Päbste ihren Sitz in Avignon und waren dadurch in totale Abhängigkeit von den französischen Königen gerathen. Solche Abhängigkeit aber hatten diese Könige stets nur dazu benützt, um die Statthalter Christi nach Belieben gegen Deutschland zu hetzen, und damit nun diesem drückenden Alp ein Ende gemacht werde, beschloß Karl IV. den Pabst Urban V. zu bewegen, daß er seinen Sitz von Avignon nach Rom zurückverlege. Zu diesem Behufe reiste er im Mai 1365 selbst nach Avignon und indem er dem Pabste seine eben so klägliche als schmähliche Lage eindringlich genug zu Gemüthe führte, brachte er ihn in der That dazu, den großen Schritt wagen zu wollen. Natürlich übrigens nur gegen das Versprechen, ihm sowohl gegen den französischen König (damals

Karl V.) als auch gegen die Visconti's in Italien, welche eben Miene machten, Bologna wieder zu erobern, weil ihnen die 500,000 Gulden noch nicht ganz bezahlt worden waren, Schutz zu verleihen. So verließ denn endlich am 30. April 1367 Urban V. Avignon (freilich nicht, ohne daß der französische König dagegen protestirt hätte, allein dem Proteste Nachdruck zu geben, sah sich derselbe des Kriegs mit England wegen außer Stande) und traf nach langer Reisetour am 16. October 1367 unter dem Jubel der Bevölkerung in Rom ein. Daraufhin zog Karl IV. im April 1368 mit einem nicht unbedeutenden Heere über die Alpen und flößte dadurch den beiden Brüdern Bernabo und Galeazzo II. Visconti (Matteo II. war inzwischen gestorben) einen solchen Respect ein, daß sie nicht nur auf den Rest der noch nicht gezahlten 500,000 Goldgulden verzichteten, sondern auch am 11. Februar 1369 einen Definitivfrieden mit dem Pabste abschlossen. Im Uebrigen benützte der Kaiser seinen dießmaligen Aufenthalt in Italien wieder ganz in derselben Weise, wie früher; das heißt, er trat überall theils als Titelverleiher, theils als friedlicher Schiedsrichter auf und ließ sich für Beides so viel möglich bezahlen. Ja nicht einmal die Stadt Siena, deren Bürger seine Truppen hinterrücks überfallen hatten, bestrafte er als Imperator, sondern begnügte sich mit einer Geldsühne von 50,000 Goldgulden. So kehrte er nach Jahresfrist mit Geld beladen nach Deutschland zurück und nach seinem Abzug überließen sich die oberitalienischen Dynasten und Republiken nach wie vor ihren inneren Streitigkeiten.

Aus dem Bishergesagten geht zur Genüge hervor, daß Karl IV. den Pabst durch sein kluges Spiel stets in einer gewissen Abhängigkeit von sich zu erhalten wußte; sowie es übrigens sein Vortheil erheischte, bezeugte er ihm umgekehrt seine allertiefste Unterthänigkeit. Wie wir wissen, lag ihm unendlich viel daran, die deutsche Krone in seinem Hause erblich zu machen, und sobald ihm daher sein erster Sohn Wenzel (im Februar 1361) geboren worden war, drang er in die Kurfürsten, daß sie denselben zum römischen König, das ist zum Kronprinzen des deutschen Reichs, creiren sollten. Sie sträubten sich längere Zeit und vergeblich strengte er durch Jahre hindurch

all' seine Beredtsamkeit an. Da sah er endlich ein, daß er — den klaren Bestimmungen der goldenen Bulle, welche jede Bestechung schwer verpönten, schnurstracks entgegen — mit „Handsalbe" kommen müsse, und nachdem er nun am 11. November 1374 dem Kurfürsten-Erzbischof Friedrich von Köln, weiter am 8. December den beiden Erzbischöfen von Mainz und Trier, dann am 17. Januar 1375 dem Kurfürsten von Sachsen-Wittenberg, endlich am 22. Februar dem Pfalzgrafen am Rhein je 100,000 Goldgulden zum Präsente gemacht hatte, erlebte er die hohe Freude, daß dieselben versprachen, ihren ferneren Widerstand aufgeben zu wollen. Aber wie er daraufhin die Wahl ausschreiben wollte, stellten sie sich doch wieder auf die hinteren Füße und verlangten plötzlich, daß zuvor der Pabst seine Einwilligung geben müsse. Solches verstieß wiederum total gegen die goldene Bulle; allein der Luxemburger mochte ihnen Vorstellungen machen, so viele er wollte, sie blieben hartnäckig auf ihrem Verlangen bestehen, ohne Zweifel in der Erwartung, daß hieran das ganze Project scheitern werde. Somit wandte sich am 6. März 1376 Karl IV. in einem demüthigen Bittschreiben an Gregor XI., den Nachfolger Urbans V. (seit dessen Tode im December 1370), und wiederholte dieses Bittschreiben am 4. April 1376 in einem noch viel demüthigeren Tone. Ja er fügte jetzt auch noch ein sehr bedeutendes Geldpräsent hinzu, und so gab denn Gregor XI. am 3. Mai seinen gnädigen Consens zur Wahl des Wenzel. Daraufhin wurde der Erstgeborne Karls IV. am 10. Juni 1376 einstimmig (die zwei Stimmen von Böhmen und Brandenburg führte der Kaiser selbst) in Frankfurt zum römischen Könige creirt und am 6. Juli erfolgte die Krönung in Aachen.

Das war der letzte Triumph, den Kaiser Karl IV. feierte, denn am 29. November 1378 machte ein schleichendes Fieber seinem Leben auf dem so stolzen Königsschlosse zu Prag ein Ende.

---

## Viertes Kapitel.

### Die norddeutsche Hansa und die süddeutschen Reichsstädte.

(1283—1389).

Den allerersten Ursprung der norddeutschen Hansa oder Städtegenossenschaft (denn diese Bedeutung hat der schon von Ulphilas gebrauchte altgothische Namen, weßhalb auch in England die Handelsgenossenschaften in den Städten oder besser gesagt die Kauffmannsguilden „Hansen“ heißen) kennen wir. Zum Schutz des Handels gegen See- wie Landräuber schlossen sich zuerst Hamburg und Lübeck anno 1247 eng aneinander an und diesem Bunde traten dann bis zum Jahr 1252 sowohl die Landstädte Braunschweig, Goslar, Stade, Lüneburg, Hannover, Hildesheim und Halberstadt, als auch die Seestädte Bremen, Wismar, Rostock, Stralsund und Greifswalde bei. Natürlich, denn das deutsche Reichsoberhaupt war allzu unmächtig, um sie mit ihrem Eigenthum zu schützen und so mußten sie nothwendig zur Selbsthülfe schreiten.

Ihre Macht und Stärke zeigte die Hansa erstmals in den Tagen Rudolphs von Habsburg gegen den König Erich von Norwegen, genannt „Priesterfeind“, welcher mit König Erich V. von Dänemark, genannt „Glipping“, seit längerer Zeit schon im Kriege lag. Letzterer Erich Glipping nemlich suchte anno 1283, weil im Begriffe zu unterliegen, die Hülfe der Hansa gegen Gewährung bedeutender Handelsvortheile nach, und wie nun Erich Priesterfeind, um die Hansa von solcher Hülfeleistung abzuschrecken, Korsaren gegen die Handelsflotten der Lübecker und ihrer Verbündeten aussandte, verboten die Hanseaten alle und jegliche Ausfuhr nach Norwegen. Dieses Verbot hatte zur Folge, daß dorten — Norwegen erzeugt nicht so viel, um sich selbst ernähren zu können — eine große Hungersnoth entstand, allein damit waren die Hanseaten aber noch nicht einmal zufrieden

sondern sie landeten sofort auch an der norwegischen Küste und verwüsteten dieselbe in barbarischer Weise. So sah sich denn endlich König Erich Priesterfeind genöthigt, sich zum Frieden von Kalmar vom 31. October 1285 zu bequemen, und in diesem Frieden gab er nicht nur alle von seinen Corsaren weggenommenen Schiffe heraus, sondern leistete auch vollen Ersatz für allen angerichteten Schaden, und gestattete, was die Hauptsache, den Hanseaten zollfreie Ein- und Ausfuhr.

Von nun an dehnten diese ihre Seefahrten immer mehr aus und gründeten überall im Auslande, wo es ihr Vortheil erheischte, Niederlassungen. So insbesondere in Bergen hoch oben in Norwegen, wohin ihre Schiffe Getreide und andere Lebensmittel brachten, um dafür Theer, Thran, Häute und getrocknete Fische einzuhandeln. So weiter in Brügge in Westflandern, welches durch sie zu einem mächtigen Handelsemporium heranwuchs und den Seeverkehr mit Italien vermittelte. So endlich in Nowgorod im nördlichen Rußland, am breiten Wolchowstrome, dessen Handel mit Asien auf dem Landwege sie in solch' außerordentlicher Weise förderten, daß in wenigen Jahrzehnten seine Einwohnerzahl auf 300,000 Seelen stieg. Noch weit zahlreicher aber als ihre Niederlassungen oder Colonien waren ihre Factorien oder Waarenniederlagen und wir finden solche in fast allen Staaten des damaligen Europa's, hauptsächlich in Frankreich, England, Spanien und Portugal. Auch wurden sie von den Beherrschern dieser Staaten meist ganz ungemein begünstigt, und zwar ganz einfach deßwegen, weil die von ihnen zu zahlenden Zölle das Kroneinkommen bedeutend vermehrte. So ertheilte ihnen namentlich Philipp der Schöne von Frankreich anno 1298 das Vorrecht, in seinen Landen selbst dann Handel zu treiben, wenn Frankreich und Deutschland im Kriege miteinander lägen, und noch weiter gingen die Könige von England, Eduard I., Eduard II. und Eduard III. Mein Gott, diese Könige konnten ja der hanseatischen Flotten — England war damals noch nicht der seefahrende Staat, der er später wurde — zum Transport ihrer Truppen nach Frankreich, mit dem sie so viele Jahre lang im Krieg lagen, gar nicht entbehren, und überdem, wer hätte ihnen dann das viele Geld, dessen

sie zu diesem Kriege bedurften, borgen können, wenn die reichen hanseatischen Handlungshäuser — ich nenne nur die Firmen Clipping, Ludermann, von der Beck, Spisenagel und besonders Tiedemann Lymbergh — nicht gewesen wären? Freilich umsonst thaten dieß die genannten Firmen nicht, sondern sie ließen sich horrende Zinsen bezahlen und überdem mußten ihnen für ihre Darlehen verschiedene Krondomänen — insbesondere die Zinnbergwerke von Cornwallis — und einmal sogar die Königskrone selbst verpfändet werden. Was aber die Hauptsache, die Hansa erhielt für ihre mancherlei Dienste das Monopol der Einfuhr von Getreide, Vieh und Wolle für ganz England und riß damit den ganzen englischen Handel (ihre Factorei in London, der sogenannte „Stahlhof" — Steelyard — ist weltbekannt genug geworden) an sich.

Von jetzt an nannten sich die Hanseaten „die Kaufleute des heiligen römischen Reichs von der deutschen Hansa" und gaben ihrem Bunde eine feste Organisation. Eingetheilt wurde er in drei Kreise oder, wie man sich damals ausdrückte, „Drittel"; nemlich erstens in das Wendische mit dem Vorort Lübeck und den Städten Wismar, Rostock, Stralsund, Greifswalde, Stettin, Neustargard, Kolberg, Anklam, Dammin, Hamburg, Bremen, Lüneburg, Goslar, Magdeburg, Braunschweig, Hannover, Göttingen, Hameln, Hildesheim, Halle, Eimbeck, Halberstadt, Erfurt, Nordhausen, Breslau, Stendal, Zerbst, Brandenburg und anderen; zweitens in das Westphälische oder Westerlingische mit dem Vorort Köln und den Städten Dortmund, Soest, Münster, Osnabrück, Lemgo, Lippstadt, Paderborn, Minden, Hervorden, Höxter, Campen, Stavern, Gröningen, Harderwyk, Nymwegen, Amsterdam, Utrecht, Dortrecht, Middelburg, Mästricht, Zütphen und anderen; drittens endlich in das Gothländische oder Osterlingische mit dem Vorort Danzig und den Städten Thorn, Elbing, Königsberg, Riga, Reval, Dorpat, Wisby, Bergen, Pernau, Kulm, Landsberg und anderen. Haupt des Bundes war die Stadt Lübeck und alle drei Jahre kamen zur Pfingstzeit die Abgeordneten der Städte hier zusammen, um die gemeinschaftlichen Angelegenheiten zu berathen. Nicht minder wurden die außerordentlichen Versammlungen (z. B. wenn ein Kriegsfall vorlag) hier gehalten, und daß sich das

Archiv ebenfalls hier befand, versteht sich von selbst. Den Vorsitz bei den Berathungen führte der Bürgermeister von Lübeck und wenn er verhindert war, der von Köln. Zur Berathung aber kam Alles, was den Handel schädigen oder fördern konnte, denn dem Bunde war es nicht um politische, sondern nur um merkantile Zwecke zu thun und einzig und allein zum Schutz des Handels stellte er aus den Matricularbeiträgen der einzelnen Städte eine bedeutende Macht zur See und zu Land auf.

Die Hauptfeinde der Hansa waren ihre schlimmen Nachbarn, die Könige von Dänemark, Norwegen und Schweden, und ihren Hauptkrieg hatte sie in der Mitte des 14. Jahrhunderts mit dem Könige Waldemar IV. von Dänemark zu führen. Diesem Letzteren lag von Anfang seiner Regierung an nichts mehr am Herzen, als die Erwerbung von Schonen, denn dieses die Südspitze Schwedens bildende und auf drei Seiten vom Meere umgebene Land gehört unter die fruchtbarsten der Welt. Somit entschloß er sich zum Kriege gegen Schweden; aber fürchtend, daß der hanseatische Bund sich in den Streit mischen könnte, trug er zuvor demselben ein Schutz- und Trutzbündniß an. Hierauf ging der Bund nicht ein und nun wagte es Waldemar IV. nicht, die Eroberung Schonens zu versuchen. Einen um so grimmigeren Haß aber warf er jetzt auf die Hansa und glaubte diesem damit ungestraft Luft machen zu können, daß er die vom deutschen Festland weit entfernte, auf der schwedischen Insel Gothland gelegene Stadt Wisby ausplündere. Letztere, jetzt ziemlich unbedeutend, war damals eine großartige Metropole von mindestens 60,000 Einwohnern und bildete den Mittelpunkt des ganzen hanseatischen Handels auf der Ostsee. Man nannte sie daher nur das Tyrus des Nordens und eine ungeheure Menge von Reichthümern lag hier aufgestapelt. Plötzlich nun, im Sommer 1361, ohne alle und jede Kriegserklärung, segelte Waldemar IV. mit seiner ganzen Kriegsmacht gegen Wisby heran und brachte die Stadt am 27. Juli durch einen Handstreich in seine Gewalt. Kaum aber erfuhren dieß die Hanseaten, so fingen sie an eine Kriegsflotte auszurüsten und natürlich bot sofort Waldemar IV. ebenfalls alle seine Macht auf. Im Sommer 1362 trafen die beiden Flotten an der Küste von Schonen auf

einander und die Dänen wurden geschlagen. Aber nun ließ sich der Anführer der Hanseaten, der Bürgermeister Johann Wittenborg von Lübeck, verleiten, einen Landungsversuch zu machen, und diese Landung hatte zur Folge, daß die Hanseaten von der dänischen Landmacht so total aufgerieben wurden, daß sich nur ein kleiner Theil ihres Heeres auf die Schiffe retten konnte.

So endete der erste Feldzug und in ihrer Erbitterung stellten die Hanseaten den Bürgermeister Wittenborg vor ein Kriegsgericht. Dieses verurtheilte denselben zum Tode durchs Schwert und der strenge Spruch ward in der That auf öffentlichem Marktplatz in Lübeck vollzogen. Hiedurch aber wurde die erlittene Niederlage nicht rückgängig gemacht und die Hanseaten sahen sich gezwungen, mit dem Dänenkönig zuerst einen Waffenstillstand und dann einen für sie sehr unvortheilhaften Frieden zu schließen. Mußten sie doch auf jede Entschädigung wegen der Plünderung von Wisby verzichten und sich sogar dazu verstehen, daß sie dem Dänenkönige in der Eroberung von Schonen kein Hinderniß in den Weg legen wollten! Daraufhin schritt Waldemar IV. zu dieser Eroberung und vollendete sie auch in verhältnißmäßig kurzer Zeit. Allein in seiner Selbstüberhebung genügte es ihm nicht, das schon so lange vorgesteckte Ziel erreicht zu haben, sondern er erlaubte sich von jetzt an die größten Plackereien gegen die Hanseaten und alle Vorstellungen des Hansabundes beantwortete er nach Dänenart mit übermüthigem Hohne. Nun wandten sich die Hanseaten zuerst an Kaiser Karl IV. und dann an den Pabst Urban V. mit der Bitte, den Dänenkönig auf den Weg der Gerechtigkeit zu verweisen; doch weder der Eine noch der Andere nahm sich ihrer an und der dänische Uebermuth wurde nur immer empörender. Da sahen die Hanseaten ein, daß am Ende ihr ganzer Handel vernichtet werden würde, wenn sie sich nicht zu einer Manesthat aufrafften, und sofort schrieb die Vorstandschaft auf den November 1367 einen großen Städtetag nach Köln aus. Sieben und siebzig der Bundesmitglieder sandten ihre Vertreter und diese tagten vom 11. bis 17. November. Beschlossen aber wurde, gegen den Dänenkönig die ganze hanseatische Macht aufzubringen und zur Bestreitung der ohne Zweifel sehr großen Kriegskosten eine außerordent-

liche Steuer — der sogenannte „Pfundzoll“, weil von jedem Pfund Groten ein Grote, das ist vom Gesammtvermögen etwa ein Fünfzwölftelsprocent bezahlt werden mußte — umzulegen. Nun gings mit furchtbarer Energie an die Kriegsrüstungen und zugleich schickte man Gesandte an verschiedene benachbarte Fürsten, wie an die Herzoge von Mecklenburg und die Grafen von Holstein, um sie zur Bundesgenossen zu gewinnen. Kurz, nichts ward verabsäumt, um dießmal ein glückliches Resultat zu erzielen, und im Frühjahr 1368 lief die hanseatische Flotte gegen den Feind aus.

So ächt-dänischfrech Waldemar IV. sich bisher benommen hatte, so kleinmüthig wurde er jetzt auf einmal und mit vielen Schätzen beladen floh er Ende März 1368 auf einem seiner schnellsten Schiffe nach der deutschen Küste. Von da begab er sich eben so eilends nach Prag zu Kaiser Karl IV., um diesen zu bewegen, daß er den Hanseaten befehle, das Schwert aus der Hand zu legen. Allein er erreichte nichts, trotz allem Geld, das er verschwendete. Unterdessen segelte die hanseatische Flotte, befehligt von den lübeckischen Rathsherren Everhard von More und Gottschalk von Attendorn, nach der dänischen Küste und vernichtete in wenigen Wochen die ganze feindliche Seemacht. Dann ward das zur Landung bestimmte Heer unter dem Kommando des tapferen Bruno von Warendorp, des Sohnes des neuen Bürgermeisters von Lübeck, auf Schonen ausgeschifft und eroberte nach einander Malmö, Lund und Helsingborg, sowie überhaupt alle Städte und festen Plätze dieser herrlichen Provinz. Nachdem dieß geschehen, setzte das Heer auf der Flotte nach Seeland hinüber und nahm in raschem Siegeslaufe die Hauptstadt Kopenhagen nebst einer Menge von andern bedeutenderen Plätzen ein. Ja endlich im Sommer 1369 fiel selbst das feste Helsingör, welches den Schlüssel zum Sund bildete, und nun war der Widerstand der Dänen total gebrochen. Nicht bloß aber dieß, sondern es kamen jetzt auch gräßliche Drangsale über sie, denn natürlich gaben ihnen die Hanseaten all' das Schlimme, das sie früher hatten erdulden müssen, mit Zins und Zinseszinsen heim. Da erachteten es die Räthe, welche Waldemar IV. in Dänemark zurückgelassen, für geboten, um jeden Preis Frieden zu schließen, und da der König, der noch immer

für nichts und wieder nichts in Prag verweilte, ebenfalls die Nothwendigkeit hievon einsah, so wurden im November 1369 in Stralsund die Unterhandlungen eröffnet. Auch einigte man sich rasch über nachfolgende Bedingungen. Erstlich mußte Waldemar IV. dem Hansabund als Entschädigung für die aufgewandten Kriegskosten zwei Drittheile der Einkünfte von Schonen auf fünfzehn Jahre überlassen. Zweitens durften die Hanseaten zum Pfande dafür, daß der dänische König den Frieden halten werde, die Städte und Festungen Malmö, Lund, Landskrona und Helsingborg fünfzehn Jahre lang besetzt halten. Drittens wurde den Hanseaten auf ewige Zeiten der Häringsfang im Sund und an den Küsten Schonens freigegeben und das war ein äußerst wichtiges Zugeständniß, da es sonst nirgends in der Welt größere Massen der vorzüglichsten Häringe gab. Viertens hatte Waldemar IV. den Schwur zu leisten, und zwar nicht blos für sich, sondern auch für alle seine Nachfolger, daß kein Thronerbe den Königsstuhl von Dänemark besteigen dürfe, wenn er nicht vorher die Genehmigung der Hanseaten und ihres Vororts Lübeck eingeholt habe. Fünftens und letztens endlich mußte öffentlich verkündet werden, daß künftighin kein Däne seinem Könige, der diesen Vertrag breche, Treue und Gehorsam schuldig sei. Das waren die drückenden Bedingungen, unter welchen die siegreichen Hanseaten dem übermüthigen Waldemar IV. den ihm so nothwendigen Frieden verwilligten.

Von nun an mußten sich die Könige von Dänemark dem Dictate des Hansabundes gehorsamst fügen und selbst den Beherrschern Norwegens und Schwedens erging es nicht anders, da sie für sich allein viel zu schwach waren, um dem mächtigen Bunde Trotz bieten zu können. So wuchs der Hansabund zu einer Seemacht ersten Ranges heran und auf allen Meeren Europas, besonders aber auf der Nord- und Ostsee, war allein sein Wort maßgebend. Auch trat der Bund von jetzt an in ganz souverainer Weise auf und schloß Verträge mit auswärtigen Regenten ab, als ob es gar kein deutsches Reich gebe. Ja nicht einmal der Bitte Kaiser Karls IV., ihn zum Protector des Hansabundes zu creiren, gaben die Hanseaten nach und wie derselbe im October 1375 in Person nach Lübeck kam, um sich bei den dortigen reichen Handelsherren einzuschmeicheln, erwiderten

diese zwar seine Höflichkeiten mit noch größeren, wiesen aber seine Anträge in sehr bestimmter Weise zurück. Ebensowenig übrigens als die Einmischung von Kaiser und Reich in ihre inneren Angelegenheiten duldeten die Hanseaten die der Reichsfürsten, und wenn Einer derselben es je wagte, einer der zum Bunde gehörigen Städte Gewalt anthun zu wollen, traten sie ihm alsbald mit ihrer Gesammtmacht entgegen. Noch mehr, um ihre souveraine Unabhängigkeit vollständig zu wahren, wollten sie nicht einmal mit den Reichsstädten des Südens eine nähere Verbindung eingehen, obgleich diese ihnen sonst so nahe standen, und dazu hatten sie ihre ganz besonderen Gründe. Man kann sich nemlich gar wohl denken, daß der handeltreibende Norden des producirenden Südens unmöglich entbehren konnte, theils um die dortigen Erzeugnisse (Getreide, Hopfen, Wein, Bier, Wolle, Hanf, Flachs, Eisen, Metalle u. s. w.) an sich zu ziehen und weiter zu verwerthen, theils um seine eigenen Waaren (Häringe, Pelzwerk, Waffen, Gewürze, Seide u. s. w.) um ein gutes Stück Geld an den Mann zu bringen, und man hätte nun glauben sollen, daß aus solcher merkantilen Verbindung auch ein politisches Band werde entstanden sein. Allein dem war keineswegs so, denn gerade in politischer Beziehung stießen sich die norddeutschen und süddeutschen Städte gegenseitig ab. Im Norden traten die reichen Handelsherren mit einer fast fürstlichen Pracht auf und es verstand sich also von selbst, daß sie in allen zum Hansabund gehörigen Städten das Scepter führten. Sie allein, die stolzen Patrizier, saßen im Rathe und machten die Gesetze. Aus ihrer Mitte allein wurden die Bürgermeister erwählt, sowie nicht minder die Kriegsobersten und Delegirten auf den Städtetagen. Kurz, den Patriziern gehörte die Herrschaft und sie wollten sie natürlich für ewige Zeiten behalten. Wie sah es dagegen in den süddeutschen Reichsstädten aus? Wahrhaftig so, daß es den Herren Patriziern nicht einfallen konnte, mit den dortigen Machthabern in eine nähere Verbindung zu treten.

Früher, bis zu den Zeiten Ludwigs des Baiern, ruhte — wie wir dieß schon längst auseinander gesetzt haben — auch in den süddeutschen Reichsstädten alle Gewalt in den Händen der Geschlechter, wie man hier die Patrizier ihrer adeligen Abstammung wegen nannte. Wohl

hatten die geringeren Bürger, ich meine die aus den Unfreien hervorgegangenen Handwerker, sich bereits — nach dem Vorbilde der patrizischen Handelsgilden — in Zünfte zusammengethan und die persönliche Freiheit erlangt; allein damit mußten sie sich begnügen und es fiel ihnen auch in der That längere Zeit nicht ein, einen Antheil an der Leitung der öffentlichen Angelegenheiten zu beanspruchen. Nun vermehrten sich aber die Mitglieder der Zünfte (oder wenn man so will des bürgerlichen Elementes) mit den Jahren, besonders durch das Hereinziehen so vieler Pfahlbürger, in ganz außerordentlicher Weise und durch Erweiterung sowie Vervollkommnung der Gewerbe stieg auch ihr Wohlstand höher und höher. Man bedenke nur, in Löwen allein umfaßte bei Karls IV. Regierungsantritt die Zunft der Weber über 4000 Meister nebst 15,000 Gesellen und in Köln zählte man sogar über 30,000 Webstühle. In Straßburg, Aachen, Nürnberg, Ulm und Augsburg aber stellten die Zünfte je 20,000 und mehr waffenfähige Männer und wenn eine Fehde ausgefochten werden mußte, gaben nur sie allein den Entscheid. Wenn es sich nun übrigens so verhielt, konnte man es den Zünften verargen, wenn ihnen ihre Abhängigkeit von den Geschlechtern mehr und mehr unerträglich zu werden begann? Wenn sie sich sagten, wir, die wir beim Kampfe das Meiste leisten und alle Abgaben fast allein tragen müssen, wollen künftig in Regierungssachen, besonders in der Frage über Einnahmen und Ausgaben, auch etwas mitzusprechen haben? Ueberdem, welchen Haß zogen sich nicht die Geschlechter dadurch zu, daß sie, die, wie alle Verwaltungs-, so auch alle Richterstellen inne hatten, nur allzuoft die Rechtssachen mit der schreiendsten Partheilichkeit entschieden? So konnten denn, nachdem die Zünfte mächtiger und mächtiger geworden waren, Reibungen zwischen ihnen und den Patriziern nicht ausbleiben und diese Reibungen steigerten sich schon während des großen Interregnums da und dort, wie z. B. in den Städten Freiburg im Breisgau, Köln, Speier, Worms, Eßlingen, Erfurt, Stendal und Basel zu blutigen Kämpfen. Da kam der lange Streit zwischen Friederich von Oestreich und Ludwig dem Baier, sowie unmittelbar darauf der noch viel längere zwischen Ludwig dem Baier und dem Pabste. Auf welche Seite aber stellten sich hiebei die

Patrizier? Ei selbstverständlich auf die Seite Friederichs von Oestreich und des Pabstes, weil ja der übrige Adel auch so that; die Zünfte dagegen erklärten sich einstimmig für Ludwig den Baier, und da dieser nun die Oberhand behielt, so mußten sie schließlich den Sieg davon tragen. Die ersten Städte nun, in welchen sich unter Ludwig dem Baier die Zünfte die vollkommene Gleichberechtigung mit den Geschlechtern erzwangen, waren Hagenau, Oppenheim, Speier, Mainz, Straßburg, Regensburg, Zürich, Winterthur, Schaffhausen, Basel, Kempten, Schwäbisch-Hall und Ulm, und in ihnen allen wurde festgesetzt, daß, wenn die Zahl der von den Patriziern gewählten Rathsherren 12 oder 15 oder 20 oder 24 betrug, die Zünfte deren 13 oder 16 oder 21 oder 25 (also immer einen mehr) zu wählen hätten. Auch mußten die Patrizier sich darein fügen, zu den städtischen Lasten nach Verhältniß beizutragen, und nicht minder auch darein, daß bei der Besetzung der Beamten- und Richterstellen kein Geburtsvorrecht mehr eine Geltung haben dürfe. Kurz also, das demokratische Element kam in den genannten Städten während der Regierungszeit Ludwigs des Baiern vollständig zur Geltung; doch darf man nicht glauben, daß die Zünfte solches nur so spielend, gleichsam mit Handumdrehen, durchgesetzt hätten. Nein, sondern in Ulm z. B. dauerte der Kampf volle 24 Jahre (von 1321 bis 1345), und in Regensburg mußten über 600 Zünftler das Leben lassen, ehe das stolze Geschlecht der Auer sich für immer besiegt gab. Noch viel blutiger gestaltete sich die Umwälzung in Speier, wo der ganze benachbarte Adel die Sache der Geschlechter zur seinigen machte, und erst im Jahr 1333 kam endlich ein dauernder Frieden zu Stande. Die allerschlimmsten Folgen aber hatte es, wenn irgendwo die Zünfte unterlagen oder auch, wie z. B. in Biberach, Constanz, Ravensburg und Augsburg nur einen halben Sieg errangen, denn dann wütheten die Patrizier mit einer wahrhaft barbarischen Grausamkeit, in der Hoffnung, den Zünftlern dadurch das Revoltiren für immer und ewig zu vertreiben. Gewiß, so hofften sie; jedoch vergeblich. Alle die Städte nemlich, in welchen die Zünfte sich ihre Gleichberechtigung noch nicht erstritten hatten, setzten den Kampf auch nach Ludwigs des Baiern Tode unter Kaiser Karl IV. fort und da fanden nun die

Zünftler in Frankfurt ein Mittel, wie sie das Reichsoberhaupt auf ihre Seite bringen könnten. Welches Mittel aber? Ei das des Schmierens und Salbens, das sie anno 1358 so erfolgreich anwandten, daß der Kaiser ihnen den Patriziern gegenüber vollständig Recht gab. Natürlich blieben jetzt auch die Zünfte in den noch übrigen Reichsstädten mit ihren Handsalben nicht zurück, wie namentlich die in Augsburg, Constanz, Heilbronn und Nürnberg, und wie solches die Geschlechter erfuhren, beeilten sie sich, so schnell als möglich mit der Democratie ihren Frieden zu machen. So wurde der Sieg der Zünfte ein allgemeiner und bald gab es in ganz Süddeutschland keine einzige Reichsstadt mehr, in welcher die Verfassung eine aristocratische geblieben wäre.

Der Gegensatz zwischen den süddeutschen Städten und denen der Hansa war also ein prinzipieller und schon deßwegen konnte eine freundschaftliche Annäherung zwischen beiden nicht wohl stattfinden. Es sollte aber bald noch schlimmer werden. In den süddeutschen Städten nemlich fing jetzt für die Handwerker eine goldene Zeit an, denn von dem Alp der Unterdrückung erlöst, konnten sie sich mit vollkommener Freiheit regen und ihre Geschäfte nach allen Seiten hin ausdehnen. Ja selbst Grundeigenthum und Häuser zu erwerben stand ihnen frei und ihren Söhnen und Töchtern durfte die Theilnahme an den patrizischen Unterrichtsanstalten nicht mehr verwehrt werden. Gewiß also fand ein totaler Umschwung in ihren bisherigen Verhältnissen statt und sie gelangten wie über Nacht zu Wohlstand, Einfluß und Macht. Wenn nun aber die Zünftler in den Hansastädten solches mitansahen, wie mußte ihnen da werden? Ei natürlich, der größte Neid mußte sie erfüllen, denn sie befanden sich noch immer in der gleichen Abhängigkeit von den regierenden Herren Patriziern, wie früher. Beim Neide allein aber blieb es nicht, sondern die Zünftler rafften sich da und dort auf, um, weil die regierenden Herren ihnen keine freiwilligen Zugeständnisse machten, die Gleichstellung mit denselben mit Gewalt zu erzwingen. So zu allererst in Braunschweig anno 1312 und dann gleich nachher in Rostock, Breslau, Magdeburg, Bremen und Stendal. Einige Decennien später in Helmstädt und Nordhausen und endlich, obwohl erst anno 1380,

selbst in Lübeck, der großmächtigen Hauptstadt des Hansabundes. Die Verhältnisse aber lagen im Norden Deutschlands ganz anders, als im Süden. Einmal nemlich waren die dortigen Patrizier, als große Kaufherren, viel reicher, als die der Reichsstädte, und besaßen also auch einen weit eindringlicheren Einfluß auf die Massen, deren Existenz theilweise gänzlich von ihnen abhing. Sodann bildeten die Hanseaten einen festgeschlossenen Bund und die Patrizier der verschiedenen Bundesstädte sprangen sich also, sobald sich irgendwo die Zünfte mißliebig regten, mit Aufbietung ihrer Gesammtmacht bei. Weiter stellten sich die Landesfürsten des Nordens, welche fast ohne Ausnahme über große Ländercomplexe geboten (während im Süden, durch die Auflösung des Herzogthums Schwaben, von dem schon früher die Rede gewesen ist, eine Menge von kleinen Dynasten hauste), aus natürlicher Antipathie gegen das democratische Element stets auf Seiten der Patrizier und ihr Truppenaufgebot war stark genug, um jede renitente Stadt bezwingen zu können. Endlich gab es noch ein viertes, fast immer unfehlbares Mittel, um eine Hansastadt zu zwingen, daß sie zum Kreuze kroch, und dieses Mittel war das des „Verhansens“. Mit andern Worten, wenn in einer Stadt, wie z. B. in Braunschweig, Bremen, Magdeburg und Stendal, die Zünfte durch Ueberrumpelung der Patrizier für den Augenblick gesiegt hatten, so erging alsbald vom Vorort Lübeck der strenge Befehl an die sämmtlichen Bundesmitglieder, sofort alle und jede Verbindung mit der rebellischen Stadt abzubrechen, und dadurch wurde dieselbe so isolirt, daß sie gleichsam wie eine Aussätzige erschien. Einen solchen Zustand aber in die Länge auszuhalten, war rein unmöglich und so führte das „Verhansen“ schließlich immer wieder zur Unterwerfung. Für gewöhnlich übrigens kams nicht bis zum „Verhansen“, sondern die Patrizier siegten theils durch eigene Kraft, theils durch die Hülfe ihrer Nachbarn, wie in Rostock, Breslau, Nordhausen, Helmstädt und Lübeck, und dann vertrieben sie den Zünften das nochmalige Rebelliren recht gründlich. Ja wohl so gründlich, daß denselben die Lust dazu für ewige Zeiten verging, denn die Rädelsführer wurden dann ohne weiteres entweder verbannt, oder enthauptet, oder gerädert oder geviertheilt und daß man auch ihr Vermögen einzog, versteht sich

von selbst. Durch solche Mittel gelang es den Hansastädten, ihr aristokratisches Regiment auch zu den Zeiten noch fest zu halten, wo in Süddeutschland die Demokratie sich längst des Ruders bemächtigt hatte; allein konnten sie nun unter gegebenen Umständen eine Neigung in sich spüren, mit den süddeutschen Reichsstädten in eine nähere Verbindung zu treten? Solches aber gereichte den freien Städten des Südens zum größten Nachtheil, denn eben jetzt, wo die Kämpfe der Reichsstädte mit dem Adel und Fürstenthum begannen, hätten dieselben der Hülfe der Hanseaten äußerst nothwendig bedurft.

Die Ursache dieser Kämpfe hat man häufig darin gesucht, daß das Beispiel eines Cola di Rienzi in Rom, eines Jacob von Artevelde in Flandern, eines Wat Tyler in England und der Jacquerie in Frankreich ansteckend gewirkt habe; allein ohne Zweifel mit Unrecht. Die Hauptursache lag vielmehr darin, daß die in den Reichsstädten zur Mitherrschaft gelangten Zünfte diese ihre neue Macht fast allüberall immer weiter, und sogar bis zu gänzlicher Ausschließung der Patrizier auszudehnen strebten, während die unterdrückten Patrizier es mit dem benachbarten Adel hielten und sich viel lieber den Fürsten, welche ihrerseits die Reichsstädte schon lange gerne zu fürstlichen Städten degradirt hätten, um deren Einkünfte sich anzueignen, in die Arme warfen, als daß sie die Herrschaft der Herren Zunftmeister, dieser bürgerlichen Canaille, ertrugen. Der mitwirkenden Ursachen aber gab es sicherlich noch weitere, wie namentlich nachfolgende Dreie. Erstens nemlich wurden die Herren vom Adel, und zwar sowohl die ärmeren Ritter auf ihren Raubburgen als auch die etwas bemittelteren kleinen Grafen vom heftigsten Neid erfüllt, wenn sie es mitansehen mußten, daß die Bürger in den Städten, diese elenden Krämer und Handwerker, auf welche sie mit so tiefer Verachtung herabsahen, es ihnen, den Hochgebornen, an Wohlleben, Aufwand und Prunk zuvorthaten. Zum zweiten erfüllte die Fürsten eine ganz unsägliche Wuth darüber, daß die Reichsstädte sich um alle früheren kaiserlichen Gebote, die Aufnahme der Pfahlbürger künftighin zu unterlassen, auch nicht das Geringste bekümmerten, sondern im Gegentheil jetzt nach dem Sieg der Zünfte den entlaufenen fürstlichen Unterthanen ihre Thore weiter als je öffneten. Zum dritten endlich

mußte das hellleuchtende Beispiel der Eidgenossen in Oberallemannien nothwendig seine Rückwirkung auf die Bürger in den benachbarten Reichsstädten ausüben und diese immer mehr aufstacheln, hinter ihnen nicht zurückzustehen. Eben darin aber lag wieder für die Fürsten und den Adel ein Hauptmotiv, die Bürger zu bekämpfen, damit nicht der Pöbel ihnen am Ende gar über den Kopf wachse.

Dem Bunde der drei Waldstätte oder Urkantone Schwyz, Uri und Unterwalden war schon im November 1332 die Stadt Luzern, die östreichische Herrschaft ohne weiteres von sich abschüttelnd, beigetreten und hierüber mußten natürlich die Habsburger aufs heftigste erbittert werden. Doch fügten sie sich wohl oder übel in das Factum, weil Ludwig der Baier, der damalige deutsche Kaiser, sich Luzerns annahm und ihnen eine angemessene Entschädigung zusicherte. Ganz ungezügelt dagegen brach eben damals der Zorn des oberallemannischen oder besser gesagt habsburgischen (denn ein sehr großer Theil Oberallemanniens war ja habsburgisch) Adels gegen die Reichsstadt Bern hervor, denn diese Stadt erwies sich mit jedem Jahr adelsfeindlicher und strafte jeden Ritter oder Grafen, der sich auch nur den geringsten Raubzug erlaubte, mit unnachsichtlicher Strenge. Somit verschworen sich im Jahr 1339 die sämmtlichen oberallemannischen Ritter und Grafen, welche es nicht vorzogen, sich die Freundschaft der genannten Stadt dadurch zu erwerben, daß sie in ihr Bürgerrecht eintraten, die Adelsfeindin auf Tod und Leben zu bekämpfen und wählten sich zu ihrem Anführer den Grafen Rudolph von Nidau. Die Berner aber, wie sie von dieser Verschwörung hörten, machten unter der Oberleitung ihres Mitbürgers Rudolph von Erlach nicht nur die umfassendsten Gegenrüstungen, sondern riefen auch die Waldstätte (jetzt, seit Luzerns Beitritt, „Vierwaldstätte") zur Hülfe herbei. Diese sagten sogleich zu und am 22. Juni 1339 kams bei Laupen zwischen Bern und Murten zur Schlacht. Sie war in zwei Stunden schon entschieden und — mit welchem Erfolge! Ueber 1500 Grafen und Edle nebst 3000 reisigen Knechten deckten das Schlachtfeld und die vereinigten Bauern und Bürger hatten also einen Sieg errungen, gegen welchen selbst der am Morgarten zurückstehen mußte. Daraufhin traten nach einander die Reichsstädte

Zürich und Bern, sowie die östreichischen (oder habsburgischen) Städte und Herrschaften Glarus (4. Juni 1352) und Zug (27. Juni 1352) dem Bunde der vier Waldstätte bei und dieser erweiterte sich dadurch zum „Bunde der acht eidgenössischen Urkantone“, von nun an auch „Schwyzer- oder Schweizerbund“ genannt. Dieser Bund aber war stark genug, um allen Fürsten und Adeligen Oberallemanniens Trotz bieten zu können, und was Wunder nun, wenn die süddeutschen Reichsstädte, besonders die dem Schweizerbund zunächstliegenden niederschwäbischen, welche mit Zürich und Bern schon lange befreundet waren, von der Sehnsucht verzehrt wurden, es den Eidgenossen gleich zu thun? Was Wunder, wenn auch sie mit dem Adel, dem höheren wie dem niederen, wegen seinen ewigen Plackereien abrechnen und seine Macht gründlich brechen wollten?

Doch wie sollte dieß gerade in Niederschwaben möglich gemacht werden? Hier hatte sich ein gräfliches Dynastengeschlecht, das der Grafen von Württemberg, in ganz gleicher Weise wie in Oberschwaben das Geschlecht der Habsburger, seit den Faustrechtstagen des Interregnums von kleinen Anfängen gar mächtig emporgearbeitet und an seiner Spitze stand seit dem Jahre 1344 der Graf Eberhard II., genannt der Greiner oder Zänker. Wir kennen ihnen schon, diesen eben so klugen und tapferen als rücksichtslosen und gewaltthätigen Herrn, und haben nur noch hinzuzusetzen, daß seine Grafschaft, die er bei jeder Gelegenheit durch Landankäufe zu vermehren wußte, hinter einem Fürstenthum nicht zurückstand. Somit sahen die schwäbischen Reichsstädte wohl ein, daß er nur sehr schwer zu besiegen sein werde, und außerdem traten ihnen jetzt die Herren Ritter, ich meine die Mitglieder des niedereren Adels, in ganz anderer Weise entgegen, als früher, denn dieselben hatten sich, durch Schaden gewitzigt, seit der Mitte des 14. Jahrhunderts in Vereine zusammengethan, in welchen Einer für Alle und Alle für Einen standen. Der erste Verein dieser Art, oder wie man sich auszudrücken pflegte die erste „ritterliche Genossenschaft zu gegenseitigem Schutz und Trutz“ entstand ums Jahr 1362 in der Wetterau (im späteren Hessen-Darmstädtischen); aber etwas Näheres ist über diesen Bund nie bekannt geworden. Dann kam in Niederschwaben anno 1367 die

Genossenschaft der „Martinsvögel“, so genannt nach ihrem Stiftungstage, und darauf anno 1370 in Oberschwaben die Gesellschaft „mit dem Schwert“, sowie die „von der Krone“. Weiter folgten die Genossenschaften „vom Sterne“, „von St. Georg“, „von St. Wilhelm“, „von der alten Minne“, „vom Falken“ und „vom Horne“, und endlich hebe ich noch den am 13. October 1379 gestifteten „Löwenbund“ hervor. Er erstreckte sich von den Alpen bis ins Thüringerland, sowie vom Elsaß bis ins Salzburgische, und seine Mitgliederzahl belief sich auf mehr als zweitausend. Im Uebrigen hatte er dieselbe Einrichtung, wie die andern ritterlichen Genossenschaften, das heißt an seiner Spitze stand ein Ausschuß als leitende Behörde und die Ausführung der gefaßten Beschlüsse wurde drei Hauptleuten, die man auch „Könige“ betitelte, anvertraut.

Den schwäbischen Reichsstädten mußte es also klar sein, daß sie vereinzelt gegen solch' gewichtige Feinde nicht aufkommen könnten, besonders auch, weil außer Ulm und Augsburg keine sich größeren Umfangs rühmen konnte. Unter solchen Umständen blieb ihnen nichts übrig, als einen festen Bund zu schließen, und dazu kams auch richtig im Sommer 1371. Demselben traten nicht weniger als einunddreißig Städte bei, nemlich außer Ulm und Augsburg noch Reutlingen, Constanz, Rottweil, Biberach, Eßlingen, Wangen und andere, und zum Oberanführer wurde der tapfere Graf Ulrich von Helfenstein der Aeltere erwählt. Während aber dieser noch mit der Organisation der städtischen Streitkräfte beschäftigt war, überfielen ihn jählings im Januar 1372 einige verkappte Ritter und warfen ihn ins Verließ der Burg Ramstein am Neckar zwischen Rottweil und Oberndorf. Dieselben hießen Hans von Klingenberg, Hans von Neipperg, Ulrich von Sternenfels und Erhard von Falkenstein-Ramstein und waren — bis auf den letzteren — sämmtlich Vasallen des Grafen Eberhard II. von Württemberg. Man nahm also allgemein für gewiß an, daß der Letztere der Anstifter des Ueberfalls gewesen sei, und somit beschlossen die vereinigten Städte, ihm den Streich durch einen Einfall ins Württembergische zu vergelten. Allein ehe sie noch ihre Streitkräfte gesammelt hatten — namentlich fehlte noch das Augsburgische Contingent, weil dasselbe die hoch angeschwollene

Donau nicht passiren konnte — überfiel sie der rasche Graf am 7. April 1372 bei Altheim in der Nähe von Ulm und brachte ihnen mit Hülfe der schwäbischen Ritterbünde eine totale Niederlage bei. Ueber 800 Bürger blieben auf dem Platze und eben so viele wurden gefangen. Was Wunder also, wenn die Reichsstädte jetzt auf einmal friedensbedürftig wurden? Was Wunder aber auch, wenn ihnen diesen der württembergische Graf und seine Verbündeten nur unter sehr harten Bedingungen gewährten und — außer großen Geldopfern — namentlich auch die Auflösung des Bundes der Einunddreißig verlangten? Die Städte waren nun tief gedemüthigt; aber um so heftiger dürsteten sie im Stillen nach Rache, besonders als ihnen das Jahr darauf die sichere Kunde wurde, der Graf Ulrich von Helfenstein sei in seinem Gefängniß mit abgeschnittenem Halse vorgefunden worden. In Folge dessen regte die Reichsstadt Ulm einen neuen schwäbischen Städtebund an und nach und nach — bis zum 4. Juli 1376 — traten demselben außer Augsburg fast alle früheren Verbündeten, nemlich Constanz, Ueberlingen, Ravensburg, Lindau, St. Gallen, Wangen, Buchhorn, Reutlingen, Rottweil, Memmingen, Biberach, Jßny, Leutkirch, Kaufbeuren, Weil, Kempten und Eßlingen, bei. Wie aber hievon der Graf Eberhard II. erfuhr, traf er alsbald seine Gegenmaßregeln und fand mit leichter Mühe in den Herzogen Friedrich und Stephan II. von Baiern, sowie in der schwäbischen Reichsritterschaft Verbündete. Ein langer Kampf schien also bevorzustehen und um in diesem nicht zu unterliegen, warf Eberhard II. starke Besatzungen in alle seine Burgen. Die stärkste aber, kommandirt von seinem Sohne Ulrich und bestehend aus seinen tapfersten Vasallen sowie der Blüthe der schwäbischen Reichsritterschaft, erhielt die Veste Achalm, die er erst vor kurzem von Kaiser und Reich erworben hatte. Natürlich, denn am Fuße der Achalm lag die Reichsstadt Reutlingen und diese hatten die verbündeten Städte zum Mittelpunkt ihrer Operationen gemacht. Zum Unglück für den württembergischen Grafen jedoch war dieser sein Sohn Ulrich ein äußerst heißblütiger junger Herr, der nach dem Ruhme dürstete, Reutlingen durch einen Handstreich zu erobern, und so kams am 21. Mai 1377 bei der Kapelle St. Leonhard hart vor der Stadt zu

einer höchst blutigen Schlacht. Beide Theile fochten mit höchster Tapferkeit; aber schließlich erlitten die Ritter eine ganz entsetzliche Niederlage, indem nicht weniger als sechsundachtzig derselben, worunter drei Grafen und fünfundvierzig Freiherren, mit vielleicht dreihundert Reisigen erschlagen wurden. Jetzt war es an dem Grafen Eberhard II. um Frieden zu bitten, und er erhielt ihn auch, aber nur unter der Bedingung, daß er den Städtebund feierlichst anerkannte und der Landvogtei über Niederschwaben — diese hatte er schon anno 1371 von Karl IV. zurückerhalten — für immer entsagte.

Nicht lange nach diesem großen Siege der Städter ließ sich Karls IV. Nachfolger, König Wenzel (auf ihn werden wir im nächsten Kapitel des Nähern zu sprechen kommen) am 25. Februar 1379 dazu herbei, dem Herzog Leopold III. von Oestreich, dem aristocratisch Gesinntesten unter allen Habsburgern (daß derselbe bei der Theilung mit seinem Bruder Albrecht III. Steiermark, Krain, Tyrol und die Habsburgischen Stammlande in Oberallemannien — das sogenannte Vorderöstreich — erhielt, haben wir bereits gemeldet), für ein Darlehen von 40,000 Gulden nicht blos die Landvogtei über ganz Schwaben, sondern auch die Reichsstädte Augsburg und Giengen zu verpfänden, und diese Maßregel brachte unter der ganzen süddeutschen Reichsbürgerschaft die größte Aufregung hervor. Die Reichsstädte nemlich bildeten, seitdem die meisten Reichsgüter an die deutschen Großen verschleudert oder von diesen geraubt worden waren, fast noch die einzige Einnahmsquelle der deutschen Könige (sie allein zahlten ihre Reichssteuern regelmäßig und waren auch sonst stets bereit, für dieses oder jenes Privilegium ein Geldopfer zu bringen) und wenn somit ein deutscher Monarch sich in die Nothwendigkeit versetzt sah, Geld aufnehmen zu müssen, gab er meist die eine oder die andere Reichsstadt als Pfandsicherheit. Allein eine solche Verpfändung war wegen des Druckes, den der Pfandinhaber ausübte, immer ein großes Unglück, und man darf sich daher nicht darüber wundern, daß die obgenannten Städte Augsburg und Giengen über das Verfahren des deutschen Königs im höchsten Grade erbost wurden. Sie schälten sich nun zwar von den Gewaltthätigkeiten

Herzog Leopolds III. dadurch los, daß sie ihm die auf ihnen ruhende Pfandsumme bezahlten; aber das bezahlte Geld schmerzte sie und ihr Bestreben ging nun dahin, eine Wiederholung solcher Verpfändungen für die Zukunft überall unmöglich zu machen. Mit andern Worten, sie arbeiteten darauf hin, daß alle freien Städte Deutschlands einen festen Bund eingehen sollten, der ihnen so viel Kraft verleihe, um allen künftigen Anmuthungen dieser Art mit den Waffen in der Hand entgegentreten zu können. Vor allem wurden mit den Hanseaten Verhandlungen angeknüpft, allein dieselben führten aus Gründen, von denen ich bereits weitläuftig gesprochen habe, zu keinem Ziele. Weit entgegenkommender erwiesen sich die rheinischen Städte, von welchen Mainz, Straßburg, Worms, Speier, Frankfurt, Hagenau und Weißenburg erst vor kurzem eine engere Conföderation geschlossen hatten, und das angestrebte Bündniß mit dieser Conföderation kam wirklich im Juni 1381 zu Stande. Nicht minder traten dem großen republikanischen Bunde die mächtigen Städte Basel, Nürnberg und Regensburg schon im Jahr 1382 bei, und nun wandte sich zwei Jahre später der Vorort Ulm auch an die Eidgenossen in Oberallemannien, über die ich längst berichtet habe. Auch zweifelte er nicht einen Augenblick daran, daß dieselben mit beiden Händen zugreifen würden, da sie mit den Habsburgern jetzt wieder mehr als je auf dem Kriegsfuß standen und also eines kräftigen Beistands gar sehr bedürftig waren.

Auf ihr Eigenthumsrecht an die Städte und Herrschaften Luzern, Zug und Glarus nemlich hatten die Habsburger noch nie verzichtet und wenn sie auch zeitweilig die Waffen ruhen ließen, so thaten sie es nur, um die rechte Gelegenheit zum Dreinschlagen abzupassen. Darüber konnten sich die Eidgenossen keine Illusionen machen, und wenn es je der Fall gewesen wäre, so hätte ihnen der schlimme Handel, der sich im Jahr 1382 zwischen dem Grafen Rudolph von Kyburg und ihnen entspann, nothwendig die Augen öffnen müssen. Der besagte Graf war durch schlechte Wirthschaft tief herabgekommen und hatte namentlich der Reichsstadt Bern seine Herrschaften Thun und Aarberg verpfänden müssen, ohne je Hoffnung zu haben, sie wieder einlösen zu können. In der Verzweiflung hierüber verband

er sich mit dem Grafen Theobald von Neuenburg (Neufchatel), der sich in ganz gleicher Lage befand, und sie verabredeten, vor allem sich der mit Bern verbundenen Reichsstadt Solothurn zu bemächtigen. In der Nacht vom 10. auf den 11. November 1382 sollte der Streich ausgeführt werden; allein die zuvor gewarnten Solothurner und Berner empfingen den von seinem Freunde Theobald nur schlecht unterstützten Kyburger so übel, daß er Mühe hatte, der Gefangenschaft durch die Flucht zu entgehen. Um sich hiefür zu rächen, verwüstete er das umliegende eidgenössische Gebiet in mehr als barbarischer Weise und dieß hatte zur Folge, daß ihm alsbald der eidgenössische Bund der acht Urkantone den Krieg erklärte. Jetzt kam der Herr Graf in immer größere Noth und mit dem Beginn des Jahrs 1383 sah er sich gezwungen, sich in die einzige ihm noch gebliebene Veste Burgdorf einzuschließen. In dieser wurde er alsbald belagert und schon war sie so weit gebracht, sich übergeben zu müssen, als ihm Herzog Leopold III. im März 1383 heimlich eine Verstärkung zukommen ließ. Dieß brachte ihm nun allerdings keine Rettung, allein die Eroberung der Burg wurde dadurch bis zum 5. April 1384 verzögert und man kann sich also denken, daß die Hülfeleistung des Habsburgers bei den Eidgenossen viel böses Blut machte. Hierauf nun fußten die schwäbischen und rheinischen Reichsstädte, als sie den Eidgenossen ihre Verbrüderung antrugen; allein die drei Waldstätte Schwyz, Uri und Unterwalden nebst der Stadt Glarus weigerten sich ganz entschieden, auf den Antrag einzugehen, und zwar ganz einfach deßwegen, weil man dadurch in sehr weitgehende und in großer Entfernung spielende Kriege verwickelt werden könnte. Die Städte Bern, Zürich, Zug, Luzern und Solothurn dagegen erwiesen sich zuvorkommender und nach langen Verhandlungen ward endlich am 21. Februar 1385 zu Constanz eine Einigung zwischen ihnen und dem schwäbisch-rheinischen Städtebund zu Stande gebracht. Man wollte sich gegenseitig beistehen in jeder Noth und Gefahr und wer diesem Eide untreu würde, sollte für immer aus allen Reichsstädten verbannt sein.

Nun hätte man glauben sollen, daß die Verbündeten stark genug gewesen seien, um sowohl mit dem Herzoge Leopold III. als mit der

gesammten Aristocratie in Schwaben, Baiern und am Rhein aufzuräumen. Allein es kam deßwegen doch ganz anders. Ich habe oben gesagt, daß Leopold III. größeren Adelsstolz besessen habe, als irgend Einer seiner Standesgenossen, und der so tief gedemüthigte Graf von Kyburg fand also ein geneigtes Gehör, als er demselben seine Klagen über die Eidgenossen vorbrachte. Nicht blos er aber beklagte sich, sondern ebenso thaten alle übrigen Adeligen Oberallemanniens, und so wurde Leopold III. monatelang bestürmt, doch endlich einmal den bodenlosen Anmaßungen des Bauern- und Bürgerpacks ein Ende zu machen. Diesem heftigen Andrängen konnte er in die Länge nicht widerstehen und überdem, wenn er sich die Sache recht überlegte, durfte er nicht auf einen großartigen Sieg zählen, sobald der Adel Oberallemanniens in seiner Gesammtheit zu ihm stand? So fing er denn im Spätherbst 1385 an zu rüsten und mit einem wahren Jubelsturm nahmen die Herren Grafen und Ritter seine Aufforderung, mit ihren Reisigen zu ihm zu stoßen, auf. Kein Einziger wollte zurückbleiben, weil es ja dem verhaßten Bürgerpacke galt, und selbst von denjenigen Adeligen, die sich längst in den Reichsstädten Bern und Zürich zu Bürgern hatten machen lassen, gingen Viele zu ihm über. Demgemäß brachte der stolze Habsburger das mächtigste Ritterheer zusammen, das man je im Schwabenlande gesehen, nemlich über 3000 Grafen, Barone und Edelknechte nebst etwa 6000 Reisigen, und wer konnte es ihm nun verargen, wenn er laut prahlte, damit den gemeinen Gegner in wenigen Wochen zu zermalmen? Inzwischen blieben die Eidgenossen natürlich auch nicht müssig und thaten ihr Möglichstes, ein wohlgeübtes Corps von Bürgern und Bauern ins Feld zu stellen. Auch sandten sie ihren neuen Verbündeten, den Städten in Niederschwaben und am Oberrhein, Boten, mit der Aufforderung, dem Bundesschwur gemäß mit ihrer Gesammtmacht zu ihnen zu stoßen. Allein was geschah von Seiten dieser Städte? In Ulm faßten ihre Delegirten im Januar 1386 den Entschluß, die Bundeshülfe zu leisten; aber wie es scheint nur mit großem Widerstreben, weil die Cantone Schwyz, Uri, Unterwalden und Glarus, gegen welche Herzog Leopold III. eben so gut zu Felde zog, als gegen Bern, Zürich, Zug, Luzern und Solothurn, gar nicht in den

Bund eingetreten seien und folglich auch keine Hülfe beanspruchen könnten. Als demnach der Herzog Leopold III., nachdem er von dieser Stimmung Kunde erhalten, die Vornehmsten der Delegirten aufs freigebigste mit den damals so häufig angewandten Handsalben bearbeitete, sprach sich auf einmal eine starke Parthei derselben dahin aus, daß man den Eidgenossen viel mehr zu Nutzen sein würde, wenn man zwischen ihnen und dem Herzog einen ehrenwerthen Frieden vermittle, und somit wurde der Vorort Ulm angewiesen, alsbald einen Waffenstillstand anzubahnen. Solches geschah im Februar 1386 und von nun an ließ der Habsburger in seinen Bemühungen nicht nach, die der Bestechung Zugänglichsten unter den Städtevorständen auf seine Seite hinüberzuziehen. Es gelang ihm und am 15. Mai 1386 erklärten sowohl die oberrheinischen als auch die niederschwäbischen Städte, daß sie in dem bevorstehenden Kampfe zwischen Habsburg und den Eidgenossen neutral bleiben würden. So löste sich der berühmte Constanzerbund nach kaum fünf Vierteljahren in ein Nichts auf und die Eidgenossen in Oberschwaben sahen sich nur auf die eigene Kraft angewiesen. Deßhalb aber verzagten sie doch nicht, und zogen im Sommer 1386 dem von Aarau aus anrückenden Habsburger 4000 Mann stark kühnlich entgegen. Bei Sempach am Sempachersee verlegten sie ihm den Weg und als nun hier das Ritterheer, trotz des für schwere Reiterei äußerst ungünstigen Terrains, am 9. Juli 1386 den Durchgang erzwingen wollte, entspann sich Mittags 12 Uhr eine furchtbar blutige Schlacht. Die Herren Grafen und Ritter mußten absitzen, weil man sich zu Pferde nicht tummeln konnte, und schlossen sich sofort in einen dichten Lanzenwald zusammen, dem zu widerstehen ganz unmöglich schien. Deßhalb waren auch alle Anstrengungen der Eidgenossen, den eisernen Wall zu durchbrechen, längere Zeit vergeblich und schon schien den Rittern der Sieg zu winken. Da in dieser großen Noth geschah aus der Mitte der Eidgenossen eine Heldenthat, welche ewig unsterblich bleiben wird, die Heldenthat nemlich des Arnold von Winkelried aus Unterwalden. Plötzlich von unnennbarer Begeisterung erfaßt, stürzte er, der schlichte Landmann, sich auf den feindlichen Eisenwall und schrie: „Eidgenossen, ich will euch eine Gasse machen; sorgt mir für Weib und Kinder“.

Dann faßte er mit seinen gewaltigen Armen so viel Speere, als er fassen konnte, und wie er, von diesen durchbohrt, fiel, riß er alle die Ritter, deren Speere in seiner Brust saßen, mit sich zu Boden. Auf diese Art bildete sich in dem eisernen Wall eine Lücke, in welche die nächsten Eidgenossen alsbald einsprangen, und nun waren die Ritter verloren. In ihren schweren Rüstungen konnten sie sich kaum bewegen und noch furchtbarer litten sie in ihren Panzern von der glühenden Sonnenhitze. Die Bauern und Bürger aber athmeten leicht und frei und handhabten ihre kurzen Schwerter oder Streitäxte mit einer Behendigkeit, gegen welche sich die Ritter unmöglich schützen konnten. Fast wehrlos mußten sich ihrer Hunderte hinschlachten lassen, während Andere, wie der Herzog Leopold III. selbst nebst seinen vornehmsten Hauptleuten, ihr Leben so theuer als möglich verkauften. Den Wenigsten dagegen gelang es, sich zu ihren Rossen durchzuschlagen und so dem allgemeinen Morden zu entgehen. So endete der Tag von Sempach mit der vollständigsten Niederlage des Hauses Habsburg und des mit ihm verbundenen Adels und man hätte nun glauben sollen, daß die so schmählich Besiegten für ewige Zeiten Ruhe gegeben haben werden. Anfangs stellten sie sich auch, als ob sie von ihrem früheren Uebermuthe gründlich kurirt seien, und baten in demüthigster Weise um einen längeren Waffenstillstand. Diesen gewährten ihnen die Sieger vorderhand auf anderthalb Jahre, allein wie benützten ihn die Vormünder der minderjährigen Söhne Leopolds III.? Einfach dazu, daß sie in den habsburgischen Landen ein neues sehr ansehnliches Heer ansammelten, mit welchem sie im Frühjahr 1388 rachedürstend ins eidgenössische Gebiet einfielen. Die Eidgenossen waren in ihrer Gesammtheit noch nicht gerüstet, und nur die Glarner, unterstützt von den nahen Schwyzern, im Ganzen 1500 Bürger, hatten sich bei Näfels aufgestellt. Dessenungeachtet aber erfochten sie am 9. April 1388 einen glänzenden Sieg und nun sahen endlich die Vormünder der Erben Leopolds III. ein, daß sie nimmermehr über die Eidgenossen würden Herr werden. Sie bequemten sich also nach langen Unterhandlungen am 1. April 1389 zu einem Friedensabschluß, und in diesem verpflichteten sie sich, die acht verbündeten Gemeinden Schwyz, Uri, Unterwalden, Luzern, Zürich, Bern, Zug und Glarus für ewige Zeiten in Ruhe zu lassen.

Wir kommen nun wieder auf die süddeutschen Städte zurück und finden, daß dieselben in der That während des ganzen Kampfes zwischen den Eidgenossen und dem Hause Habsburg neutral blieben. Ja daß sie sogar nach der glorreichen Sempacher Schlacht weder Hand noch Fuß rührten! Und doch konnten sie sich denken, daß der Adel wie die Dynasten, besonders Graf Eberhard II. von Württemberg, für die Schmach von Reutlingen nach Wiedervergeltung dürsteten! Und doch hatten die Herren Aristocraten, die baierischen Herzoge voran, ihren Haß gegen das Bürgerthum fast unmittelbar nach der Schlacht von Sempach dadurch offen an den Tag gelegt, daß sie den Erzbischof Pilgrim II. von Salzburg, den Verbündeten der Stadt Regensburg, eben weil er sich mit dieser Reichsstadt in ein Bündniß eingelassen, am 27. November 1387 hinterrücks im Kloster Raitenhaslach überfielen und mit seinem ganzen Gefolge gefangen setzten! Trotzdem fuhren die Reichsstädte fort, die Hände in den Schooß zu legen, gerade wie wenn sie mit Blindheit geschlagen gewesen wären, und höchstens ist das anzuführen, daß einzelne von ihnen geringe Schaaren von Söldnertruppen anwarben, um die Bürger damit vom Waffendienst loszuschälen. Inzwischen blieb Graf Eberhard II. von Württemberg, der Hauptfeind der Reichsstädte, keinen Augenblick lang müssig und brachte endlich ein großes Bündniß gegen sie zusammen. An demselben nahmen Theil einmal die schwäbischen Adelsbünde; sodann von Fürsten der Burggraf Friedrich V. von Nürnberg, der Markgraf Rudolf von Baden, der Rheinpfalzgraf Ruprecht I. und sein Neffe Ruprecht II., sowie der Baiernherzog Friedrich, der Nachfolger des Stephan, von dem wir früher so viel erzählt haben; endlich von geistlichen Herren die Bischöfe von Bamberg und Würzburg. Die Seele des Bundes aber war Eberhard II., der Greiner, und von ihm wurde der Krieg im Frühjahr 1388 eröffnet. Im Anfang übrigens nicht zu seinem Vortheile, denn die Städter mit ihren Soldtruppen hielten sich unter ihrem Oberanführer Conrad von Besserer, einem Ulmer Patrizier, tapfer genug. Wie es nun aber am 24. August 1388 bei Döffingen auf der großen Ebene des Strohgäus zwischen Stuttgart und Calw zur Hauptschlacht kam, erfocht der Greiner, besonders auch durch den Beistand der schwäbischen Ritter=

schaft einen solch' vollständigen Sieg, daß sich das Bürgerthum von diesem Schlage nie mehr erholen konnte. Ja tiefentmuthigt zogen sich die einzelnen Städte sofort von dem Bunde zurück und suchten jede für sich ein Separatabkommen mit dem nächstgelegenen Fürsten zu treffen. So z. B. Regensburg schon am 1. März 1389 mit dem Herzoge Friedrich von Baiern, und ebenso Nürnberg am 24. März mit dem Burggrafen Friedrich V. Nicht minder erkaufte sich die Stadt Frankfurt von dem Rheinpfalzgrafen Ruprecht I. ihren Frieden um 12,500 Goldgulden (doch nur, nachdem sie vorher am 4. December 1388 bei Pfeddersheim eine äußerst empfindliche Niederlage erlitten hatte), und Mainz, Worms und Speier mußten zusammen gar 48,000 Goldgulden zahlen. Endlich unternahmen es auch noch die niederschwäbischen Reichsstädte, den Grafen Eberhard II. zu besänftigen, allein er ging hartnäckig nicht früher darauf ein, als bis ihm die größten Opfer (sie mußten ihn gastlich empfangen, wenn es ihm einfiel, ihnen einen Besuch abzustatten, und durften keinem seiner Unterthanen mehr das Bürgerrecht verleihen) gebracht worden waren.

So erlag allüberall in Süddeutschland, mit der einzigen Ausnahme der jetzigen Schweiz, das Bürgerthum dem Fürstenthum.

---

## Fünftes Kapitel.

### Die beiden letzten Luxemburger und das Conzil von Konstanz.

(1378—1437).

Karl IV. hatte Alles daran gesetzt, seinen erstgebornen Sohn Wenzel zum Nachfolger zu bekommen und somit bestieg dieser anno 1378, siebzehn Jahre alt, ohne Widerrede von irgend einer Seite, den deutschen Königsthron. Als ein dreijähriger Knabe schon war er zum König von Böhmen ernannt, dann, zehnjährig, der Tochter

den Herzogs Albrecht I. von Baiern, angetraut und daraufhin auch noch mit der Mark Brandenburg belehnt worden. So hätte man glauben sollen, der neue Beherrscher Deutschlands werde schon sehr frühe zum Manne gereift sein und zwar um so mehr, als er von der Natur keineswegs stiefmütterlich behandelt war. Allein sobald Wenzel der Aufsicht seines Vaters entbehrte, stürzte er sich, gleichsam um das hereinzuholen, was er in der Jugend hatte entbehren müssen, kopfüber in die tollsten Genüsse und warf alle Staatsgeschäfte mit Ekel von sich. Tage lang streifte er, nur von sehr Wenigen, um so sicherer aber von einer Meute der größten Jagdhunde, die man auftreiben konnte, begleitet, in den Forsten Böhmens umher, und wenn er dann nach Prag heimkehrte, suchte er neuen Genuß im Trinken. Ja, er wurde bald ein regelrechter Zecher und Schlemmer und bekam alle die Eigenschaften — Mangel an Willenskraft, jähe Leidenschaftlichkeit gepaart mit rohen Zornausbrüchen, Abhängigkeit von seiner nächsten Umgebung, Uebermuth im Glück und Verzweiflung im Mißgeschick — welche solchen Persönlichkeiten anzukleben pflegen. Man kann sich also denken, wie er regierte oder vielmehr, wie er nicht regierte, sondern Alles gehen ließ, wie es ging. Freilich einige Male suchte er sich aufzuraffen und seinen Pflichten nachzukommen, wie z. B. im März 1383, wo er einen Reichstag in Nürnberg abhielt, um das Gesammtfürstenthum Deutschlands einzuladen, den Städtebündnissen ein Ende zu machen; dann wieder anno 1384 im Juli auf dem Hoftage zu Heidelberg, so wie im November 1387 auf dem Tage von Mergentheim, wo er sich bestrebte, eine Aussöhnung zwischen den Reichsstädten und Fürsten herbeizuführen; endlich im Mai 1389 auf dem Reichstage von Eger, wo er nach der Niederlage der Städter bei Döffingen diesen für die Zukunft alle Bündnisse verbot, um die Fürsten zufriedenzustellen. Allein den auf diesen Zusammenkünften gefaßten Beschlüssen Nachdruck zu geben, dazu war er nicht der Mann, denn er verfiel nach jeder Aufraffung sogleich wieder in seine gewohnte Schlemmerei. Mochten daher immerhin die Fürsten, der Adel und die Städte sich gegenseitig befehden (ich erinnere in dieser Beziehung an den blutigen Streit der Straßburger mit ihrem Bischof Friedrich II. von Blanken-

heim, der anno 1389 begann und erst anno 1393 mit der totalen Niederlage des Bischofs endigte, so wie an den noch viel heftigeren Kampf der Würzburger mit ihrem Bischof Gerhard, Graf von Schwarzburg, der von anno 1374 her datirte und damit schloß, daß die Städter anno 1400 im Februar beim Dorfe Bergtheim total geschlagen wurden), was kümmerte ihn dieß? Er mußte trinken und wieder trinken, bis man ihn zuletzt meist in bewußtlosem Zustand zu Bette brachte.

Trotz allem dem aber hatte er doch auch wieder seine Passionen und zu diesen gehörte vor allem sein Juden- und Pfaffenhaß. Alle Geldgeschäfte, wenigstens in Süddeutschland — in Norddeutschland bemächtigten sich ihrer die reichen Hansakaufherren — gingen damals durch die Hände der Juden, und da diese horrende Zinse nahmen, so zogen sie sich die allgemeinste Abneigung, wenn nicht Erbitterung zu. Was half nun aber alle Erbitterung, wenn die Schulden blieben und die Zinsen bezahlt werden mußten? Man suchte sich also nicht selten der Schulden in gewaltsamer Weise zu entledigen und stellte, wie längst erzählt, Judenhatzen an. Doch betheiligte sich an denselben meist nur der gemeine Mann, da sich solche rohe Excesse für den Höhergestellten nicht schickten. Bald übrigens fand auch der Hochadelige ein Auskunftsmittel, darin bestehend, daß er sich vom jeweiligen Reichsoberhaupt die Erlaubniß auswirkte, den Juden, welchen er schuldete, unter dem Vorwande, daß sie Wucherzinse nähmen, die Schuldscheine mit Gewalt abzupressen, und wir finden, daß schon anno 1343 Kaiser Ludwig der Baier dem Burggrafen Johann II. von Nürnberg einen solchen Erlaubnißschein ausstellte. Später, im Jahr 1361, wurde Graf Eberhard II. von Württemberg von Kaiser Karl IV. in gleicher Weise begünstigt und auch die Bischöfe von Bamberg und von Augsburg, so wie der Markgraf Rudolph von Baden durften ihre Judenschulden abschütteln, ohne sie zu bezahlen. Es standen aber derlei kaiserlich-königliche Gnadenverwilligungen stets nur vereinzelt da und im Allgemeinen und Ganzen blieben die Juden mit ihren Forderungen von Oben herab geschützt. Dem Könige Wenzel dagegen gebührt der nicht sehr beneidenswerthe Ruhm, die besagte gewaltthätige Schuldentilgungsmethode ins Große getrieben zu haben

und zwar gemeiner Weise gegen einen Antheil am Gewinn. Wie sich nemlich die süddeutschen Reichsstädte erboten, ihm die Summe von 40,000 Gulden baar zu bezahlen, wenn er ihnen gestatte, die sämmtlichen Schuldscheine, welche die Juden von ihnen in Händen hatten (und da der Krieg gegen die Fürsten viel Geld gekostet, so gab es dieser Scheine nicht wenige), zu vernichten, ging er alsbald lachend darauf ein und das betreffende Dekret erschien am 12. Juni 1385. Daraufhin zogen die sämmtlichen süddeutschen Reichsstädte — mit Ausnahme allein von Frankfurt — am 16. Juni zu einer und derselben Stunde alle bei ihnen wohnenden Juden gefänglich ein und setzten ihnen mit Todesdrohungen so lange zu, bis sie die Schuldscheine herausgaben. Diese verbrannten sie dann vor den Augen der armen Söhne Jakobs und nun erst wurden letztere wieder losgelassen. Der Nutzen aber, den die Städte aus dieser Operation zogen, war ein ganz exorbitanter und belief sich z. B. bei der Stadt Nürnberg allein auf 60,000 Goldgulden. So lag es denn ganz in der Natur der Sache, daß sofort auch die Fürsten, Grafen und Edelleute darnach dürsteten, ihre Judenschulden auf so wohlfeile Manier loszuwerden, und siehe da, wie sie sich deßhalb an den König Wenzel wandten, schlugen auch sie am 16. Sept. 1390 die königliche Erlaubniß heraus. Nicht übrigens durch Bezahlung einer Pauschalsumme, sondern das deutsche Reichsoberhaupt sicherte sich vertragsmäßig fünfzehn Procent der Schuld, welche ihm auch von Jedem, der seine Verpflichtungen auf diese Art abschüttelte, pflichtgetreu entrichtet wurden. In solcher Weise bethätigte König Wenzel seinen Haß gegen die Juden und wer wird sich nun darüber wundern, daß er, als anno 1389 der Prager Pöbel über diese Armen, unter dem Vorwand, daß sie eine geweihte Hostie gehöhnt hätten, herfiel und ihrer gegen 3000 mordete, solchem Schandauftritt nicht nur keinen Einhalt that, sondern vielmehr ihn noch begünstigte, weil ihm dadurch Gelegenheit wurde, das Vermögen der Gemordeten als herrenlose Beute einzuziehen. Ganz in gleicher Weise zeigte König Wenzel seinen Haß gegen die Pfaffen bei jeder Gelegenheit und einen Mönch, den er auf der Jagd in Gesellschaft einer liederlichen Weibsperson ertappte, erschoß er mit eigener Hand. Andere, die mit Buhldirnen

am Arme bei nächtlicher Weile in den Straßen von Prag getroffen wurden, ließ er an den Pranger stellen oder auch that er ihnen noch Verächtlicheres an. Ja, die Sage will von ihm wissen, daß er den überaus frommen und vom Volke hochverehrten Prager Prediger und Domherrn Johann von Nepomuk, der dann später von Rom heilig gesprochen wurde, an Händen und Füßen gebunden, im März 1383 in die Moldau habe werfen lassen, und Thatsache ist, daß der Generalvikar des Erzbischofs von Prag, Johann von Pomuk, auf seinen Befehl am 20. März 1393 auf diese Art seinen Tod fand. Mußte nun aber ein solches Gebahren die Geistlichkeit nicht im höchsten Grade aufreizen?

Doch wir kehren zur deutschen Geschichte zurück. Nach der Schlacht von Döffingen hatten die schwäbischen Reichsstädte bei dem Grafen Eberhard II. von Württemberg aufs demüthigste um Frieden nachgesucht und eben so demüthig bewarben sie sich auch nach seinem Tode (15. März 1392) um die Gönnerschaft seines Enkels und Nachfolgers, Eberhards III. Ja bereitwilligst ließen sich ihrer dreizehn, Ulm an der Spitze, anno 1395, dazu herbei, ein Schutz- und Trutzbündniß gegen die Schlegler mit ihm abzuschließen, obwohl diesem Bündnisse fast nur Fürsten, wie der Rheinpfalzgraf Ruprecht II., der Markgraf Bernhard von Baden, der Erzbischof Konrad II. von Mainz und der Bischof Nikolaus I. von Speier beitraten. Wer waren nun aber die Schlegler? Bisher hatte der süddeutsche Adel aus Haß gegen die Bürger stets mit den Fürsten gemeinschaftliche Sache gemacht; seit aber die Städte besiegt waren, kam er zur Einsicht, daß jetzt die Fürsten auch seine Macht zu brechen versuchen würden. Natürlich, denn ganz Süddeutschland, besonders aber Niederschwaben, war mit Ritterburgen wie übersäet und die Inhaber dieser Burgen nährten sich meist nur vom Raub und der Wegelagerei. Lag es somit nicht im Interesse der Fürsten, diesem gräßlichen Unwesen, durch welches das Aufblühen ihrer Fürstenthümer total unmöglich gemacht wurde, dadurch zu steuern, daß sie die Herren Ritter zwangen, ihre Vasallen zu werden, oder im Weigerungsfalle deren Burgen brachen? Insbesondere thätig in dieser Richtung erwies sich der Graf Eberhard III. von Württemberg und demgemäß errichteten die um ihre Unabhängigkeit besorgten Ritter schnell eine große So-

cietät gegen ihn, die, weil ihre Mitglieder einen silbernen Schlegel als Abzeichen trugen, den Namen des Schleglerbundes erhielt. Auch gewann der neue Adelsbund bald eine solche Ausdehnung und Bedeutung, daß Eberhard III. sich demselben für sich allein nicht mehr gewachsen fühlte und ihm daher den obgenannten großmächtigen Gegenbund entgegenstellte. Um so schneller kam er zum Ziele. Nachdem er nemlich die Oberhäupter der Schlegler, die sogenannten Schleglerkönige Wolf von Stein und Reinhard und Friedrich von Enzberg durch einen Ueberfall gefangen genommen und eine ziemliche Anzahl ihrer Raubburgen zerstört hatte, baten die Schlegler demüthig um Frieden und lösten im April 1396 ihren Bund auf.

Diesem anderthalbjährigen Kampfe hatte König Wenzel in vollkommener Unthätigkeit zugesehen; aus solcher aber wurde er jetzt durch schwere Zerwürfnisse mit seinen eigenen Unterthanen, sowie mit seinen nächsten Verwandten aufgeschreckt. Kaiser Karl IV. hatte bei seinem Tode die Thorheit begangen, seine Stammlande unter seine drei Söhne zu theilen und zwar in sehr ungleicher Weise, so daß nothwendig daraus Neid und Streit entstehen mußte. Es erhielt nehmlich der älteste Wenzel Böhmen, Schlesien, einen Theil der Ober- und Niederlausitz und alle Privatgüter in Baiern, Sachsen und Schwaben. Dem zweitgebornen Sigmund vermachte er die Mark Brandenburg und dem jüngsten Johann endlich das aus dem Reste der beiden Lausitze neu gegründete Herzogthum Görlitz. Ueber zwei weitere luxemburgische Besitzungen, über die Markgrafschaft Mähren und über das Herzogthum Luxemburg hatte er nicht verfügen können, weil ersteres Land seinem Bruder Johann Heinrich und letzteres seinem Bruder Wenzel gehörte, wie der Leser aus dem früher Erzählten weiß. Was nun das Herzogthum Luxemburg anbelangt, so wird später davon die Rede sein, in Beziehung auf die Markgrafschaft Mähren aber bemerken wir, daß nach dem Tode Johann Heinrichs sein ältester Sohn Jost oder Jodocus (Johann Heinrich hatte nach seiner Scheidung von der Maultasche eine Tochter des Herzogs Nikolaus II. von Troppau geheirathet) die Herrschaft über dieselbe erbte, während der jüngere Procop sich mit einigen größeren Lehensgütern begnügen mußte. Weiter setzen wir noch hinzu, daß dieser

ebengenannte Jost, ein sehr intriguanter Kopf voll Ehrgeizes, um jeden Preis seine kleine Markgrafschaft gerne in ein großes Reich verwandelt hätte und also nach jeder Gelegenheit griff, um dieses sein Ziel zu erreichen. So stands in der Familie der Luxemburger und nun wird der Leser das Folgende verstehen.

Karl IV. hatte es auf dem Todtenbette durchgesetzt, daß sein zweitgeborner Sohn Sigmund (der nachher Brandenburg erbte) schon im 12. Jahre, anno 1380, mit seiner ebenso kindlichen Braut Maria, der ältesten Tochter des Königs Ludwig von Ungarn nnd Polen vermählt wurde, denn diese Maria sollte nach ihres Vaters Tode ihrem Gemahl das Königreich Ungarn (die zweitgeborne Tochter Ludwigs kam, wie wir später sehen werden, auf den polnischen Thron) als Morgengabe zubringen. Nun starb Ludwig am 11. Sept. 1382 und Sigmund eilte also nach Ungarn, um mit seiner jungen Gemahlin das Scepter dorten zu ergreifen. Allein weil er erst 14 Jahre zählte, wußte sich die Wittwe Ludwigs, Elisabeth, getrieben von ihrem Günstling, dem Palatin Nikolaus Gara der Zügel zu bemächtigen und Sigmund wurde von ihr wie ein Schulknabe behandelt. Dessen überdrüssig, entwich derselbe anno 1384 nach seiner Mark Brandenburg und bemühte sich da ein Heer zu sammeln, um seine böse Schwiegermutter zu bekriegen. Weil aber soches Beginnen viel Geld kostete, sah er sich gezwungen, einen großen Theil Brandenburgs, nemlich die Altmark und die Priegnitz, an seinen Vetter Jost von Mähren für 50,000 Schock Prager Groschen zu verpfänden und sich damit diesem ganz in die Hände zu liefern. Solches schien nun zunächst keine schlimmen Folgen zu haben, denn mit dem gesammelten Heere zog Sigmund im Jahre 1386 nach Ungarn und zwang mit Hilfe einer dortigen Parthei, welche des Weiberregiments herzlich satt war, seine Schwiegermutter, sich ins Privatleben zurückzuziehen. Noch mehr, er wurde nun allgemein als König von Ungarn anerkannt und am 31. März 1387 mit großer Feierlichkeit gekrönt. Allein jetzt zeigte sich Jost von Mähren in seinem wahren Character und wenn man die ihm verpfändeten brandenburgischen Lande betrat, so hörte man nichts als die bittersten Klagen, weil er dieselben in der schamlosesten Weise aussog. Noch

schlimmer war, daß er seinen Einfluß auf Sigmund dazu benützte, um den deutschen König Wenzel wo möglich zu verderben. Besagter Wenzel hatte, wie wir wissen, die ganze hohe Geistlichkeit Böhmens gegen sich und nicht minder auch war ihm der hohe Adel abhold. Der Grund von Letzerem lag darin, daß der ewig zechende Wenzel sich fast nur mit Leuten geringeren Standes — sogar meist nur mit Deutschen — umgab und den czechischen hohen Adel ganz von sich entfernt hielt. Ueberdem hatte er mehrere czechische Barone, die sich der Beraubung friedlicher Kaufleute schuldig gemacht, ohne weiteres aufknüpfen lassen, als wären sie gemeiner Pöbel, und das verziehen ihm deren Standesgenossen nie. Solche Gährung benützte Jost von Mähren dazu, um eine Verschwörung des Adels und der Geistlichkeit gegen Wenzel zu Stande zu bringen; weil es ihm aber darum zu thun war, den Wenzel nicht blos als König von Böhmen, sondern auch als König von Deutschland abzusetzen, überredete er den König Sigmund der Verschwörung beizutreten. Das betreffende Bündniß kam am 18. December 1393 zu Stande; mit der Gefangennahme Wenzels aber wollte man warten, bis sich eine günstige Gelegenheit zeigen würde. Da ritt der Letztere am 8. Mai 1394 von nur Wenigen begleitet, von einem seiner Jagdschlösser, wo er ein Trinkgelage gefeiert hatte, nach Prag zurück und auf diesem Ritt überfielen ihn die Verschworenen, den Jost an der Spitze. Sie übergaben ihn dem gewaltigen Baron Heinrich von Rosenberg; allein so streng ihn auch dieser bewachte, so gelang es doch einem treuen Diener Wenzels, nach Görlitz zum Herzog Johann, Wenzels jüngstem Bruder, zu entkommen. Höchst entrüstet raffte Johann eine Streitmacht zusammen, den Bruder zu befreien; kaum jedoch wurde solches ruchbar, so schleppten die Verschworenen ihren Gefangenen am 5. Juli 1394 nach dem festen Schlosse Wildberg bei Linz in Oberösterreich, dessen Besitzer, die Brüder Kaspar I. und Gundacker VII. von Starhemberg, ihnen besonders befreundet waren. Bis dahin wagte Johann von Görlitz nicht vorzudringen, um den Herzog Albrecht III. von Oestreich nicht vor den Kopf zu stoßen; dagegen wandte er sich klagend an die deutschen Kurfürsten und, da es diesen doch gar zu schmählich däuchte, daß ein deutscher König von einigen

aufrührerischen Rittern sollte gefangen gehalten werden, so beauftragten sie den Rheinpfalzgrafen Ruprecht II., die Befreiung Wenzels nöthigenfalls mittelst eines Reichsheeres zu bewerkstelligen. Hiezu traf Ruprecht II. auch in der Minute Anstalt, allein kaum erfuhren die Verschworenen hievon, so gaben sie ihren hohen Gefangenen unter der einzigen Bedingung, ihren vielfachen Beschwerden durch ein freigewähltes Schiedsgericht abzuhelfen, am 1. August 1394 frei. Nun hätte man glauben sollen, König Wenzel werde, durch die bitteren Erfahrungen der letzten Zeit gewitzigt, angefangen haben, einen andern Lebenswandel zu führen; allein nach kurzem Anlauf fiel er in die alte Liederlichkeit zurück. Da traten im Januar 1395 die czechischen Barone zu einem neuen Bund, gewöhnlich nur Herrenbund genannt, zusammen und die Seele desselben wurde abermalen Jost von Mähren. Zweck der neuen Verschwörung war aber nicht die Absetzung Wenzels, um eine abermalige Einmischung der deutschen Kurfürsten unmöglich zu machen, sondern man wollte den König blos zwingen, sich von den Regierungsgeschäften zurückzuziehen und den Jost zum obersten Hauptmann, das ist zum Statthalter und factischen Regenten von Böhmen zu ernennen. Heftig erschrack König Wenzel, als er hievon hörte, aber schnell entschlossen griff er zu dem Ausweg, seinem geliebten Bruder Johann von Görlitz die Statthalterei zu übertragen. Johann trat die Würde am 10. August 1395 an und regierte so vortrefflich, daß sowohl die Geistlichkeit als der Adel ihm das größte Lob zollen mußte. Um so heftiger ergrimmte Jost, um den sich einige wenige Ehrgeizige sammelten, und siehe da am 1. März 1396 ward Johann im Kloster Neuzelle des Morgens todt im Bette gefunden. An was er gestorben, wußte man nicht; aber jetzt ist es unzweifelhaft, daß ihn ein starkes Gift, das ihm Jost beibringen ließ, hinwegraffte. Kaum war er todt, so drängte sich Jost mit seinen Anhängern bei Wenzel ein, und bedrohte denselben so lange, bis er einwilligte, ihn, den Jost, statt des Gestorbenen zum Statthalter von Böhmen zu ernennen. Dieß geschah am 19. März 1396 und daraufhin umgab sich Jost mit einem aus den Häuptern des Adels und der Geistlichkeit gebildeten Regierungsrath, welcher sich mit ihm in die Geschäfte theilte. So

wurde Wenzel zwar nicht formell, aber doch thatsächlich als König von Böhmen abgesetzt.

Aus allemdem geht klar hervor, daß der Genannte in die deutschen Angelegenheiten nicht hätte eingreifen können, selbst wenn er den Willen dazu gehabt haben würde; weil nun aber hiedurch Deutschland faktisch ein Reich ohne Haupt geworden war, griff daselbst die Anarchie in gräßlicher Weise um sich und allüberall machte sich das Raubritterthum in einer Weise geltend, wie vordem noch gar nie. Nicht minder entstanden an allen Enden und Ecken die blutigsten Fehden, weil der Stärkere diese königslose Zeit dazu benutzen wollte, den Schwächeren zu unterdrücken, und mit einem Wort die Verwirrung stieg auf eine solche Höhe, daß selbst die Kurfürsten, denen doch ein machtloser König immer äußerst erwünscht war, sie nicht länger mitansehen konnten. Sie drangen daher endlich zu Anfang des Jahrs 1396 in den König Wenzel, daß er für Deutschland, wohin er zu kommen durch die böhmischen Wirren verhindert wurde, einen Reichsverweser ernenne, und draufhin schlug ihnen Wenzel im März 1896 vor, seinem Bruder Sigmund, dem König von Ungarn, diese Würde zu übertragen. Damit erklärten sich die Kurfürsten einverstanden, allein aus der Sache konnte unmöglich etwas werden, weil dem Sigmund vom Süden her ein Feind auf den Hals rückte, der an Furchtbarkeit alles bisher Dagewesene weit hinter sich ließ. Ein Jahrhundert etwa vor dem Regierungsantritt König Wenzels hatte der Türke Osman, der Sohn Ertoghruls, eines Vasallen des seldschuckischen Sultans Aladdin, in Kleinasien ein neues muhammedanisches Reich, das der Osmannen, zu gründen angefangen und mit Riesenschritten dehnte sich dieses weiter und weiter aus. Schon Osmanns Sohn Orchan drang bis zum Hellespont vor und diesen überschreitend eroberte Murad I., Orchans Sohn, Adrianopel, das er zu seiner Hauptstadt erhob. Vergebens stellte sich ihm Ludwig der Große, der König von Ungarn und Polen entgegen; er verlor anno 1363 die Schlacht an der Marizza. Da rafften sich die sämmtlichen an der unteren Donau ansässigen Slavenstämme zusammen und lieferten den Osmannen am 20. Juli 1389 die furchtbar blutige Schlacht bei Kassowapolje, zu deutsch auf dem Amselfelde. In dieser Schlacht fiel

Murad I., aber nur erst nachdem er einen vollständigen Sieg errungen hatte und die Frucht dieses Siegs war die Eroberung Serbiens und der Bulgarei. Auf Murad I. folgte Bajesid I., genannt der Blitz, und dieser nahm nicht blos die Wallachei weg, sondern verkündete auch, in Südungarn einfallend, aller Welt, daß er den sämmtlichen christlichen Reichen in Europa ein Ende machen werde. Daraufhin sammelte zwar Sigmund, der Beherrscher Ungarns, alle seine Streitkräfte und zog dem Bajesid entgegen; doch bald sah er ein, daß er für sich allein der Uebermacht der Osmannen nicht gewachsen ei, und ließ sofort seinen Hilferuf durch die ganze Christenheit ergehen. Die erste Pflicht, sich mit ihm zu vereinigen, hätte Wenzel als deutscher König gehabt, aber die Wirren in Böhmen und seine ewige Völlerei gestatteten ihm dieß nicht. Dagegen begeisterte man sich in ganz Süddeutschland für die heilige Sache des Kreuzes und aus Schwaben und dem Elsaß eilten ganze Schaaren von Rittern nach Ungarn. Eben so thaten die beiden Brüder Johann III. und Friedrich VI., Burggrafen von Nürnberg, und ein auserlesenes Corps schickten auch die Wittelsbacher, der Rheinpfalzgraf Ruprecht II. und die Herzoge von Baiern. Das Bedeutendste aber leistete König Karl VI. von Frankreich, denn er stellte unter dem Oberbefehl des Grafen von Nevers, des ältesten Sohnes des Herzogs von Burgund, nicht weniger als 1000 Ritter, die Blüthe des französischen Adels, mit 10,000 Reisigen. Nachdem nun alle diese Hülfsmannschaften eingetroffen, hielt sich der König Sigmund von Ungarn für stark genug, eine Hauptschlacht zu wagen, und dieselbe erfolgte am 25. September 1396 bei Nicopolis. Die Franzosen in ihrem Uebermuth verlangten das Recht des ersten Angriffs und stürzten sich wie rasend auf den Feind. Aber die Osmannen hielten den Anprall aus und den rechten Augenblick ersehend trennte der türkische Sultan das französische Corps von dem Hauptheere. So blieb dem Grafen von Nevers, nachdem ein großer Theil seiner Mannen gefallen, nichts übrig, als sich mit dem Rest seiner Tapferen, worunter die hochgestelltesten Ritter, den Muselmannen zu ergeben, und damit war das Schicksal des Tages entschieden, obwohl die Deutschen wie die Ungarn noch Wunder der Tapferkeit verrichteten. Sie fielen zu Tausenden

und König Sigmund selbst hätte sicherlich ihr Schicksal getheilt, wenn ihn nicht die beiden Burggrafen von Nürnberg zusammen mit dem Grafen Herrmann II. von Cilly (dieses steiermärkische Adelsgeschlecht hieß ursprünglich von Sunneck, wurde aber, nachdem Friedrich von Sunneck das Schloß und den Markt Cilly von einem mütterlichen Oheim geerbt hatte, von dem Kaiser Karl IV. in den Grafenstand mit dem Titel Cilly erhoben) mit Gewalt aus dem Gemetzel herausgerissen und auf einer Barke die Donau hinab über Constantinopel nach Dalmatien gerettet hätten. Die Folge der Niederlage der Christen waren entsetzlich, denn die Osmanen verwüsteten nun halb Ungarn nebst den angrenzenden Ländern und nur allein aus Steiermark führten sie, nachdem sie die Stadt Pettau eingeäschert, über 16000 Familien in die Sklaverei ab. Ja nur Eins hinderte den furchtbaren Bajesid sein Schwert bis nach Wien zu tragen, das nemlich, daß er sich genöthigt sah, mit seiner ganzen Streitmacht schnellstens umzukehren, um sich dem noch furchtbareren Mongolenkhan Timur, der eben jetzt mit seinen unermeßlichen Schaaren von Innerasien nach Kleinasien vordrang, entgegenzustemmen. Was nun den König Sigmund betrifft, so kehrte er nach Jahresfrist auf Umwegen nach Ungarn zurück; allein ein großer Theil der dortigen Großen hatte inzwischen — ihm das ganze Unglück, das die Osmanen angerichtet, zuschiebend, — den neapolitanischen Prinzen Ladislaus zum Könige ausgerufen und so wie er nun das Land betrat, fiel er in die Hände der Empörer. Achtzehn Monate lang blieb er in dieser Haft; da errettete ihn der treue Graf Hermann II. von Cilly (zur Belohnung für diese That erhob ihn Sigmund später in den Fürstenstand, ernannte ihn zum Banus von Croatien, Dalmatien und Slavonien und heirathete sogar nach dem Tode seiner ersten Gemahlin dessen Schwester Barbara) und brachte ihn glücklich nach Böhmen. Dort angekommen, verkaufte er alsbald die große brandenburgische Provinz Neumark um die Summe von 143,000 Goldgulden an den Deutschritterorden, um damit ein Heer anwerben zu können, und mit diesem Heere trieb er die ungarischen Rebellen so zu Paaren, daß er bis zum Frühjahr 1402 wieder vollkommener Herr von Ungarn war.

Durch all' dieß wurde es, wie sich von selbst versteht, dem

König Siegmund rein unmöglich, die ihm anno 1396 angetragene Verweserei des deutschen Reichs anzunehmen, und dieses Reich blieb nach wie vor herrenlos. Mit der Herrenlosigkeit aber steigerte sich die Anarchie und allüberall in Deutschland herrschte nur Unordnung, Gewaltthat, Raubgier, Zuchtlosigkeit und Verwilderung. Da glaubte der Erzbischof Johann II. von Mainz, der Erzkanzler des Reichs, jetzt sei der rechte Zeitpunkt gekommen, den erbärmlichen Wenzel durch einen andern Regenten zu ersetzen, nehmlich durch einen König seiner Wahl, mit dem er zusammen regieren könne. Schon zwei Mal war es in den letzten 50 Jahren einem Grafen von Nassau (dieses Geschlecht war, seit ein Mitglied desselben die deutsche Krone getragen, sehr ehrgeizig geworden) geglückt, den Erzstuhl von Mainz einzunehmen, nehmlich anno 1353 dem Grafen Gerlach und anno 1373 dem Grafen Adolph, und somit fingen diese hochgebornen Herren an, sich einzubilden, sie hätten ein Privilegium auf genannten Erzstuhl. Darum als derselbe im October 1396 von neuem erledigt wurde, zweifelte der Domprobst Graf Johann von Nassau nicht im geringsten daran, daß er den Stuhl erringen werde, und gerieth also in schrecklichen Zorn, als der Domprobst Gottlieb, Graf von Leiningen, ihm den Rang ablief. Daraufhin berieth er sich mit seinem intimen Freunde Ruprecht, dem erstgebornen Sohn und Erben des Rheinpfalzgrafen Ruprecht II., was zu thun sei und reiste gleich nach dieser Berathung mit einer großen Summe Geldes, die ihm der alte Rheinpfalzgraf auf Bitten seines Sohnes vorstreckte, nach Rom ab. Dort, bei Bonifaz IX., konnte man um's Geld Alles haben und somit wurde es dem Grafen Johann leicht, vom Pabste seine Ernennung zum Erzbischof von Mainz auszuwirken. Mit dieser Ernennung in der Tasche kehrte er Ende Januar 1397 nach Mainz zurück, und da der Pabst Jeden, der ihn nicht anerkennen würde, mit dem Banne bedrohte, so saß er bald unangefochten auf dem genannten Erzstuhle. Von dieser Zeit an wurde seine Verbindung mit seinem Freunde Ruprecht noch intimer und nachdem letzterer im Januar 1398 nach dem Tod seines Vaters als Ruprecht III. Kurfürst von der Pfalz geworden war, einigten sie sich über nachfolgende Punkte. Erstens König Wenzel solle abgesetzt werden. Zweitens Ruprecht III. habe ihm als deutscher

König zu folgen. Drittens, sobald Ruprecht gewählt sei, müsse die Schuldverschreibung, welche Johann II. dem alten Rheinpfalzgrafen ausgestellt, vernichtet werden. Nachdem dieß geschehen, fingen sie an, die übrigen Kurfürsten zu bearbeiten und ohne viele Schwierigkeiten ließen sich zuerst der Erzbischof Friedrich III. von Köln (11. April 1399), dann der Kurfürst Rudolph III. von Sachsen (2. Juni 1399), endlich der Erzbischof Werner von Trier (15. Sept. 1399) dafür gewinnen, daß man den Wenzel absetzen müsse. Damit stimmten auch noch verschiedene andere deutsche Dynasten überein (wie z. B. der Burggraf Friedrich VI. von Nürnberg und der Herzog Stephan von Baiern) und darauf kamen die Verbündeten im Mai 1400 in Frankfurt am Main zusammen, um die Absetzung Wenzels auszusprechen. Kaum aber war dieß (am 26. Mai) geschehen, so entstand ein heftiger Streit darüber, wen man dem Abgesetzten zum Nachfolger geben solle. Johann II. von Mainz schlug den Rheinpfalzgrafen Ruprecht III. vor und ihm stimmten die Kurfürsten von Trier und Köln bei. Herzog Rudolph III. von Sachsen aber wollte durchaus seinen Schwager, den Herzog Friedrich von Braunschweig, durchsetzen. Man machte also, die Wahl sistirend, ab, nach drei Monaten im August 1400 in Oberlahnstein nochmals zusammenzukommen, um dann ein Definitivum zu treffen, und daraufhin machte sich der Kurfürst Rudolph III. in Begleitung des Herzogs Friedrich von Braunschweig mit wenigem Gefolge auf den Heimweg. Auf diesem Ritte aber wurden sie am 5. Juni 1400 bei dem Dorfe Klein-Englis unweit Fritzlar in einem Hohlwege von einer großen Schaar Geharnischter jählings überfallen und in dem darauf folgenden Kampfe erlitten die meisten von ihnen, darunter auch der Herzog Friedrich von Braunschweig, den Tod. Der Anführer der Mordbande war der Graf Heinrich VI. von Waldeck, ein naher Verwandter des Erzbischofs Johann II. von Mainz, und die Ritter Kunzmann von Falkenberg und Friedrich von Hertingshausen, welche den Braunschweiger Herzog erschlagen hatten, gehörten zum Mainzer Hofhalt. Man konnte es also mit Händen greifen, wer den Mord veranstaltet habe, allein Johann II. lachte dazu, denn der Hauptzweck, die Beseitigung des lästigen Thronrivalen, war ja erreicht. Zwei Monate darauf fand die Zusammenkunft in Oberlahnstein statt;

es erschienen aber nur die drei geistlichen Kurfürsten nebst dem Rheinpfalzgrafen Ruprecht III. Dessenungeachtet schritten diese Vier am 21. August zur Königswahl und einstimmig ging aus derselben Ruprecht III. (er hatte sich also selbst gewählt) hervor.

Es gab also wieder einmal zwei deutsche Reichsoberhäupter und König Ruprecht rüstete sofort ein kleines Heer aus, mit dem er im März in Böhmen einfiel. Allein die czechischen Barone mit dem mährischen Jost an der Spitze sammelten aus Nationalhaß gegen die Deutschen alsbald ihre ganze Macht, und schlugen die Eindringlinge mit blutigen Köpfen zurück. Somit sah König Ruprecht ein, daß er mit Gewalt nichts ausrichten könne, und noch schwerer fiel ins Gewicht, daß ihm die meisten Reichsstädte, so wie überdies eine Menge von kleinen Dynasten — sie zogen die Ungebundenheit vor und gehorchten weder ihm noch dem Wenzel — die Anerkennung versagten. Da kam sein Freund Johann II. von Mainz auf den Gedanken, König Ruprecht sollte sich schnellstens in Rom die Kaiserkrone holen, denn diese Krone werde sein Ansehen so steigern, daß ihm alsbald ganz Deutschland unterwürfig zu Füßen sinke. Es war dies ein höchst abenteuerlicher Plan, schon deßwegen, weil dem Vordringen bis nach Rom die größten Hindernisse entgegenstanden. Ueber Mailand herrschte nemlich damals Herzog Johann Galeazzo Visconti, der Neffe des verstorbenen Bernabo Visconti (den Herzogstitel hatte er sich aus Eitelkeit von König Wenzel verleihen lassen und ihm dafür im Mai 1395 die große Summe von 100,000 Goldgulden bezahlt), und da ihm auch noch die Städte Padua, Modena, Mantua, Siena, Perugia, Assisi, Bologna und Pisa gehorchten, so konnte er, wenn er wollte, die Romfahrt Ruprechts unmöglich machen. Daß er aber dieß wollen werde, daran durfte man schon deßhalb nicht zweifeln, weil zwischen ihm und dem Pabste Bonifaz IX., Bolognas wegen, die bitterste Feindschaft herrschte. Ruprecht hätte also klug gethan, zu Hause zu bleiben; allein auf die vielen Feinde des gewaltigen Galeazzo, sonderlich auf die Venetianer und Florentiner rechnend, überstieg er im Sept. 1401 mit einem kleinen Heere die Tyroler Alpen. Kaum stand er nun auf welschem Boden, so trat ihm der kriegskundige Galeazzo mit seiner ganzen Macht entgegen und am 24. Okt. 1401 kams

zwischen Brescia und dem Gardasee zur Schlacht. Sie war furchtbar blutig und die Deutschen kämpften mit der größten Tapferkeit. Dessenungeachtet endete der Tag mit einer gräßlichen Niederlage Ruprechts und flüchtig mußte sich derselbe mit den Wenigen, die ihm geblieben, bis an den Fuß der Alpen zurückziehen. Von hier aus suchte er die Venetianer und Florentiner zu einer außerordentlichen Anstrengung aufzustacheln; allein vergebens, denn nicht einmal Geld gaben sie ihm, viel weniger Mannschaft und Waffen. Ebensowenig erhielt er von Deutschland her Unterstützung und so mußte er, nachdem er, um existiren zu können, selbst sein Silbergeschirr versetzt, im Sommer 1402, mit Schmach und Schande beladen, die Heimkehr antreten. Dort angekommen aber empfing ihn Hohn und Spott und außer in seiner Pfalzgrafschaft und im Mainzischen erkannte man ihn fast nirgends mehr als König an.

Noch während der Abwesenheit Ruprechts in Italien reifte in dem ungarischen Könige Sigmund der Entschluß, sich selbst zum Könige von Deutschland aufzuwerfen, und plötzlich mit einem Heere in Böhmen einrückend, nahm er am 6. März 1402 seinen Bruder Wenzel gefangen. Nachdem er darauf ganz Böhmen unterworfen, erneuerte er mit den Habsburgern am 14. September 1402 die schon von seinem Vater abgeschlossene Erbverbrüderung und übergab dann den gefangenen Wenzel dem Herzoge Albrecht IV. von Oestreich. Vereint mit diesem hoffte nemlich Sigmund dem Ruprecht vollständig gewachsen zu sein; allein seine klugen Pläne schlugen doch fehl.

Einmal nemlich gelang es dem Wenzel am 11. November 1403 seinem Gefängniß in Wien zu entrinnen und seine Böhmen, welche Sigmund mit der furchtbarsten Strenge im Zaum zu halten bemüht, war, empfingen ihn mit lautem Jubel. Sodann erneuerten eben jetzt die Osmannen ihre Angriffe auf Ungarn und um ihnen mit Kraft begegnen zu können, mußte Sigmund alle seine Truppen aus Böhmen zurückziehen. Endlich wurden die Habsburger — sie bestanden zur Zeit aus dem Beherrscher Oestreichs, Albrecht IV. und den vier Söhnen des bei Sempach gefallenen Leopold mit Namen Wilhelm (genannt der Höfliche), Leopold (genannt der Stolze), Ernst (genannt der Eiserne), und Friedrich (genannt Friedel), welchen Steier-

mark, Kärnthen, Krain, Tyrol und Vorderöstreich gemeinsan gehörte — unter sich in schwere Kämpfe verwickelt, denn als Albrecht IV. am 14. September 1404 verstarb, stritten sich die vier so eben genannten Brüder um die Vormundschaft über sein minderjähriges Söhnlein, den nachherigen Albrecht V., und nach dem kurz darauf am 15. Juli 1406 erfolgten Tode Wilhelms des Höflichen kam es über der Theilung seines Erbes zu den heftigsten Kämpfen. Ja so furchtbar blutig wurden die Kämpfe, daß durch das ganze habsburgische Gebiet der Mord und die Brandfackel wüthete und das Elend der armen Unterthanen entsetzlicher gar nicht hätte sein können.

Das waren gräßliche Zustände, allein erst vollends toll wurde die Wirthschaft, als Ruprecht am 4. März 1410 starb. Jetzt nemlich lud Erzbischof Johann II., von Mainz als des Reiches Erzkanzler die deutschen Kurfürsten auf den September 1410 nach Frankfurt ein, um eine neue Königswahl vorzunehmen, und sofort ertheilte Sigmund, der so eben die Osmannen glücklich zurückgeschlagen hatte, seinem ergebenen Freunde, dem Burggrafen Friedrich VI. von Nürnberg (dessen Bruder Johann III. war inzwischen gestorben) die ausgedehntesten Vollmachten, um die Kurfürsten zu seinen Gunsten zu bearbeiten. Nicht minder eifrig bewarb sich Jost von Mähren um die Königskrone und versah seine Agenten ebenfalls mit ganz exorbitanten Summen. Endlich regte sich auch noch der König Wenzel und erklärte nie und nimmer weichen zu wollen. So kam denn am 20. September 1410 eine ganz eigenthümliche Wahl zu Stande. Für den Wenzel erklärte sich der Kurfürst Rudolph III. von Sachsen und den Sigmund kürten der Erzbischof Werner von Trier so wie der Rheinpfalzgraf Ludwig III., Ruprechts Sohn und Erbe. Jost von Mähren aber bekam die Stimmen Johanns II. von Mainz und Friedrichs III. von Köln. Man hatte also jetzt drei Könige in Deutschland; doch nicht lange, denn am 17. Januar 1411 starb der böse Ränkeschmied Jost und unmittelbar nachher, am 9. Juli 1411, verständigte sich Sigmund mit seinem Bruder Wenzel über nachfolgende Punkte. Wenzel solle aus Josts Nachlaß Mähren und die Niederlausitz erhalten und außerdem ungehindert über Böhmen herrschen. Dagegen habe er seinem Bruder Sigmund die Mark Brandenburg (deren größter Theil dem

Jost verpfändet gewesen war) so wie die deutsche Königskrone zu überlassen, letztere jedoch mit dem Vorbehalt, daß während der Lebszeiten Wenzels Sigmund keinen Anspruch auf den Kaisertitel mache. Nachdem solches abgemacht, wußte Sigmund, der das Geld mit vollen Händen austheilte, es auch den Kurfürsten von Mainz, Köln und Sachsen begreiflich zu machen, daß er der tauglichste Königscandidat sei, und nun fand am 21. Juli 1411 eine zweite Wahl zu Frankfurt statt, aus welcher er einstimmig als deutsches Reichsoberhaupt hervorging. Er hatte also endlich sein Ziel erreicht, der ehrgeizige Sigmund, und man hätte nun glauben sollen, daß, weil endlich einmal wieder ein großmächtiger Fürst an der Spitze der deutschen Nation stand, ein starkes durchgreifendes Regiment sich werde geltend gemacht haben. Allein der genannte Luxemburger besaß wohl eine nicht ungewöhnliche Bildung — er sprach deutsch, böhmisch, ungarisch, französisch, italienisch und lateinisch — und durfte sich auch eines scharfen Verstandes rühmen; dagegen aber fehlte ihm Energie, Standhaftigkeit, Selbstbeherrschung und Ehrlichkeit und überdem gab er sich der Prunksucht, Verschwendung und Weiberliebe im übertriebensten Maaße hin.

Ehe wir nun übrigens in der eigentlichen Reichsgeschichte weiter fortfahren, müssen wir nach denjenigen Provinzen Deutschlands sehen, welche wir, weil sie an den Reichshändeln in den Tagen des Königs Wenzel keinen Antheil nahmen, bis jetzt außer Acht gelassen haben. Es war dieß in erster Linie der Nordosten und dann in zweiter der Nordwesten Deutschlands. Was den letzteren betrifft, so hatte König Johann von Böhmen, wie wir längst wissen, das Herzogthum Luxemburg seinem jüngsten Sohne Wenzel vermacht, worauf Kaiser Karl IV. diesen seinen Bruder mit Johanna, der Erbin der reichen Lande Limburg und Brabant vermählte. So kam der Herzog Wenzel zu einem großen Landbesitz im Nordwesten Deutschlands und man muß ihm nachsagen, daß er denselben ziemlich löblich regierte. Namentlich suchte er auch dem Unwesen der sogenannten Linfars (den Namen erhielten sie von ihrem Oberanführer) zu steuern, denn diese Söldnerbanden, welche früher während des langjährigen Kriegs zwischen England und Frankreich theils auf dieser theils auf jener Seite ge-

fochten hatten, seit dem Frieden von Bretigny (8. Mai 1360) aber in Masse entlassen worden waren, spielten, wo sie einfielen, dieselbe Räuber-Rolle, wie die Freicompagnien unter ihren Condottieris in Ober-Italien. Dieses sein rühmliches Beginnen übrigens verwickelte ihn in schwere Kämpfe mit den beiden Herzogen Wilhelm II. von Jülich und Eduard von Geldern, welche als hohe Beschützer der Linfars auftraten, und die traurige Folge hievon war, daß er in der höchst blutigen Schlacht von Baesweiler (22. August 1371) mit vielen Grafen und Rittern in die Gefangenschaft seiner Feinde gerieth. Nun starb, von dem Dolch eines Meuchelmörders getroffen, der Herzog Eduard von Geldern schon zwei Tage nach dem Tag von Baesweiler, ohne Kinder zu hinterlassen, und sofort entstand über sein Erbe der heftigste Streit. Anspruch darauf machte einmal der Graf Johann II. von Chatillon und Blois als der Gemahl von Mechtilde, der älteren Schwester des verstorbenen Eduard, und sodann der Herzog Wilhelm II. von Jülich als der Gemahl Mariens, der jüngeren Schwester Eduards; der Kampf zwischen ihnen aber wurde ein um so blutigerer, als der Adel Gelderns seit längerer Zeit in zwei feindliche Lager, die Heckerens und die Bronkhorste (ich erinnere hiebei an, die Hoeks und Kabeljaauws in Holland) gespalten war. Da kam dem Herzog Wilhelm II. der Gedanke, daß er wohl am ehesten den Sieg erringen könnte, wenn ihm der Herzog Wenzel von Luxemburg beistände, und ließ diesen am 21. Juni 1372 mit allen andern Gefangenen frei. Daraufhin ergriff der Herzog Wenzel mit aller Kraft die Parthei Wilhelms II. und richtig gelang es dadurch dem Letzteren — obwohl erst nach langem Kampfe im Jahr 1379 — sich in den bleibenden Besitz von Geldern, welches er sofort seinem Erstgeborenen, der auch Wilhelm hieß, verlieh, zu besetzen. Nicht lange nach diesen Abmachungen, am 7. December 1383, starb der Herzog Wenzel von Luxemburg, ohne Kinder zu hinterlassen, und vermachte dieses Herzogthum seinem Neffen, dem Könige Wenzel von Böhmen. Die Herzogthümer Brabant und Limburg dagegen, die er erheirathet hatte, blieben seiner Wittwe Johanna und diese regierte dieselben, wie Weiber zu regieren pflegen. Nun war der junge Herzog Wilhelm von Geldern (Wilhelms II. von Jülich Sohn)

ein überaus thatendurstiger Prinz, dem es am besten im Schlachtgetümmel gefiel, und er blieb deßhalb oft Jahrelang vom Hause weg, um an irgend einem Kriegszug theilzunehmen. Während einer dieser Intervallen aber machten etliche Adelige Brabants auf eigene Faust einen Raubeinfall in Geldern und diesen Einfall zu bestrafen fiel der Herzogin Johanna gar nicht ein. Somit verlangte der junge Wilhelm nach seiner Zurückkunft in die Heimath Genugthuung von der Johanna und weil die thörichte Frau ihm solche verweigerte, kam es zwischen ihm und ihr im Jahr 1385 zum Kriege. Daraufhin wandte sich die Johanna, um nicht zu unterliegen, an den deutschen König Wenzel um Hülfe, konnte aber von diesem Trunkenbolde eine solche nicht erhalten. Was blieb ihr nun anders übrig, als sich nach einem andern Bundesgenossen umzusehen? Ihr Auge fiel auf ihren Nachbarn und Verwandten, den Herzog Philipp den Kühnen von Niederburgund (dieses Herzogthum, ein Theil des frühern arelatischen Reichs, lag zwischen der Champagne, dem Bourbonnais und der Franche-Comté und war längst mit anderen Theilen des arelatischen Reichs als Lehen zu Frankreich geschlagen worden), denn dieser hatte als Gemahl ihrer Nichte Margarethe, der Erbtochter des Grafen Ludwig von Flandern, so eben nach dem Tode dieses Grafen die Grafschaft Flandern mit Artois, Rethel, Nevers, Mecheln und Salins geerbt und besaß also eine nicht geringe Macht. Herzog Philipp erklärte sich auch sogleich bereit, ihr kräftigst beizustehen, jedoch unter der kleinen uneigennützigen Nebenbedingung, daß sie ihn zum Erben von Brabant und Limburg einsetze. Auf diese Bedingung ging die Herzogin Johanna ohne Bedenken ein und nun nahm der Kampf zwischen ihr und dem jungen Wilhelm von Geldern eine ganz andere Gestalt an. Philipp der Kühne nemlich führte alle seine Truppen ins Feld und gewann sogar noch den König Karl VI. von Frankreich zum Bundesgenossen. Umgekehrt aber stand zu dem Herzog Wilhelm von Geldern der König Richard II. von England und beide thaten ebenfalls ihr Möglichstes, um den Sieg an ihre Fahnen zu ketten. In Folge dessen verlängerte sich der Kampf so zu sagen ins Unendliche und ein vollkommen definitiver Frieden kam erst im Juni 1399 zu Stande. Noch weit trauriger

aber war das, daß der Herzog Philipp von Niederburgund in der That von der Herzogin Johanna nicht blos zum Erben von Limburg und Brabant erklärt, sondern sogar schon bei Lebszeiten, nemlich im September 1390, in den Besitz dieser beiden Herzogthümer gesetzt wurde, denn damit hörten diese, weil Herzog Philipp ein Vasall des Königs von Frankreich war, factisch auf, deutsche Besitzungen zu sein.

Gerade wie der Nordwesten ging auch der Nordosten Deutschlands seine eigenenen Wege, und als Beweis dessen führen wir in erster Linie den braunschweigischen Erbschaftsstreit an, der nicht weniger als zwanzig Jahre lang währte. Getheilt wurde Braunschweig erstmals anno 1267 in zwei und dann zwei Jahre später in vier Portionen genannt Gubenhagen, Göttingen, Wolfenbüttel und Lüneburg. Wie aber gleich nachher die Lüneburgische Linie ausstarb entstand sofort wegen Vertheilung des Erbes der heftigste Kampf unter den drei andern Linien und dieser Kampf nahm erst anno 1388 durch Vergleich ein Ende. Ich glaube nun übrigens nicht, daß eine Schilderung dieser ekligten Fehde für den Leser ein besonderes Interesse haben könnte, und gehe daher stillschweigend darüber hinweg. Um so länger dagegen bin ich genöthigt bei einem andern Kampfe zu verweilen, der von dem Herzogthum Mecklenburg ausging, denn in diesem wurde bald der ganze Norden und Osten unseres Vaterlandes hineingezogen. Der erste Herzog von Mecklenburg, Albrecht I, (die Herzogswürde ertheilte ihm anno 1348 Kaiser Karl IV.) war ein großer Freund des Bürgerthums und stand deßhalb auch mit den nächstgelegenen Hansastädten, besonders mit Lübeck, Wismar und Rostock, auf dem besten Fuße. Nicht minder hatte er auch intime Verbindungen mit Schweden, denn seine Gemahlin Euphemia war die Schwester des schwedischen Königs Magnus Erichsson. Nun faßte Letzterer schon frühe den großartigen Plan, alle skandinavischen Reiche unter einem Scepter zu vereinigen, und setzte es nicht blos durch, daß schon anno 1350 sein Sohn und Erbe Hakon von den Norwegern zum König erwählt wurde, sondern sicherte diesem dadurch, daß er ihn im Frühjahr 1363 mit Margarethe, der Erbtochter des Königs Waldemar IV. von Dänemark vermählte, auch das Königreich Dänemark. Darüber ergrimmte aber die Adelspartei

in Schweden über die Maaßen, denn Waldemar IV. war (wegen der Eroberung von Schonen) furchtbar verhaßt und da nun Magnus Erichsson in Schweden selbst höchst tyrannisch herrschte, so brach noch im Jahr 1363 eine Revolution gegen ihn aus. In Folge derselben wurde er des Thrones entsetzt und dieser dem zweitgeborenen Sohn des Herzogs Albrecht I. von Mecklenburg, ebenfalls Albrecht geheißen, seiner Mutter Euphemia wegen, übertragen. Freilich wollten sich dieß weder Magnus Erichsson noch Hakon von Norwegen gefallen lassen; allein auf das Anrufen des Herzogs Albrecht I. mischte sich der Hansabund ein und in der siegreichen Schlacht von Enköping (3. März 1365) wurde Magnus Erichsson, der Gefangene der Deutschen. Darauf entsagte Letzerer dem Throne und wohl oder übel mußte zuletzt, anno 1371, selbst Hakon den Albrecht als König von Schweden anerkennen. Wenige Jahre später übrigens schon erkannten die Schweden, daß Albrecht durchaus nicht für sie passe, da seine Regierungsweise (er stellte fast nur Deutsche an) von der bisher gewohnten gänzlich abwich, und mit sehnsüchtigem Auge sahen sie daher auf Oluf, den Sohn Hakons und der Margarethe, welcher nach dem Tode Waldemars IV. (October 1375) und Hakons (Mai 1380) nach einander die Kronen von Dänemark und Norwegen erbte. Da starb am 3. August 1387 Oluf und nun übernahm dessen Mutter Margarethe, eine Dame von merkwürdigen Gaben, die man später nur die nordische Semiramis nannte, die Regierung der beiden genannten Staaten. Noch mehr, schon im Sommer 1388 entschloß sie sich zum Krieg gegen Albrecht, der in ihren Augen nichts weiter als ein Usurpator war, und sofort erklärte sich eine mächtige Parthei in Schweden für sie. Nicht lange hernach, am 24. Februar 1389, kams bei Falköping zur Entscheidungsschlacht und Albrecht wurde nicht nur aufs Haupt geschlagen, sondern auch mit seinem Sohne Erich und vielen Edlen gefangen. Ganz Schweden huldigte nun der Margarethe bis auf die Hauptstadt Stockholm; diese dagegen, in welcher die reichen deutschen Kaufleute den Ausschlag gaben, wehrte sich standhaft und schlug alle Angriffe der Margarethe zurück. Natürlich, denn man zweifelte nicht, daß der Hansabund sofort eingreifen und der Margarethe einen Halt gebieten werde. Allein innerhalb

des Hansabundes gabs damals — der Zünfte wegen — herbe Streitigkeiten und da somit von seiner Seite nichts geschah, so wurde die Lage Stockholms eine immer mißlichere. Nun kamen die Freunde des gefangenen Albrecht, besonders dessen älterer Bruder, der Herzog Johann I. von Mecklenburg (der Vater war schon seit 1379 todt) so wie die Städte Wismar und Rostock auf einen ganz eigenthümlichen Gedanken, auf den nemlich, die so schwer bedrohte Stadt mittelst der Piraten der Ostsee zu retten. Daß es in der Ostsee Piraten gab, darf uns nicht wundern, denn der dort florirende Handel mußte gar manchen kühnen Seemann anreizen, sich die Reichthümer desselben auf die wohlfeilste Weise, das ist durch den Raub anzueignen. Freilich steuerte der Hansabund solchem Treiben mit Macht, allein umgekehrt hatte die Königin Margarethe in der letzten Zeit die Seeräuber auf alle Weise ermuntert, damit sie den Handel der verhaßten Hanseaten schädigten, und so waren es der Corsaren immer mehrere geworden. Nun traten im Jahr 1391 die Städte Wismar und Rostock so wie der Herzog Johann I. von Mecklenburg mit den Gefürchtetsten derselben in Unterhandlung und nach kurzem einigten sie sich über nachfolgende Punkte. Die Corsaren verpflichteten sich, die Stadt Stockholm, so lange die Belagerung derselben daure, immer hinreichend mit allen Bedürfnissen, besonders auch mit Lebensmitteln oder Victualien — daher hießen die Seeräuber später „Victualien- oder Vitalienbrüder“ — zu versehen und wenn sie auch dabei die größten Gefahren liefen. Ueberdem versprachen sie kein hanseatisches Handelsschiff anzutasten und sich überhaupt an keinem hanseatischen Gut zu vergreifen. Dagegen aber hatte Herzog Johann I. ihnen seine Häfen Ribnitz und Golwitz zu öffnen und eben so mußten ihnen die Städte Wismar und Rostock ungehinderte Ein- und Ausfahrt gestatten. Beide Theile kamen den übernommenen Verpflichtungen nach, und namentlich wußten die Vitalienbrüder der Stadt Stockholm in kühnster, listigster und aufopferndster Weise immer wieder zur rechten Zeit alle Bedürfnisse zuzuführen. Sechs Jahre lang gings so fort, da sah endlich die Königin Margarethe ein, daß sie unter gegebenen Verhältnissen die Hauptstadt Schwedens unmöglich erobern könne, und ging sofort auf die Friedensvermitt-

lungsversuche des Hansabundes ein. Mit andern Worten sie gab den Mecklenburger Albrecht nebst all' den andern Gefangenen frei und erhielt dafür im September 1398 die Stadt Stockholm überantwortet. Anderthalb Jahre früher aber schon, nemlich am 13. Juli 1397, waren durch die Calmarer Union die drei nordischen Staaten Dänemark, Norwegen und Schweden zu einem einigen Reiche auf ewige Zeiten vereinigt worden.

Groß und siegreich stand jetzt die nordische Semiramis da, allein in den Vitalienbrüdern hatte sie sich einen furchtbaren Feind auf den Hals geladen, der alle Küsten Skandinaviens unsicher machte. Durch den Schutz nemlich, den die Häfen Rostock, Wismar, Ribnitz und Golwitz den Seeräubern gewährten, wurden deren Unternehmungen immer kühner und die große Beute, die sie in Dänemark, Schweden und Norwegeu machten, führten ihnen immer größere Schaaren von Freibeutern zu. Da eroberten sie gar anno 1392 die feste Stadt Wisby nebst der ganzen Insel Gothland, die sie sofort in einen förmlichen Seeräuberstaat umwandelten, und nun trieben sie erst vollends ihr Handwerk ins Große. Ganz Skandinavien erzitterte vor ihnen und vergeblich waren alle Anstrengungen der nordischen Semiramis, ihnen eine ebenbürtige Kriegsflotte entgegenzustellen. Allein je mehr ihre Macht anwuchs, um so frecher wurden sie auch und bald hatten sie — „dat vermaledyde und heilose Volk, det leydigen Düvels Kindern", nennt sie eine alte Chronik — das Versprechen, die hanseatischen Schiffe unangetastet zu lassen, gänzlich vergessen. Freilich den Fahrzeugen Rostocks und Wismars, sowie den mecklenburgischen thaten sie kein Leid an; alle andere dagegen kaperten sie ohne Unterschied und überhaupt litt der Seeverkehr durch sie so furchtbar, daß vom Jahre 1395 an die Lübecker nicht einmal mehr dem Häringsfang bei Schonen obliegen konnten. Da raffte sich endlich die Hansa auf und stellte ihnen anno 1396 eine Kriegsflotte entgegen. Die Seeräuber jedoch bohrten die ganze Flotte während eines Sturms in den Grund und ermordeten deren Mannschaft, so weit sie nicht zu ihnen überging. Von jetzt an scheuten sie sich sogar nicht einmal mehr, die Küstenländer des so sehr gefürchteten Deutschherrenordens zu überfallen und den Handel der daselbst aufblühenden Städte schwer zu schädigen; allein diesen ihren

gränzenlosen Uebermuth sollten sie bald bitter bereuen, denn die Deutschordensritter waren nicht dazu angethan, sich eine solche Unbill gefallen zu lassen.

Wir erinnern uns aus dem früher Erzählten, wie der deutsche Orden seine Eroberungen im Nordosten Deutschlands nach und nach bis nach Litthauen hin ausdehnte, und man kann sich nun wohl denken, daß er vor diesem Lande, schon seines Heidenthums wegen, nicht stille stehen konnte. Freilich setzten sich die kriegerischen Litthauer unter ihren Großfürsten Gedimin und Olgjerd tapfer zur Wehre und überdies wußten sie ihr Land durch starke Befestigungen, die sie in Nachahmung der deutschen Burgen und Städte anlegten, zu schützen. Aber im großen Ganzen genommen blieb der Orden doch in den meisten Gefechten Sieger und dehnte sein Gebiet, obwohl sehr langsam, weiter und weiter aus. Natürlich, denn von allen Gauen Deutschlands strömten ihm Streitgenossen — meist beutegierige Ritter und Abenteurer, oft aber auch mächtige Grafen und Fürsten, die vor Begeisterung glühten, für das Kreuz gegen das Heidenthum zu fechten — in Menge zu und die Tausende, welche das Schwert des Feindes hinwegraffte, wurden also immer schnellstens wieder ersetzt. Doch nicht blos Werke des Kriegs schuf der Deutschherrenorden, sondern auch Werke des Friedens und der beste Beweis ist die Gründung der stolzen Marienburg, welche er seit 1389 zum Sitz des Hochmeisters oder wenn man so will zu seiner Hauptstadt erkor. Insbesondere aber ließ er es sich angelegen sein, an gut gewählten Punkten Städte anzulegen und diese dadurch zu fördern, daß er ihnen dieselben Rechte verlieh, welche die Hansastädte besaßen. Ja sie durften sich sogar an die letzteren anschließen und so wuchsen Kulm, Thorn, Elbing, Danzig, Königsberg, Braunsberg, Riga, Revel und Dorpat bald zu großem Wohlstand heran. Dieser Wohlstand aber kam wieder dem ganzen Lande zu gut und vor allem dem Orden selbst, denn aus den Städten konnte man Alles beziehen, wessen man bedurfte, und die Ritter sahen sich daher im Stande, ihre Burgen und Festungen auf Jahre hinein mit Proviant und sonstigem Nöthigen zu versehen. Wenn es nun aber so stand, durfte der deutsche Orden es dulden, daß die Vitalienbrüder den Handel seiner Städte

immer ärger schädigte und am Ende gar mit Vernichtung bedrohte? Damals stand (von 1393 bis 1407) als Hochmeister (der Höchstbefehlende nach dem „Hochmeister" war der „Deutschmeister" in Mergentheim, der die Besitzungen des Ordens im eigentlichen Deutschland unter sich hatte, und dann kamen die beiden „Landmeister" in Preußen und Livland; über die einzelnen Distrikte aber, in denen der Orden Eigenthum besaß, wachten die „Komthure", deren Oberster, der „Großkomthur", seine Befehle unmittelbar vom Hochmeister empfing und außerdem gab es noch verschiedene Beamte, wie „Marschälle" (Kriegsoberste), „Spittler" (Spitalaufseher), „Großschäffner" (Vorstände der Waaren- und Proviantniederlagen), „Trappirer" (Vorstände der Waffen- und Rüstungen-Bestände) und „Treßler" oder Tresories, das ist Schatzmeister) an der Spitze des Ordens Konrad V von Jungingen, ein Mann voll Einsicht, Tapferkeit und Energie und dieser ruhte nicht, als bis er in seinen Seestädten eine Kriegsflotte von achtzig Segeln ausgerüstet hatte. Auf dieser starken Flotte, die er im Hafen von Danzig sammelte, schiffte er sich im Frühjahr 1398 mit den Besten seiner Krieger ein und steuerte sofort gegen die Insel Gothland. Die Landung gelang und nach blutigem Kampf wurde im April die Seeräuberfeste Wisby erstürmt. Nun fielen nach einander auch die übrigen Piratenburgen auf der Insel und wer von den Räubern nicht durchs Schwert umkam, den ließ der Hochmeister ohne Erbarmen aufhängen. Ihrer vierhundert jedoch, geführt von dem kühnen Capitän Swen Sture, entkamen auf ihren schnellen Schiffen durch den Oeresund und das Kattegat nach der Nordsee, wo sie sich auf den kleinen Inseln, welche zwischen den Weser- und Emsmündungen unmittelbar vor Friesland liegen, von neuem festsetzten. Gänzlich vertilgt waren also die Vitalienbrüder noch nicht, sondern im Gegentheil erneuerten die Entronnenen alsbald ihre Piratenzüge. Nur blieben sie der Ostsee von nun an fern und beschränkten sich auf die Nord- und Westsee. Hier aber thaten sie dem hanseatischen und skandinavischen Handel, besonders dem nach England, von neuem unermeßlichen Schaden und die große Beute, die sie machten, führte ihnen der Abentheurer wieder eine Menge zu. Da machten die Hansestädte, besonders Lübeck und Hamburg, anno

1402 eine neue Kraftanstrengung und in einer großen Seeschlacht bei Helgoland wurde die Flotte der Vitalienbrüder fast gänzlich zerstört. Ja mehrere ihrer tapfersten Capitäne, wie Claus Störtebecker und sein Blutbruder Wigmann fielen mit 150 Genossen in die Hände der Sieger und mußten alle zusammen in Hamburg ihr Haupt aufs Schaffot legen. Dasselbe Schicksal erlitten ein Jahr später auch die Capitäne Götke Michael und Wigbold, ein früherer Magister der freien Künste, und von nun an war ihr Lebenskern gebrochen. Ihr letzter Rest wurde im Jahr 1439 bei Bergen, das sie, um es zu plündern, an allen vier Ecken anzuzünden versuchten, vernichtet und von nun an verschwindet der Name der Vitalienbrüder gänzlich aus der Geschichte.

Wir kommen nun wieder auf den Deutschherrenorden zurück. Derselbe hatte kaum durch die Eroberung von Wisby und Gothland die Vitalienbrüdernoth überwunden, so trat an ihn eine neue, noch viel schwerer zu lösende Aufgabe heran, welche ihn sogar nöthigte, das eroberte Gothland an die Königin Margarethe, die Semiramis des Nordens, für die starke Summe von 9000 Goldnobeln abzutreten; ich meine die Aufgabe, sich mit den vereinigten Litthauern und Polen zu messen. In Polen hatte anno 1384 durch die Wahl der Geistlichkeit und des Adels Hedwig oder Jadwiga, die zweitgeborne Tochter des Königs Ludwig (des Großen) von Ungarn und Polen, in ihrem vierzehnten Jahr den Thron bestiegen; in Litthauen aber herrschte seit dem Hinscheiden des Großfürsten Olgjerd (1377) dessen Erstgeborner, der ebenso kluge als tapfere Jagello, und dieser bemühte sich eifrigst darum, die Hand der jungen Hedwig zu erhalten. Es gelang ihm endlich im Februar 1386; aber nur unter drei schweren Bedingungen. Erstlich und vor Allem mußte er ein Christ (in der zu Krakau vorgenommenen Taufe nahm er den Namen Wladislaw an) werden und zugleich geloben, sein ganzes Volk dem Christenthum zuzuführen. Zweitens hatte er auf die Selbstständigkeit des Großfürstenthums Litthauen zu verzichten und dasselbe auf ewige Zeiten dem Königreich Polen einzuverleiben. Drittens endlich verlangte man von ihm, daß er alle die Provinzen, welche in den letzten Jahrzehnten durch das Schwert der Deutschordensritter von Polen abge-

rissen worden waren, namentlich Pomerellen, Dobrin und das Kulmerland zurückerobere. Gewiß also drei schwere Bedingungen; doch wurde Jagells oder Wladislaw II. mit der Erfüllung der beiden erstern in einem Decennium so ziemlich fertig. An die dritte dagegen, ich meine an den Krieg mit dem deutschen Orden, wagte er sich lange nicht, denn es handelte sich dabei nicht blos um ein Stück Land, sondern um einen Waffengang zwischen Germanen und Slaven. Weil nun aber so unendlich viel auf dem Spiele stand, traf Jagello, als er endlich seinen Entschluß gefaßt hatte, die umfassendsten Kriegsrüstungen und rief sogar seine wilden heidnischen Nachbarn, die Tartaren des Don und Dniepr, zur Hilfe herbei. Nicht so vorsichtig ging der Deutschorden zu Werk, denn wenn er auch natürlich nicht umhin konnte, Gegenrüstungen zu machen, so begnügte er sich doch damit, ein bedeutendes Corps von Söldnern anzuwerben, sich fest darauf verlassend, daß die Kraft seiner Ritter ganz unbesieglich sei. Endlich im Jahr 1409 begann Jagello die Feindseligkeiten und da die Tartaren mit wahrhaft kannibalischer Grausamkeit wütheten, beschloß der Hochmeister Ulrich von Jungingen, der Bruder und Nachfolger des im Juli 1407 verstorbenen Konrads V., den Krieg durch eine Hauptschlacht so schnell als möglich zu beendigen. Am 15. Juli fand dieselbe beim Dorfe Tannenberg unfern der Stadt Gilgenburg statt; aber in welch gräßlicher Weise endete sie! Das Heer Jagellos zählte über 120,000 Streiter, während das Ritterheer sich kaum auf 60,000 Mann belief. Noch schlimmer war, daß der Hochmeister von dem Feldherrntalent Jagellos blutwenig oder nichts besaß, sondern dasselbe durch rohe Tapferkeit ersetzen wollte, und so erlitt das Ordensheer eine Niederlage, die gar nicht entsetzlicher hätte sein können. Nicht weniger als zwei Dritttheile desselben — 40,000 Mann — wurden erschlagen, darunter der Hochmeister Ulrich von Jungingen selbst nebst mehr als Zweihundert der hervorragendsten Ritter; von dem übrigen Dritttheil aber fielen die Meisten, ihrer gegen 15,000, in die Hände der Sieger, welche noch überdieß das ganze Lager mit seinen unermeßlichen Vorräthen erbeuteten. Nun schien Alles verloren und eine Menge von festen Städten, darunter Danzig und Elbing, ergaben sich dem Feinde ohne Widerstand. Von den Rittern

selbst ließen viele ihre Komthureien im Stich und flohen eiligst nach Süddeutschland. Nur Einer von ihnen verlor den Kopf nicht, der Graf Heinrich von Plauen, Komthur von Schwetz, und ritt, so schnell er reiten konnte, nach der Marienburg, um wenigstens die Hauptfestung des Ordens zu retten. Seine Energie entzündete auch den Muth des Restes der Ritter, und wie nun Jagello vor die Marienburg rückte, wurden alle seine Stürme abgeschlagen. Noch mehr, es glückte dem energischen Grafen, einige schnelle Boten nach Brandenburg, Livland, Pommern und Ungarn zu entsenden, um Hülfe herbeizuholen und allüberall wurde ihnen diese zugesagt. Endlich brachen in dem großen Belagerungsheere böse Seuchen aus, weil dasselbe nicht gehörig verpflegt werden konnte, und nun hielt es Jagello, als die Hülfsmannschaften näher rückten, für das Gerathenste, seinen Frieden mit dem Orden zu schließen. Es geschah dies am 1. Febr. 1411 zu Thorn durch beiderseitige Bevollmächtigte und der Orden kam dabei noch glimpflich genug weg. Er hatte nemlich allerdings für die Freigebung der Gefangenen die große Summe von 100,000 Schock Prager Groschen zu zahlen; sein Land aber durfte er alles behalten, die Gränzfestungen von Pomerellen und dem Kulmerland abgerechnet. Trotzdem datirte sich von dieser Zeit an der Niedergang der noch vor Kurzem so gewaltigen Deutschherren, denn die besten von ihnen waren im Kampfe gefallen und überdem hatte ihr Ansehen durch die furchtbare Niederlage so nothgelitten, daß ihnen keineswegs die nöthigen neuen Kräfte aus der Mitte des deutschen Adels mehr zuströmten. Endlich, war nicht fast das ganze Ordensgebiet von den Polen, Litthauern und Tartaren total ausgeraubt worden und wie wollte man also jene große Summe von 100,000 Schock Prager Groschen aufbringen? All' dies viele Schlimme sollte der neue Hochmeister, zu welcher Würde man den Grafen Heinrich von Plauen aus Dankbarkeit beförderte, in aller Eile wieder gut machen, allein die Mittel, die er wählte, führten zu einem ganz entgegengesetzten Ziele. Einmal nemlich besteuerte er die im Ordensland gelegenen Städte in ganz unerhörter Weise, und in Folge dessen fingen diese Städte, weil all' ihre Beschwerden mit Verachtung abgewiesen wurden, an, nachzudenken, ob sie nicht das schwere Joch, wenn nöthig, selbst mit

Hülfe des Polenkönigs Jagello abschütteln sollten. Sodann suchte der neue Hochmeister alle unter den Ordensrittern eingerissenen Mißbräuche und Schäden schnellstens und mit Gewalt auszurotten, um den Orden wieder vor der Welt in Ehren zu bringen; allein darüber erbosten sich viele der Herren Ritter so furchtbar, daß sie sich unter Anführung des Ordensmarschalls Michael Küchmeister von Sternberg ihres Oberhaupts bemächtigten und den genannten Küchmeister zu seinem Nachfolger erwählten. Hierüber spaltete sich der Orden in zwei entgegengesetzte Partheien und schließlich flohen mehrere der Anhänger des gefangenen Grafen Heinrich von Plauen, um nicht ebenfalls eingekerkert zu werden, zu dem Könige Jagello nach Krakau, der sie natürlich mit offenen Armen aufnahm. So schlich sich neben der Uneinigkeit auch noch der Verrath in den Deutschherrenorden ein und in Folge dessen mußte er mit Nothwendigkeit immer mehr zerfallen.

Wir kehren nun wieder zu den Angelegenheiten des deutschen Reichs zurück und heben zunächst die Wirren innerhalb der Kirche hervor, weil von diesen Deutschland insbesondere betroffen wurde. Damit, daß Pabst Gregor XI., von Kaiser Karl IV. bewogen, seinen Sitz von Avignon nach Rom zurückverlegte, glaubte die katholische Christenheit, sei der Avignon'schen Wirthschaft für immer ein Ende gemacht worden; wie jedoch nach dem Tode Gregors XI. die Römer am 27. März 1378 das Cardinalscollegium durch Gewaltandrohung zwangen, einen Italiener, den Erzbischof von Bari, Bartholomäus von Prignano, unter dem Namen Urbans VI. auf den Stuhl Petri zu setzen, ergriff die französisch Gesinnten unter den Cardinälen — und diese bildeten die Mehrzahl — ein heftiger Zorn, und solchen Zorn steigerte Urban VI., statt ihn zu beschwichtigen, noch dadurch, daß er dieselben in ziemlich verletzender Weise behandelte. Daraufhin drangen die Unzufriedenen in den Pabst, daß er seinen Wohnsitz nach Avignon zurückverlege, weil man dort viel besser lebe, als in Rom, und da sie natürlich eine barsch abschlägliche Antwort erhielten, so entwichen sie, Einer nach dem Andern, heimlich nach Anagno. Dort versammelt aber, ernannten sie am 20. Sept. 1378 einen Franzosen, den Cardinal Robert von Genf unter dem Namen Clemens VII.

zum rechtmäßigen Pabst und dieser nahm sofort, wie sich von selbst versteht, seinen Sitz in Avignon. So hatte man denn wieder einmal zwei Päbste und damit begann das große Schisma, welches die ganze Christenheit durch ein halbes Jahrhundert hindurch in zwei feindliche Lager spaltete. Für Urban VI. nemlich erklärte sich Ober- und Mittel-Italien, Deutschland, England, Dänemark, Norwegen, Schweden, Polen, Ungarn und Portugal, während Neapel, Frankreich, Spanien, Schottland, Castilien, Arragonien, Navarra und Lothringen dessen Gegner anerkannten. Auch änderte an diesem Verhältniß der Tod der beiden Gegenpäbste durchaus nichts, denn so wie am 2. November 1389 Urban VI. gestorben war, erwählten ihm die Cardinäle seiner Parthei in Bonifaz IX., sowie nach dessen Hinscheiden (October 1404) in Innocenz VII., und endlich in Gregor XII. (December 1406) einen Nachfolger; den Gegenpabst Clemens VII. aber ersetzten die französisch-gesinnten Cardinäle (September 1394) mit Benedict XIII., welcher fast das Alter eines Methusala erreichte. Nun lag es in der Natur der Sache, daß die beiden Gegenpäbste sich gegenseitig nicht nur mit den gemeinsten Schimpfwörtern und Flüchen überhäuften, sondern sich sogar mit weltlichen Waffen — durch Söldnerbanden und Meuchelmörder — bekämpften, und die Folge war, daß sie, weil dieß unendlich viel Geld kostete, die Staaten, die ihnen anhingen, in der gewaltthätigsten, wucherischten und abscheulichsten Weise besteuerten. Man denke nur an die „Annaten" (Abgabe eines Jahresertrags für jede verliehene Kirchenstelle), welche die Gegenpäbste jetzt erfanden; dann an die „Confirmationen" (Taxe für Bestätigung in einer Kirchenstelle); weiter an die „Kommenden" (Abgabe von Laien, welchen die Päbste die Einkünfte einer Kirchenstelle verliehen); endlich an die „Unionen" und „Incorporationen" (Taxen für die Erlaubniß, mehrere, oft zehn bis zwanzig Kirchenstellen in seiner Hand zu vereinigen), so wie an noch verschiedene andere Erfindungen ähnlicher Art. Kurz die Gegenpäbste führten ein förmliches Aussaugesystem ein und selbst Hausknechte, Köche und Bediente, ja sogar Weiber und Kinder erhielten gegen Bezahlung Kirchenstellen. Wenn nun aber die Höchsten der Christenheit so ganz ohne Scham handelten, wie erst die „kleinen Päbste," die Erzbischöfe, Bischöfe und

Aebte! Sie mußten doch das Geld, das sie für ihre Bisthümer bezahlt hatten, wieder hereinbringen und somit vergaben sie von nun an keine Stelle mehr, selbst nicht einmal die geringste, ohne daß sie sich dafür bezahlen ließen; fürs Geld aber konnten die niederen Kleriker Alles haben, sogar die Erlaubniß, sich „öffentlich" Concubinen halten zu dürfen. Endlich wie schraubten erst die Pfarrer, um sich ebenfalls schadlos zu halten, den Laien, besonders den Bürger und Bauern! Jede kirchliche Handlung, jede Trauung, jede Taufe, jedes Begräbniß mußte dreimal so theuer als sonst bezahlt werden, und besonders stark trieb man den Handel mit dem Ablaß und den Dispensen. Fürs Geld durfte man sich selbst die gemeinste That erlauben; wer aber nicht bezahlte, der wurde, und hätte er auch nur an einem Fastentage ein Stückchen Fleisch gegessen, vor das geistliche Gericht citirt und aufs strengste abgebüßt. Kurz in jenen schrecklichen Zeiten verpestete die sittliche Verwilderung selbst die kleinsten Pfarrhöfe, und wenn die Bischofsresidenzen in Nachahmung von Rom und Avignon, zu förmlichen Lastersitzen, gepaart mit der üppigsten Liederlichkeit, herabsanken, so wurde man nicht weniger gewohnt, die Mönchs- und Nonnenklöster nur noch mit Tanzhäusern, Spielhöllen und Bordellen zu vergleichen.

Wer wird sich nun, wenn es so aussah, darüber verwundern, daß ehrliche Menschen über das gräßliche Leben des Clerus sich geradezu entsetzten und zu dem Schluß kamen, der jetzige Katholicismus könne unmöglich das wahre Christenthum sein. Man forschte also in der Urquelle, d. i. im neuen Testamente, nach dem Wesen des wahren Christenthums und so wie man es erforscht, fing man auch an, das Resultat der Forschung weiter und weiter zu verbreiten. So bildete sich schon frühe durch den Einfluß des berühmten Dominikanerpredigers Johann Tauler in Straßburg die Gesellschaft der „Gottesfreunde" und von den Niederlanden aus verbreitete sich die Gesellschaft der „Begharden" und „Beguinen" (angeblich gestiftet von Lambertus le Bégues) über ganz Deutschland. So erwachten die alten Ketzersekten der „Waldenser" und „Katharer" zu neuem Leben und ihnen gesellten sich die neuen der „Lollharden" (oder leise Singenden) und „Adamiten" (Nachahmer des ersten noch reinen Menschen)

bei. Nicht minder constituirte sich eine Gesellschaft der „Brüder des freien Geistes“ und von vielen andern ähnlichen Gesellschaften kennen wir jetzt nicht einmal mehr die Namen. Insbesondere fand das Nachdenken über das wahre Christenthum einen fruchtbaren Boden in Böhmen, weil dort von der neu gestifteten Universität eine frische Strömung ausging, und schon in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts rückten die berühmten Theologen und Prediger Conrad Waldhauser, Milic von Kremsier und Mathias von Janow den Gebrechen der Kirche gewaltig auf den Leib. Da wurden ganz zu Anfang des 15. Jahrhunderts (weil nemlich König Wenzels Schwester Anna mit dem brittischen König Richard II. vermählt war, bestand ein lebhafter Verkehr zwischen England und Prag) die Lehren des hochberühmten John Wycliffe, Professors zu Oxford (er verwarf den Ablaß, die Ohrenbeichte, den Bilderdienst, das Mönchthum, die Gewalt des Pabstes zu binden und zu lösen, mit einem Wort den ganzen Wust der römisch-pfäffischen Erfindungen und hielt sich nur an die reine Lehre des Evangeliums) durch die nicht minder berühmten Theologen Johann Huß und Hieronymus Faulfisch auf der Hochschule von Prag verbreitet und dieselben zündeten alsbald in einer ganz außergewöhnlichen Weise. Johann Huß, anno 1369 im Marktflecken Hussinec unweit von Prag als der Sohn wohlhabender Eltern geboren, rückte, nachdem er in Prag Theologie studirt und dann dort als Lehrer der Philosophie angestellt worden war, wegen seiner eminenten Gelehrsamkeit, mit welcher er den edelsten Charakter und das imposanteste Aeußere verband, nach und nach bis zum Dekan der philosophischen Fakultät (Oct. 1401) und ein Jahr später (Oct. 1402) sogar zum Rektor der Universität vor. Ueberdem übte er als Prediger an der Betlehemskapelle, sowie als Beichtvater der Königin Sophie, der zweiten Gemahlin des Königs Wenzel, auf Hoch und Niedrig einen ungemeinen Einfluß aus und so wurde er, was selbst seine Feinde zugeben mußten, in kurzer Zeit nicht bloß der Stolz der Universität Prag, sondern der ganzen denkenden Welt Böhmens. Fast nicht minder großen Ansehens erfreute sich sein etwas jüngerer Freund Hieronymus Faulfisch, der Sohn eines in Prag bürgerlichen Edelmanns (daher führte Hieronymus gewöhnlich den Beinamen „von

Prag“), der, nachdem er große Reisen — auch nach Oxford, um die Schriften Wycliffens an Ort und Stelle zu studiren — gemacht, ebenfalls eine Professur in Prag erhielt, und um diese beiden hervorragenden Männer schaarten sich gar viele strebsame Jünglinge, von denen sich später ein Johann von Jesenic, ein Jacobellus von Mies, ein Procop von Pilsen, ein Simon von Tisnow und Andere einen höchst bedeutenden Namen machten. Inzwischen hatte das Schisma bereits über ein Vierteljahrhundert angedauert und in Folge dessen war die Verachtung gegen alles Priester- und Pfaffenthum immer allgemeiner geworden. Da sahen endlich die höheren Kirchenfürsten, vor allem die Cardinäle ein, daß die europäischen Völker, besonders aber die deutsche Nation, in der es bereits ganz bedenklich gährte, sich, wenn die gräuliche Wirthschaft in der katholischen Kirche noch länger andaure, in ihrer Mehrheit dem reinen Christenthum — von ihnen Ketzerei genannt — zuwenden würden, und diese Einsicht erzeugte einen entsetzlichen Schrecken unter ihnen. Natürlich, denn wenn die Völker sich vom Pfaffenthum abwandten, so waren auch ihre, der Kirchenfürsten, Tage gezählt und sie konnten den Weg alles Fleisches gehen. Somit wandten sich endlich zu Anfang des Jahres 1408 einige der römischen Cardinäle heimlich an ihre Collegen zu Avignon und bald (Juni 1408) wurden sie in ihrer Mehrzahl über nachfolgende Punkte mit einander einig. Erstens es sei der Welt zu verkünden, daß keiner der gegenwärtigen zwei Päbste — damals Gregor XII. und Benedict XIII. — Ansprüche auf Rechtmäßigkeit habe. Zweitens es seien alle regierende Fürsten Europas aufzuforder̈n, diese Nichtanerkennung in ihren Ländern durchzusetzen. Drittens endlich, es solle auf den März 1409 ein Concil nach Pisa einberufen werden, um einen rechtmäßigen Pabst zu wählen. Diesem Vorgehen der Cardinäle pflichtete, wie die meisten andern Regenten, auch König Wenzel bei und befahl sofort dem Erzbischof Sbinco von Böhmen, alle Verbindungen mit Gregor XII., der bisher für Böhmen als Pabst gegolten hatte, abzubrechen. Darüber jubelten die czechischen Professoren und Studenten an der Universität Prag und diesem Jubel gab Johann Huß als Rector einen öffentlichen Ausdruck; der Erzbischof aber, ein intimer Freund Gregors XII., weigerte sich, den

Befehl Wenzels zu vollziehen und ihm stimmten die deutschen Professoren und Studenten zu. Dieß nun hatte dreierlei Dinge zur Folge. Einmal das, daß der Erzbischof dem Huß, als einem ungehorsamen Sohne der Kirche, das fernere Lehren und Predigen verbot und damit den Conflict heraufbeschwor, der mit der Verbrennung des Huß endigen sollte. Sodann das, daß, weil König Wenzel, höchlich erzürnt über die Renitenz der deutschen Professoren, diesen sofort verschiedene Privilegien entzog, die ganze deutsche Studentenschaft mit allen ihren deutschen Lehrern, zusammen mehr als 10,000 Mann stark, in der nächsten Woche schon Prag verließ, um dafür die Universitäten Heidelberg und Leipzig (die erstgenannte war anno 1386 vom Pfalzgrafen Ruprecht I., die zweitgenannte aber eben erst vom Kurfürsten Friedrich, dem Streitbaren, gegründet worden) zu beziehen, wodurch Prag zur czechischen Landesuniversität herabsank. Endlich das, daß nunmehr nach Abzug des deutschen Elements, auf das sich der katholische Clerus in Böhmen hauptsächlich gestützt hatte, die Lehren des Huß und Hieronymus ungehindert durch ganz Böhmen colportirt wurden und unter den Czechen um so begeistertere Aufnahme fanden, weil dieselben damit zugleich ihren Haß gegen das Deutschthum manifestiren konnten.

Das am 25. März 1409 in Pisa eröffnete Conzil war von gut zwei Dritttheilen der höheren Geistlichkeit Europas besucht und nicht minder zahlreich hatten sich die weltlichen Großen, besonders die Gesandten der europäischen Monarchen eingestellt. Letztere drangen darauf, daß man, statt zu schwatzen, schnellstens handle, und so wurde alsbald (am 5. Juni 1409) die Absetzung der beiden Gegenpäbste ausgesprochen. Nicht minder schnell ließen sich die Kirchenfürsten dazu herbei, einen neuen Pabst zu wählen, und schon am 26. Juni bestieg der Cardinalerzbischof Peter Philargi von Mailand unter dem Namen Alexanders V. den Stuhl Petri. Nun sollte es an die Reinigung des Augiasstalls der Kirche gehen, allein der neue Pabst meinte, dazu sei es noch lange Zeit und löste das Conzil am 7. August 1409 auf. Schon dieß bedeutete nichts Gutes; noch weit schlimmer aber war das, daß man jetzt statt der bisherigen zwei Päbste deren drei hatte. Benedict XIII. nemlich wurde noch immer von Arragonien, Castilien, Na-

varra und Schottland anerkannt und nahm seinen Sitz in Perpignan; Gregor XII. aber hatte beim Könige Ladislaus von Neapel Schutz gefunden und nicht minder standen in Oberitalien die Städte Ravenna und Rimini, sowie ganz Dalmatien zu ihm. Das Allerschlimmste übrigens sollte erst kommen, denn als im Mai 1410 Alexander V. starb, wählten die Cardinäle seines Anhangs, durch große Geldsummen bestochen, den Cardinallegaten von Bologna, Balthasar Cossa, unter dem Titel Johanns XXIII. zu seinem Nachfolger, obwohl dieser neue Pontifex ein Leben hinter sich hatte, das man sich gräulicher gar nicht denken konnte. War er doch sogar, ehe er Priester und — gegen Erlegung von 40,000 Dukaten — von Bonifaz IX. zum Cardinal erhoben wurde, verschiedene Jahre lang Seeräubercapitän gewesen, sowie unmittelbar nachher der Anführer einer Freibeuterbande, die ganz Unteritalien mit Mord und Brand heimsuchte! Man kann sich also denken, wie dieses Scheusal von einem Stellvertreter Gottes in den Ländern Europas, welche seinem geistlichen Scepter gehorchten, das Regiment führte, und wie in Folge dessen das Bedürfniß der Kirchenverbesserung sich immer mehr steigerte. Darum als im Laufe des Jahrs 1413 der frühere Seeräuber, weil durch den König Ladislaus von Neapel aus Rom vertrieben, zu dem König Sigismund nach Deutschland floh, zwang ihn dieser im December 1413 dazu, ein zweites allgemeines Conzil auszuschreiben und zwar dießmal nach der deutschen Stadt Constanz am Bodensee, damit nicht wieder die italienischen Bischöfe durch ihr Uebergewicht Alles verdürben.

Am 5. Novbr. 1414 wurde das Concil eröffnet und man darf wohl sagen, daß dasselbe nicht sowohl eine allgemeine Synode, als vielmehr ein allgemeines Reichsparlament war, dazu versammelt, um alle Gebrechen der Zeit zu heilen. Hatten sich doch nicht bloß fast alle höheren Kirchenfürsten Europas mit dem Pabst Johann XXIII. an der Spitze (er kam in der Hoffnung, durch seinen persönlichen Einfluß den Stuhl Petri für sich zu retten) in Constanz eingefunden, sondern auch der König und Kaiser Sigmund selbst nebst fast allen Kur- und Reichsfürsten! Vor allem wollte man die Einheit der Kirche durch Beseitigung des Schismas wieder herstellen. Dann sollte den

Auswüchsen und Lastern des so tief herabgekommenen Clerus durch eine großartige Reformation ein Ende gemacht werden. Endlich durfte man auch nicht versäumen, das Ketzerthum, das sich bereits so tief eingefressen hatte, auszurotten, denn sonst war es um die bisherige Kirche geschehen. Zur Beseitigung des Schismas gehörte, daß die drei Gegenpäbste, Einer wie der Andere, abdankten, und hiezu wurden sie sofort von Kaiser Sigmund aufgefordert. Benedict XIII. weigerte sich entschieden, allein man hoffte ihn durch die Regenten Arragoniens und Castiliens mit Leichtigkeit zum Gehorsam zwingen zu können. Willfähriger zeigte sich Gregor XII., denn er stellte nur die Bedingung, daß man ihn mit einer guten Stelle entschädigen müsse. Am meisten Schwierigkeiten machte das Scheusal Johann XXIII. und nichts blieb von ihm unversucht, um sich die Tiare zu erhalten. Ja, als er merkte, daß man gegen ihn, falls er nicht freiwillig abdicire, Gewalt brauchen werde, floh er am 20. März 1415 mit Hülfe des von ihm — mit Geld — gewonnenen Herzogs Friedrich IV. von Tyrol und Vorderöstreich, als Stallknecht verkleidet, auf einer elenden Mähre von Constanz nach Schaffhausen und erklärte von hier aus das Conzil für aufgelöst. Auf diesen Befehl hin verließen sofort gegen hundert welsche Prälaten die Stadt und es schien fast, als ob der frühere Seeräuber mit seinen Plänen durchdringen werde. Jedoch gedrängt von den deutschen Fürsten, ließ Kaiser Sigmund nicht nur sofort den Herzog Friedrich IV. in die Acht erklären und im Barfüßerkloster zu Constanz gefangen setzen, sondern sandte auch den Markgrafen Friedrich von Brandenburg, den aufgeklärtesten unter den anwesenden weltlichen Fürsten, mit einer starken Bedeckung gegen den entflohenen Pabst aus, und der Markgraf wurde seiner richtig in Freiburg im Breisgau mächtig. Jetzt wuchs den Conzilsvätern wieder der Muth, und am 6. April 1415 erklärten sie, daß das Conzil, weil über dem Pabst stehend, die Macht habe, denselben zu richten. Dann setzten sie — auch die entwichenen Hundert waren wieder zurückgekehrt — eine Commission nieder, um das frühere Leben Johanns XXIII. zu untersuchen, und in Folge der zu Tag getretenen scheußlichen Verbrechen desselben verurtheilten sie ihn am 29. Mai 1415 zu ewigem Kerker. Natürlich, denn er, der als „heiligster Vater" fünf Jahre

lang über fast die ganze Christenheit geherrscht hatte, wurde von Hunderten von Zeugen des Ehebruchs mit seiner eigenen Schwägerin, des Giftmords seines Vorgängers Alexander V., des Raubs und der Brandstiftung in mehr als zweitausend Fällen, der Hinrichtung von zweihundert und fünfzig unschuldigen Männern in Bologna, der Unzucht mit mehr als dreihundert Nonnen, die er nachher alle zu Priorinnen und Aebtissinnen promovirte — all' dieser abscheulichen Thaten wurde Johann XXIII. überführt und man ließ also Gnade für Recht ergehen, daß man ihn statt zum Tode nur zu ewigem Gefängniß verurtheilte.

Jetzt nach der Entfernung des päbstlichen Scheusals drangen die deutschen Fürsten in die Conzilsväter, daß man sofort an die so überaus nothwendige Reformation der Kirche gehe; allein die Herren Prälaten, besonders die italienischen und französischen, weil selbst im tiefsten Schlamm versunken, weigerten sich dessen entschieden und so kam man endlich überein, zunächst dem Ketzerthum auf den Leib zu rücken. Dasselbe blühte anerkannter Maßen am üppigsten in Böhmen und an der Spitze standen Johann Huß und Hieronymus von Prag. Die Beiden schützte König Wenzel, der erbitterte Pfaffenfeind, und es half also den Erzbischof von Prag nichts, daß er im März 1411 den Huß mit allen seinen Anhängern in den Bann that. Ebensowenig fruchtete es etwas, daß im Jahre 1412 dem erzbischöflichen Bannfluche auch der päbstliche Johanns XXIII. folgte, denn wenn nun auch die beiden kühnen Reformatorrn nach dem Wunsche König Wenzels sich auf einige Zeit aus Prag zurückzogen (Huß gieng auf ein festes Schloß des Herrn von Austie, während Hieronymus nach Polen pilgerte, um auch die dortigen Slaven gegen Rom zu entflammen), so sandten sie von ihrem Exil aus Schlag auf Schlag reformatorische Flugschriften in die Welt, in denen sie den Ablaß, die Heiligen und das Pabstthum mit allen daran hängenden Auswüchsen als etwas Unchristliches brandmarkten. So wurde in unglaublich kurzer Zeit das ganze czechische Böhmen von der neuen Lehre angesteckt und was Wunder nun, wenn die Kirchenfürsten schon vor der Eröffnung des constanzer Concils in den Kaiser Siegmund drangen, den Huß als den Hauptanstifter all' dieses Unheils vor das Concil zu citiren?

In Folge dessen erließ Siegmund eine Einladung an den berühmten Mann, nach Constanz zu kommen, und dieser Einladung folgte derselbe in der festen Ueberzeugung, daß es ihm gelingen werde, vor der Kirchenversammlung die evangelische Wahrheit seiner Lehren zu beweisen. Ueberdem hatte ihm der Kaiser bei seinem Worte vollkommenen Schutz zugesagt und ihn nach dem Wunsche des Königs Wenzel unter die Obhut dreier bewährter czechischer Barone gestellt. Kaum war nun übrigens Johann Huß gegen das Ende des Jahres 1414 in Constanz angekommen, so wurde er auf den Befehl der tonangebenden Cardinäle verhaftet und in das Dominikanerkloster abgeführt. Wohl bestürmten sofort die drei czechischen Barone den Kaiser, seinem gegebenen Versprechen treu zu bleiben; die Cardinäle erklärten, daß man einem Ketzer nicht Wort zu halten brauche, und somit blieb Huß in seinem Gefängniß. Ja, Kaiser Siegmund war sogar erbärmlich genug, zu dulden, daß man das Gefängniß desselben noch verschärfte und ihn nach dem nahen Schloß Gottlieben abführte, um ihn total von der Außenwelt abzuschneiden. Daraufhin setzte das Concil eine Untersuchungscommission über ihn nieder; aber was war dieß für eine Commission? Die Mitglieder derselben, der extremsten kirchlichen Richtung angehörig, hörten den Gefangenen gar nicht an, sondern überschrieen ihn vielmehr stets mit den Worten: „Widerrufe oder stirb“. Im Uebrigen mischte sich das Concil selbst weiter nicht ein, bis es mit Johanu XXIII. fertig geworden war; nunmehr aber wollten, wie oben gesagt, die Tonangeber auf demselben mit der Ketzerei schnellstens aufräumen und sofort ward Huß, schon in den ersten Tagen des Juni 1415, vor das versammelte Concil gestellt. Angeblich um ihn zu hören; kaum jedoch hatte die Untersuchungscommission die Anklagepunkte verlesen, so erhoben die Herren Prälaten alle zusammen ein solch' tobendes Gebrüll, daß Huß gar nicht zum Worte kommen konnte. Noch zwei Mal später wiederholte sich dieses Gaukelspiel von einem öffentlichen Verhöre; aber nur ein einziges Mal blieben die Prälaten wenigstens so lange still, bis der Angeklagte die Erklärung abgegeben hatte, er könne nicht widerrufen, es sei denn, daß man ihn aus der heiligen Schrift des Irrthums überführe. Das letzte Verhör fand am 6. Juli 1815 statt und gleich nach Schluß

desselben erfolgte die Verurtheilung des Huß zum Flammentode. Zur Vollstreckung des Urtheils aber schritt man noch am selben Abend und unter dem tollen Geschrei einer unermeßlichen Volksmenge endete der Märtyrer sein Leben auf dem Holzstoße. Schon ein Jahr zuvor war es den Kirchenfürsten gelungen, durch den Pfalzgrafen Johann von Sulzbach auch des Hieronymus von Prag habhaft zu werden, und schwer gefesselt hatte man ihn in einem festen Thurm des Dominikanerklosters in Constanz untergebracht. Dort mißhandelte man ihn so gräßlich, daß er an Körper und Geist gebrochen sich zum Widerruf seiner Ketzerei verstand; doch kaum war er wieder etwas erstarkt, so erklärte er seinen Widerruf für einen erzwungenen und natürlich wurde er nun ebenfalls zum Feuertode verurtheilt. Diesen erduldete er am 30. Mai 1416 und man muß es ihm nachrühmen, daß er eben so standhaft endete, als zehn Monate vorher sein Freund Huß.

An der Ketzerei also hatte das Concil zwei gräßliche Exempel statuirt und nun endlich hofften die deutschen Fürsten werde es an die Reformation der Kirche gehen. Allein die Herren Prälaten, vor allem die romanischen, erklärten die Frage, wer Pabst werden solle, für weit wichtiger und schritten alsbald zu deren Beantwortung. Wochen- und Monatelang wurde nun debattirt und oft kam's zu harten Kämpfen. Endlich aber einigte man sich über die Person des ungemein schlauen Cardinals Otto Colonna und am 11. Novbr. 1417 wurde derselbe in feierlichster Weise unter dem Namen Martins V. im Dom zu Constanz zum Pabst gewählt. Das war ein Jubel sonder Gleichen; doch wie stellte sich nun der neue Pabst zur Kirchenverbesserung? Ei, um eine Reform, welche der Pabstmacht schädlich sein könnte, von vornweg unmöglich zu machen, meinte er, das Concil habe nun schon viel zu lange getagt, und löste es mit Einwilligung des Kaisers Siegmund (diesen bestach er dadurch, daß er ihm den Kirchenzehnten von ganz Deutschland auf ein Jahr überließ) am 22. April 1418 auf. Erreicht hatte man also auf demselben — den an Huß und Hieronymus begangenen Mord abgerechnet — Nichts, als daß jetzt wieder ein einziger Pabst den Stuhl Petri einnahm: an der Hauptsache aber, an den Schandauswüchsen des Pfaffenthums, war auch nicht das Geringste geändert worden.

Manchen Leser dürfte es nun interessiren zu erfahren, was aus den drei Gegenpäbsten, welche das Concil für abgesetzt erklärt hatte, geworden sei, und so will ich über ihr Schicksal in Kürze referiren. Gregor XII. leistete am 4. Juli 1415, seinem Versprechen gemäß, auf seine Würde Verzicht und erhielt dafür die sehr einträgliche Stelle eines Legaten der Mark Ancona. Halsstarrig wie ein Maulthier blieb dagegen Benedict XIII. und wie ihm auf Veranlassung des Kaisers Siegmund die Könige von Arragonien und Kastilien den Gehorsam kündigten, zog er sich am 26. Juli 1417 auf das ihm angehörige Felsenschloß Paniscola in der Provinz Valencia am Meeresstrande zurück. Von diesem sichern Falkenneste herab donnerte er unaufhörlich seine Bannflüche und ob ihm auch alle Welt ins Gesicht lachte, so blieb er doch dabei, daß er allein der wahre Stellvertreter Gottes sei. Ja sogar auf dem Todtenbette, im November 1424, setzte er die Wahnsinns-Komödie noch fort, denn jetzt ernannte er einige Priester seiner Umgebung zu Cardinälen und diese erwählten nach seinem Tod einen aus ihrer Mitte, deh Canonicus Aegidius Munnoz, unter dem Titel Clemens VIII. zu seinem Nachfolger. Als aber nach dem Verkauf der letzten Kirchenkleinodien im Jahr 1429 der Hunger sich auf Paniscola einstellte, zeigte sich dieses Miniaturpäbstlein geneigt, seine Würde aufzugeben, und zum Lohne hiefür verlieh ihm Pabst Martin V. das Bisthum Majorka. Was endlich den früheren Seeräuberpabst betrifft, so wurde er anfangs streng auf Schloß Gottlieben am Rhein bewacht; dann aber übergab ihn Kaiser Siegmund dem Pfalzgrafen Ludwig III. zur Obhut und dieser brachte ihn nach der Burg Rheinhausen bei Mannheim. Da bot im Decbr. 1418 der reiche Handelsherr Giovanni dei Medici, Mitglied der Signoria von Florenz, der frühere Intimus des Seeräubers, für dessen Freilassung die sehr bedeutende Summe von 35,000 Ducaten und wie hätte Ludwig III. solcher Lockung widerstehen können? In den ersten Tagen des Januars 1419 erreichte also der gewesene Johann XXIII. Florenz und machte von da aus seinen Frieden mit Martin V. Welchen Frieden aber? Nun gegen Verzichtleistung auf alle Pabst-Ansprüche ernannte ihn Martin V. zum Cardinalbischof von Tusculum und ließ ihm sogar, um ihn als früheren Stellvertre-

ter Gottes zu ehren, im Cardinalscollegium einen erhöhten Stuhl zu seiner Rechten setzen. Wahr und wahrhaftig solche Ehre widerfuhr dem Balthasar Cossa, dem ärgsten Scheusal, das vielleicht die Erde je getragen, und der, welcher ihm diese Ehre erwies, war das Oberhaupt der gesammten katholischen Christenheit!

Ich habe oben gesagt, daß das Concil von Constanz ohne nachhaltige Folgen für das Wohl der christlichen Kirche geendet habe; an anderweitigen Folgen aber fehlte es nicht. Der Beherrscher Tyrols und Vorderöstreichs, Herzog Friedrich IV. (wir werden später noch einmal kurz auf ihn zurückkommen) war, wie wir wissen, so thöricht gewesen, dem Seeräuberpabst Johann XXIII. zur Flucht aus Constanz zu verhelfen, und dafür hatte ihn der Kaiser Siegmund nicht blos gefangen gesetzt, sondern auch in die Acht oder mit andern Worten seiner Fürstenthümer und Herrschaften für verlustig erklärt. Wen nun aber beauftragte der Kaiser mit der Vollziehung der Acht? Vor allem die Eidgenossen Oberallemanniens, und diese, obwohl sie nach den Siegen von Sempach und Näfels einen fünfzigjährigen Frieden mit dem Hause Habsburg abgeschlossen hatten, griffen mit wahrer Heißgier zu. So insbesondere die Berner, welche nicht bloß die Städte Aarau, Aarburg, Bruck, Lenzburg und Zofingen, sondern auch eine Menge von festen Schlössern, darunter die starke Habsburg selbst, in kürzester Frist eroberten. So dann auch die Zürcher, die Baden, Bremgarten und Mellingen wegnahmen, und so endlich die Luzerner, welche sich Sursee's und der Burg Stein bemächtigten. Es war also Gefahr vorhanden, daß ganz Vorderöstreich für Friedrich IV. verloren gehe. Ja sogar auch noch Tyrol, indem der Kaiser dorthin Bevollmächtigte sandte, um es für sich selbst in Besitz zu nehmen. Somit sann Friedrich IV. auf Flucht und diese gelang ihm am 28. März 1416. Um so schwieriger aber fand er es, seinen Feinden die Spitze zu bieten, denn es fehlte ihm, dem „Friedel mit der leeren Tasche", wie man ihn jetzt spottweise nannte, an Geld, um ein Heer zu werben, und so irrte er eine Zeit lang wie ein Flüchtling in Tyrol umher. Endlich jedoch nahm sich sein Bruder Ernst der Eiserne, der Herzog von Steiermark, Krain und Kärnthen, seiner an und rückte plötzlich im März 1418 mit einer starken Macht über

Tyrol und Vorarlberg gegen Constanz heran. Jetzt erschrack der Kaiser Siegmund und willigte sofort im Mai 1418 nach kurzen Unterhandlungen ein, die über den Herzog Friedrich IV. verhängte Reichsacht zurückzunehmen. Nicht umsonst übrigens, sondern unter ziemlich harten Bedingungen. Einmal nemlich mußte Friedrich IV. an den Kaiser 50.000 Goldgulden zahlen und natürlich verschiedene Herrschaften verpfänden, um das Geld aufzutreiben. Sodann mußte er auf alle die Herrschaften, Städte und Burgen, welche die Berner, Zürcher und Luzerner erobert hatten, für ewige Zeiten verzichten, denn hierüber hatte sich der Kaiser gegen ein starkes Präsent von zusammen 15.000 Goldgulden mit den genannten Eidgenossen längst verständigt. Endlich mußte Friedrich IV. noch einwilligen, daß der Kaiser (der hiefür auch wieder Geld erhielt), die Städte Schaffhausen, Radolphszell und Diessenhofen zu Reichsstädten erhob und damit von der bisherigen habsburgischen Oberherrschaft erlöste.

Das war die erste schwerwiegende Folge des Concils von Constanz; die zweite betraf das Königreich Böhmen. Als die Kunde von dem an dem vielverehrten Huß begangenen Morde dorten einlief, erhob sich unter den Czechen ein allgemeiner Schrei der Wuth und dieselben brachen überall auf dem Lande, wo das Pfaffenthum sich noch breit machte, in die Pfarrhäuser und Klöster ein. In Prag selbst trat der böhmische und mährische Adel zusammen und erließ schon im September 1415 eine fulminante Epistel an das Concil in Constanz wegen der an Huß verübten Frevelthat. Kurz in ganz Böhmen gährte es furchtbar und nur durch weises Einlenken, nur durch kluge Nachgiebigkeit wäre ein Aufstand der Hussischgesinnten noch zu vermeiden gewesen. Was that aber das Concil und was der Kaiser nebst dem Pabste? Das Concil forderte im Frühjahr 1416 alle die 452 czechischen Barone, welche die bewußte Epistel unterschrieben hatten, vor sein Forum, und der Kaiser Siegmund drang in seinen Bruder, den König Wenzel, mit Blutmaßregeln vorzugehen. Beides ohne Erfolg, denn die 452 Barone verlachten die Citation und der pfaffenfeindliche König Wenzel regte weder Hand noch Fuß. Da mischte sich endlich im Sommer 1418 der neue Pabst Martin V. ein, und drohte dem König Wenzel, er werde die ganze Christenheit

zu einem Kreuzzug gegen Böhmen auffordern, wenn der dortigen Ketzerei nicht alsobald ein Ende gemacht werde. Zugleich sandte er den Cardinal von Sanct Sixtus als seinen Legaten nach Prag und auf dessen Zureden hin endlich willigte Wenzel im Frühjahr 1419 ein, den Hussitischen den Ernst zu zeigen. Den Anfang machte man mit der Neustadt Prag, welche im Gegensatz gegen die sehr katholische Altstadt ganz ketzerisch dachte, und setzte dort mit Gewalt einen ultraorthodoxen Stadtrath ein. Wie nun aber dieser seine Thätigkeit damit begann, daß er in allen Kirchen statt der bisherigen hussitischen Prediger römische Pfaffen installirte, stürmten die Neustädter, geführt von dem furchtbaren Ziska, am 30. Juli 1419 das Rathhaus und warfen die katholischen Stadträthe zum Fenster hinaus in die Spieße des unten tobenden Volkes. Diese That war gleichsam das Losungswort für alle Hussitischen oder Hussiten, wie wir von nun an sagen wollen, und an allen Ecken und Enden Böhmens rüstete man sich zum Kampf. Da starb auch noch am 16. August 1419 König Wenzel, (die Wuth über die Vorgänge in der Neustadt Prag zog ihm einen Schlagfluß zu, der sich nach achtzehn Tagen wiederholte) und da er keine Kinder hinterließ, so fiel Böhmen an seinen Bruder Siegmund. Wenn aber dieser auf den Thron stieg, was stand dann den Hussiten bevor? Natürlich von ihm, dem Pabstfreund, der den Huß und Hieronymus hatte hinrichten lassen, durfte man nichts Anderes erwarten, als daß er das römische Pfaffenthum mit Feuer und Schwert in seine alten Rechte wieder einzusetzen versuchen würde, und daß dieß keine bloße Vermuthung sei, bewies Kaiser Siegmund eben jetzt in Brünn, wohin er, begleitet von dem Bischof Ferdinand von Lucca, dem päbstlichen Legaten, im December 1419 kam. Dort nemlich verlangte er von den Mähren den striktesten Gehorsam unter die Dictate des Pabstes und stieß gegen die Abgeordneten der Stadt Prag, die ihn in Brünn begrüßten, die heftigsten Drohungen aus. Es stand somit ein schrecklicher Kampf bevor, obwohl es damals noch leicht gewesen wäre, denselben zu vermeiden. Es gab nemlich unter den Hussiten zwei Partheien, eine gemäßigte und eine radicale. Die letztere, die der Taboriten (diesen Namen erhielt sie aber erst später, als sie nach dem Ausbruch des Krieges auf dem Berg beim Schloß

Austie, wo Huß eine Zeit lang gewohnt, einen Waffenplatz anlegte, den sie in Erinnerung an die Verklärung Christi „Tabor“ taufte), verwarf das ganze Pabstthum mit allen seinen menschlichen Satzungen und Erfindungen, war aber der Zahl nach die geringere; die weit stärkere dagegen, das ist die Parthei der Gemäßigten, verlangte nichts besonders Unbilliges, sondern vielmehr Folgendes. Erstens die Schärfung der Kirchenzucht und, um diese möglich zu machen, die Unterordnung der Geistlichkeit unter die Gerichtsbarkeit des Staates. Zweitens die Verzichtung des Clerus auf den zeitlichen Besitz, damit dessen Genußsucht ein Ende nehme. Drittens die Freigebung der Predigt in der Landessprache. Endlich viertens die Rückkehr zur Austheilung des Abendmahls sub utraque specie d. h. auf deutsch in beiderlei Gestalt, weil die Päbste seit einiger Zeit dictirt hatten, daß den Laien nur noch das Brod, nicht aber Wein und Brod zugleich zu reichen sei. Nur diese vier Forderungen stellten die Gemäßigten, die sogenannten „Utraquisten“ (von „utraque“) oder „Calixtiner“ (weil sie den Kelch, auf lateinisch calix, verlangten) und welcher Nachtheil für die Kirche wäre nun daraus entstanden, wenn man ihnen dieselben gewährt hätte? Sicherlich keiner; allein der Pabst Martin V. bestand darauf, daß der katholisch-römische Glauben auch nicht im kleinsten Pünktchen geändert werden dürfe, und mit ihm stimmte Kaiser Siegmund ein. Was blieb nun unter solchen Umständen den Hussiten anders übrig, als ihre Rüstungen zu verdoppeln?

Das Schwert also sollte entscheiden und deßwegen ließ der Pabst mit dem Beginn des Jahres 1420 in ganz Deutschland das Kreuz gegen die Hussiten predigen. Wer gegen diese Erzketzer die Waffen ergriff, erhielt vollste Vergebung für alle begangenen und noch zu begehenden Sünden und überdem versprach man ihm Beute die Hülle und Fülle. So kam ein Heer von 150,000 Streitern zusammen und mit diesem brach der Kaiser Siegmund im Mai 1420 in Böhmen ein. „Zur Ehre Gottes“ erklärte er zu fechten und „zur Ehre Gottes“ zündeten seine Schaaren alle Dörfer und Städte an, in welchen man czechisch sprach. „Zur Ehre Gottes“ schändeten sie Frauen und Jungfrauen und „zur Ehre Gottes“ mordeten sie Tausende von wehrlosen Greisen und Kindern. Im Juli 1420 schritt

der Kaiser zur Belagerung von Prag; allein die Bürger leisteten ihm unter Führung des Helden Johann Ziska von Trocnow, eines Kriegers und Feldherrn, wie es nur wenige gab, einen solch' tapferen Widerstand, daß er nach drei Monaten, nachdem er die schrecklichsten Verluste erlitten, mit Schimpf und Schande abziehen mußte. Gleich darauf schlug ihn Ziska's Unterfeldherr, Nicolaus von Hussinecz, bei Tabor in offenem Felde und nun stiebten die Kreuzeshelden wie eine verscheuchte Schaafheerde auseinander. Flüchtig mußte also der Kaiser im Februar 1421 dem Böhmerlande den Rücken zu kehren und nun machten sich die Hussiten auf, um Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Hunderte von Städten und Dörfern, die den in Böhmen ansäßigen Deutschen — diese hielten es alle mit dem Pabste — gehörten, wurden von ihnen angezündet, geplündert, vernichtet; Tausende von Priestern und Mönchen endeten in den Flammen. Ja, über Böhmen und Mähren hinaus bis nach Schlesien, Sachsen, Franken, Baiern und Oestreich trugen sie ihr Schwert und überall wütheten sie, als hätten sie den Menschen gänzlich abgelegt.

So begann der hussitische Krieg und in gleicher Weise wüthete er fort durch volle zehn Jahre hindurch. Immer von neuem ließ der Papst das Kreuz in Deutschland predigen und nicht weniger als fünfmal fiel Kaiser Sigmund mit einem überlegenen Heere in Böhmen ein. Aber eben so regelmäßig wurden die Kreuzesschaaren vernichtet und nach jeder Niederlage derselben fielen die Hussiten verwüstend in den Nachbarländern ein. Welcher Ursache nun übrigens verdankten die Hussiten solch' glänzende Resultate? Etwa einzig und allein ihrer Tapferkeit? Oder vielleicht ihrem religiösen Fanatismus? Oder auch ihrer Verzweiflung, weil sie wußten, daß sie, wenn besiegt, von den Päpstlichen gehenkt, geköpft oder verbrannt werden würden? All' dieß mag mehr oder weniger mitgewirkt haben, den Hauptausschlag aber gab die neue Kriegführung, welche der geniale Held Ziska unter ihnen einführte. Von Jugend auf war er im Felde gestanden, und hatte sich, theils mit den Deutschherren gegen die Litthauer, theils mit den Ungarn gegen die Türken, theils endlich mit den Engländern gegen die Franzosen kämpfend, ganz außerordentliche Erfahrungen gesammelt. Dazu kam noch sein mathematisches

Genie, das ihn zum Erfinder einer ganz neuen Taktik machte, und endlich sein Haß gegen das Pfaffenthum, der ihn zu den großartigsten Thaten anfeuerte. Ueberdem verstand er es, die czechischen Bauern, aus welchen hauptsächlich die Hussitenheere bestanden, in kürzester Zeit in die best geschulten Soldaten umzuwandeln, und die unscheinbaren Waffen, die er vorfand, besonders die Dreschflegel, wurden durch ihn ganz vorzügliche Angriffs- und Vertheidigungswerkzeuge. Nicht minder führte er die Streit- und Kriegswagen ein, durch die er sein Fußvolk gegen die feindliche Reiterei zu schützen vermochte, und von eben so großem Nutzen waren die von ihm erfundenen Pawazas oder Schildmauern, hinter welchen seine Krieger kein feindlicher Pfeilschuß treffen konnte. Kurz er war ein Feldherr erster Größe und durfte, trotzdem er schon frühe ein Auge, zuletzt durch einen Schuß auch noch das andere verlor, sich rühmen, in dreizehn großen Schlachten so wie in mehr als hundert Gefechten immer, mit Ausnahme eines Treffens bei Kremsier, wo er vor dem übermächtigen Feinde zurückweichen mußte, gesiegt zu haben. Selbst nach seinem Tode wirkte er noch fort, denn er hatte sich in Procop dem Großen, genannt Holy (das ist der „Geschorne", weil er früher Priester gewesen war), so wie in dessen Namensbruder Procop dem Kleinen zwei Nachfolger großgezogen, welche würdig waren, in seine Fußstapfen zu treten. Was Wunder also, wenn die Hussiten immer siegten und dadurch einen Schrecken von sich verbreiteten, der bis in das fernste Ausland drang?

Nachdem der gräßliche Kampf mit all' dem entsetzlichen Elend, das er über Halb-Deutschland verbreitete, zehn Jahre lang gedauert, starb endlich am 20. Februar 1431 Pabst Martin V. und von seinem Nachfolger Eugen IV. hoffte man, daß er den Hussiten die Hand zum Frieden bieten würde. Statt dessen aber entsandte er alsbald den Cardinallegaten Julian Cesarini von St. Angelo nach Deutschland, um ein neues Kreuzheer auf die Beine zu bringen, und weil nun der Legat den Leuten die immensesten Vorspiegelungen machte — Schänden, Stehlen, Rauben, Brandstiften und Morden wurde nicht blos gestattet sondern sogar zur Pflicht gemacht — so kam im Sommer 1431 ein Heer zusammen, wie vordem noch gar

nie. Dasselbe zählte 40,000 Reiter, 90,000 Mann zu Fuß, und 10,000 Artilleristen mit 9000 Kriegswagen und 150 Kanonen (von der Erfindung dieser Waffe werden wir später sprechen) und den Oberbefehl übernahm der Kurfürst Friedrich I. von Brandenburg. Allein wie es am 14. August 1431 bei Tauß zum Schlagen kam, liefen die Kreuzkrieger vor dem Heere des Procopius des Großen, trotzdem dasselbe nur 5000 Reiter und 40,000 Mann zu Fuß nebst 3000 Kriegswagen und 50 Kanonen zählte, wie sinnebetäubt davon, und ließen sich auf der Flucht zu Tausenden hinschlachten. Jetzt sah man endlich katholischerseits ein, daß mit den Waffen gegen die Hussiten nichts auszurichten sei, und suchte ihnen sofort auf einem andern Wege beizukommen.

Daß sich die Hussiten von Anfang an in Gemäßigte und Ultras, das ist in Utraquisten und Taboriten, spalteten, habe ich bereits angeführt; doch war diese Spaltung keine solche, daß sie dadurch gehindert worden wären, in Vertheidigung ihres geliebten Böhmens Hand in Hand zu gehen. Im Verlauf des Kriegs übrigens traten die Gegensätze schroffer und schroffer hervor, denn die Utraquisten entsetzten sich ob der unmenschlichen Wildheit, mit der die Taboriten den Krieg führten. Wie nun, wenn man das Basler Concil — Pabst Eugen IV. hatte sich auf das Andrängen der deutschen Fürsten gleich im Anfang seines Pontificats dazu entschließen müssen, eine abermalige allgemeine Kirchenversammlung, welche das ergänzen sollte, was das Constanzer Concil versäumt hatte, die Reform der Kirche nemlich, nach Basel einzuberufen — wie nun, wenn man dieses Concil, das am 23. Juli 1431 eröffnet wurde, dazu benützte, um den Krieg durch eine Versöhnung mit den Utraquisten zu Ende zu bringen? Auf diesen Gedanken kam der kluge Cardinal Julian Cesarini, welcher im Namen des Pabstes auf dem Basler Concil den Vorsitz führte, und schon im October 1431 erhielt er von den Conzilsvätern die Erlaubniß, mit den gemäßigten Hussiten sich ins Einvernehmen zu setzen. Er that dieß sogleich; aber wenn auch ein Theil der Utraquisten (zu diesen gehörte fast der gesammte czechische Adel) sich sogleich entgegenkommend zeigte, so waren doch Andere in der Erinnerung an das Schicksal des Huß mißtrauisch und so erschien erst

im Januar 1433 eine hussitische Gesandtschaft in Basel, an deren Spitze Procop der Große und der höchst einflußreiche Priester Johann Rokyczana standen. Draufhin begannen die Verhandlungen; ihr Verlauf jedoch war im Anfang kein günstiger, sondern die hussitischen Bevollmächtigten ritten vielmehr, weil man ihnen von ihren Forderungen zu viel abmarkten wollte, im April 1431 voll Zorns nach Prag zurück. Da sandte ihnen der Cardinallegat alsbald die beiden schlauen Bischöfe Peter von Augsburg und Philibert von Coutances nach Prag nach und diese brachten endlich am 30. November 1433 einen Ausgleich — die sogenannten Prager Kompactate — zu Stande, welcher beiden Theilen zusagte. Den Utraquisten deßwegen, weil man ihnen darin die bekannten vier Forderungen, von denen ich weiter oben gesprochen, nominell zugestand; den Päbstlichen deßwegen, weil die Bischöfe Peter und Philibert den Zugeständnissen solche Zusätze beizufügen wußten, daß dieselben wieder ziemlich illusorisch wurden. So bekam die gewährte erste Forderung: „Austheilung des Abendmahls unter beiderlei Form“ den Zusatz, daß der Geistliche jedesmal vorher in der Kirche zu verkünden habe, „der Genuß des Brodes ohne den Wein sei eben so wirksam, als der mit dem Wein.“ So wurde die zweite Forderung: „Freie Verkündigung des Evangeliums in der Landessprache“, nur unter der Bedingung gestattet „daß jeder Prediger ein von einem gut katholischen Bischof coordinirter Priester sein müsse.“ So fügte man der dritten Forderung: „Unterordnung der Geistlichkeit unter die Gerichtsbarkeit des Staats“ die Clausel bei, daß in jedem Gerichte, das über ein Priestervergehen zu richten habe, auch die Bischöfe der Provinz stimmberechtigt sein müßten. So erhielt endlich die vierte Forderung: „Aufhebung des zeitlichen Besitzes des Clerus“ die Weiterung, daß der Clerus zwar keine Güter „eigenthümlich“ besitzen, aber dieselben „als Eigenthum der Kirche“ verwalten dürfe. Man sieht hieraus, wie schlau die Delegirten des Cardinals Cäsarini zu Werke giengen; allein trotz ihrer Schlauheit wären sie wohl nicht zum Ziel gelangt, wenn sie nicht dem Wortführer der Utraquisten, dem obengenannten Johann Rokyczana als Preis seiner Zustimmung das Erzbisthum Prag in Aussicht gestellt hätten.

Jetzt nach dem Abschluß der Prager Kompactaten war der Riß zwischen den Utraquisten und Taboriten ein vollständiger, denn die letzteren, obwohl in der starken Minderheit, ließen alsbald durch ihre Obergenerale, die beiden Procope, gegen den Abschluß des Friedensvertrags als einen Verrath an der hussitischen Sache Protest einlegen. Demgemäß war ein Kampf zwischen diesen Partheien unausbleiblich, allein da sich mit den Utraquisten auch noch die Katholiken Böhmens, so weit sie übrig geblieben waren, so wie die auswärtigen Kreuz-Hülfsherre vereinigten, so durfte man über den Ausgang nicht zweifelhaft sein. Dieß zeigte sich sogleich in Prag selbst, wo die Feindseligkeiten noch im December 1433 ausbrachen. In der Prager Neustadt nemlich dominirten die Taboriten oder vielmehr eine extreme Section derselben, die Orebiten (so hießen sie sich nach dem Berg Horeb oder Sinai im alten Testament) und diese stürzten sich auf die Utraquisten und Katholiken der Altstadt. Die Schlacht aber, die sich nunmehr entspann, währte drei volle Tage und nahm erst dann ein Ende, als alle Orebiten, 22.000 an der Zahl, hingemordet waren. Für solch' gräßliche Blutarbeit nahmen die beiden Procope furchtbare Rache, denn sie ließen sofort in den nächsten zwei Monaten mehr als hundert Burgen und Dörfer, welche den utraquistischen Baronen gehörten, in Flammen aufgehen, nachdem sie alles Lebende hingeschlachtet. Endlich am 30. Mai 1434 kam es beim Dorfe Hrzib unweit Böhmischbrod zur Entscheidungsschlacht und nie hat die Welt einen erbitterteren Kampf gesehen. Die vereinigten Utraquisten, Katholiken und Deutschen, zusammen 100,000 Mann, commandirte der deutsche Kriegsoberste Mainhard von Neuhaus; an der Spitze der Taboriten aber, die noch nicht einmal halb so stark waren, standen die beiden Procope. Lange schwankte der Sieg; da gab Czapeck, der Commandeur der taboritischen Reiterei, verrätherischer Weise Fersengeld und nun waren die Taboriten verloren. Sie flohen aber nicht, sondern fuhren fort zu kämpfen bis fast alle, darunter auch die beiden Procope, den Heldentod erlitten hatten. Damit nahm der Bürgerkrieg zwischen den Hussiten factisch ein Ende, denn die festen Plätze, welche die wenigen überlebenden Taboriten noch inne hatten, mußten sich schnell nach einander ergeben

und der Kürze halber überliefert man ihre Insassen, selbst Weiber und Kinder nicht ausgenommen, sämmtlich dem Flammentod.

An den letzten hussitischen Kämpfen hatte sich der Kaiser Sigmund persönlich nicht betheiligt, da er sich diese ganze Zeit über entweder auf Besuch beim Pabst in Rom (der ihm dort auch am 31. Mai 1433 aus Courtoisie die Kaiserkrone aufsetzte) oder in Basel beim Conzile aufhielt. Trotzdem zog er aus der Unterwerfung der Taboriten den Hauptvortheil, denn er wurde nun, nachdem er im Juli 1435 geschworen, die Compactaten zu halten, in Böhmen allgemein als König anerkannt. Er ärntete also, ohne gesäet zu haben, und daß er sich auf diese Kunst verstand, wollen wir jetzt noch durch einige andere Beispiele erhärten. Wir wissen von ihm, daß er nach seines Vaters Tode die Mark Brandenburg erbte, allein keineswegs zum Vortheil des Landes, denn nicht nur vernachläßigte er dasselbe von dem Tage an, da er die ungarische Krone erhielt, total, sondern verkaufte und versetzte auch davon nach Belieben. Da fielen denn die benachbarten Fürsten, besonders die von Pommern und Mecklenburg, oft und viel in die Mark ein, um sich Stücke derselben abzureißen, und noch weit schlimmer war, daß die vielen auf ihren Burgen hausenden Ritter sich theils in wilden Fehden bekämpften, theils mit Raub und Wegelagerei Stadt und Land brandschatzten. So machte sich denn in wenigen Jahren eine Anarchie geltend, die man sich gräulicher gar nicht denken konnte, und schon dadurch wurde dem Sigmund das Land gründlich entleidet. Noch mehr dadurch, daß es ihm gar nichts eintrug, und so wie er daher anno 1411 die deutsche Königskrone definitiv erlangt hatte, reifte in ihm der Entschluß, sich desselben zu entschlagen. Natürlich übrigens nicht umsonst, sondern gegen ein gut Stück Geld, denn dessen war er bei seiner Verschwendungssucht stets bedürftig, und somit schaute er sich unter den deutschen Fürsten um, welcher ihm wohl den höchsten Preis bieten könnte. Sein Auge fiel auf seinen Freund, den Burggrafen Friedrich VI. von Nürnberg, einen der reichsten Fürsten damaliger Zeit (sein Gebiet umfaßte einen großen Theil Frankens, besonders die Fürstenthümer Ansbach und Baireuth und überdem hatte er durch weise Sparsamkeit große Baarmittel angehäuft), und bald

hatte er sich mit ihm über den Handel geeinigt. Der Burggraf nemlich lieh dem Kaiser 100,000 ungarische Goldgulden und wurde dafür im Juli 1411 zum erblichen Statthalter — oder wie es hieß zum „obersten und allgemeinen Verweser und Hauptmann" — von Brandenburg ernannt. Drei Jahre später streckte der Burggraf dem Kaiser, der sich in Constanz stets (sein Gefolge von 1000 Personen und Pferden verschlang horrende Summen) in der größten Klemme befand, weitere 300,000 Goldgulden vor, und dafür belehnte ihn Sigmund jetzt (30. April 1415) förmlich mit der genannten Markgrafschaft, indem er ihm zugleich die Würde eines Reichserzkämmerers ertheilte. So kam Brandenburg in die Hände des fränkischen Zweigs der Hohenzollern und ein größeres Glück hätte der Mark gar nicht widerfahren können. Nicht nur nemlich schickte der neue Herrscher, als solcher Kurfürst Friedrich I. geheißen, die pommerschen und mecklenburgischen Fürsten bei ihrem nächsten Einfall mit so blutigen Köpfen heim, daß ihnen die Wiederkehr für immer verging, sondern er, ein Mann voll Energie und Klugheit, verstand es auch, den widerborstigen Baronen, den Herren von Quitzow, von Bredow, von Rochow, von Putlitz, von Arnim, von Alvensleben, von Holgendorf und wie sie sonst hießen, die wilde Rauflust und den noch wilderen Trotz aufs gründlichste auszutreiben. Freilich nicht durch Güte und Milde, denn wie er sie zur Haltung des Landfriedens aufforderte, lachten sie ihm frech ins Gesicht, fest darauf bauend, daß er sich an ihren festen Burgen den Kopf einrennen werde. Vielmehr mit Hülfe der brandenburgischen Städte, die hoch erfreut waren, endlich einmal einen Regenten zu besitzen, der Willens war, der gräßlichen Anarchie ein Ende zu machen, eroberte er eine Ritterfeste nach der andern und das Hauptwort sprach dabei seine „faule Grete," das ist eine schwerfällige, aber gewaltige Kanone, die er sich zu erwerben gewußt hatte. Nunmehr blühte der Handel, der durch Jahrzehnte unmöglich gewesen war, schnellstens wieder auf und nicht minder erwachte der Landbau und die Gewerbsthätigkeit, weil Jedermann in Sicherheit seinen Geschäften nachgehen konnte. Den größten Nutzen übrigens zog später Deutschland aus diesem Besitzwechsel, denn durch die Hohenzollern wurde Brandenburg der starke Hort, an dem sich die Wellen des Slaventhums brechen sollten.

Ein weiteres Geldgeschäft Sigmunds fiel ebenfalls sehr zum Nutzen Deutschlands aus. Kurfürst Rudolph III. von Sachsen-Wittenberg verschied im Sommer 1419, ohne Söhne zu hinterlassen, und ihm folgte schon im Nov. 1422 sein einziger, ebenfalls söhneloser Bruder Albrecht III. ins Grab nach. Damit war der Mannsstamm der Linie Sachsen-Wittenberg ausgestorben und die nächste Anwartschaft auf das Erbe hatte jetzt der Herzog Erich IV. von Sachsen-Lauenburg. Allein was that der Kaiser Sigmund? Er schuldete dem Markgrafen von Meißen, Friedrich dem Streitbaren, dem Enkel Friedrichs mit der gebissenen Wange, die Summe von 90,000 Goldgulden und hätte gerne diese Schuld losgehabt, ohne sie bezahlen zu müssen. Demgemäß belehnte er den genannten Markgrafen im Januar 1423 mit dem Kurfürstenthum Sachsen-Wittenberg, so wie dieser das Versprechen leistete, die 90,000 Gulden aus seinem Schuldbuche zu streichen. So kam der Kurhut Sachsen wieder einmal in eine kräftige Hand und das Land gedieh nun so erfreulich, daß es hundert Jahre später im Stande war, die Reformation durchzuführen.

Während nun übrigens die Häuser Hohenzollern und Wettin sich zu kurfürstlicher Macht emporschwangen, ging ein anderes, früher großmächtiges Haus, das der Wittelsbacher, dem Niedergang entgegen. Die ewigen Theilungen hatten es dahin gebracht, daß es zur Zeit des Kaisers Sigmund außer dem Kurfürsten von der Pfalz nicht weniger als 4 Herzoge von Baiern gab, den von Baiern-München, den von Baiern-Ingolstadt, den von Baiern-Landshut und den von Baiern-Straubing. Davon aber, daß diese Viere ihre Lande in Ruhe und Frieden regiert hätten, war keine Rede, sondern aus Neid lagen sie stets im Streit miteinander und als Hauptstörenfried that sich Herzog Ludwig VII. von Baiern-Ingolstadt, genannt der Bärtige, der Sohn Stephans II., hervor. Derselbe griff im Sommer 1420 zum Schwert, um dem Herzog Heinrich IV. von Baiern-Landshut einen Theil seines Landes zu entreißen, und durch zwei Jahre hindurch wüthete nun Mord, Brand und Plünderung. Jetzt aber verbündete sich Heinrich IV. mit seinen Vettern von München und Straubing und sofort erlitt der Ingolstädter in der Schlacht bei Alling, unweit Münchens (am 20. Sept. 1422) eine so schwere

Niederlage, daß er demüthig um Frieden bitten mußte. Ein neuer Streit entstand, als am 6. Jan. 1425 der Herzog Johann von Baiern-Straubing starb, ohne Söhne zu hinterlassen, denn jeder von den überlebenden Vettern wollte nun am meisten erben. Vier Jahre lang also bekriegte man sich aufs heftigste, und erst, als alle Kräfte erschöpft waren, einigte man sich dahin, daß Herzog Ludwig VII. von Ingolstadt, Herzog Heinrich IV. von Landshut, und die beiden Brüder Ernst und Wilhelm III. von München, die gemeinsam regierten, je ein Viertheil erhalten sollten. Jetzt war wieder einige Zeit lang Ruhe, aber nicht allzulange. Im Jahr 1432 nemlich verliebte sich des Münchner Herzogs Ernst einziger Sohn Albrecht so inbrünstig in die wunderschöne Agnes Bernauer, der Tochter eines armen Augsburger Baders, daß er sie heimlich heirathete und mit ihr auf seiner Feste Vohburg lebte. Eine Zeit lang blieb diese Verbindung ein Geheimniß, allein nach Jahresfrist kam der Vater, der Herzog Ernst, dahinter und verlangte kategorisch, daß der Sohn sich von seinem Weibe scheide. Draufhin bat letzterer seinen Oheim Wilhelm III. um seinen Schutz und dieser gewährte ihm solchen nicht nur, sondern wies ihm auch die geerbte Stadt Straubing als Residenz an. Nicht lange hernach, im September 1435 starb Wilhelm III., sowie gleich darauf auch sein einziges Söhnlein, und weil nun in Folge dessen Herzog Ernst alleiniger Regent von Baiern-München geworden war, beschloß er sofort, der verhaßten Mißehe seines Sohnes mit Gewalt ein Ende zu machen. Er lockte also denselben unter irgend einem Vorwand von Straubing weg und ließ in seiner Abwesenheit die schöne Agnes als angebliche Zauberin am 12. Oct. 1435 in der Donau ertränken. Diese gräßliche Unthat erfüllte den jungen Albrecht mit der unsäglichsten Wuth und alsobald erhob er die Fahne des Aufruhrs gegen den Vater. Auch stand ihm Ludwig VII. der Bärtige mit seiner ganzen Macht bei, natürlich um im Trüben zu fischen. Da verband sich der alte Herzog Ernst mit dem Herzog Heinrich IV. von Landshut, sowie mit dem Kurfürsten Friedrich I. von Brandenburg und so wüthete der Bürgerkrieg wieder mit allen seinen Schrecken. Zum Glück übrigens dießmal nur wenige Monate lang, denn die in Basel versammelten Kirchenfürsten vermittelten im Juli 1436 den Frieden zwischen Vater und Sohn unter der Bedingung, daß der Erstere dem

Letzteren die Regierung von Baiern-München von dem Tage da an abtrat, wo der Sohn sich dazu verstand, mit der Prinzessin Anna von Braunschweig eine ebenbürtige Ehe einzugehen. Abermalen herrschte jetzt Friede in Baiern, doch abermalen nur auf kurze Zeit. Ludwig VII., der Bärtige, von Ingolstadt, besaß außer einem ehelichen Sohn Ludwig, genannt der Höckerige (weil ihn ein häßlicher Höcker verunzierte) auch einen unehelichen, Wieland von Freiberg, und diesen, den er mit einer Gräfin von Wertheim verheirathete, begünstigte er so sehr, daß der Höckerige darüber wüthend wurde. Letzterer verband sich also mit dem neuen Herzog von Baiern-München, Albrecht III. (dem früheren Gemahl der schönen Agnes, den man nachher den „Frommen“ nannte) und überzog seinen Vater im Sommer 1439 mit Krieg. Während desselben wurde Wieland von Freiberg durch einen jähen Tod hinweggerafft, allein der widernatürliche Kampf hörte deßhalb doch nicht auf, sondern endete erst (im September 1443) damit, daß der Höckerige seinen alten Vater zum Gefangenen bekam. Jetzt jubelte der schlimme Sohn; doch schon am 7. Sept. 1445 machte ein hitziges Fieber seinem Leben ein Ende und den furchtbaren Todeskampf versüßte ihm nicht einmal der Trost, einen Sohn und Erben zu hinterlassen. Was geschah nun mit dem gefangenen Ludwig VII., dem Bärtigen? Ei die Wittwe des Höckerigen verkaufte ihn an seinen Todfeind, den Herzog Heinrich IV. von Baiern-Landshut und dieser sperrte ihn in das Verließ der Feste Burghausen, wo ihn, den Achtzigjährigen, erst am 1. Mai 1447 der Tod von seinen Leiden erlöste. Daraufhin theilte sich Heinrich IV. von Baiern-Landshut mit Albrecht III. von Baiern-München in das Erbe und damit verwandelte sich die bisherige Vierspaltung Baierns in eine Zweispaltung.

All' diese schrecklichen Kämpfe wurden ausgefochten, ohne daß sich das deutsche Reichsoberhaupt irgendwie eingemischt hätte, und dieß kenntzeichnet die ärmliche Regierung des Kaisers Sigmund wohl am besten. Wundern dürfen wir uns jedoch hierüber nicht, denn Sigmund hatte viel Wichtigeres zu thun, nemlich dafür zu sorgen, daß seine einzige Tochter Elisabeth — Söhne besaß er gar keine — eine recht mächtige Potentatin werde, was er dadurch zu erreichen hoffte, daß er sie mit dem Oberhaupt der Habsburger verehlichte. Daß diese

Letzteren zu Anfang des 15. Jahrhunderts in schwere innere Kämpfe verwickelt waren und dadurch unsägliches Elend über ihre Erblande brachten, haben wir weiter oben gesehen. Endlich aber, nachdem Herzog Leopold, genannt der Stolze, seinem Bruder Wilhelm, genannt der Höfliche, im Tode nachgefolgt war, theilten die Ueberlebenden im März 1409 in der Weise, daß der junge — er zählte erst zwölf Jahre — Albrecht V. als das Oberhaupt der Familie Oestreich, Ernst der Eiserne Steiermark, Kärnthen und Krain, Friedrich IV. (wir kennen ihn vom Constanzer Concil her) dagegen Tyrol und Vorderöstreich erhielt. Dritthalb Jahre darauf, im October 1411, verlobte Kaiser Sigmund seine damals erst dreijährige Elisabeth mit dem Herzog Albrecht V. und stellte ihm damit die Erbnachfolge in Böhmen und Ungarn in Aussicht. Kaum aber hatte Elisabeth ihr vierzehntes und Albrecht das fünfundzwanzigste Jahr erreicht, so erfolgte am 19. April 1422 die kirchliche Trauung und dann reiste Sigmund mit dem jungen Paare nach Prag und Ofen, um dasselbe den böhmischen und ungarischen Magnaten vorzustellen. Auch brachte es in beiden Königreichen sein Kanzler Kaspar Schlick, den er dafür später in den Grafenstand erhob, so weit, daß seiner Tochter und deren Gemahl die Thronnachfolge vertragsmäßig gesichert wurde, und damit war das große Werk der Vereinigung Böhmens und Ungarns mit Oestreich gelungen. Noch mehr, zuletzt erhielt Kaiser Sigmund durch die Bemühungen seines Kanzlers von den deutschen Kurfürsten oder wenigstens von den meisten derselben die Zusicherung, daß sie nach seinem Tode keinen andern, als den Herzog Albrecht V. zum deutschen Könige erwählen würden, und nun endlich hatte er Alles erreicht, was er je zu erreichen hoffen konnte. Eins nur betrübte ihn in den letzten Tagen seines Lebens, die Untreue seiner wollüstigen Gemahlin Barbara, jener Gräfin von Cilly, von der ich schon gesprochen, und er ließ sie deßwegen im November 1437 verhaften. Gleich darauf aber, am 9. December 1437, starb er fast siebzig Jahre alt in Znaim, in welche mährische Stadt er gereist war, um mit seinem Tochtermanne, dem Herzog Albrecht V. von Oestreich zusammenzukommen.

---

## Sechstes Kapitel.

### Die neue Erhebung Oestreichs zum Reich oder die Kaiser Albrecht II. und Friedrich III.

(1438 — 1493).

Die ungarischen Magnaten hielten ihr dem Kaiser Sigmund gegebenes Wort, seinen Schwiegersohn, den Habsburger Albrecht, auf den Thron zu setzen, getreulich und schon am 19. December 1437 war derselbe allgemein anerkannter König von Ungarn. Nicht so eilig hatten es die deutschen Kurfürsten, denn der neue Markgraf von Brandenburg aus dem Hohenzollernschen Hause machte Schwierigkeiten, weil er selbst nach der deutschen Krone strebte. Ein solch' kräftiger Regent jedoch war durchaus nicht nach dem Sinn der deutschen Oligarchen und so gieng denn doch am 18. März 1438 der Habsburger — als Kaiser Albrecht II. geheißen — siegreich aus der Wahlurne hervor. Ganz anders benahmen sich die Böhmen, oder wenigstens der Theil derselben, welcher zu der mächtigen Parthei der Utraquisten gehörte. Sie fürchteten nemlich, der sehr bigotte Albrecht möchte die ihnen früher gemachten religiösen Zugeständnisse nicht halten, und verlangten daher vor allem von ihm, er solle die bekannten Compactaten beschwören. Weil er aber diesen Eid verweigerte, wählten sie den Fürsten Kasimir, den dreizehnjährigen Bruder des Polenkönigs Wladislaw, zum Reichsoberhaupt und derselbe erschien auch alsbald von einem starken polnischen Heere escortirt im Lande. Wenn also Albrecht II. trotzdem die böhmische Krone behaupten wollte, so mußte er darum kämpfen und zu diesem Kampfe ermunterte ihn auch die römisch-katholische Parthei. Allein eben, als er hiezu Anstalt machte, fielen die Osmannen unter ihrem Sultan Murad II., dem Enkel Bajesids, mit Uebermacht in Siebenbürgen und Ungarn ein und richteten allda solch' gräßliche Verheerungen an, daß er sich genöthigt sah, sofort seine ganze Macht gegen sie

zu concentriren. Mit unsäglicher Mühe brachte er endlich in seinem Stammlande — denn die deutschen Kurfürsten leisteten ihm auch nicht den geringsten Succurs — ein Heer von 24,000 Mann zusammen und mit diesem zog er im Juni 1439 die Donau hinab bis in die Gegend von Mohacs. Hier standen die Osma[illegible] einer Stärke von 130,000 Streitern und wie dies seine Truppen, die ohnehin an der Ruhr litten, erfuhren, waren sie unter keinen Umständen mehr zu halten. Er mußte sich also eiligst zurückziehen und auf dieser Flucht selbst von der Ruhr ergriffen starb er schon am 27. October 1439 erst zwei und vierzig Jahre alt in Neßmely zwischen Ofen uud Komorn.

Der deutsche Thron war also abermalen erledigt, und wenn je, so hätte jetzt, wo einerseits die Türkennoth immer näher trat und andererseits der kirchliche Unflath alle Gauen Deutschlands verpestete, ein eben so kluger als thatkräftiger und ehrlicher Regent dem Reiche nothgethan. Allein auf wen richteten die Kurfürsten ihr Auge? Auf den erst vierundzwanzig Jahre alten Herzog Friedrich V. von Oestreich-Steiermark, den ältesten Sohn Ernsts des Eisernen, welchem er in Gemeinschaft mit seinem Bruder Albrecht VI. anno 1424 in der Regierung von Steiermank, Kärnthen und Krain gefolgt war. Ja ihn, der sich natürlich eifrigst um die Krone bewarb, wählten sie am 2. Jebruar 1440 einstimmig zum Könige und Kaiser, trotzdem er in seinen ewigen Streitigkeiten mit seinem Bruder, nebenbei gesagt einem großen Verschwender und Thunichtgut, längst die Erbärmlichkeit seines ganzen Wesens an den Tag gelegt hatte. Seine Faulheit und Trägheit, seine Schwäche und Feigheit, sein totaler Mangel an Denk- und Willenskraft, sein maulthierartiger Eigensinn, verbunden mit einem Geize, der sich bis zur Gewissenlosigkeit steigerte, machten ihn unfähig zu jeder vernünftigen, ehrlichen und kräftigen Regierungshandlung und so mußten unter ihm, der für nichts Sinn hatte, als für bigottes Niederknieen und astrologischen Aberglauben, die längst bekannten Uebelstände in Deutschland nothwendig den höchsten Grad erreichen. Ebendeßwegen aber, weil seine lange Regierungszeit nur Ekel erregt, glaube ich auch über die Einzelnheiten mit kürzeren Strichen hinweggehen zu dürfen.

Daß Pabst Eugen IV. sich gezwungen sah, der Kirchenreform wegen eine abermalige allgemeine Kirchenversammlung einzuberufen, so wie daß diese seit dem Juli 1431 in Basel tagte, haben wir bereits gesehen. Nicht minder wissen wir, daß sie den Frieden mit den Hussiten durchsetzte und zwar troz den Einwendungen des Pabstes, der gar keine Concessionen machen wollte. Damit stellte sich das Concil über den Pabst und dieser wollte es daher alsobald auflösen. Allein die Concilsväter, der Mehrzahl nach aus Deutschen und besonders aus deutschen Doctoren der Theologie (Universitätsprofessoren) bestehend, ließen sich nicht einschüchtern und gingen endlich mit Muth an das Werk der Kirchenverbesserung. Da galt es übrigens einen Augiasstall zu säubern, in welchem der Koth in's Riesige angewachsen war, und somit vergingen verschiedene Jahre, bis sie nur mit dem Nothwendigsten fertig wurden. Zu all' diesem schwieg der Pabst, weil er sah, daß die ganze Christenheit dem Concil zustimme; allein wie die frommen Väter im Jahr 1437 auch dem päbstlichen Schacher mit den Kirchenstellen, ich meine den Annaten, Palliengeldern, Kommenden, Incorporationen und was dergleichen mehr ist, ein Ende zu machen den Anlauf nahmen, wurde Eugen IV. wüthend und sofort begann zwischen ihm und der Kirchenversammlung ein Kampf auf Leben und Tod. Im Sommer 1437 erklärte er also dieselbe für aufgelöst und berief zugleich eine neue nach Ferrara. Dorthin zogen nun, durch die päbstlichen Drohungen eingeschüchtert, die meisten welschen Prälaten; allein die in Basel Zurückgebliebenen sezten sofort den Pabst ab und erwählten (im November 1439) statt seiner den Prinzen Amadäus von Savoyen, der als Eremit am Genfer See lebte — er hieß sich Felix V. — zum Stellvertreter Christi. Damit erreichte der Conflict seine höchste Höhe und beide Theile, das Concil wie Eugen IV., machten die äußersten Anstrengungen, um die weltlichen Mächte für sich zu gewinnen. In Italien und Spanien, zum Theil auch in Frankreich hatte Eugen IV. leichtes Spiel, weil hier von Hause aus der Romanismus vorherrschte; ein Anderes aber war es in Deutschland, dem bei weitem größten Staate Europa's, denn hier war alle Welt für die Reform der Kirche begeistert. Darum wenn das deutsche Reichsoberhaupt mit den deutschen Fürsten sich auf

Seiten des Concils' stellte, mußten dessen Reformedicte in Deutschland Geltung bekommen und alle Gegenanstrengungen Eugens IV. wären vergeblich gewesen. Ja am Ende hätte sich aus diesen Kämpfen sogar eine deutsche Nationalkirche entwickelt und damit wären wir vollständig von Rom emancipirt worden. Allein was that Friedrich IV.? Nun seiner bigotten Geistesbeschränktheit mußte natürlich das Gebahren des Basler Concils höchst ketzerisch erscheinen und überdem hatten ihn sein Kanzler Kaspar Schlick, sowie fast noch mehr dessen berühmter Geheimschreiber Aeneas Sylvius Piccolomini, der nachherige Pabst Pius II. (derselbe zeichnete sich durch hohe Bildung, vielseitiges Wissen und eine ungewöhnliche Beredtsamkeit aus; diese Vorzüge aber wurden durch eine noch größere Feilheit, Lascivität und Characterlosigkeit total verdunkelt und deßhalb fiel es auch der päbstlichen Parthei nicht schwer, ihn, der ursprünglich eine hervorragende contrarömische Rolle spielte, mit Geld für sich zu gewinnen) total in ihrer Gewalt. Wie ihm, dem ewig geldlosen, aber vollends Eugen IV. die größten Versprechungen (darunter 221.000 Ducaten an Gold) machen ließ, da stellte er sich durchaus auf dessen Seite und erklärte sich bereit, Alles zu thun, was man von ihm verlange. Nunmehr glaubte Eugen IV. durch einen Gewaltstreich über das Concil Herr werden zu können, und erklärte am 9. Februar 1446 seine beiden erklärtesten Widersacher, die Erzbischöfe Dietrich II. von Köln und Jacob I. von Trier, für abgesetzt. Dieß wäre ihm jedoch beinahe schlecht bekommen, denn die deutschen Kurfürsten, über solchen unerhörten Schritt aufs tiefste entrüstet, schickten sofort, nachdem sie im März 1446 in Frankfurt zusammengetreten, eine Gesandtschaft an ihn, welche — an ihrer Spitze stand der hochberühmte Patriot und Staatsmann Gregor von Heimburg, dessen Gelehrsamkeit, Beredtsamkeit und Charakterfestigkeit seine Zeitgenossen nicht genug rühmen können — kategorisch die alsbaldige Zurücknahme des Absetzungsdecrets zu verlangen hatte. Hierauf ging Eugen IV. nicht ein und nun zwangen die Kurfürsten den Kaiser Friedrich III., auf den September 1446 einen Reichstag nach Frankfurt auszuschreiben, damit man dort die Anerkennung des Gegenpabstes Felix V. sowie der Basler Reformedicte proclamire. Damit wäre stricte mit Rom gebrochen worden und die Gefahr für

Eugen IV. hätte also nicht größer sein können. Wie aber gestaltete sich nach Eröffnung des Reichstags die Sache? Ei, der kluge Piccolomini, von Rom mit großen Summen versehen, bestach nach einander mehrere Kurfürsten, wie besonders den Erzbischof Dietrich von Mainz (eigentlich zuerst dessen Geheimenrath Johann von Lysura) und den Markgrafen Friedrich II. von Brandenburg, und dann trat Kaiser Friedrich III. mit einem zwischen ihm und Rom abgeschlossenen Vertrag hervor, laut welchem Eugen IV. sich zur Abschaffung der gröbsten Mißbräuche in der Kirche aus freien Stücken bereit erklärte. Solche Zuvorkommenheit genügte den Kurfürsten und sie traten alsbald von der Anerkennung des Gegenpabstes zurück. Damit aber hatte das Basler Concil seinen Todesstoß erhalten, denn es absentirte sich von jetzt ab ein Prälat nach dem andern und selbst Felix V. konnte in Folge dessen nicht umhin, am 7. April 1749 seine Stelle niederzulegen. Ja endlich revoltirte gar die Stadt Basel gegen den Concilsrumpf und dieser, nach Lausanne übersiedelnd, löste sich am 25. April 1449 selbst auf. Wie hielt es darauf der Pabst mit seinen Reform-Versprechungen? Nun im Februar 1447 starb Eugen IV. und ihm folgte unter dem Namen Nikolaus V. der Cardinalbischof von Bologna, Thomas Parentucelli. Der neue Pabst aber sandte augenblicklich den vielgewandten Piccolomini, den er im April 1447 zum Bischof von Triest ernannte, nach Wien, um mit Friedrich III. ein sogenanntes Concordat abzuschließen, und in diesem „Privatfriedens-Uebereinkommen" figurirten die Annaten, Reservationen, Commenden und Palliengelder nebst allen übrigen päbstlichen Wucherplackereien gerade wie zuvor. Von Wien aus machte sich dann der neue Bischof von Triest nach Mainz auf, um mit dem dortigen Kurfürsten ein gleiches Abkommen zu treffen, und so wurden nach einander alle Fürstenhöfe bereist. Auf diese Art gelang es, mit Vermeidung eines öffentlichen Reichstags, das Basler Reform-Concil total zu annuliren, und der alte kirchliche Unflath fuhr fort, seinen Gestank zu verbreiten. Nicht übrigens ohne daß Friedrich III. und noch mehr Aeneas Sylvius Piccolomini ihren großen Nutzen davon gehabt hätten. Mit dem Beginn des Jahres 1452 nemlich erhielt Friedrich III. die Einladung des Papstes Nikolaus V. als

sein Gast nach Rom zu kommen, und wurde da von ihm am 19. März zum Kaiser gekrönt; der kluge Piccolomini aber rückte im Dienste der Päbste von Stufe zu Stufe, zuletzt unter Calixt III. zum Kardinalbischof von Siena vor und bestieg schließlich am 19. August 1458 unter dem Namen Pius II. den Stuhl des Apostels Petrus.

Fast noch erbärmlicher benahm sich Friedrich III. in seinen Händeln mit den Eidgenossen Oberallemanniens. Friedrich IV. von Tyrol und Vorderöstreich (wir kennen ihn von Constanz her) war anno 1439 mit Hinterlassung eines minderjährigen Sohnes Sigmund gestorben und über diesen Minderjährigen übernahm Friedrich III. die Vormundschaft. Nun wandte sich im Frühjahr 1442 die Reichsstadt Zürich, welche in dem Streite über den Nachlaß des letzten Grafen von Toggenburg, Friedrichs VI., sich von den übrigen Eidgenossen verkürzt glaubte, an ihn, um mit seiner Hülfe zu ihrem vermeintlichen Recht zu gelangen, und augenblicklich schloß er ein Bündniß mit derselben in der Hoffnung, bei dieser Gelegenheit all' das, was den Habsburgern früher entrissen worden war, besonders den Aargau, wieder zurückerobern zu können. Als es aber dann am 23. Mai 1443 zum Schlagen kam, erlitt er in Compagnie mit den Zürchern eine totale Niederlage und statt Verlornes wieder zu gewinnen lag die Gefahr nahe, daß er noch mehr verlieren werde. Wie sollte nun da geholfen werden? Aus seinen geringen Erbländern Steiermark, Kärnthen und Krain, über die er mit seinem Bruder gemeinsam herrschte, konnte er kein neues Heer ziehen und ebensowenig durfte er hoffen, daß ihm irgend ein Reichsfürst, weil man ihn allgemein nur als Strohmann behandelte, beistehen werde. Er wandte sich also frischweg an den Franzosenkönig Karl VII., mit der Bitte, ihm eine der großen Freicompagnien, deren sich derselbe seither in dem langen Kriege gegen England bedient hatte, nemlich die Armagnaken (so genannt nach ihrem früheren Anführer, dem wilden Grafen Bernhard VII. von Armagnac) zu überlassen, um durch sie die Eidgenossen zu Paaren zu treiben, und solcher Bitte gemäß rückte im Sommer 1444 ein Heer von 40,000 Armagnaken unter Anführung des Dauphin Ludwig, des Erben Karls VII. über den Jura gegen Deutschland heran. Sie kamen aber nicht wie Krieger, sondern wie

Räuber der entsetzlichsten Art, und machten sich des Namens der „Schinder", den ihnen das Landvolk gab, vollkommen würdig. Da stellte sich einem 10,000 Mann starken Corps von ihnen ein kleines Häuflein von Eidgenossen, noch nicht einmal 1600 Streiter, bei St. Jacob an der Birs unweit von Basel am 26. August entgegen und wenn nun auch diese Sechzehnhundert bis auf zehn alle im Kampfe fielen, so fielen sie doch nur erst, nachdem sie der Feinde dreimal so viel getödtet hatten. Solche That jagte dem Dauphin Ludwig, dem nachherigen Ludwig XI., einen furchtbaren Schrecken ein, und einsehend, daß er verloren sei, wenn erst die ganze Macht der Eidgenossen gegen ihn anrücke, suchte er sofort den Frieden zwischen den kriegführenden Theilen zu vermitteln. Der Friede kam auch richtig zu Stande und in demselben entsagte die Stadt Zürich ihrem Bündniß mit Friedrich III., um wieder ein Mitglied der Eidgenossenschaft zu werden. Friedrich III. aber mußte für immer auf den Aargau so wie auf alle habsburgischen Güter, welche die Eidgenossen früher an sich gerissen hatten, verzichten, und somit brachte ihm die Niederträchtigkeit, den Reichsfeind ins Land gerufen zu haben, nicht einmal etwas ein. Noch mehr, statt daß sich jetzt der Dauphin Ludwig mit seinen Armagnaken über die französische Gränze zurückgezogen hätte, warf er sich auf das Elsaß, um nach dem Befehl seines Vaters diese Provinz zu erobern, „denn" erklärte Karl VII., „Straßburg nebst dem ganzen Land bis an den Rhein gehört zu Frankreich." Freilich Straßburg nebst Basel und andern Städten wehrte sich tapfer genug und da auch die aufs Aeußerste gebrachten Landbewohner förmliche Hetzjagden auf die „Schinder" anstellten, so mußten diese am Ende, übel genug zugerichtet, über die Vogesen zurückweichen; allein von dieser Zeit an datirt sich das Gelüste Frankreichs, sein Territorium bis an den Rhein, als wäre dieser „seine natürliche Gränze," auszudehnen.

An all' dieser Niederträchtigkeit genügte es übrigens dem armseligen Friedrich III. noch nicht. Des verstorbenen Königs Albrecht II. Wittwe, Elisabeth, war nur wenige Monate nach ihres Gatten Tod, am 22. Februar 1440, von einem Söhnchen entbunden worden, das in der Taufe den Namen Ladislaw erhielt, und dieser Ladislaw,

genannt Posthumus, das ist der Nachgeborne, hätte rechtlich von seinem Vater Oestreich, Böhmen und Ungarn zu erben gehabt. Allein nur die Stände (Prälaten, Ritter und Städte) Oestreichs erkannten ihn an, während die Ungarn den König Wladislaw von Polen zu ihrem Regenten ausriefen, gerade wie schon früher die Böhmen mit Kasimir, dem Bruder Wladislaws, gethan hatten. Wie benahm sich nun hiebei Friedrich III., welcher über Ladislaw Posthumus die Vormundschaft führte? Machte er etwa die Rechte seines Mündels geltend? Nein, wahrhaftig, nicht mit einem Worte, viel weniger mit einer That, sondern er ließ die Böhmen und Ungarn einfach gewähren. Da wurde Wladislaw, als die Osmannen ihre Angriffe auf Ungarn erneuerten, am 10. November 1444 in der mörderischen Schlacht bei Varna getödtet und dieser Tod brachte dem Kasimir die Krone Polen ein. Hiedurch kamen sowohl in Böhmen als in Ungarn die vereinigten Stände zur Besinnung und in beiden Ländern wurde der junge Ladislaw zum Könige ausgerufen. Natürlich übrigens nicht, damit er selbstständig regiere, denn er war ja noch ein Kind, sondern in Böhmen wie in Ungarn erwählte man einen Landes-Ausschuß mit einem Gubernator an der Spitze, welcher alle Regierungsgeschäfte zu besorgen hatte. Warum aber dieß? Einfach deßwegen, weil weder die Böhmen noch die Ungarn von der vormundschaftlichen Regierung Friedrichs III. etwas wissen wollten, denn sie sahen deutlich genug, wie er diese seine Vormundschaftsrechte in Oestreich mißbrauchte. Endlich wurden auch die Oestreicher solchen Mißbrauchs müde und verlangten unter Führung des mächtigen Barons Ulrich Eiziger die Auslieferung des jungen Ladislaw, damit er unter dem Beistand eines landschaftlichen Ausschlusses die Zügel der Regierung ergreife. Hierauf gieng Friedrich III. nicht ein, allein sofort griffen die östreichischen Stände im December 1451 zu den Waffen und belagerten ihn in Wienerisch-Neustadt, wo er schon längere Zeit zu residiren pflegte. Die Folge war, daß er schließlich den Ladislaw im August 1452 freigeben mußte, und nun führten die Oestreicher denselben im Triumphe nach Wien, wo sogleich unter dem Baron Eiziger und dem Grafen Ulrich von Cilly eine landschaftliche Regierung für ihn etablirt wurde. Fünf Jahre später, am 23. November 1457, starb

Ladislaw, als er eben volljährig werden sollte, schnell weg und nun hoffte Friedrich III., daß ihm ganz Oestreich als Erbe zufallen würde. Allein auch sein Bruder Albrecht VI. erhob Ansprüche und so kam man denn endlich überein, daß Friedrich III. das Land „unter", Albrecht VI. aber das „ob der Enns" erhalten solle. Durch solche Theilung hoffte man den Frieden zu erhalten; aber die Doppelregierung brachte den Oestreichern kein Glück. Vielmehr einen Jammer, den man sich entsetzlicher gar nicht denken kann. Im Schlechtregieren nemlich wußte jeder der beiden Brüder den andern zu übertreffen, und wenn Friedrich III. als träger, feiger, gewissenloser Knicker seinen Landesantheil durch übermäßige Zölle und eine Münzverschlechterung ohne Gleichen (die von ihm geprägten Scheidemünzen, vom Volke „Schinderlinge" genannt, waren so geringhaltig, daß man sie auswärts nur zum zwölften Theil des Nennwerths annahm) aussaugte, so suchte sich Albrecht VI., ein Tyrann und Verschwender ersten Rangs, durch Erpressungen und Einkerkerungen seine Taschen zu füllen. Von den gequälten Unterthanen suchten sich also Viele selbst zu helfen und an allen Enden und Ecken entstanden Räuberbanden. Ueberdem kam's zu Volksaufständen, an deren Spitze sich nicht selten gewichtige Männer, wie die Ritter Gamaret Fronauer, Heinrich von Lichtenstein und Ulrich Eiziger stellten, und selbst die gute Stadt Wien rebellirte unter Führung des energischen Wolfgang Holczer. Endlich überzog gar noch Albrecht VI. mit Hülfe böhmischer Soldtruppen seinen Bruder mit Krieg, und zwang ihn im Dezember 1462 auf die Regierung des Landes unter der Enns auf die nächsten acht Jahre zu verzichten. Freilich besser wurde es dadurch nicht, sondern eher noch schlimmer, denn Albrecht VI. wüthete wie ein Tiger und Hinrichtung — unter anderen auch am 15. April 1463 die Viertheilung des Wolfgang Holczer — folgte auf Hinrichtung. Nicht lange hernach übrigens, am 2. Dezember 1463, starb er kinderlos und nun wurde Friedrich III. Alleinerbe von Oestreich.

Sehen wir nun auf das übrige Deutschland, so nahm sich dort, weil factisch kein Reichsoberhaupt da war, Jedweder die Freiheit zu thun, was er wollte, und es herrschte also allüberall nichts als Kampf und Fehde. Insbesondere übten die Fürsten und Dynasten ihren

Uebermuth an den Reichsstädten, es ganz ungescheut versuchend, sie ihrer Herrschaft zu unterwerfen, und an die Spitze dieser Uebermüthigen stellte sich von Anfang an der Markgraf Albrecht I. von Brandenburg-Ansbach, genannt Achilles, der drittgeborne Sohn des im Jahr 1440 verstorbenen Kurfürsten Friederichs I. von Brandenburg. Bei der Theilung des väterlichen Erbes war er schlecht weggekommen, denn er hatte nichts als Ansbach (von seinen drei Brüdern wurde Friedrich II. Kurfürst von Brandenburg, der zweite, Johann, Markgraf von Baireuth und der jüngste, Friedrich der Fette, Herzog der Prignitz und Altmark) erhalten und dieses kleine Fürstenthum konnte natürlich seinem maßlosen Ehrgeiz und Stolz nicht genügen. Somit warf er sofort seine verlangenden Blicke auf die nahe Reichsstadt Nürnberg, ob er sie nicht seinem Ländchen einverleiben könnte. Natürlich aber für sich allein einen solchen Eroberungskrieg zu beginnen, wagte er nicht, sondern er sah sich vielmehr nach Bundesgenossen um und gewann nach und nach den Herzog Wilhelm III. von Sachsen, den Landgrafen Ludwig I. von Hessen, den Grafen Ulrich V. von Württemberg, den Markgrafen Jacob von Baden, den Erzbischof Dieterich von Mainz, den Bischof Gottfried von Würzburg nebst noch einem Dutzend anderer kleinerer Dynasten. Solcher Gefahr zu begegnen suchte die Stadt Nürnberg ebenfalls Verbündete und sofort schlossen sich ihr, bereits im Jahr 1444, nicht weniger als dreißig schwäbische und fränkische Reichsstädte an. Allein trotzdem ließ sich nicht verkennen, daß der Geist der Städte inzwischen ein anderer geworden sei, denn es fehlte die rechte Einigkeit und von Begeisterung fand sich ohnehin keine Spur. Warum nun dieß? Einfach deßwegen, weil die Bürger sich inzwischen, nachdem sie reich geworden, an ein gewisses Wohlleben gewöhnt hatten (wir werden im nächsten Kapitel auf dieses Thema zu sprechen kommen) und dadurch spießbürgerliche Krämerseelen geworden waren, denen der Geldbeutel über Alles ging. Darum, als nun endlich im Januar 1449 die verbündeten Dynasten den Reichsstädten den Krieg erklärten, führten ihn letztere nicht mit der Kraft, wie früher, und wenn sie auch einigemal, wie am 11. März 1450 bei Pillenreut und am 20. Juni 1450 bei Rednitzhambach bedeutende Vortheile erfochten, so blieben sie doch in der Haupt-

sache im Nachtheil. Somit konnte ihnen der Frieden, der am Schluß des Jahrs 1450 zu Stande kam, unmöglich günstig lauten und sie erhielten für all' den furchtbaren Schaden, den ihnen die Herren Dynasten und Ritter zugefügt (über 200 ihrer Dörfer lagen in Asche und ihr ganzer Handel war vernichtet), auch nicht die geringste Entschädigung. Ja gleich nachher geriethen sie wegen der Kriegskostenrechnung aus Knickerei in schwere Händel mit einander selbst, und nun begingen die Meisten von ihnen die Erbärmlichkeit, sich unter den Schutz des nächstgelegenen Fürsten zu stellen. In politischer Beziehung hatten also die Städte von jetzt ab keine Geltung mehr und mancher Fürst nahm sich in Folge dessen Dinge gegen sie heraus, die er früher nie gewagt hätte. So annexirte z. B. der Herzog von Baiern-Landshut, Ludwig der Reiche (der Sohn des Herzogs Heinrichs IV.), im Herbst 1458 die Reichsstadt Donauwörth und gab ihr erst fünf Jahre später, weil der König von Böhmen es verlangte, ihre Reichsfreiheit zurück. So gelang es in dem langen Kriege, welchen die beiden Bewerber um den Mainzer Erzbischofshut, Diether von Isenburg und Adolph II. von Nassau, von 1459 an mit einander führten, dem Nassauer am 28. October 1462 die Stadt Mainz, die es mit dem Isenburger hielt, durch Verrath in die Hände zu bekommen und von dieser Zeit an blieb sie zur Bischofsstadt degradirt, ohne daß die andern Reichsstädte deßhalb revoltirt hätten.

Ganz in gleicher Weise sank in diesen Tagen auch das Ansehen der Hansa herab und den besten Beweis hiefür liefert die sogenannte Soester Fehde. Die westphälische Stadt Soest, jetzt ziemlich unbedeutend, zählte im 15. Jahrhundert ihre 60,000 Einwohner und gehörte durch ihren Handel und ihre Gewerbsthätigkeit zu den reichsten Hansaplätzen. Um so mehr war dem sehr mit Schulden behafteten Erzbischof Dieterich II. von Köln (einem gebornen Grafen von Mörs) daran gelegen, sie wieder unter die Botmäßigkeit seines Stuhls, zu dem sie früher gehört hatte, zu bringen, und zu diesem Behufe verbündete er sich anno 1444 mit vielen benachbarten Herrn und Fürsten, worunter der Herzog Wilhelm III. von Sachsen, der Landgraf Ludwig I. von Hessen und die Bischöfe von Münster, Minden und Hildesheim. Nun wäre es Sache des Hansabundes gewesen,

das so schwer bedrohte Soest mit seiner ganzen Macht zu schützen; allein auch hier hatte der selbstsüchtigste Krämergeist längst die Oberhand erhalten und da der Bund also nichts that, so sahen sich die Soester gezwungen, sich in die Arme des Herzogs Adolph von Cleve zu werfen. Letzterer sandte ihnen sogleich seinen Sohn Johann mit einem beträchtlichen Corps zu Hülfe und dadurch wurde es möglich, alle Angriffe des Erzbischofs und seiner Verbündeten siegreich zurückzuschlagen. Im Ganzen genommen übrigens dauerte der blutige Kampf volle fünf Jahre lang, und erst anno 1449, als der Kölner Erzbischof sich nicht mehr im Stande sah, die 60,000 Mann Miethtruppen, die er in Sold genommen, zu bezahlen, wurde am 2. April Frieden geschlossen. In diesem mußte der Erzbischof auf alle seine Ansprüche an Soest verzichten; dagegen aber hatte diese Stadt die Oberherrlichkeit des Herzogs von Cleve anzuerkennen und hörte also auf, eine freie Hansastadt zu sein. Das war der Anfang der Selbstauflösung des Hansabundes und mit dem Ende des 15. Jahrhunderts hatte derselbe seine frühere Bedeutung total eingebüßt, wenn er auch dem Namen nach noch forteristirte.

Als eine weitere Schandfehde aus der Zeit Friedrichs III. ist zu registriren der sächsische Bruderkrieg, der im Jahr 1442 seinen Anfang nahm, um erst im Jahr 1451 zu endigen. Nachdem nemlich Friedrich der Streitbare, der erste Kurfürst von Sachsen aus dem Hause Wettin, im Jahr 1428 gestorben war, regierten seine Söhne Friedrich II., genannt der Sanftmüthige, und Wilhelm III. ihr Erbe Anfangs gemeinsam und zwar so ziemlich ohne Hader; sowie jedoch ihr söhneloser Vetter, Friedrich der Friedfertige, Landgraf von Thüringen, anno 1440 das Zeitliche segnete, geriethen sie alsbald in den heftigsten Streit mit einander, weil jeder Thüringen für sich allein haben wollte. Schließlich, im Jahr 1442, appellirten sie an die Waffen und bekämpften sich von nun an mit einer solch' unsäglichen Wuth, daß bald ganz Sachsen von Blut überströmte. Ja erst im Jahr 1451, als der Jammer den höchsten Grad erreicht hatte, bequemten sie sich zu einer friedlichen Theilung, und damit die Einigkeit nicht abermalen gestört werden könnte, ließ sofort Wilhelm III. seine bisherigen Hauptberather, die Störenfriede Busso,

Bernhard und Apel Vitzthum von Apolda, mit dem Schwerte hinrichten.

Endlich führe ich noch an den langjährigen Kampf zwischen den Hohenzollern und Wittelsbächern, von welchen die ersteren der (bereits angeführte) Markgraf Albrecht I. von Brandenburg-Ansbach vertrat, während an der Spitze der letzteren der (ebenfalls schon genannte) Herzog Ludwig der Reiche von Baiern-Landshut und der Pfalzgraf Friedrich der Siegreiche, auch „der böse Fritz" genannt, (der Sohn Ludwigs III. und Enkel des einstigen Gegenkönigs Ruprecht) standen. Dieser Kampf begann im Jahr 1458 wegen einer an sich unbedeutenden Sache — deßwegen, weil Albrecht I. einige Mitinhaber des Gauerbenschlosses Widdern als Räuber aufknüpfen ließ, während doch Widdern auf pfälzischem Gebiete lag —; aber bald nahm er solche Dimensionen an, daß fast alle süddeutschen Dynasten in denselben verwickelt wurden. Endlich gewann der böse Fritz am 30. Juni 1462 die Schlacht bei Seckenheim, in welcher von Albrechts I. Alliirten der Graf Ulrich V. von Württemberg, der Markgraf Karl von Baden und der Bischof Georg von Metz seine Gefangenen wurden, und gleich nachher am 19. Juli 1462 gelang es Ludwig dem Reichen, den Markgrafen Albrecht I. selbst bei Giengen auf's Haupt zu schlagen. Somit schien nun Albrecht I. verloren; allein auf sein Anrufen mischte sich jetzt der König Georg Podiebrad (von ihm wird später die Rede sein) von Böhmen ein, und dieser wußte, nachdem sich Bischof Georg von Metz, Karl von Baden und Ulrich V. von Württemberg mit schwerem Gelde die Freiheit erkauft hatten, am 24. August 1463 einen Frieden zu vermitteln, der für Albrecht I. noch glimpflich genug ausfiel. Auch wurde letzterer für alle erlittenen Verluste gleich nachher dadurch entschädigt, daß sein Bruder, Friedrich II. von Brandenburg, anno 1470 zu seinen Gunsten auf die Regierung Brandenburgs verzichtete und sich fortan in das Privatleben zurückzog.

Wenn nun übrigens von den deutschen Fürsten ein Jeder that, was er wollte, wie werden es erst die Herren Ritter gehalten haben? Nun, sie leisteten als Raubritter fast Unglaubliches und in blutigen Faustrechtsthaten suchte Einer den Andern zu überbieten. Eine dieser

Thaten übrigens ist besonders berüchtigt geworden, ich meine den sächsischen Prinzenraub, und über ihn kann ich also nicht mit Stillschweigen hinweggehen. Der Ritter Konrad oder Kunz von Kaufungen, früherer Hofmarschall und Kriegsoberster Friedrichs II. des Sanftmüthigen von Sachsen, hatte diesem in seinem Kriege gegen den Bruder Wilhelm III. gute Dienste geleistet, war aber hiefür nicht so belohnt worden, wie er beanspruchen zu dürfen vermeinte. Somit beschloß er, sich selbst Recht zu verschaffen und zwar dadurch, daß er die beiden jungen Prinzen Ernst und Albert, die Söhne Friedrichs II., raube, denn diese, hoffte er, werde der Vater jedenfalls um die von ihm geforderte Summe einlösen. Sein Plan war bald gemacht und stützte sich hauptsächlich darauf, daß Friedrich II. mit seiner Familie ziemlich einsam auf der Altenburg bei der Stadt gleichen Namens (zehn Stunden von Leipzig) residirte. Sofort gewann Kunz in den Rittern Wilhelm von Mosen und Wilhelm von Schönfels, die eben so verwegene Gesellen waren, als er selbst, Helfershelfer und mit diesen drang er, unterstützt von dem bestochenen Küchenjungen Hans Schwalbe, der von einem Fenster eine Strickleiter herabfallen ließ, in der Nacht vom 7. auf den 8. Juli 1455 in das Schloß zu Altenburg ein. In dieser Nacht war Friedrich II. in Leipzig abwesend und die ersten Hofleute vergnügten sich auf einem Bankette in der Stadt Altenburg. Demgemäß wurde es den Verschwornen leicht, sich der beiden jungen Prinzen in ihrem Schlafgemach zu bemächtigen, und fort gings nun mit ihnen der böhmischen Gränze zu. Nicht übrigens auf gemeinsamem Wege, denn, weil man sofort überall die Sturmglocken läutete, um nach den Räubern zu fahen, schlug Kunz von Kaufungen mit dem Prinzen Albert eine andere Route ein, als die Ritter Mosen und Schönfels mit dem Prinzen Ernst. Kunz war bereits bis nach Grünhain, nur noch eine Stunde von der Gränze entfernt, gekommen, da mußte er, von Durst und Müdigkeit übermannt, Halt machen. Er thats in einem Walde, ganz in nächster Nähe eines Kohlen-Meilers, den ein Köhler Namens Schmidt mit seinen Knechten besorgte. Sowie nun aber der Prinz Albert des Köhlers ansichtig wurde, rief er ihn um Hülfe an, und der Köhler schlug alsbald den Ritter Kunz mit seinem langen Schür-

baum nieder. Auf diese Art wurde der genannte junge Prinz befreit und seinen Eltern zurückgegeben. Den Prinzen Ernst aber lieferten die Ritter Mosen und Schönfels, als sie das Schicksal des Kunz in ihrem Schlupfwinkel, einer Höhle an der Mulde, inne wurden, von freien Stücken — gegen das Versprechen der Straflosigkeit — aus und das ganze Bubenstück nahm damit ein Ende, daß man den Ritter Kunz schon am 14. Juli mit dem Schwerte hinrichtete.

In solcher Weise ging in Deutschland zu den Zeiten Friedrichs III. Alles drunter und drüber und was Wunder nun, wenn die Böhmen und Ungarn nach dem Tode des Ladislaw, ohne sich um das Erbrecht Friedrichs III. weiter zu kümmern, eigene Könige aus ihrer Mitte erwählten? In Böhmen wurde dieß Georg Podiebrad, der Sohn Victorins Boceks von Kunstatt auf Burg Podiebrad, denn derselbe hatte sich schon in früher Jugend als Streiter für die Utraquisten hervorgethan und war dann später die Seele der utraquistischen Parthei geworden. Darum als Ladislaw mit Tod abging, erhielt er bei der Königswahl am 2. März 1458 alle Stimmen und nie hat ein Regent bis zu seinem Tode segensreicher gewaltet, als er. Gerade ebenso übergingen auch die Ungarn den Habsburger Friedrich III., denn sie bedurften der ewigen Einfälle der Osmannen wegen — besonders nachdem diese am 29. Mai 1453 sogar das stolze Constantinopel erobert hatten — eines Mannes in der vollsten Bedeutung des Worts und unwillkührlich blieb also ihr Auge an dem kühnen Matthias Corvinus Hunyadi, dem Sohne des Helden Johann Hunyadi (dieser war von den ungarischen Ständen während der Minderjährigkeit des Ladislaw zum Gubernator des Landes ernannt gewesen) haften. Er, Matthias Corvinus, bestieg also am 24. Januar 1458 den Thron von Ungarn und nur ihm hat es dieses Land zu verdanken, daß die Osmannen dessen Eroberung nicht durchsetzen konnten. Nur ihm, wiederhole ich, denn das deutsche Reich that rein gar nichts zur Abwehr dieses gräßlichen Feindes und des Reiches Oberhaupt, Friedrich III., regte selbst dann weder Hand noch Fuß, als die Osmannen ihre Raubzüge bis nach Kärnthen und Krain ausdehnten. Im Uebrigen wurden beide Könige, sowohl der von Böhmen als der von Ungarn, nicht selten auch in die Fehden und

Kämpfe der deutschen Fürsten unter einander verwickelt und in Folge dessen eroberte Matthias Corvinus im Jahr 1487 ganz Niederöstreich mit der Hauptstadt Wien. Gleich darauf aber starb er, am 6. April 1490, und da nun nach seinem Hintritt in Ungarn wegen der Königswahl schwere Partheikämpfe entstanden, so gelang es dem tapfern Sohn Friedrichs III., dem nachherigen Kaiser Maximilian, diese Eroberungen wieder zu annulliren. Die Ungarn selbst dagegen, sowie auch die Böhmen, fuhren fort, von Deutschland ganz unabhängig zu bleiben, und schließlich — nach dem Tode des Podiebrad und des Corvinus — gelang es dem Prinzen Wladislaw, dem Erstgebornen des Polenkönigs Kasimir, in beiden Ländern die Königskrone zu erwerben.

Das waren zwei höchst wichtige Acquisitionen für Polen; noch mehr aber fast fiel ins Gewicht, daß in dieser Zeit auch der Nordosten Deutschlands ein Bestandtheil des polnischen Reiches wurde. Der Unglückstag von Tannenberg hatte, wie wir wissen, zur Folge, daß der Deutschorden sowohl sein Ansehen gegen Außen als auch seine Einigkeit im Innern einbüßte, und von nun an ging er rasch seinem Untergang entgegen. Eben nemlich, weil Streit im Innern herrschte, that jeder Komthur in seinem Bezirk was er wollte, und es entstand gegenüber den Unterthanen eine Willkührherrschaft, die aller Beschreibung spottet. „Wo ist ein Armer im Lande," steht in einer Chronik aus jener Zeit zu lesen, „dessen Eltern, Brüder, Freunde nicht vom Orden mißhandelt; wo Einer, dessen Privilegien und Freiheiten nicht geschmälert wurden? Diesen luden die Herren Ritter zu Gaste und ermordeten ihn verrätherischerweise; Jenen ließen sie ohne Urtheil und Recht, ohne Anklage und Verhör, enthaupten und beraubten ihn seiner Güter. Männer wurden ihrer schönen Frauen wegen ersäuft und keine Tochter fast blieb unentehrt. Darum fürwahr taugt es nicht, daß wir länger stille sitzen, sondern wir müssen berathen, wie wir solch' unleidliches Joch von unserem Nacken schütteln." So häuften sich Klagen auf Klagen und vollends schlimm wurde es, als die Ritter im März 1450 den unverbesserlichen Trunkenbold und Hochmuthsnarren Ludwig von Erlichshausen zum Hochmeister erwählten. Da riefen endlich, durch die Willkühr-

herrschaft aufs äußerste gebracht, die vornehmsten Städte des Ordenslandes im Februar 1454 den Schutz des Polenkönigs Kasimir IV. an und es entstand nun zwischen Polen und dem Orden ein dreizehnjähriger Kampf, der ganze Strecken des früher so wohlcultivirten Landes in vollkommene Einöden verwandelte. Ueber 1000 Kirchen wurden zerstört und von 21,000 Dörfern waren nur noch 3013 übrig; die Verluste an Menschenleben aber ließen sich gar nicht ermitteln, und alle Zucht und Ordnung hörte ohnehin auf. Endlich, als der erbärmliche Hochmeister mit seinen Rittern aufs äußerste gebracht war, entschloß er sich zum Frieden und dieser kam auch richtig am 19. October 1466 in Thorn zu Stande. Aber unter welchen Bedingungen? Nun allerdings Ostpreußen blieb dem Orden, jedoch nur unter polnischer Oberhoheit, so daß der Hochmeister künftig dem König von Polen den Vasalleneid zu schwören hatte; ganz Westpreußen dagegen mit der Hauptfeste Marienburg und den Städten Danzig, Thorn, Kulm und Elbing mußte den Polen „für immer", wie es im Vertrage hieß, überlassen werden und es schien also, als ob das Slaventhum endgültig über das Germanenthum siegen werde. Ein Glück übrigens war es, daß der Orden während des entsetzlichen Kampfes aus Geldnoth sich anno 1455 genöthigt gesehen hatte, die (seiner Zeit von Kaiser Siegmund erworbene) Neumark mit den Städten Königsberg, Küstrin, Landsberg, Drossen, Kottbus und Züllichau an den Kurfürsten Friedrich II. von Brandenburg zu verkaufen, denn sonst wäre damals auch diese deutsche Provinz in die Hände der Polen gefallen.

Ganz in gleicher Weise wie Westpreußen polnisch, wurde in diesen Tagen Schleswig-Holstein dänisch. Im Jahr 1448 nemlich wählten die Dänen nach dem Aussterben der Skioldungen den diesem Geschlechte mütterlicherseits verwandten Grafen Christian von Oldenburg zu ihrem Monarchen und wie eilf Jahre später anno 1459 der Herzog Adolph VIII. von Schleswig-Holstein starb, fielen auch diese Lande erbrechtlich an denselben. Freilich verwahrten sich die Schleswig-Holsteinischen Stände dagegen, daß die beiden Herzogthümer je eine dänische Provinz werden dürften; allein „factisch" gehörten dieselben von dieser Zeit an deßwegen doch zu Dänemark und die

dänischen Herrscher, obwohl sämmtlich Nachkommen Christians I. und also deutschen Ursprungs, dachten dänisch genug, um sie jederzeit das Dänenjoch fühlen zu lassen.

Aus all' dem bisher Erzählten erhellt zur Genüge, daß das deutsche Reich unter Friedrich III. vollständig in der Auflösung begriffen war; das Allerschlimmste aber habe ich mir bis zuletzt vorbehalten. Wie schnell der Herzog Philipp der Kühne von Burgund seiner Zeit emporstieg, wurde bereits gemeldet und ich setze nun noch hinzu, daß seine unmittelbaren Nachfolger Johann der Unerschrockene und Philipp der Gute ganz in seine Fußtapfen traten. Mit andern Worten, durch Käufe, Heirathen und andere Mittel wußten sie ihren anererbten Besitz zu verdoppeln und zu verdreifachen und wie man 1443 schrieb, gehorchten ihnen außer Bourgogne (oder Burgund im engeren Sinn) Flandern, Brabant, Limburg, Luxemburg, Charolais, Artois, Namur, Hennegau, Holland, Seeland, Friesland und die Franche-Comté. Das war ein Ländercomplex, der an Umfang einem Königreiche glich und dessen Werth sich dadurch noch steigerte, daß darinnen eine Menge der reichsten und mächtigsten Städte lagen. Eines nur erwies sich als höchst widerwärtig, das nemlich, daß die verschiedenen Grafschaften und Fürstenthümer, aus denen das große Reich bestand, theils deutsche, theils französische Lehen waren und das Ganze also auf souveraine Unabhängigkeit keine Ansprüche machen konnte. Da folgte im Juni 1467 Philipp dem Guten sein Sohn Karl, genannt der Kühne, ein furchtbar leidenschaftlicher Fürst, der Alles auf die Spitze des Schwertes stellte, und dieser faßte sogleich den Plan, durch Krieg und Eroberung sein väterliches Erbe nicht blos in einen souverainen Staat zu verwandeln, sondern auch so auszudehnen, daß es jenem Lothringen gleiche, welches dereinstens Lothar I., Ludwigs des Frommen Erstgeborner, besessen. Alles Land links und rechts vom Rhein, von dessen Ausfluß an bis nach Basel hinauf, und dann wieder alles Land links und rechts vom Jura bis zum Mittelmeer und der Provence hinab sollte dieses Reich umfassen und damit eine Machtstellung zwischen Frankreich und Deutschland einnehmen, durch welche diese beiden Königreiche in eine Art Abhängigkeitsverhältniß von demselben gekommen sein würden. Besagten

Plan zu verwirklichen machte sich Karl der Kühne alsbald an die Eroberung von Lüttich, Geldern und Zütphen, und da ihm vom deutschen Reichsoberhaupt auch nicht das geringste Hinderniß in den Weg gelegt wurde, so kam er auch richtig in wenigen Jahren (von 1468 bis 1473) zu seinem Ziele. Zu gleicher Zeit, anno 1469, schloß er mit dem ewig geldbedürftigen Herzog Siegmund von Tyrol und Vorderöstreich einen Vertrag ab, der ihm noch größere Vortheile versprach. Besagter Habsburger nemlich hatte an die Stadt Basel sowie einige andere reiche Herren einen großen Theil von Vorderöstreich (die Besitzungen im Elsaß, den Sund- und Breisgau, die Grafschaft Pfirt, die Städte Breisach, Rheinfelden, Waldshut, Seckingen und Laufenburg, endlich die Grafschaften Nieder- und Oberhohenberg mit Rottenburg am Neckar) für 200,000 rheinische Gulden verpfändet und vertrug sich nun gegen Bezahlung von 50,000 Gulden mit Karl dem Kühnen dahin, daß dieser das Recht haben solle, alle diese Besitzungen einzulösen. Damit erklärte sich auch Kaiser Friedrich III. einverstanden, unter der Bedingung, daß Karl der Kühne seine einzige Tochter und Erbin Maria dem einzigen Sohn Friedrichs III. Maximilian verlobe, und nun löste Karl der Kühne augenblicklich jene weitgestreckten Besitzungen um 200,000 Gulden ein. Damit hatte der Burgunder einen großen Schritt gethan, sich links und rechts vom Rheine in Oberalemannien festzusetzen; aber nicht zufrieden damit mischte er sich sofort anno 1473 auch in die eben damals ausgebrochenen Händel des Erzbischofs Ruprecht von Köln mit seinem Rivalen dem Probst Herrmann von Hessen, denn durch Unterstützung Ruprechts hoffte er die Schirmvogtei über das Erzstift Köln zu erlangen. Diese Hoffnung schlug übrigens gänzlich fehl, weil die Stadt Neuß, die er zehn Monate lang (Juli 1474 — Mai 1475) belagerte, allen seinen Stürmen den herzhaftesten Widerstand entgegensetzte. Unterdessen hatte sein Statthalter in den eingelösten vorderöstreichischen Besitzungen, Peter von Hagenbach, ein hochmüthig-brutaler Aristokrat, dorten so tyrannisch gewirthschaftet, daß schon im Februar 1474 die Städte Waldshut, Lauffenburg, Rheinfelden und Seckingen gegen ihn revoltirten. Ja im April 1474 gelang es den Breisachern durch Bestechung seiner

deutschen Söldner sich seiner Person zu bemächtigen, und sofort ließen sie ihn am 9. Mai 1474 als einen Wütherich öffentlich enthaupten. Damit hatten die Empörer die Brücke hinter sich abgebrochen und bewarben sich nun, um nicht vom Zorne Karls des Kühnen zermalmt zu werden, eifrigst um die Bundesgenossenschaft ihrer nächsten Nachbarn; nemlich einmal der Eidgenossen in Oberalemannien und sodann der Reichsstädte Straßburg, Basel, Kolmar und Schlettstadt. Diese alle aber, wohl wissend, daß Karl der Kühne es in Verfolgung seiner Pläne auch auf ihre Unterjochung abgesehen habe, willigten nicht blos in die Hülfeleistung ein, sondern eröffneten sogar den Krieg damit, daß sie mit einem starken Heere in die Franche-Comté (Freigrafschaft Burgund) einfielen. Jetzt hob der Burgunder die Belagerung von Neuß auf und zog durchs Lothringensche, das er furchtbar verheerte, rheinaufwärts, um den Schauplatz des Kriegs ins Eidgenössische selbst zu verlegen. Im Februar 1476 erschien er, den Jura übersteigend, vor dem sehr festen Schloß Grandson am Neuenburgersee, das die Berner mit 500 Mann besetzt hielten, und eroberte dasselbe nach einer harten Belagerung (19.—28. Februar), wobei er grausam genug war, die ganze Besatzung über die Klinge springen zu lassen. Allein nunmehr stellten sich ihm am 2. März die Eidgenossen mit ihren Verbündeten, 18,000 Mann stark, zwischen Grandson und Motiers entgegen und brachten ihm trotz seiner Uebermacht eine furchtbare Niederlage (sein ganzes Lager mit unermeßlichen Schätzen wurde erbeutet) bei. Er retirirte sofort nach Lausanne, sein Heer wieder zu ergänzen; kaum aber war dieß geschehen, so zog er gegen Bern heran und nun erfolgte bei Murten am 22. Juni 1476 eine zweite Schlacht. Wiederum befanden sich die Eidgenossen nebst ihren Verbündeten, obwohl verstärkt durch ein Corps Lothringer unter ihrem Herzog Renatus oder Réné, sehr in der Minderzahl; dagegen glückte es ihnen, den Burgunder zu überfallen, noch ehe er seine Schlachtreihen geordnet hatte, und so erlitt er abermalen eine schreckliche Niederlage. Mehr als 20,000 der Seinigen, darunter seine besten Krieger, deckten das Schlachtfeld und er selbst entrann dem Tode nur durch die Schnelligkeit seines Rosses. Daraufhin rückten die Eidgenossen mit ihren Verbündeten, aufgemun-

tert vom Herzog René, durchs Elsaß ins Lothringensche und am 5. Januar 1477 kams zur dritten Schlacht vor Nancy. In dieser Schlacht aber wurde Karl der Kühne nicht blos von neuem geschlagen, sondern auch getödtet und mit seinem Tode sank der ganze stolze Bau der so schnell emporgestiegenen burgundischen Macht in Trümmer.

Schließlich kommen wir noch einmal auf den traurigen Kaiser Friedrich III. zurück, um noch einiges Persönliche von ihm anzuführen, das nemlich, daß er — und damit glaubte er, etwas Großes gethan zu haben — am 6. Januar 1453 ein Decret erließ, durch welches seine Vettern, die Herzoge von Oestreich, zu „Erzherzogen" erhoben wurden. Den Glanzpunkt seines Lebens übrigens bildeten zwei Tage, einmal der 19. August 1477, denn an diesem wurde der ritterliche Erzherzog Maximilian, sein einziger und ihm glücklicherweise sehr unähnlicher Sohn, der Herzogin Maria, der Erbin Karls des Kühnen, angetraut, wodurch der größte Theil der burgundischen Besitzungen (obwohl erst nach langem Kampfe mit Frankreich, dessen König Ludwig XI. sich derselben zu bemächtigen suchte) an das Haus Habsburg kamen, und sodann der 16. Februar 1486, an welchem die Kurfürsten den Maximilian zum römischen König, d. i. zum Nachfolger seines Vaters erwählten. Sieben Jahre später, am 19. August 1493, verschied Friedrich III. an der Ruhr und ihm folgte der Ruf ins Grab nach, der ärmlichste aller deutschen Könige und Kaiser gewesen zu sein. Die Kirche war unter ihm ausgeartet zu einem Schmutzstall aller Gemeinheit und Niedertracht; das Reich aber hatte sich in hundert Vaterländer aufgelöst und hing nur noch in Fetzen zusammen. Mit der letzten Stunde des Mittelalters schien auch die letzte Stunde Deutschlands gekommen zu sein.

---

## Siebtes Kapitel.

### Innere Zustände Deutschlands in dieser Periode.

Vor allem habe ich zwei merkwürdige Erfindungen zu registriren, die des Pulvers und die der Buchdruckerkunst.

Das Pulver — so erzählt eine alte Chronik — sei im Jahr 1354 in Freiburg im Breisgau durch einen Mönch Berthold Schwarz bei einem chemischen Versuche durch Zufall entdeckt und der Entdecker in Folge der Explosion desselben getödtet worden. Dieser Nachricht schenkte man lange Zeit Glauben, obwohl eine andere Sage die bewußte Erfindung für die Stadt Gent und wiederum eine andere für die Stadt Doornik in Anspruch nimmt; jetzt aber weiß man mit Bestimmtheit, daß die Chinesen das Pulver schon vor fast zweitausend Jahren kannten. Von den Chinesen erlernten dessen Fabrikation die Bewohner des benachbarten Indiens, und durch sie kamen die Araber in den Besitz des Geheimnisses. Die Araber aber brachten dasselbe nach dem von ihnen unterjochten Spanien und von da aus machte dasselbe seine Wanderung nach den übrigen Staaten Europas. So kam es denn, daß die Bürger von Metz schon im Jahr 1324 eine Kanone, die Steine schleuderte, besaßen, und seit dieser Zeit machten sich in Deutschland die freien Städte, in welchen jeder Fortschritt mit Freuden begrüßt wurde, mit allem Eifer daran, den großartigen Fund zu ihrem Vortheil auszubeuten. Daher genoß z. B. in Augsburg der Jude Tibsiles anno 1350 des besonderen Schutzes der Stadtbehörden, weil er in der Anfertigung von Pulver eine besondere Kunstfertigkeit besaß, und die Städte Braunschweig und Nürnberg können aus den Jahren 1354 und 1356 Rechnungen für gelieferte Kanonen und Pulvervorräthe vorweisen. Ja in Lübeck gab es im Jahr 1360 bereits eine Pulvermühle, und es wird berichtet, daß deren Explosion das Rathhaus zerstörte. Nicht minder erfahren wir aus einer augsburgischen Urkunde vom Jahr 1372, daß damals der Meister Johann von Aarau als der berühmteste

Stückgießer galt, und mit ihm rivalisirten wenige Jahre später der Meister Abraham aus Memmingen sowie der Meister Hans Felber aus Ulm. Was nun übrigens die Fabrikation des Pulvers anbelangt, so blieb dieselbe längere Zeit ein Geheimniß und die Inhaber dieses Geheimnisses ließen sich die Mittheilung theuer genug bezahlen. Auch war, wie man sich wohl denken kann, das erst bereitete Pulver noch sehr unvollkommener Natur und erst nach oft und viel wiederholten Proben kam man dem richtigen Mischungsverhältniß von Salpeter, Schwefel und Kohle etwas näher. Noch weit ungeschickter erwies man sich in der ersten Zeit in der Anfertigung der „Donnerbüchsen" oder „Bombarden", wie man Anfangs die Kanonen nannte, und man stellte sie zum Theil sogar aus Holz her. Nicht minder kannte man Anfangs nur Steinkugeln und erst im Jahr 1387 erfanden die Hanseaten die Metallkugeln. Dessenungeachtet aber wurde die große Bedeutung der neuen Erfindung den deutschen Städten alsbald klar, denn mit ihrer Hülfe konnte man nun die stärksten Burgen brechen und man brauchte vor den Raubrittern keine solche Angst mehr zu haben. Ja man ahnte damals schon, daß durch das Pulver der ganzen bisherigen Kriegsführung der Todesstoß gegeben werden würde; allein trotzdem ging es mit der Verbesserung der Schießwaffen nur sehr langsam vorwärts und von Handschießwaffen war bis gegen das Ende des 15. Jahrhunderts noch fast gar nicht die Rede. Ueberdem, welch' horrendes Geld kostete nicht der Salpeter, den man von auswärts importirte, weil man ihn noch nicht selbst zu fertigen verstand! Dann, welche Schwierigkeiten stellten sich nicht dem Transport der Donnerbüchsen bei ihrer Schwerfälligkeit und bei der Grundlosigkeit der Landstraßen entgegen! Endlich, wie lange brauchte man nicht, bis eine Kanone geladen war, und wenn man dann losschoß, wie außerordentlich gering stand es nicht um die Treffähigkeit! Kurz, die Erfindung des Pulvers und der Schießwaffen gelangte in der Periode, in welcher das Mittelalter begraben wurde, noch nicht zu ihrer vollen Geltung, allein bereits mußte sich das Ritterthum, welches im Mittelalter alle Kriege entschieden, vor der Schießwaffe beugen und sein Ende nahte mit Riesenschritten.

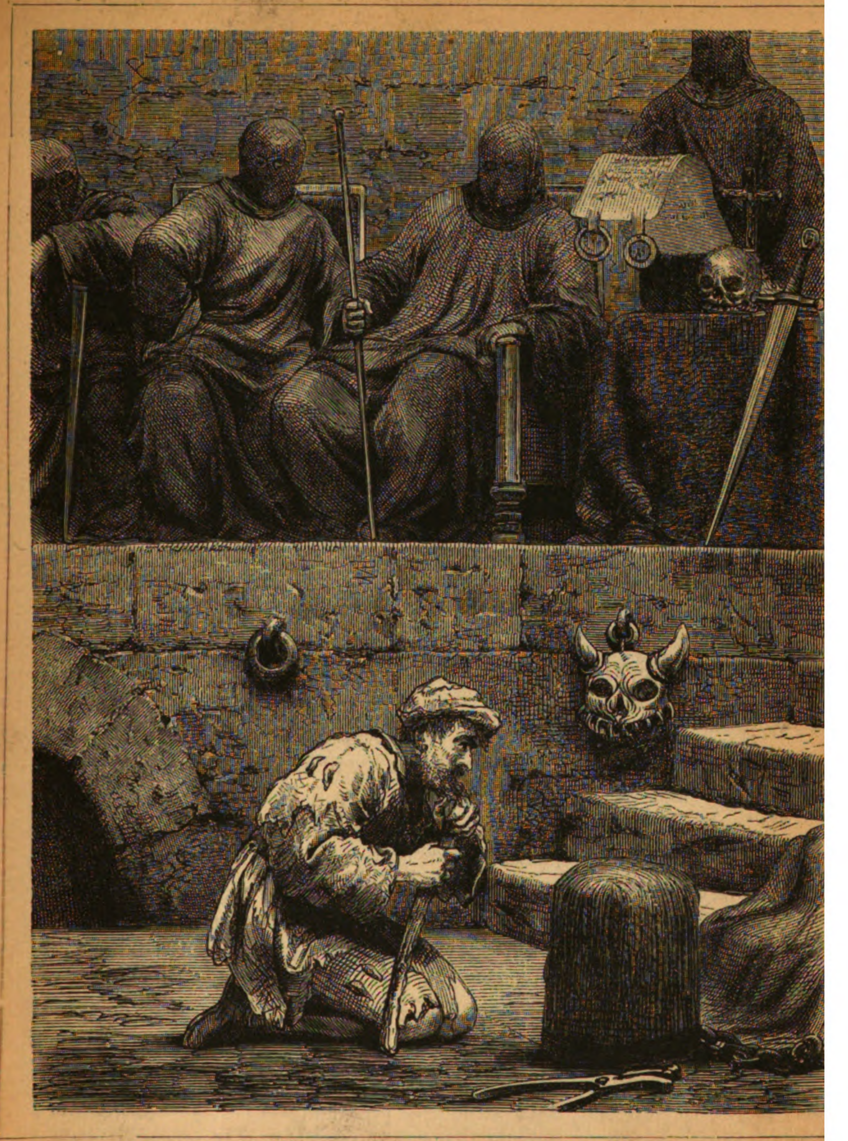
Ganz dasselbe gilt von der Buchdruckerkunst, denn auch sie ließ in unserer Periode erst ahnen, daß sie dazu bestimmt sei, das große geistige Leben der Welt von Grund aus umzumodeln. Bis zum Jahr 1440 konnte man Bücher nur durch Abschriften vervielfältigen und mit solchen Abschriften befaßten sich vielfach die Mönche in den Klöstern. Natürlich aber brauchte man lange Zeit, bis ein Buch abgeschrieben war, und es kostete daher ein solches immer schweres Geld. Somit konnten sich nur wenige Auserwählte in den Besitz von Büchern setzen und die große Menge sah sich dazu verdammt, in tiefster Unwissenheit zu verharren. Nun kam man aber im Anfang des 15. Jahrhunderts, nachdem das Linnenpapier (das erste Papier bereiteten die Egyptier aus der Papyrusstaude; dann kam das aus roher Baumwolle verarbeitete Papier, das die Araber von Asien nach Spanien brachten; endlich verwandte man in den Ländern, wo es keine Baumwolle gab, Hanf und Flachs dazu, und der Ruhm, solche Fabrikation zuerst ins Große getrieben zu haben, gebührt den Gebrüdern Frick in Ravensburg, deren Firma zu Anfang des 14. Jahrhunderts blühte) in Deutschland eingeführt war, auf die Idee, Bilder auf Papier zu vervielfältigen und diese Idee führte zur Erfindung der Buchdruckerkunst. Statt nemlich die vielen Andachtsbildchen, die man damals verkaufte, immer wieder von neuem zu malen, schnitt man dieselben auf hölzerne Tafeln, überzog dann die Tafeln mit schwarzer Oelfarbe, legte Papier darauf und fuhr endlich mit einem Reiber so lange auf dem Papier herum, bis sich das betreffende Bild auf dem Papier abgedruckt hatte. Später vervielfältigte man dann auch Spielkarten, Kalender und was dergleichen mehr ist durch solche Holzabdrücke und dabei mußte man oft und viel verschiedene Schriftzeilen (die Ueberschriften, Namen und so weiter) in Holz ausschneiden. Dadurch kam nun Johannes Guttenberg, genannt Gensfleisch, ein strebsamer junger Mann aus einer Mainzer Patrizierfamilie, der sich von Jugend auf — er mochte anno 1400 geboren sein — mit mechanischen Künsten befaßte, auf den Gedanken, ganze Seiten eines Buchs auf Holz auszuschneiden und durch Abreiben des Papiers lesbar zu machen. Weil sich aber damals das Leben in Mainz wegen der ewigen Händel zwischen den Patriziern und

den Zünften sehr unangenehm gestaltete, siedelte er anno 1424 nach Straßburg über und hatte da das Glück, schon nach Kurzem einen Freund, Namens Dryzahn, zu finden, der, mit demselben Talente begabt, dieselben Ziele, wie er selbst, verfolgte. Die Frucht ihrer langen Berathungen und noch vielfältigeren Versuche war, daß sie anfingen, die einzelnen Buchstaben aus Holz zu schneiden, und diese dann zur Bildung von Wörtern an einander reihten. Das wollte schon etwas heißen und ohne Zweifel hätten nun die beiden jungen Männer die Buchdruckerkunst zusammen erfunden, wenn nicht Dryzahn allzufrüh weggestorben wäre. Jetzt fühlte sich Guttenberg in Straßburg vereinsamt und kehrte sofort im Jahr 1443 nach Mainz zurück. Das große Ziel aber, das er verfolgte, ließ ihn keinen Augenblick lang ruhen und so kam er auf eine Verbesserung nach der andern. Bald hatte er es so weit gebracht, die einzelnen Buchstaben, statt sie aus Holz zu schneiden, aus einem leichtflüssigen Metall zu gießen und so eine ganz gleichmäßige Schrift herzustellen. Später erwachte in ihm die glückliche Idee, die aus einzelnen Buchstaben zusammengesetzten Wörter in eine Presse zu bringen und dadurch einen weit schöneren Druck zu erzielen, als durch den bloßen Abklatsch mittelst eines Reibers. Kurz, es gelang dem Johannes Guttenberg nach unzählichen Mühen die Buchdruckerkunst zu erfinden, und daraufhin verband er sich, weil er inzwischen all' sein Vermögen zugesetzt hatte, mit dem reichen Johann Faust oder Fust, einem Goldschmied, um diese Kunst von jetzt ab auszunützen. Beide zweifelten nicht daran, daß ein großer Gewinn würde erzielt werden, wenn es gelänge, ganze Bücher durch den Druck herzustellen, denn die Bücher waren, wie schon bemerkt, damals noch sehr theuer, und so ging Guttenberg mit den frohesten Hoffnungen ans Werk. Im Jahr 1452 begann er den Druck der großen sogenannten zwei- und vierzigzeiligen Bibel in zwei Foliobänden und gleich darauf wurde der junge kunstfertige Peter Schöffer von Gernsheim mit ins Geschäft gezogen. Nicht übrigens zum Glück Guttenbergs, denn nachdem Fust die Genialität des Schöffer erkannt, gab er ihm seine Tochter zur Gattin und verlangte dann anno 1455 urplötzlich von Guttenberg die Rückbezahlung der ins Geschäft vorgeschossenen Gelder.

Solche Zahlung konnte Guttenberg nicht leisten und die Gerichte sprachen also dem Fust die gesammten Vorräthe nebst allen sonstigen Utensilien zu. Jetzt druckten Fust und Schöffer für sich allein weiter, unendlich froh, den Profit mit Guttenberg nicht mehr theilen zu müssen, und zunächst ging aus ihrer Officin das Psalterium hervor. Der arme, so schnöd verlassene Guttenberg aber fand in dem Doctor Conrad Humery, einem reichen Mainzer Rathsherrn, einen neuen Gönner und rief mit seiner Hülfe eine zweite Druckerei ins Leben, deren erstes Product anno 1460 das Katholicon war. Beide Officinen wetteiferten von jetzt ab mit einander, welche die schönsten Bücher liefere, und jede von ihnen bildete eine Menge von Gehülfen aus. Natürlich aber wurde diesen Gehülfen das tiefste Stillschweigen über die geheimnißvolle Kunst zur Pflicht gemacht, denn sowohl Guttenberg als Fust wollten sich noch recht lange des großen Ertrags der außerordentlichen Erfindung erfreuen. Allein siehe da, im Jahr 1462 erstürmte Adolph von Nassau (von seinem Streite mit Diether von Isenburg um den Mainzer Erzstuhl habe ich schon erzählt) die Stadt Mainz und da er wie ein Barbar hauste, entflohen die Gehülfen der beiden Druckereien nach allen Weltgegenden. Nicht aber blos dieß, sondern sie errichteten auch überall, wo sie ein Asyl fanden, eigene Officinen und wir treffen daher solche schon in den nächsten Jahren in Köln, Straßburg, Bamberg, Augsburg, Nürnberg, Speier, Ulm, Eßlingen, Lübeck, Leipzig, Memmingen, Reutlingen und Hagenau. Nunmehr konnte sich keine einzelne bevorzugte Menschenkaste mehr rühmen, für sich allein im Besitz der Wissenschaft und Wahrheit zu sein, sondern in alle Schichten der Gesellschaft drang das durch den Druck vervielfältigte Wort und jetzt erst ging jenes berühmte Dictum des Apostels: „Die Wahrheit wird auch frei machen,“ in Erfüllung. Um nun übrigens auf Guttenberg selbst zurückzukommen, so starb er im Februar 1468 hochgeehrt in Mainz, und in zwei Städten, in Straßburg wie in Mainz, sind ihm später Standbilder errichtet worden.

Die beiden Erfindungen, von denen ich soeben gesprochen, mußten nothwendig das Staunen der Welt erregen; allein als etwas noch viel Auffallenderes erschien ein anderes Erzeugniß des Mittel-

alters, nemlich das Gericht der „Heiligen Vehme", welches ganz allein in Deutschland seine Heimath hatte. Seinen Namen schöpfte sich dieses Tribunal von dem altdeutschen Wort „Vehm", oder „Fem", gleich Strafe, und seine ersten Spuren finden wir ums Jahr 1170 in dem Theil von Sachsen, welchen man Engern und Westphalen nannte. Es ist also der Ursprung des Vehmgerichtes ohne Zweifel auf jene schlimme Zeit zurückzuführen, als Heinrich der Löwe, der Herzog von Sachsen, geächtet wurde, denn damals ging in jenem Lande, besonders in Engern und Westphalen, welche Gebietstheile der Erzbischof von Köln an sich riß, Alles drunter und drüber, und somit suchten sich die gequälten Einwohner selbst Recht zu verschaffen. Freilich die Mitglieder der Heiligen Vehme selbst setzten den Ursprung derselben in eine viel fernere Zeit und beharrten hartnäckig darauf, daß schon Kaiser Karl der Große das Institut ins Leben gerufen habe. Sein Zweck, sagten sie, sei gewesen, die gewaltsam zum Christenthum bekehrten Sachsen zu überwachen und die Rückkehr derselben zum Heidenthum zu strafen. Allein eine geschichtliche Begründung gibt es hiefür nicht, sondern vielmehr steht die Thatsache fest, daß selbst auf Westphalens „rother Erde" (in Westphalen besteht der Erdboden meist aus rothem Lehm, wie ihn die Ziegelbrenner lieben) vor dem Jahr 1179 kein „Freigericht" gehegt wurde. Dagegen läßt sich nicht in Abrede ziehen, daß die Vehme eine große Aehnlichkeit hatte mit dem altgermanischen Blutbann oder Criminalgerichte, und es kam dieß wohl daher, daß in Westphalen und am Niederrhein (gerade wie auch in Oberallemannien oder der Schweiz) sich die freien Bauernschaften sowie mit ihnen die altdeutschen Sitten weit länger erhielten, als im übrigen Deutschland. Doch wir thun wohl am klügsten, auf alle nähere Untersuchung hierüber zu verzichten, um uns dafür die Einrichtungen dieses höchst merkwürdigen Gerichts etwas genauer zu betrachten. Die Mitglieder der heiligen Vehme hießen „Wissende", was so viel ist als Eingeweihte, im Gegensatz gegen die übrige Menschheit, die sämmtlich zu den „Nichtwissenden" zählte. Nicht aber Jeder wurde in den hochwichtigen Bund der Wissenden aufgenommen, sondern nur — wenigstens in den ersten Zeiten — unbescholtene, in richtiger Ehe erzeugte und



Aus der Zeit der Vehmgerichte im 14. Jahrhundert.

gut christlich gesinnte Männer, für welche andere Wissende sich verbürgten. Mit der Aufnahme mußte Jeder einen feierlichen Eid leisten: „Die heilige Vehme zu verhehlen vor Weib und Kind, vor Vater und Mutter, vor Schwester und Bruder, vor Feuer und Wind, vor Allem, was die Sonne bescheint und der Regen benetzt, vor Allem, was zwischen Himmel und Erde ist.“ Wer aber zum Verräther würde an dem Geheimniß, in das sich die Mitglieder der Vehme hüllten: „den sollte man greifen, ihm die Hände vorn zusammen- und ein Tuch vor die Augen binden, ihn festhalten auf einem Brett, daß man ihm die Zunge herausreiße, dann ihm einen dreisträngigen Strick um den Hals winden und ihn sieben Fuß höher henken, als einen gemeinen, verfehmten, missethätigen Dieb.“ So unendlich viel lag den Wissenden daran, daß man nie etwas Näheres über ihr Institut erfahre! Von Zeit zu Zeit nun — gewöhnlich alle Jahre — traten die Wissenden eines Distrikts zusammen, um die Freigrafen, die Freischöffen und die Beisitzer des Gerichts nebst den Frohnboten zu wählen; das Gericht selbst aber bestand aus zwölf Freischöffen, über welche der Freigraf als Präsident den Vorsitz führte. Die Aufsicht über sämmtliche Gerichte in Westphalen hatte dem Namen nach der Erzbischof von Köln unter dem Titel eines Stuhlherrn; die oberste Aufsicht aber über alle Vehmgerichte zusammen stand — natürlich ebenfalls blos nominell, da man sich um keine Befehle irgend einer Behörde etwas kümmerte — dem deutschen Kaiser, als dem obersten Stuhlherrn, zu. Die Wissenden selbst gaben ihrem Gericht den Namen „Freiding“, und der Ort, wo das Freiding seine Sitzungen hielt, hieß „Freistuhl“. Es gab aber zweierlei Freidinge, nemlich öffentliche und geheime. Jene, die öffentlichen, „bei rechter Tagszeit unter scheinender Sonne und unter freiem Himmel gehegten“ Gerichte urtheilten über bürgerliche Streitigkeiten oder, wie man jetzt sagen würde, über die Civilrechtsfälle, die in einem District vorkamen; vor das heimliche Freiding aber, oder die „heimliche Acht“, die man stets in dunkler Nacht, an abgelegenen stillen Plätzen, wie bei der Vehmlinde in Dortmund oder bei der Vehmeiche in Arnsberg abhielt, gehörten alle sogenannten „Vehmrügen“, das heißt alle und jede Criminalsachen, wie insbe-

sondere der Mord, der Raub, der Diebstahl, die Brandstiftung, die Nothzucht, die Zauberei und die Ketzerei, welche sämmtlich mit dem Tode — eine andere Strafe kannten die Vehmgerichte nicht — bestraft wurden. Eine Anklage konnte nur von einem Wissenden erhoben werden; aber jeder Wissende, der von einem Verbrechen erfuhr, war zu derselben verpflichtet, und legte sofort vor einem Freiding einen Eid ab, daß der Beschuldigte das Verbrechen, so viel ihm, dem Wissenden; bekannt, wirklich begangen habe. Nun beorderte der Freigraf einen Frohnboten, den Missethäter vorzuladen, und der Frohnbote heftete die Vorladung — in welcher genau bestimmt war, wann und wo man sich einzufinden habe — bei dunkler Nacht schriftlich an die betreffende Hausthüre. Kam nun der Angeschuldigte an den bezeichneten Ort, so fand er da schon den Frohnboten vor und dieser führte ihn, nachdem er ihm die Augen verbunden, vor das Freiding. Hier angekommen mußte der Vorgeladene vor Allem in die Hände des Freigrafen, vor dem als Zeichen des Blutbanns Schwert und Strick lagen, die tiefste Geheimhaltung schwören und dann erst wurde ihm die Binde abgenommen, damit er sich frei und offen verantworte. Auch erlaubte man ihm, sich auf Zeugen, sogenannte Eideshelfer, zu berufen, und dasselbe Recht hatte der Ankläger. Brachte nun der Letztere drei Eideshelfer, so konnte sich der Angeklagte nur dadurch retten, daß er seinerseits deren sechs stellte. Wenn aber daraufhin der Ankläger die Zahl seiner Zeugen auf vierzehn brachte, so war der Angeklagte unbedingt verloren, falls er nicht deren einundzwanzig auftrieb. Damit übrigens hatte der Prozeß unbedingt ein Ende und der Angeklagte, dem so viele Zeugen beistanden, mußte sofort freigesprochen werden. Umgekehrt dagegen, wenn die Freischöffen (die zwölf Schwurrichter) den Angeklagten schuldig sprachen, führten ihn zwei Frohnboten, unterstützt von einigen Beisitzern, augenblicklich auf die Seite und hingen ihn am nächsten Baume auf. Nicht minder wartete dessen der Tod, welcher der Vorladung keine Folge leistete, denn einen Solchen „verfehmte" sofort der Freigraf, und „nahm ihn aus dem Frieden des Rechts und der Freiheit, die Kaiser Karolus gesetzt und Pabst Leo confirmirt hat und ferner alle Fürsten, Herren, Ritter und Knappen,

Schöffen und Freie beschworen haben in dem Lande zu Sachsen, und setzte ihn von aller Freiheit und Recht, so er hatte, seit er aus der Taufe gezogen ward, in Königsbann und Wette, in den höchsten Unfrieden, und wies ihn forthin von den vier Elementen, die Gott den Menschen zum Trost gegeben, und wies ihn forthin achtlos, rechtlos, friedlos, ehrlos, sicherlos, missethätig, vehmpflichtig, leiblos, als man mit einem vervehmten, verführten und verweiseten Manne thut, und er soll nun forthin unwürdig gehalten werden und keines Gerichts und Rechts genießen, noch gebrauchen, noch besitzen, und er soll keine Freiheit noch Geleit ferner haben in keinen Schlössern noch Städten, außer an geweihten Stätten; und er vermaledeite sein Fleisch und Blut, auf daß es nimmer zur Erde bestattet werde, der Wind ihn verwehe, die Krähen, Raben und Thiere in der Luft ihn verzehren, und er wies und theilte zu den Krähen und Raben seinen Leib, die Seele aber unserem lieben Herrgott, wenn sie derselbe zu sich nehmen will." Mit andern Worten, ein Jeder, der nicht vor dem Freiding erschien, wurde für vogelfrei erklärt und jeder der Wissenden hatte die Verpflichtung, ihn, wann und wo er ihn traf, zu tödten. Wohlgemerkt übrigens, man tödtete ihn nicht, ohne daß man ein Zeichen hinterlassen hätte, wer ihn getödtet habe, nemlich einen in die Erde gesteckten Dolch mit dem Zeichen des Kreuzes, und wer einen solchen Dolch neben einem Gehängten sah, der eilte vorwärts, so schnell ihn seine Füße trugen, ohne den Leichnam auch nur zu berühren. In solcher Weise trat die heilige Vehme im ersten Jahrhundert ihres Bestehens auf und sie hatte damals noch nirgends eine Geltung, als auf der rothen Erde Westphalens. Weil aber hernachmals die Unordnung und Rechtslosigkeit, verbunden mit Gewalt, Raub und Mord, in ganz Deutschland — bei der Unmacht der Kaiser — immer furchtbarer anwuchs, setzte sie sich als eine Nothwendigkeit auch in anderen Provinzen fest und am Schluß des 14. Jahrhunderts war es bereits so weit gekommen, daß auf deutschem Boden kein District mehr existirte, in dem nicht von Zeit zu Zeit „ein geheimes Freiding gehegt" (so drückte man sich aus) worden wäre. Ja man zählte zu Anfang des 15. Jahrhunderts über 100,000 Freischöffen und jeder Rathsherr einer freien Stadt schätzte

es sich zur höchsten Ehre, unter die Wissenden aufgenommen zu werden. Auch erwies sich die heilige Vehme im Anfang als ein äußerst wohlthätiges Institut, denn die Tausende von Bedrängten kamen durch sie zu ihrem Rechte und die Abertausende von Missethätern erhielten ihre Strafe. Ebendeßhalb wurde sie auch von den Kaisern selbst begünstigt, besonders von Karl IV., und die Freigrafen gaben sich nun allüberall das Ansehen, als ob sie im Namen des deutschen Reichsoberhauptes unter Königsbann richteten. So wurde der Schrecken, der von der Vehme ausging, ein immer immenserer und, weil sich kein Mensch — Weiber, Priester und Juden wurden übrigens nie vorgeladen — vor ihr sicher fühlte, bekreuzigte sich Jeder, wenn er nur ihren Namen hörte. Je größer nun aber die Gewalt war, welche die heilige Vehme erlangte, um so mehr mußten die Territorialherrn, ich meine die größeren und kleineren Dynasten, gegen sie aufgebracht werden, denn ihre eigene Territorialgerichtsbarkeit wurde durch sie immer mehr annullirt. Man bedenke nur, in den ersten Zeiten des Mittelalters übten die Kaiser den Blutbann in ganz Deutschland aus, das heißt, sie waren die obersten Criminalrichter und ernannten ihre Grafen und Sendboten, welche in jeder Provinz und jedem Gau Recht sprachen; nach und nach aber, als die Dynasten souverainer und souverainer wurden, rissen diese die Gerichtsbarkeit an sich und die goldene Bulle setzte sogar ausdrücklich fest, daß die Kurfürsten in ihren Territorien ganz allein die richterliche Gewalt auszuüben hätten. Sollten sich nun die Territorialherrn solche Gewalt von der heiligen Vehme mir nichts, dir nichts aus den Händen winden lassen? Ueberdem wie schlimm artete nicht das bewußte Tribunal selbst mit der Zeit aus! Aus Privathaß oder des Eigennutzes wegen wurden Hunderte, die ganz schuldlos waren, von irgend einem Wissenden, dem es auf einen Meineid nicht ankam — und in dieser Beziehung zeichneten sich besonders die geringeren Herren von Adel, oft ganz verwilderte Gesellen, die sich in Masse zudrängten und wegen ihrer Familienverbindungen auch meist Aufnahme, oft sogar als Freigrafen fanden, höchst unvortheilhaft aus — vor das Freiding gezogen und verurtheilt. In Folge dessen kamen zwischen einzelnen Fürsten und Reichsstädten förmliche

Vereine zu Stande, welche die Wirksamkeit der Vehme in ihren Sprengeln bei schwerer Strafe verpönten und Jeden mit dem Tode bedrohten, der ferner noch eine Klage bei derselben erheben würde. Ja einem großartigen Vereine dieser Art, der sich im Jahr 1461 constituirte, trat außer der schweizerischen Eidgenossenschaft fast ganz Süddeutschland bei und von nun an wurde den Anmaßungen der Freigrafen und ihrer Genossen nach allen Seiten hin gesteuert. Am meisten übrigens trugen hiezu die Universitäten bei, deren jetzt (wie bereits erzählt) nach dem Muster Prags gar viele (Wien 1365, Köln 1385, Heidelberg 1386, Leipzig 1409, Rostock 1419, Trier 1454, Greifswalde 1456, Freiburg 1456, Ingolstadt 1472 und Tübingen 1477) gegründet wurden, denn sie verbreiteten nach Ueberallhin die Kenntniß des römischen Rechts und trieben die Territorialherren an, in ihren Landen Gerichte zu etabliren, vor denen man nach den von Kaiser Justinian gesammelten Gesetzbüchern Recht fand. Diese Gerichte standen insofern in vollkommenem Gegensatz gegen die bisher üblichen auf altgermanischer Sitte beruhenden öffentlichen Schöffengerichte, als ihre Urtheile in abgeschlossener geheimer Gerichtsstube geschöpft wurden, allein man hielt sie doch viel höher, weil man nur gelehrte, auf Universitäten gebildete Juristen zu Richtern ernannte, und darum verhallte auch ihre Stimme, die sich mit Macht gegen den gräßlichen Unfug der heiligen Vehme erhob, nicht fruchtlos. So verschwanden, weil von Allen bekämpft, die Vehmgerichte nach und nach und das letzte, von dem man weiß, wurde anno 1568 bei Celle abgehalten.

Man sieht hieraus, wie himmelweit verschieden die Zustände im 14. und 15. Jahrhundert von den jetzigen waren, und um dieß noch mehr klar zu machen, wollen wir zum Schluß noch einen Blick auf das damalige Leben in Stadt und Land werfen. Was zuerst die Städte anbelangt, so mehrte sich in ihnen der Reichthum nach und nach ganz außerordentlich, denn sie allein waren es, welche die ausländischen Waaren, die des Orients so gut als die der benachbarten Völker, sonderlich der Franzosen und Italiener, importirten, und wiederum nur sie waren es, welche die deutschen Producte dem Ausland zuführten. Ueberdem, wie nutzbringend entwickelte sich nicht

in ihnen der Gewerbfleiß und die Industrie, deren Anfänge wir schon in der vorigen Periode begrüßt haben! So zum Beispiel die Linnen-, Wollen- und Baumwollenweberei in Ulm, Augsburg und Nürnberg, und so den Bergbau (auf Silber so gut als auf Eisen, Kupfer und Zink) in Tyrol, Böhmen, Thüringen und Sachsen. Dann weiter die Kunst, das Metall zu bearbeiten (Gold-, Silber- und Waffenschmiede gab es in allen Städten), und endlich die Holzschnitzerei, welche theils in Bildern und Statuen, theils in Kirchenstühlen und Kirchenthüren ganz Außerordentliches leistete. Ja selbst die wirkliche Kunst, besonders die Malerei, fing an aufzublühen, und wenn ich an die Namen eines Martin Schön, eines Nikolaus Wurmser, eines Martin Schongauer, eines Stephan Lochner und der Gebrüder Zeitblom erinnere, so wird der Leser keine weiteren Beweise mehr verlangen. Im Uebrigen berufe ich mich einfach auf das Zeugniß des Aeneas Sylvius Piccolomini, des nachherigen Pabstes Pius II., welcher die deutschen Städte folgendermaßen schilderte: „Augsburg ragt im Wohlstand über alle Städte der Welt empor; Brügge ist der Sammelplatz und das Lager für alle Kaufleute und Waaren in Europa; Straßburg gleicht, ja übertrifft Venedig; Danzig beherrscht die Ostsee, Lübeck dagegen die drei nordischen Königreiche; Frankfurt am Main ist der Vermittlungspunct des ober- und niederdeutschen Handels und Köln durch unübertreffliche Werke der Baukunst die prächtigste Stadt Europas; was aber Nürnberg anbelangt, so würde sich mancher König glücklich schätzen, wenn er so viel besäße, als ein einfacher Nürnberger Bürger.“ Kurz, die Gewerbe, die Industrie und der Handel — letzterer, trotz aller Hindernisse, welche ihm einmal das Raubritterthum, sodann die vielen Zölle zu Wasser und zu Land, und endlich die Erbärmlichkeit der Straßen entgegensetzten — erreichten im 15. Jahrhundert einen früher nie geahnten Flor und die Städter wurden daher, wie schon gesagt, reich, sogar zum Theil wahre Crösusse, wie z. B. der Steiermärker Ulrich Eggenberger, der Ahnherr des nachherigen reichsfürstlichen Hauses Eggenberg. Wie aber wandten sie diesen ihren Reichthum an? Nun es ist richtig, es wurde von ihnen viel Gutes und Schönes zu Tage gefördert und besonders gereichte es ihnen zu unsterblichem

Ruhme, daß sie sich so eifrig des Unterrichtswesens annahmen. Während der ganzen größeren Hälfte des Mittelalters bis tief ins 13. Jahrhundert hinein hatten die Mönche sowie die Priesterwelt überhaupt so zu sagen ein Monopol auf den Jugendunterricht und nur in einer Klosterschule konnte man seine Kinder etwas lernen lassen. Was aber lernte man dorten? Ei natürlich das Ableiern des Rosenkranzes und das Herbeten des Breviers, in allem Uebrigen aber blieb man gerade so unwissend, als die Mönche in der Regel selbst waren. Nun wurden aber die Städter nur allzubald inne, daß ein Kaufmann und selbst ein Gewerbsmann seinem Geschäft unmöglich vorstehen könne, wenn er nicht zum mindesten mit dem Lesen, Schreiben und Rechnen vertraut sei, und errichteten sofort, trotz des Widerspruchs der Geistlichkeit, städtische Schulen, wo möglich mit weltlichen Lehrern, wenn sie solche auftreiben konnten. So zum Beispiel Lübeck schon im Jahr 1262 und so Hamburg anno 1281. Solch' gutes Beispiel aber erweckte Nacheiferung und in der Mitte des 14. Jahrhunderts gab es keine einzige deutsche Reichsstadt mehr, in welcher nicht eine oder einige Schulen mit weltlichen Lehrern florirt hätten. Wohlgemerkt übrigens, diese Schulen waren nur für Knaben da, denn was das weibliche Geschlecht anbelangt, so meinte man, dasselbe brauche nichts, als Uebung in den weiblichen Arbeiten, und nur ausnahmsweise wagte man sich da und dort (z. B. in Speier anno 1362 und in Ueberlingen anno 1456) auch an Mädchenschulen. Wie übrigens für das Unterrichtswesen, so wurde auch für den Gottesdienst gesorgt und die Reichsstädte wetteiferten förmlich mit einander, welche von ihnen den prachtvollsten Dom oder das kolossalste Münster besitze. Darum standen auch alle Celebritäten im Baufach in den höchsten Ehren und wenn die Straßburger sich rühmten, in Erwin von Steinbach einen unübertroffenen Meister zu besitzen, so waren die Ulmer nicht weniger stolz auf ihren Ulrich von Ensingen sowie später auf ihren Mathias Böblinger. Nicht vergessen übrigens dürfen wir hiebei, daß es den üppigen Reichsstädtern bei Herstellung solcher Prachtskirchen weniger um die Sache selbst zu thun sein mochte, als vielmehr um Befriedigung ihres Hochmuths und noch mehr ihres Ehrgeizes, da sie fast außer sich kamen, wenn eine andere

Stadt es ihnen zuvorthat. Doch lassen wir dieß und kommen wir auf die sonstigen Folgen zurück, welche der Reichthum nach sich zog. Diese waren vor allem eine Steigerung des Wohllebens, verbunden mit ungeheurer Genußsucht; damit aber verloren die Bürger die Energie und Kraft, welche sie früher besaßen, und so schwand alle Lust zu einer mannhaften That, ja die Mannhaftigkeit selbst schon nach kurzem dahin. Sodann welcher verderbliche Luxus machte sich nicht geltend, besonders auch in der Kleidung, wobei sich natürlich die Weiber und Jungfrauen besonders hervorthaten! Endlich sorgte man nicht auch für Sinnenbefriedigung aller Art und zwar nicht selten auf Kosten sogar des öffentlichen Anstandes? Zum Beweis dessen brauche ich blos anzuführen, daß in keiner Reichsstadt ein „öffentliches Frauenhaus" fehlte, selbst nicht einmal in der kleinsten, während in den größeren sich deren fünf bis sechs befanden. Auch verband man mit einem solchen Bordelle fast immer eine Badstube, und steigerte hier die Raffinirtheit so weit, daß immer Männer und Weiber zusammen badeten. Ja um das Maß voll zu machen, so fehlte in einer bedeutenderen Stadt selbst nicht einmal ein öffentliches Spielhaus, in dem man sein Geld (wie z. B. in Frankfurt am Main seit anno 1379) im Würfelspiel loswerden konnte, und so machte sich in allen deutschen Reichsstädten mit dem Reichthum auch die Lüderlichkeit breit.

Wie sah es nun aber mit dem Leben auf dem Lande aus? Nun die Unterthanen der kleineren Edelherren — der Ritterburgbesitzer — waren übel genug daran, denn ihre Herren behandelten sie fort und fort als Sklaven, so daß der geringste Jaghund auf der Burg es besser hatte. In den kleinen edelmännischen Dörfern wetteiferte daher die Armuth mit der Unwissenheit und dazu gesellte sich noch eine Faulheit, die nur vom Schmutz überboten wurde. Von Fortschritten in der Landwirthschaft konnte also hier keine Rede sein. Der Bauer arbeitete nicht für sich, sondern für seinen gestrengen Herrn, und somit blieb Alles beim hergebrachten Schlendrian. Etwas anders gestalteten sich die bäuerlichen Verhältnisse in den kleineren oder größeren Fürstenthümern, deren Besitzer wie unabhängige Könige schalteten. Zwar allerdings blieben auch hier die Bauern in der

Leibeigenschaft und folglich total rechtslos; allein weil den Fürsten unendlich viel daran lag, daß ihr Land zu Wohlstand komme (ihr eigenes Einkommen hing ja vom Wohlstand ihrer Unterthanen ab!), gaben sie ihren Leibeigenen einzelne Felder in Pacht und ließen diese auf Kind und Kindeskinder forterben. So wurde hier in den Bauern die Lust geweckt, ihr Pachtgütchen zu verbessern, denn wenn es jedes Jahr mehr ertrug, so hatten sie selbst hievon den Hauptvortheil, obwohl sie meist den vierten Theil des Ertrags an den Gutsherrn abzuliefern hatten. Darum fing auch der Weinbau am Rhein und in andern günstigen Lagen mächtig an aufzublühen und mit nicht geringerer Sorgfalt gab sich der Bauer wenigstens da und dort auf dem Flachland der Obstzucht und dem Ackerbau hin. Was Wunder also, wenn Fremde, die durch Deutschland reisten, sich an den herrlichen Fluren nicht satt genug sehen konnten und manche Gegend mit einem fröhlichen Garten verglichen? Doch lassen wir nun die Bauern und steigen zu den Ritterburgen hinauf — — können wir da von einem Fortschritt Meldung thun? Nein, sicherlich nicht, sondern die Herren Ritter trieben es noch gerade, wie früher, und vielleicht sogar noch ein bischen ärger. Man jagte, man trank, man wegelagerte, und letzteres jetzt mit verdoppeltem Eifer, weil jeden Ritter der Neid über den Reichthum der Städter fast verzehrte. Vom Lernen und Studiren aber wollte kein adeliger Herr etwas wissen, weder für sich noch für seine Söhne, sondern er überließ dieß mit einer Verachtung ohne Gleichen dem Pfaffenthum und dem Bürgerpack, und die Folge war, daß von tausend Hochgebornen vielleicht kaum ein Einziger, vielleicht auch gar keiner lesen und schreiben konnte. In Einer Beziehung übrigens war doch mit dem geringeren Adel eine Veränderung vorgegangen, darin nemlich, daß nun von den Söhnen eines Burgherrn ganz sicherlich wenigstens die Jüngeren dem väterlichen Schloß den Rücken kehrten, um auswärts ihr Glück zu suchen. Die Armuth war gar zu groß dort oben und in dieser wollten sie nicht verkommen. Sie abenteuerten daher entweder in fremden Ländern herum oder noch öfter traten sie in die Dienste eines benachbarten Fürsten, um da ihre Carrière zu machen. Freilich opferten sie damit ihre Unabhängigkeit, auf die sie früher so stolz gewesen waren; allein dafür errangen sie Geld und

Gut und nicht selten auch eine einflußreiche Stellung, die mehr Werth hatten, als zehn Raubburgen zusammen. Was nun endlich noch die Fürsten selbst betrifft, so fühlten sie sich, wie schon gesagt, als souveraine Könige und bauten sich in irgend einer ihrer Städte eine prächtige Residenz, von der aus sie ihr ganzes Territorium beherrschten. Auf das Lernen und Studiren hielten auch sie nicht besonders viel, und obwohl sie es, schon ihrer Regentenpflichten wegen, gewöhnlich nicht ganz vernachlässigten, so gab es doch selbst unter ihnen manche, die — wie z. B. der Landgraf Ludwig I. von Hessen und der Landgraf Ludwig der Aeltere von Thüringen — nicht einmal lesen und schreiben konnten. Dagegen umgaben sie sich regelmäßig mit einem mehr oder minder glänzenden Hofstaate und fanden ihre größte Befriedigung darin, wenn sie der Feste wegen, die sie von Zeit zu Zeit gaben, von allen Seiten angestaunt wurden. Im Uebrigen genirte sie Eines gewaltig, das nemlich, daß sie in allen wichtigeren Regierungsangelegenheiten vorher, ehe sie handeln durften, ihre Landstände zu befragen und namentlich in allen Steuersachen ihre Einwilligung nachzusuchen hatten, denn dieses staatliche Institut war eben jetzt zu einer starken Macht in jedem Fürstenthum herangewachsen. Wie hätte dieß aber auch anders sein können? Bei den unendlich vielen Erbschaftsstreitigkeiten, die während des 14. und 15. Jahrhunderts in diesem oder jenem Fürstenthum zwischen den nächsten Verwandten oft zu langem Blutvergießen führten, mußte jeder Erbschaftscandidat um die Gunst der Ersten im Lande buhlen und nur der fand schließlich Anerkennung, für den sich die Barone, die Prälaten und die Städte erklärten. Ueberdem, wenn ein Fürst mit einem seiner Nachbarn in Krieg verwickelt wurde, blieb ihm dann etwas anders übrig, als die genannten drei Factoren oder Stände um ihre Beihülfe anzugehen, da er ja, wenn sie ihm nicht beistanden, ganz machtlos dastand? So bildete sich nach und nach in den verschiedenen deutschen Fürstenthümern das Institut der Landstände aus, gerade wie sich schon früher im Reich das Institut der Reichsstände ausgebildet hatte, und diese Landstände preßten, sowie es die Umstände erlaubten, den Fürsten eine immer größere Machtbefugniß ab. Zuerst stoßen wir auf sie in Oestreich und Baiern, weil diese beiden

Länder so viel unter Bruderkriegen zu leiden hatten, und dann kamen Brandenburg, Württemberg, Böhmen, Baden und Hessen an die Reihe. Am Schlusse des 14. Jahrhunderts aber gab es bereits kein deutsches Land mehr, wo nicht von Zeit zu Zeit ein Landtag abgehalten worden wäre, und mit der absoluten Willkühr der Herren Dynasten hatte es also jetzt ein Ende. Davon dagegen, daß auf diesen Landtagen auch der vierte Stand, der der Bauern, sich hätte vertreten lassen dürfen, konnte natürlich nicht die Rede sein, denn die Bauern schmachteten ja sämmtlich — mit Ausnahme der Eidgenossen in Oberallemannien und der Bewohner des Unterrheins und der Nordsee — noch unter dem Joche der Leibeigenschaft.

Ende des zweiten Bandes.